This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

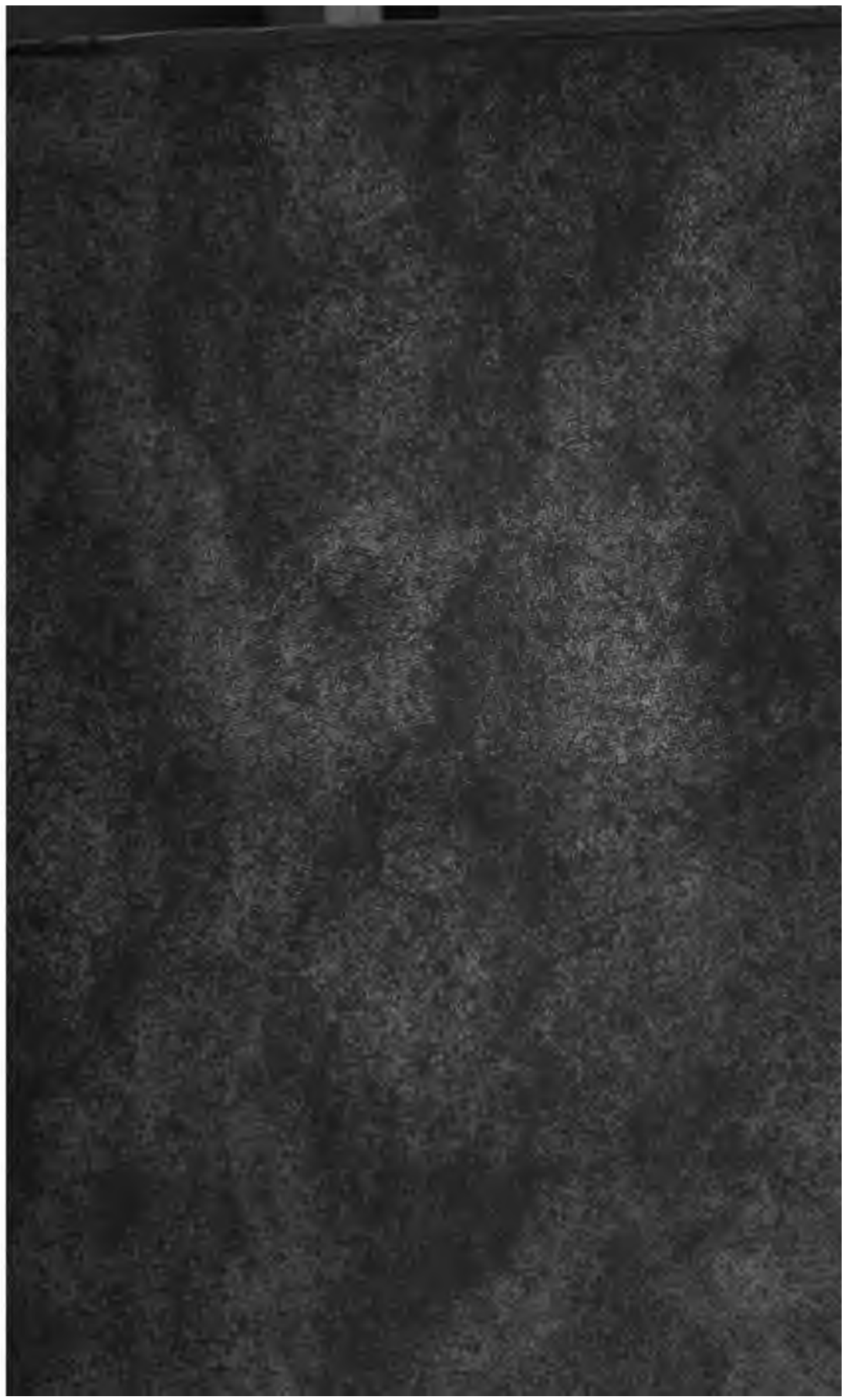
C. G. Schillings

Mit Blitzlicht und Büchse

R. Voigtländers Verlag in Leipzig

HOOVER INSTITUTION
on War, Revolution, and Peace

FOUNDED BY HERBERT HOOVER, 1919



Elfr. Zimmermann phot. *R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.*

F. Nicolics
Wien 9/12 1904

Mit

Blitzlicht und Büchse

Neue Beobachtungen und Erlebnisse in der Wildnis inmitten der Tierwelt von Äquatorial-Ostafrika

von

C. G. Schillings

Mit 302 urkundtreu in Autotypie wiedergegebenen photographischen Original-Tag- und Nacht-Aufnahmen des Verfassers

R. Voigtländer's Verlag in Leipzig • 1905

3176

Herrn

Henry Suermondt

zugeeignet.

Inhalt.

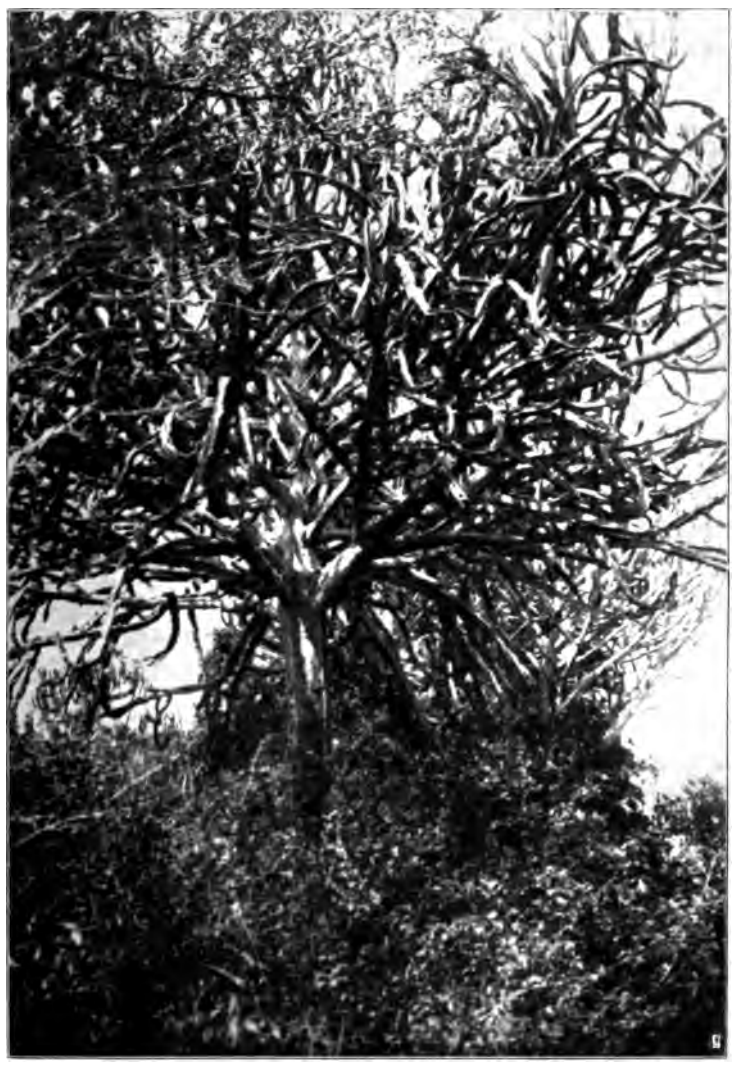
	Seite
Sachregiſter zu den Abbildungen	VIII
Vorrede des Verfaſſers	XI
C. G. Schillings und ſein Erſtlingswerk. Ein Vorwort von Dr. L. Heck	1
1. Die Tragödie der Kultur	7
2. Momentphotographien lebenden Wildes	17
3. Tierpſyche	28
4. Maſai-Nyika	36
5. Steppenbrände	48
6. Zum Kilimandſcharo mit Prinz Löwenſtein	55
7. An den Ndjiriſeen	75
8. Sumpfabend	89
9. Am Bache	95
10. Der afrikaniſche Elefant	112
11. Elefantenjagd	133
12. Nashörner	160
13. Rhinozerosfang	186
14. Flußpferd	198
15. Büffel und Krokodile	211
16. Giraffen	230
17. Zebras	243
18. Löwen	255
19. Eine Löwenjagd	264
20. Weitere Erlebniſſe mit Löwen	278
21. Leopard	293
22. Jagdhyänen, Luchſe und kleinere Säuger	304
23. Erdferkel und Stachelſchweine	313
24. Hyänen und Schakale	322
25. Oſtafrikaniſche Antilopen	341

Seite

26. Gazellen und Zwergantilopen 369
27. Affen 384
28. Pürschgänge in der Nyika 399
29. Nächtlicher Ansitz 450
30. Feindliche Mächte (Reiseerlebnisse) 456
31. Wildschutz 496
32. Die Jagden der Eingeborenen 504
33. Ein kriegerisches Hirtenvolk: Die Masai 514
34. Endwort 525

Anhang:

Einige Worte über die von Herrn C. G. Schillings in Ostafrika gesammelten Säugetiere 529
Liste der von Herrn C. G. Schillings gesammelten Säugetier-Arten von Professor Paul Matschie 534
Übersicht der von Herrn C. G. Schillings gesammelten Vogelarten von Professor Dr. A. Reichenow 537



Euphorbia Nyikae Pax.

Sachregiſter zu den Abbildungen.

(24 Einſchaltbilder, 77 Vollbilder im Text, 164 kleine Abbildungen und 37 Kopfleiſten.)

Jede mechaniſche Nachbildung der Original-Aufnahmen iſt verboten.

Seite

Adler 416, 495
Affen . 38, 385, 391, 393, 398, 429
Affenbrotbaum 245
Akazien 38, 235, 405
Akazienſteppe 185
Antilopen 65, 305, 322, 341, 343, 353, 357, 359, 361, 362, 365, 369, 375, 413, 435
Ausrüſtung (photographiſche) . 25, 26

Baobabs 384
Baumſchiefer 309
Bega-Affe 385
Bergriedböcke 381
Büffel 213, 227

Calamocichla schillingsi Rchw. . 539

Dornendickicht 477

Edelreiher 198, 409
Eingeborene 57, 301, 457, 459, 462, 463, 481, 483, 485, 486, 505, 507, 510, 511, 514, 515, 516, 517, 519, 520, 521, 522

Seite

Elefanten 11, 15, 113, 129, 136, 142, 143, 151, 153, 159, 507
Elefantenfährten 39, 137, 139, 141, 437
Elefantenjäger 11, 119
Elefantenzähne . . 13, 113, 121, 149
Elenantilopen 305, 322, 343
Elenbulle 407
Erythropygia plebeia Rchw. . . 539
Euphorbia Nyikae Pax. VII

Fallgruben 447
Fata morgana 36
Fiſcher (Vögel) 90
Fiſchfang 64
Flamingos 77, 221
Flötenakazien 235
Flußpferde 199, 201, 203
Flußpferdſchädel 205
Führer 51

Gazellen 48, 53, 54, 65, 264, 265, 359, 363, 383, 369, 370, 371, 372, 373, 377
Geier 49, 67, 85, 88, 89, 101, 103, 205, 225, 278, 311, 323, 353, 417, 433, 436

Seite

Giraffen 1, 230, 233, 234, 235, 236 237, 239, 369, 409
Giraffengazellen 363, 377
Gnus 7, 95, 245, 264, 344, 347, 351, 369, 408
Grantgazellen 48, 53, 54, 370, 371, 372, 373, 383

Heck, Dr. L. 355
Heuſchrecken 91
Hungersnot 480
Hyänen 295, 305, 313, 324, 325, 327, 331, 334, 335, 337

Ibiſſe 198, 415
Impalla-Antilopen 361
Inſelbewohner 467

Jagdſchein 456

Kandelaber-Euphorbien 9, 112
Kap Guardafui 56
Karawane 243, 461, 469
Kerz, Konſervator 355
Kilimandſcharo . . . 41, 133, 402, 403
Klippſpringer 443
Kormorane 79
Kraniche 93, 409
Kranichgeier 353, 433
Krokodile . . . . . VI, 211
Kronen-Kraniche 93, 409
Kropfſtörche 89
Kuhantilopen . . 362, 365, 369, 413
Kuhreiher 61

Lager . . . 23, 33, 35, 293, 319, 511
Landſchaft 38, 39, 43, 47, 56, 81, 84, 111, 186, 201, 255, 263, 307, 313, 315, 319, 384, 401, 450, 467, 471, 496, 504, 527, 578, V, VIII, XI
Leoparden 297
Löwen 24/25, 109, 261, 265, 273, 275, 278, 281, 283, 285, 291, 453, 497
Löwenſtein, Prinz 58, 304

Seite

Madenhacker 167
Marabus 32, 35, 91, 229, 311
Matſchie, Profeſſor P. 355
Maultiere 464
Meerkatzen 38, 429
Moſchi (Militärſtation) 73
Mosquitos 399

Nachtaffe 398
Nahrungsmittel 459
Nashörner 11, 29, 160 161, 165, 167, 169, 171, 173, 177, 178, 179, 181, 183, 188, 189, 190, 191, 195, 339
Nashornfährten 39, 437
Nashornjagd 163
Ndjiriſümpfe 86, 87, 160
Nilgänſe 17, 75, 83
Nimmerſatte 33, 69

Obſtgartenſteppe 43
Orgeich, Präparator 273, 301
Oryxantilopen 65, 341, 357, 359, 435

Palmen 384
Papyruswälder 437
Paviane 391, 393, 397, 464
Pelikane 78
Perlhühner 92
Photographiſcher Ausflug 19
Photographiſche Ausrüſtung . 25, 26
Ploceus schillingsi Rchw. . . . 539
Präparationsarbeiten 23, 135, 159, 275, 304, 342, 421, 422, 423
Pythonſchlangen 86

Raben 88
Raubadler 495
Regenzeit 76, 466, 468
Reiher 61, 63
Rhinozeros-Hörner 13
Rieſentrappe 99

Salzſteppe 369
Sanſevierendickicht 476

Seite

Schakale . . 311, 313, 323, 328, 329
Schiffahrt 55
Schillings, C. G. . . . . Titelblatt, 29, 37, 58, 97, 189, 190, 191, 275, 514
Schirmakazien 405
Schlangenhalsvögel 62
Schutzumzäunungen der Eingeborenen 512
Seeadler 416
Starweberneſter 405
Steppe . 40, 42, 43, 45, 369, 391, 469
Störche 30, 59, 60, 89, 91
Strauße 266, 369, 400
Straußenneſter 266, 267
Succulenten-Steppe 40, 42

Seite

Tamarinden 383
Thomſongazellen 264

Waſſerböcke 105, 361, 434
Waſſernot 147, 425, 428, 475
Webervögelneſter 405
Weißbartgnus 345, 349, 353, 355, 412, 413
Welſe 64
Wildenten 201

Zebras 89, 107, 241, 245, 246, 247, 249, 251, 353, 369, 408, 413, 441
Ziegenbock 337
Zwergantilopen 375
Zwerggazellen 65, 525

Vorrede des Verfassers.

Sämtliche Illustrationen des vorliegenden Werkes sind in Autotypie hergestellte Reproduktionen der von mir gemachten Originalaufnahmen, mit alleiniger Ausnahme einiger weniger besonders als solche gekennzeichneter Bilder.

Wenn Dr. Ludwig Heck meine Tierbilder als „Natururkunden" bezeichnet, so hat dies seinen guten Grund: **keine einzige dieser Aufnahmen ist nämlich durch Retouche irgendwie verändert oder „verbessert" worden, vielmehr sind alle genau so reproduziert, wie sie die Originalnegative ergaben.** Eine Ausnahme hiervon macht nur die Aufnahme zweier einen Stier überfallenden Löwen, die beim Kopierprozeß im afrikanischen Lager beschädigt und infolgedessen durch Retouche ausgefleckt worden ist. Ein Telegramm Rittmeister Kieslings trug mir im fernen Lande mit Bezug auf diese Aufnahme nach einem halben Jahr das lakonische Wort zu: „Gerettet"! Wer meine Freude, die ich damals empfand, begreifen will, muß es versuchen, in der Wildnis nachts Löwen zu photographieren.

Nach meinen Originalnegativen wurden in der Goerzschen Optischen Anstalt Diapositive angefertigt, auf das Buchformat vergrößert. Nach diesen Diapositiven, also mit denkbar geringem Verlust am Detail, stellte die photographische Kunstanstalt von Wilhelm Langenbruch in Berlin die zum Druck dieses Werkes verwendeten Kupfer-Netzätzungen her.

Meine Aufnahmen zerfallen in die gewöhnlichen, mittelst lichtstärkster Anastigmate verschiedener Brennweite hergestellten Tagauf-

nahmen, in Teleaufnahmen und in mittelst künstlichen Blitzlichtes erzielte Nachtaufnahmen. Zur Herstellung sämtlicher Photographien sind Objektive der Firma C. P. Goerz in Friedenau bei Berlin verwandt worden. In vielen Fällen, so namentlich bei den meisten Nachtaufnahmen, geschah die Fixierung der Begebenheit auf der photographischen Platte, bevor noch die aufzunehmenden Tiere irgend eine Ahnung des plötzlich erfolgenden Lichtblitzes und des Knalles hatten: so konnten sie in größter Naturwahrheit zum „Naturselbstdruck" gebracht werden. . .

Ich mache ausdrücklich darauf aufmerksam, daß selbst dort, wo überraschende Lichteffekte zum Ausdruck kommen, wie beispielsweise bei den Fernaufnahmen von Elefantenbullen mit gewaltigen weißen, weithin leuchtenden Stoßzähnen und den Nachtaufnahmen am Bache trinkender Löwinnen — wo der Reflex des Blitzlichtes die leuchtenden Augen der Raubtiere überraschend effektvoll wiedergibt — daß selbstverständlich auch bei diesen Bildern nicht die geringste Retouche vorgenommen worden ist. Hierdurch unterscheiden sich die Abbildungen des vorliegenden Werkes von allen bisher erzielten Aufnahmen wilder Tiere im Freileben.

Der Natur der Aufnahmen würde es entsprechen, daß der Beschauer sie nicht aus allzu großer Nähe besichtigt! Die Illusion, die künstlerische Wirkung gewinnt erheblich, wenn sie vom Auge des Lesers ein wenig entfernt werden. . . . .

Wilhelm Bölsche* äußerte sich über meine Aufnahmen wie folgt:

„. . . . . viele der Bilder sind in der Nacht bei Blitzlicht aufgenommen, Begebenheiten des verborgensten Tierlebens vor uns aufhellend, die noch nie ein Menschenauge erschaut hatte, solange sich Mensch und Tier in dieser Einsamkeit begegneten . . . . . hier hat man das ungestörte Ereignis, gleichsam das Gesetzmäßige selber verkörpert . . . . . das Wildgetier ist so unvergänglich zum Naturselbstdruck gebracht . . . . . wie ein echtes Paradiesbild der alten holländischen Maler muten uns manche der Bilder an . . . . ."

„Das Wort vom Paradiese ist hier mehr als ein Bild. Was uns Schillings mit nicht genug zu bewundernder Ausdauer gerettet, ist in Wahrheit ein letzter Ausklang eines urtümlichen, eines urweltlichen, rasch absterbenden Zustandes. Diese Buschsteppe mit ihren Salzlecken und Vogelsümpfen, ihren Nashörnern, Gnus und Zebras zog sich in der Tertiärzeit, da der Mensch frühestens eben auftauchte, über endlose Gebiete Europas, Asiens und Nordamerikas hin. Damals sind in Griechenland die großen Huftiere ebenso einmütig dicht geschart auf die Weide gegangen und sind die Affen so zur Tränke gekommen; noch liegen ihre Knochen treu vereint dort im Boden. Heute hat nur Süd-Afrika noch das alte charakteristische Bild bewahrt. Aber auch in ihm ist es ein abziehender Schatten. Wir denken an Kämpfe der Menschen, mitten schon in der Kultur oder doch an den Grenzen der Kultur, wenn wir an diese Gegenden denken. Der Kampf mit dem

* Wilhelm Bölsche, Weltblick, Gedanken zu Natur und Kunst.

Tier ist sang- und klanglos als eine kaum beachtete Nebenerscheinung vorauf oder parallel gegangen. Das Tierparadies der Vorwelt schwindet auch dort auf Schritt und Tritt. Es liegt etwas Symbolisches doch in dem Blitzlicht-Apparat dieses vortrefflichen Jägers, der eigentlich nur als ein Heger für unmittelbare zoologische Anschauung kam: es ist das erste Aufflammen der Kultur; Straßen, Telegraphenlinien, Eisenbahnen werden folgen; es ist der alte symbolische Baum der Erkenntnis, der im Paradiese wächst und endlich seine Bewohner verjagt."

„In solchen Tagen erwachsen der Tierkunde ganz besondere, scharf bezeichnete Aufgaben. Es ist hübsch gesagt, daß nichts so viel Zeit habe, wie die Wissenschaft. Sie kann ihren Weg langsam gehen, Schritt für Schritt, lieber je ein Schrittchen sicher, als ein paar ohne solide Grundlage, die nachher wieder zurückgetan werden müssen. Nirgendwo arbeitet das ‚Gewissen' der Menschheit so ernst wie hier — wer aber gewissenhaft ist, nimmt sich Zeit; diese Menschheit hat doch sicherlich noch Millionen Jahre vor sich. Die moderne Tierkunde, die mit dem ‚Leben' der Tiere rechnet, darf sich dieser Anschauung leider nicht mehr hingeben. Seit sie mündig ist — und das ist selber noch nicht lange her — steht sie im Zeichen des ‚Rettens'. Das Schiff geht unter, alle Hände auf Deck! Das ist die Situation. Die Kultur, die alle Bedingungen des frei lebenden Tieres umwirft, läßt sich nicht hemmen, — wer wollte das auch, ist ihr Hochgang doch auf der anderen Seite wieder der praktische Zweck aller Wissenschaft selbst. Aber wir müssen uns klar bleiben, daß wir dem Tierleben gegenüber auf der Wende eines Planeten stehen. Eine neue Erde ersteht vor uns, eine alte versinkt. Diesen alten Planeten zu studieren, zu sehen, ist bloß noch ein paar Generationen vergönnt. Was wir noch einheimsen, bleibt, der Rest ist Schweigen. Wäre es möglich, diesen Gedanken an die rechte Stelle zu bringen, so müßten Millionen flüssig gemacht werden für diese Stunde vor Torschluß in der Zoologie, sie müßte alle Vorschüsse für diesen Moment bekommen, die denkbar sind."

Professor P. Matschie schrieb:

„Ich bin Verwalter der Säugetiersammlung des Berliner Museums und beurteile berufsmäßig Tierbilder sehr scharf, weil ich als Fachmann sehr große Anforderungen stellen muß. Um so mehr freut es mich sagen zu können, daß der Anblick dieser prächtigen Aufnahmen mich tief bewegt hat. Was dort geboten ist, eröffnet neue hoffnungsvolle Aussichten auf eine vollständige Umwandlung unserer Beobachtungsweisen. Wir sind nicht mehr dem Zufalle preisgegeben, wenn wir in das Leben und Treiben der Tierwelt eindringen wollen . . . . . es ist ein großartiger Erfolg, der zu ungeahnten Einblicken in das Tierleben führen wird und führen muß, wenn man auf diesem nun gebahnten Wege fortschreiten will . . . . Die nächste Kunstausstellung wird beweisen, welch schönen Nutzen die in der Nacht und aus der Ferne hergestellten Tieraufnahmen für die Kunst erwarten lassen . . . wer diese Bilder gesehen hat, wird überzeugt davon sein, daß in ihnen Urkunden niedergelegt sind, die einen unschätzbaren Wert haben . . . . ."

Oberstudienrat Professor Dr. Lampert, Direktor des Königlichen Naturalienkabinetts in Stuttgart, urteilt wie folgt:

„ . . . . man weiß erst jetzt, was Tierbilder nach dem Leben sind. Diese Aufnahmen beanspruchen nach verschiedenen Richtungen hin die größte Bedeutung. In diesen Bildern wird die Tierwelt Afrikas auferstehen, wenn sie längst der Kultur zum Opfer gefallen ist . . . . ."

Wenn ich diese Gutachten hier anführe, so geschieht es hauptsächlich mit dem Wunsche, andere Reisende anzueifern und anzuspornen, aus dem reichen Schatze der mir bisher nicht zugänglich gewesenen Fauna ähnliche Urkunden zu schaffen, angesichts der betrübenden Tatsache, daß diese Tierwelt in rapidestem Verschwinden begriffen ist ..... Noch aber ist es Zeit, Ähnliches in den übrigen Teilen des gewaltigen dunklen Kontinents und in anderen Erdteilen zu erreichen, und ich möchte glauben, daß es gerade das Ziel unserer allerbesten Weidmänner sein müßte, zuerst solche unendlich viel schwieriger zu erreichende „Bildtrophäen" zur Strecke zu bringen, als die Büchse sprechen zu lassen, mit deren Knall wiederum eines der Mitglieder der unseren Erdball verschönernden Tierwelt vernichtet wird. Wenn auch dem Weidmann selbst mit der Erbeutung seltener Wildarten unvergeßliche Bilder der Erinnerung sich einprägen: verdolmetschen kann er sie der Mitwelt nur durch den Schuß mit der Camera, und nach Schaffung der so entstandenen Natururkunde selbst mag ja immerhin die treue Büchse noch in Tätigkeit treten!

An die Weidmannssprache habe ich mich in dem vorliegenden Werke nicht immer streng gebunden. Sie verliert in fremden Landen manchmal ihre Gültigkeit. Aber deutscher Weidmannsbrauch behält auch dort seinen Wert! Freilich muß auch dieser hier und da umgewertet werden angesichts krasser Notwendigkeit, selbstverständlich aber im Interesse der Forschung und der heimischen Museen. Nichtsdestoweniger klage ich mich mancher im Anfange begangener jagdlicher Sünden an. Wer aber wollte von den ehrlichen Jüngern Dianens, die da draußen gejagt, einen Stein auf mich werfen? Heute kenne ich die ostafrikanische Tierwelt einigermaßen, bin einigermaßen imstande, das Wild Deutsch-Ostafrikas anzusprechen ..... In den Jagdgefilden anderer Länder müßte ich freilich wiederum erst in die Lehre gehen .....

Unrecht wäre es, nicht mit einigen Worten des Verfertigers meiner Büchsen und Gewehre zu gedenken, dessen zuverlässige Arbeit mir in mehr denn einer bedenklichen Situation das Leben gerettet hat: Alles, was mir der Hofbüchsenmacher J. J. Reeb in Bonn, ein deutscher Waffenschmied von altem Schrot und Korn, geliefert hat, war gut und zuverlässig!

Mehr denn einmal hätte ich mich mit frischen Brüchen schmücken dürfen, wenn ich mit diesen Waffen die kapitalsten Wildarten erlegte, die heute der Erdboden noch trägt. Aber diese frischen grünen Brüche entsprießen nur in der Heimat kernigen deutschen Eichen!

Und unter ihren Schatten lockt es den Wanderer, den Jägersmann von fremder Scholle doch immer wieder mit jener zwingenden Gewalt zurück, die den Zugvogel über die Meere zurück in die Heimat treibt — in die deutsche Heimat!

* * *

Sehr große Dankesschulden habe ich abzutragen. Zunächst habe ich ehrerbietigen und gehorsamen Dank auszusprechen Sr. Hoheit dem Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg, Sr. Durchlaucht dem Herzog von Ratibor, Sr. Durchlaucht dem Fürsten Eulenburg und in besonders hohem Maße Sr. Durchlaucht dem Prinzen Franz Arenberg. Dem Auswärtigen Amt, wie auch dem Kolonialamte bin ich für die Förderung meiner Reisen zu großem Danke verpflichtet, insbesondere Sr. Exzellenz dem Staatssekretär Freiherrn von Richthofen, und Herrn Kolonialdirektor Dr. Stübel. Ebenso bin ich dem Kaiserlichen Gouverneur von Ostafrika, Grafen Götzen, der meine Pläne stets in liebenswürdiger Weise förderte, großen Dank schuldig. Sr. Exzellenz dem Herrn Staatsminister von Soden, dem Kgl. Württembergischen Gesandten Freiherrn von Varnbüler, Sr. Exzellenz dem Kgl. Sächs. Gesandten Grafen von Hohenthal und Bergen, Sr. Exzellenz dem Hofmarschall Freiherrn von Reischach, Sr. Exzellenz dem Oberjägermeister von Plato, dem Grafen Bylandt-Rheydt und meinem Onkel Sr. Exzellenz dem Feldmarschall-Leutnant Ritter von Keil bin ich ebenfalls zum gehorsamsten Danke verpflichtet, wie auch zu wärmstem Danke den Herren Geh. Regierungsrat Professor Dr. Moebius, wirklichen Geheimen Oberregierungsrat Dr. Thiel, Oberstudienrat Professor Dr. Lampert, Hofrat Professor Dr. von Steindachner, Sir Walther Rothschild, E. Hartert, Dr. Ritter Lorenz von Liburnau, Professor Volkens, Professor Dr. Tornier, Dr. Grünfeld, Professor L. G. Neumann-Toulouse, Oskar Neumann und einer großen Zahl von Gelehrten, die mir alle in der liebenswürdigsten Weise bei der Bestimmung meiner Sammlungen mit Rat und Tat geholfen haben. Herr Professor Dr. A. Reichenow und ganz besonders Herr Professor P. Matschie haben mir seit Jahren in der gütigsten und bereitwilligsten Weise zur Seite gestanden, und ich möchte ihnen an dieser Stelle meinen besonders herzlichen Dank aussprechen dürfen. Mit meinen Arbeiten aufs engste verknüpft ist ferner Herr Kommerzienrat Goerz, der es mir durch die in seiner Optischen Anstalt eigens hergestellten Apparate in entgegenkommendster Weise ermöglicht hat, mein Ziel zu erreichen. Aufs tiefste verpflichtet bin ich meinen Freunden

Henry Suermondt, Dr. Ludwig Heck, meinem Reisegefährten in schwerer Zeit Dr. med. Künster, endlich Hauptmann Merker, der meine Pläne stets in jeder Weise gefördert und unterstützt hat. Ohne Hauptmann Merkers wertvollen und sachverständigen Rat hätte ich meine Reisen kaum durchführen können; auch hat er während meiner schweren Erkrankung 1902 einige recht gute Aufnahmen mit meinen Teleapparaten erzielt, von denen fünf diesem Werke beigegeben sind. Herr Rittmeister Kiesling hat mir seine technischen Kenntnisse und seine reiche Erfahrung auf photographischem, im besondern aber auf dem schwierigen telephotographischen Gebiete seit Jahren freundlichst zur Verfügung gestellt, und durch seine Hilfe ist es gelungen, die außerordentlich großen technischen Schwierigkeiten zu bewältigen. Die Herren Stabsärzte Dr. Eggel, Dr. Groothusen und Dr. Philipps, Herr Warnholtz, Vorsitzender der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft und Herr Kaiserlicher Bezirksamtmann Meyer in Tanga, ferner die Herren Louis Draemann, Felix Schüll, Alfred Kaiser, Professor Dr. Schweinfurth, Dr. Richard Kandt, Hauptmann in der Kaiserl. Schutztruppe von der Marwitz, Mr. C. F. Hobley und Mr. Tomkins haben mich teils durch ihren wertvollen Rat unterstützt, teils haben sie mir in den Tagen schwerster Krankheit hilfreich zur Seite gestanden. Die technische Herstellung der Druckstöcke ist erfolgt unter gütigem Beirat des Herrn D. Schultz-Hencke, Direktors der photographischen Lehranstalt des Lettevereins in Berlin. Fräulein Elfriede Zimmermann schulde ich großen Dank für die Hingabe, mit der sie die schwierige technische Bearbeitung der photographischen Diapositive und die höchst mühevolle Sichtung des großen Materials freundlichst besorgt hat.

Ihr und den letztgenannten Herren sei daher ebenfalls mein herzlicher Dank hier ausgesprochen.

Trotz besten Willens ist wohl sicher mancher Druckfehler stehen geblieben. Man gehe mit mir darob nicht allzu streng ins Gericht, denn Bücher schreiben und drucken lassen scheint mir schwerer, als Löwen zu photographieren.

Weiherhof, Gürzenich bei Düren,
Herbst 1904.

C. G. Schillings.

Neugierig äugte der Giraffenbulle nach mir herüber, um sich dann — als wir uns auf fast 100 Meter genähert hatten — in wiegendem Paßgang in Sicherheit zu bringen.

C. G. Schillings und sein Erstlingswerk.

Ein Vorwort von Dr. L. Heck.

Es mag etwa fünfzehn Jahre oder noch länger her sein, da bezog ein Herr C. G. Schillings zur Bevölkerung einiger Teiche seines väterlichen Gutes Weierhof in Gürzenich bei Düren eine größere Anzahl Wildgänse und Wildenten verschiedener Art von unserem Garten. Aus dem Briefe sprach eine außergewöhnliche Liebe zur Tierwelt und ein außergewöhnliches Verständnis für das Tierleben; deshalb behielt ich den Namen und die Sache im Gedächtnis.

Ich war aber doch einigermaßen überrascht, als ich einige Monate später eines Tages ins Vogelhaus komme — es war noch das alte winklige Gebäude — und ein hochgewachsener, junger Mann, den ich dort in der halbdunklen Futterkammer in lebhaftem Gespräch mit unserem bekannten Vogelwärter Meusel finde, sich mir als Carl Schillings vorstellt.

Ich wußte eben damals noch nicht, hatte es noch nicht, wie heute, an rühmlichen Beispielen erfahren, daß auch bei uns in Deutschland in so manchem Sport- und Weltmann das Zeug zu einem ganz vortrefflichen Sammel- und Forschungsreisenden steckt, und der den Briten längst geläufige, in England allgemein hochgeschätzte und populäre Titel eines „naturalist and sportsman“ auch in unserem Vaterlande mit Recht vergeben werden darf.

Bald wußte ich aber doch wenigstens so viel von Schillings, daß ich, als er im Jahre 1896 zum erstenmal afrikanischen Boden betrat, die größten Hoffnungen auf ihn setzte, gerade für die Dinge, die mir zumeist am Herzen lagen: für die Erforschung des afrikanischen Großtierlebens, des afrikanischen Wildes im weitesten Sinne.

Und darin hatte ich mich nicht getäuscht: darin ist unter den Männern aller Völker, die mitgearbeitet haben, Carl Schillings heute der Größten und Besten einer!

Das bewies schon die weidmännische und wissenschaftliche Ausbeute jener ersten Reise ins Innere des nördlichen Deutsch-Ostafrika, die an Reichhaltigkeit und systematischer Auswahl alles derartige weit in den Schatten stellte, was bis dahin geleistet worden war. Die Schillingssche Sammlung füllte auf der Geweihausstellung im Januar 1898 einen ganzen Saal im Borsighaus, wurde von dem Schöpfer und Schirmherrn dieser alljährlich wiederkehrenden, auch wissenschaftlich hochinteressanten Veranstaltung, unserem alles Neue warmherzig erfassenden Kaiser, nach Verdienst gewürdigt und bereicherte unser Königliches Museum für Naturkunde durch kostenlose Zuwendung von höchst wertvollem Schau- und Studienmaterial, wie sie in der Geschichte der Anstalt nicht häufig sich ereignet hatte. Dasselbe ist nun inzwischen im weitesten Umfange und in hochherzigster Weise mit den Ergebnissen der späteren Reisen geschehen. Die zoologische Sammeltätigkeit der in den Jahren 1899/1900, 1902 und 1903/1904 unternommenen Expeditionen verknüpfte den Namen Schillings auf das ehrenvollste mit den Beständen der zoologischen Museen von Berlin, Stuttgart, München, Wien, Weimar und Karlsruhe.

Die Jagdausstellung des Jahres 1901 zeigte eine so vollkommene, selbstredend ausnahmslos von Schillings eigenhändig erlegte Auslese ostafrikanischen Wildes, wie sie in solcher Mannigfaltigkeit auch die besten englischen Jäger kaum je erzielt haben dürften.

Von den zuständigen Behörden des hiesigen Museums wird in einem wissenschaftlichen Anhang zu dem vorliegenden Werke zahlen- und aktenmäßig belegt und beleuchtet werden, wie enorm viel Schillings zur Vervollständigung der afrikanischen Sammlungen getan hat, daß es neben dem leider so früh aus dem Leben geschiedenen Freiherrn von Erlanger und Oskar Neumann ihm zu verdanken ist, wenn wir in letzterer Beziehung selbst das Londoner Museum überflügelt haben.

Daß Schillings als Forschungs- und Sammelreisender auf seinem Gebiet so ausnehmend viel leisten konnte, das war wohl, abgesehen von dem hochherzigen Sinn, der rücksichtslos die eigenen Mittel einer idealen Sache opfert, von Leben und Gesundheit ganz zu schweigen! — das war und ist, sage ich, meiner Überzeugung nach nur möglich dank einer Vereinigung persönlicher, körperlicher und geistiger Eigenschaften in ihm, wie sie auch nur ganz ausnahmsweise einmal vorkommt.

Schillings ist als Jäger und Raubzeugfänger, als Tierbeobachter und Wildkenner schon in ganz seltenem Grade „erblich bevorzugt",

möchte ich sagen, weil er eben der Sohn seines Vaters ist, des im Rheinland heute noch wohlbekannten und allverehrten Begründers und ersten Vorsitzenden des Jagdschutzvereins der Rheinprovinz, der nach dem schlimmen Jahre 1848 in den heimatlichen Forsten und Fluren edlem und ehrlichem Weidwerk wieder zu allgemeiner Anerkennung verhalf. Als deutscher Weidmann, hirschgerechter Jäger und Heger suchte er, rüstig bis in sein höchstes Alter, seinesgleichen! Der Großvater führte als königlicher Oberförster noch den französischen Titel „Lieutenant de la Louveterie" und jagte noch den Wolf in den benachbarten Eifelbergen; dem Enkel waren Uhu, Wildkatze, Schwarzwild in freier Wildbahn in den heimatlichen Forsten noch etwas Vertrautes, er fing sich als Knabe schon selbst den draußen abgehörten und als selten guten Spötter erkannten Neuntöter und wußte die Liste der Vogelgesänge, die sein Liebling alle tadellos brachte, besser auswendig als die lateinischen Genusregeln. Der Jüngling und Mann war in manchem Rennen, manchem Distanzritt siegreich und war fast auf jeder Treibjagd Jagdkönig.

Ich selber kam ganz in den Bannkreis dieses eigenartigen Lebens, das sich nur um Tiere und Natur dreht, als ich einst einige Tage in Schillings' Vaterhause, zwischen den romantischen Parkteichen des danach (rheinisch: Teich = Weiher) sogenannten Weiherhofes, zubringen durfte. Man begreift es, daß inmitten der altehrwürdigen Eichen des uralten Parkes Schillings' Bruder zu vielen seiner Werke Anregung fand. In idyllischer Abgeschlossenheit von der Welt weht hier der Hauch reiner Waldespoesie. Durch jahrelanges Schonen vertraut gemacht, sieht man hier Wildenten, Reiher, Eisvögel, Teichhühner, kurz, Wassergeflügel und Wild aller Art zutraulich und den Menschen kaum fürchtend.

Da wurde das vielfältige Leben des zahlreichen Wassergeflügels mit dem Krimstecher beobachtet und dann wieder die Vollblutjährlinge auf den kalkreichen Wiesenkoppeln gemustert, die sie zu so guten Steeplern heranreifen lassen. Da wurden die virtuos in die Umgebung hineingepaßten und verblendeten Raubzeugfallen revidiert und zwischendurch mit einem verblüffenden Schnappschuß eine Wildtaube heruntergeholt, die klatschenden Flügelschlages zwischen den dichten Baumwipfeln abstrich, als Extrafutter für den kranken, aus Afrika mitgebrachten Serval-Luchs. Mit seiner Jagdbrille hat Schillings nach augenärztlichen Untersuchungen eine Sehschärfe, wie sie nur bei gewissen dafür berühmten Naturvölkern wieder vorkommt.

Mit allen diesen Eigenschaften: eine Vereinigung des scharfsinnigen, zähen Naturjägers, dem kein Tierlaut und keine Tierspur entgeht und dem keine körperliche Anstrengung zu groß ist, mit der gesteigerten Auf-

nahmefähigkeit und dem tiefen seelischen Empfindungsleben des hochgebildeten und hochmodernen Menschen im guten Sinne — mit dieser einzigartigen Doppelnatur war Schillings, wie kein anderer, der Mann, noch ein zweites Stück afrikanischer Forschungsarbeit zu leisten, was von den älteren und großen Unsterblichen, die daran mitgearbeitet haben, keiner hatte leisten können, weil früher, von persönlichen Eigenschaften ganz abgesehen, die nötigen sachlichen Hilfsmittel fehlten. Ich meine die Festlegung des afrikanischen Großtierlebens auf die photographische Platte, die Schaffung jener unvergleichlich schönen und wertvollen Natururkunden, wie ich diese Schillingsschen Aufnahmen wohlbedacht genannt habe, die in den letzten Jahren so viele hundert und tausend Besucher seiner Projektionsvorträge zu Staunen und Bewunderung hingerissen haben.

Mir hatten sich alle früheren Afrikareisenden nicht genug, weil nicht allein, um die reiche herrliche Großtierwelt dieses Landes gekümmert. Schillings war nun einmal einer, der nur diesen Tieren zuliebe hinauszog, und das war der Mann nach meinem Herzen. Er konnte und mußte uns wenigstens einen Abglanz all des imponierenden Naturlebens mit nach Hause bringen, wovon wir unser ganzes Leben lang träumen, aber, durch Amt und Familie an die heimische Scholle gefesselt, kaum je etwas zu sehen bekommen. Schillings mußte photographieren lernen; er mußte sich gewöhnen, statt des Büchsenhahnes den Knopf des Momentapparates auf sein Wild abzudrücken. Damit wurde eine ganz neue Ära aktenmäßigen Studiums des Tierlebens heraufgeführt! Das stand bei mir fest, und in diesem Sinne begann ich auf ihn einzureden. Erst wollte er nicht recht; die Schwierigkeiten erschienen ihm unbesiegbar; jetzt, nachdem er so Großes auf diesem Gebiete geleistet hat, darf man dies offen sagen. Sehr schnell aber sah er die ungeheure Bedeutung der Sache ein, und dann warf er sich darauf mit all der ebenso ungestümen als zähen Energie, die ihn auszeichnet. Schon die zweite Reise brachte bewundernswerte Resultate. Die dritte, für die unsere optische Weltfirma Görz in Friedenau eigene Apparate konstruierte, mußte leider wegen Krankheit vorzeitig abgebrochen werden. Die vierte endlich — kein Meister fällt vom Himmel — führte unseren beharrlichen Camerajäger — der es versteht, was niemand vor ihm vermochte: selbst den Löwen mittels seiner teuer erkauften Wünschelrute auf den Zoll dorthin zu locken, wo er ihn sich hinwünscht — ohne jede Einschränkung in so glänzender Weise an das selbstgesteckte hohe Ziel, daß wir heute sagen dürfen: wir besitzen dank Schillings von vielen afrikanischen Tieren bessere photographische Belege, aktenmäßige Natururkunden als von unseren einheimischen europäischen.

Man bedenke, was das heißen will! Das will nicht mehr und nicht weniger heißen, als daß Schillings vermöge seiner Tieraufnahmen in der Afrikaforschung eine ganz eigenartige Stellung einnimmt, die kein anderer Afrikareisender, auch der Größte und Beste nicht, durch ähnliche Leistungen verdunkeln kann. Mit anderen und kurzen, einfachen Worten: Schillings hat sich durch seine afrikanischen Tieraufnahmen unsterblich gemacht.

Wenn einmal — es tut bitter weh, sich nicht verhehlen zu können, daß diese Zeit nicht mehr unabsehbar ist! — wenn einmal alle diese schönen und merkwürdigen Geschöpfe nicht mehr sein werden, der Moloch und Popanz modern-technischer Kultur, der Todfeind aller reinen und wirklichen Natur, der die Erdoberfläche immer mehr verödet, sie verschlungen haben wird, dann wird man erst den unermeßlichen Wert vollkommen würdigen, den das 2000blättrige Schillingssche Natururkundenarchiv für alle Zeiten hat.

Schillings' Verdienste sind denn auch wiederholt von hoher Stelle und von wissenschaftlicher Seite anerkannt worden. Er wurde unmittelbar nach der Rückkehr von seiner zweiten Reise von unserer Regierung zur internationalen Wildschutzkonferenz nach London entsandt und durfte vor den Majestäten im Schlosse zu Berlin über seine Forschungen einen Vortrag halten. —

Und nun endlich das vorliegende Werk: der literarische Schillings. Er hat mir die größte Überraschung bereitet; denn gegen ihn war ich am mißtrauischsten. Ich hatte zu oft gesehen, daß derselbe Mann, der in Afrika dem anstürmenden Nashorn ruhig entgegensieht, hier in Europa über einen fehlenden Knopf zitterte. Wie sollte er die Nervenruhe und das Sitzfleisch haben, um ein Buch zu schreiben? Er hat es aber doch geschafft, wie er alles schafft, was er sich wirklich ernstlich vornimmt, und sein reiches Innenleben, die schöpferische Darstellungskraft aus dem eignen Erlebten heraus, kommt dabei in glänzender Weise zum Vorschein. Das Buch ist mit lebendigster Anschaulichkeit und einem gewissen hinreißenden Schwunge geschrieben, so daß ich das Gefühl habe, der reife Mann, der selbst die afrikanische Steppe durchschweift hat, wird es ebenso mit Genuß lesen, wie der heranwachsende Jüngling, der kaum über die Indianergeschichten hinaus ist.

Über den speziell wissenschaftlichen Wert des Buches muß die streng fachmännische Kritik bedächtig zu Rate sitzen — lag dem Verfasser doch vor allem auch die Aufgabe ob, anregend und unterhaltend zu wirken —; doch glaube ich jetzt schon behaupten zu können, daß es in biologischer Beziehung über jeden Zweifel erhaben ist. Schon das, was der Verfasser z. B. über das heutige Leben des afrikanischen Ele-

fanten mitteilt, wie es sich dieses kluge Tier unter dem Drucke der fortwährenden Verfolgung gestaltet hat, dürfte genügen, um den Namen Schillings für immer mit der Naturgeschichte dieses aussterbenden Riesentieres zu verknüpfen.

So wird es leicht, ist es eine Herzensfreude, dem Buche das übliche Geleitwort mit auf den Weg in die Öffentlichkeit zu geben. Es wird diesen Weg finden, es wird seinen Weg schon machen! Möge es aber auch helfen, Mittel und Wege zu finden, daß unser einzigartig begabter Forschungsreisender in anderen Erdteilen das fortsetzen kann, was er in Afrika so glänzend begonnen! Die Erhaltung der großen lebenden Naturdenkmäler wenigstens im photographischen Abbilde Schillingsscher Natururkunden ist wahrlich eine der dringendsten Forderungen unserer Zeit auf dem Gebiete idealer Wissenschaft und selbstloser Naturbetrachtung: Eile tut not, allzulang ist die Spanne Zeit nicht mehr, die für dieses Werk gegeben ist. Das mögen sich alle diejenigen gesagt sein lassen, denen Macht und Mittel gegeben sind, arbeitsmutige Forscher zu fördern! Hoffentlich erleben wir es dann, daß Schillings auf dieses sein Erstlingswerk ein Lebenswerk ohnegleichen aufbaut.

Tausende von Gnus bedeckten die Salzsteppen . . .

I.

Die Tragödie der Kultur.

In rasendem Siegeslaufe hat sich der Kulturmensch mit Hilfe seiner fortgeschrittenen Technik mehr und mehr den Erdball im vergangenen Jahrhundert bis in die abgelegensten Gebiete erobert.

Ein eisernes Netz von Schienenwegen führt uns in Länder, deren Erreichung noch vor kurzer Zeit Monate und Jahre beansprucht haben würde, und in wenigen Wochen tragen uns immer schnellere Schiffe bis an die fernsten Küsten.

Überall versteht es der Mensch, neue Hilfsquellen sich selbst dort zu erschließen, wo er sie der Natur nur mit großer Mühe abzuringen vermag, und rastlos bemüht er sich, neue Werte zu schaffen und seine Kultur und seine Zivilisation überall zu verbreiten.

Aber Hand in Hand mit diesem Vorgehen wird vieles vernichtet, was bis dahin ungestört im Laufe der Zeit sich herangebildet und in harmonischem Ineinandergreifen entwickelt hat.

Fernab von den geräuschvollen Zentren der Kultur, ihrem Hasten und Drängen, ihren nie ruhenden, pochenden und lärmenden Maschinen, spielt sich gerade in unseren Tagen eine Tragödie ab, erschütterndster, ernstester Art, wie sie wohl ihresgleichen suchen kann!

Indem der Kulturmensch rücksichtslos die Herrschaft überall an sich reißt, vernichtet er teils direkt, teils indirekt alles, was sich seinem Siegeslaufe entgegenstellt. Die Urbevölkerung ganzer Länder, die es nicht vermag, sich dem Neuen anzupassen, muß untergehen. Mit ihr zusammen verschwindet eine reiche und schöne Fauna, die durch Jahrtausende jenen Urvölkern die Existenz ermöglicht hat, nun aber, oft in wenigen Jahren, rücksichtslos hingemordet wird.

In solcher Schnelligkeit dürften wohl niemals — sehen wir von

fanten mitteilt, wie es sich dieses kluge Tier unter dem Drucke der fortwährenden Verfolgung gestaltet hat, dürfte genügen, um den Namen Schillings für immer mit der Naturgeschichte dieses aussterbenden Riesentieres zu verknüpfen.

So wird es leicht, ist es eine Herzensfreude, dem Buche das übliche Geleitwort mit auf den Weg in die Öffentlichkeit zu geben. Es wird diesen Weg finden, es wird seinen Weg schon machen! Möge es aber auch helfen, Mittel und Wege zu finden, daß unser einzigartig begabter Forschungsreisender in anderen Erdteilen das fortsetzen kann, was er in Afrika so glänzend begonnen! Die Erhaltung der großen lebenden Naturdenkmäler wenigstens im photographischen Abbilde Schillingsscher Natururkunden ist wahrlich eine der dringendsten Forderungen unserer Zeit auf dem Gebiete idealer Wissenschaft und selbstloser Naturbetrachtung: Eile tut not, allzulang ist die Spanne Zeit nicht mehr, die für dieses Werk gegeben ist. Das mögen sich alle diejenigen gesagt sein lassen, denen Macht und Mittel gegeben sind, arbeitsmutige Forscher zu fördern! Hoffentlich erleben wir es dann, daß Schillings auf dieses sein Erstlingswerk ein Lebenswerk ohnegleichen aufbaut.

Tausende von Gnus bedeckten die Salzsteppen . . .

I.

Die Tragödie der Kultur.

In rasendem Siegeslaufe hat sich der Kulturmensch mit Hilfe seiner fortgeschrittenen Technik mehr und mehr den Erdball im vergangenen Jahrhundert bis in die abgelegensten Gebiete erobert.

Ein eisernes Netz von Schienenwegen führt uns in Länder, deren Erreichung noch vor kurzer Zeit Monate und Jahre beansprucht haben würde, und in wenigen Wochen tragen uns immer schnellere Schiffe bis an die fernsten Küsten.

Überall versteht es der Mensch, neue Hilfsquellen sich selbst dort zu erschließen, wo er sie der Natur nur mit großer Mühe abzuringen vermag, und rastlos bemüht er sich, neue Werte zu schaffen und seine Kultur und seine Zivilisation überall zu verbreiten.

Aber Hand in Hand mit diesem Vorgehen wird vieles vernichtet, was bis dahin ungestört im Laufe der Zeit sich herangebildet und in harmonischem Ineinandergreifen entwickelt hat.

Fernab von den geräuschvollen Zentren der Kultur, ihrem Hasten und Drängen, ihren nie ruhenden, pochenden und lärmenden Maschinen, spielt sich gerade in unseren Tagen eine Tragödie ab, erschütterndster, ernstester Art, wie sie wohl ihresgleichen suchen kann!

Indem der Kulturmensch rücksichtslos die Herrschaft überall an sich reißt, vernichtet er teils direkt, teils indirekt alles, was sich seinem Siegeslaufe entgegenstellt. Die Urbevölkerung ganzer Länder, die es nicht vermag, sich dem Neuen anzupassen, muß untergehen. Mit ihr zusammen verschwindet eine reiche und schöne Fauna, die durch Jahrtausende jenen Urvölkern die Existenz ermöglicht hat, nun aber, oft in wenigen Jahren, rücksichtslos hingemordet wird.

In solcher Schnelligkeit dürften wohl niemals — sehen wir von

der Möglichkeit gewaltiger, universell auf dem Erdball wirksamer Katastrophen ab — eine Reihe von Tierarten vernichtet worden sein — fast alle die einbegreifend, die irgendwie durch Größe und Stärke sich auszeichneten.

Der Fauna folgt die Flora.

Urwälder werden vernichtet oder zum mindesten gelichtet, und waldbedeckte Länder oftmals wiederum in künstliche Steppen verwandelt.

Mit dem Kulturmenschen, der das Urvolk verdrängt, werden Tiere in die neuen Länder eingeschleppt, welche die dort heimisch gewesene Fauna verdrängen, und die Pflanzenwelt wird teilweise durch eine neue ersetzt. Nutzpflanzen, vor allem aber Unkräuter breiten sich überall aus und drücken so der Flora einen neuen Stempel auf.

Mit allen diesen Verhältnissen Vertraute können sich keinem Zweifel hingeben über das, was kommen wird.

Das Ende dieses Prozesses wird zweifellos sein, daß der Kulturmensch, alles unter seine Herrschaft zwingend, ihm Feindliches oder Wertloses vernichtend, nur die Fauna und Flora zu erhalten versucht, die ihm nützlich oder angenehm erscheint.

Beweise für diesen nivellierenden Werdegang ergeben sich bedauerlicherweise aller Orten.

Die Indianer Nordamerikas, viele Stämme Polynesiens seien hier angeführt: ihre spärlichen Reste gehen unaufhaltsam dem völligen Verschwinden entgegen.

Seit Jahrhunderten führte der zivilisierte Mensch einen Vernichtungskampf gegen die Pelz- und Trantiere der Eismeerländer.

Die Hudsonbay-Company hat in den amerikanischen Polarländern unter den Pelztieren dieser Gegenden gewaltig aufgeräumt. Das Fell eines Seeotters wertet heute schon Tausende von Mark, eine vollständige Haut dieses Tieres aber, zur Aufstellung in einem Museum geeignet, ist seit Jahren nicht mehr zu beschaffen!

Den gewaltigsten Säugetieren der Erde in unseren Tagen, den Walen, deren populäre Bezeichnung als Walfische wohl unausrottbar erscheint, war längst der Krieg bis aufs Messer erklärt. Lange Zeit vermochten die Wale dennoch sich völliger Vernichtung in den eisgepanzerten Polarländern zu entziehen: ihre Erbeutung erforderte in den Tod entschlossene Männer, die oftmals ihren Untergang im Kampfe mit den Riesen fanden.

Seit aber die Harpune nicht mehr von der Hand des erfahrenen Walers geschleudert, sondern die furchtbare Waffe durch eine Kanone in den Körper des Wales gesandt wird, seit bis aufs kleinste mit allen Hilfsmitteln raffiniertester modernster Technik ausgerüstete Großbetriebe

die Jagdzüge der Walfänger abgelöst haben, wird gar bald der letzte Wal verschwunden sein.

„Gar bald!" Was bedeutet die kurze Spanne Zeit einiger Jahrhunderte oder auch mehr den unendlichen Zeitläufen gegenüber, deren diese Meeresriesen zu ihrer Entwickelung bis zur heutigen Vollkommenheit bedurften. Noch treiben zahlreiche „Schulen" von Walen ihr Wesen in den Eismeeren der Erde, noch röten sich die Gewässer ihrer entlegenen

Kandelaber-Euphorbien wie Masai-El morane geben der Nyika ein typisches Gepräge . . .

Wohnplätze alljährlich wieder und wieder vom Herzblute dieser Tierriesen, verspritzt im vergeblichen Kampfe gegen den allzu mächtigen Feind! Aber bald wird alles dies zu den verklungenen Sagen und Märchen gehören, und mit Erstaunen wird der einstige Mensch vor den armseligen Resten in den Museen der Welt stehen, die zur guten Stunde noch der Fürsorge einzelner Weniger ihre Erhaltung verdanken.

Dem, was ich hier vom Wale erzähle, schließt sich eine Kette von Erscheinungen aus der dem Verschwinden geweihten Fauna an, erschreckend und erschütternd in ihrer Zahl und Art.

Vor Jahrzehnten noch beherrschten Millionen des amerikanischen Büffels, des Bisons (Bison americanus Gm.) die weiten Prärien seines Heimatlandes; heute sind jene Millionen mit dem größten Teile der auf sie angewiesenen Indianerstämme in die ewigen Jagdgründe gewechselt.

Man befürchtete nämlich eine Störung des Betriebes der Pacificbahn durch die Büffelherden, wie Heck dies im „Tierreich" ausgeführt hat.

So mußten die Millionen von Büffeln den Eisenbahnen weichen. Die Zahlen der um die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts verhandelten Häute des Bisons grenzen ans Unglaubliche. Wenige hundert Stück nur sind der uns erhaltene Rest aus so unvergleichlich reichem Bestande. Sinn- und planlos wurden sie dahingemordet!

Ihnen werden gar bald eine Reihe anderer herrlicher Erscheinungen der dortigen Fauna folgen.

Theodor Roosevelt selbst, der jetzige Präsident der amerikanischen Union, verschließt sich dieser Ansicht nicht, obwohl er alles begünstigt, was diesen betrübenden Prozeß zu verlangsamen geeignet erscheint.

Durch die Einführung der Stacheldrahtzäune werden namentlich in Amerika viele Hirscharten ausgerottet werden; in Australien müssen die Känguruhs den Nachstellungen der Farmer weichen. In Asien geht der Vernichtungsprozeß vieler Tierarten unaufhaltsam seine Wege. Die indischen Nashörner, Wildschafe, Wildziegen, die Wildpferde der inneren asiatischen Hochsteppe und viele andere Arten werden rücksichtslos vertilgt.

In unserem eignen Vaterlande verschwanden schon lange der Auerochs, jenes sagenumwobene Wild der Germanen.

Es ist kaum möglich, in unseren Tagen sich noch eine Vorstellung dieses herrlichen Wildes zu machen, so wenig Material über ihn ist erhalten!

Der Wisent (Bison europaeus Ow.), sein gewaltiger Vetter, lebt nur noch in geringen Herden, die bald durch Inzucht vollkommen degeneriert sein werden! Der Steinbock im Gebiet der Alpen ist ausgerottet; eine kleine Anzahl fristet noch, von königlicher Hand geschützt, ihr Dasein in den Tälern von Aosta.

Der Elch (Alces palmatus) verschwand längst in unserem Vaterlande. Auch ihn schützt in spärlichen Resten nur königliche Fürsorge in geringer Zahl, ebenso den merkwürdigen Bieber im Gebiet der Elbe.

Erschütternd aber und als furchtbares Beispiel eine laute Sprache redend ist das Verschwinden der Tierwelt unter der Hand des modernen Menschen in Südafrika!

Ungezählt waren vor kurzem noch im Kaplande die Scharen herr-

licher Wildarten. Schritt für Schritt mußten die eindringenden Buren ihrer Zeit sich die fremde Scholle beinahe erkämpfen durch Vertilgung der Wildherden, die dort grasten.

Den eingeborenen Menschen vermochte die Kultur nur einzuschränken, nicht auszurotten wie die Indianer Amerikas. Vielfach sogar nahm auch er das Vernichtungswerk auf, mittels der ihm von den eindringenden Europäern gelieferten Waffen und im Auftrage der weißen Händler, die ihn zum Vernichtungswerke ausrüsteten.

So verschwand das Gnu (Connochaetes gnu Zimm.), der Buntebock (Damaliscus pygargus Pall.), der Bleßbock (Damaliscus al-

Die sogenannten „vertrauenswürdigen schwarzen Fundis" — in früheren Jahren leider konzessionierte, mit Feuergewehren bewaffnete Elefantenjäger — schlachteten außer den Elefanten auch die Nashörner in großen Mengen.

bifrons Burch.), das Quagga (Equus quagga Gm.), das Bergzebra (Equus zebra L.), die herrliche blaue Pferdeantilope (Hippotragus leucophaeus Pall.), der Kap-Büffel (Bubalus caffer Sparrm.), der Elefant, das gewaltige sogenannte weiße Rhinoceros (Rhinceros simus Burch.), das schwarze Nashorn, Giraffe, Flußpferd und Strauß — und zwar letztgenannte Arten vollständig, die drei erstgenannten bis auf wenige gehegte Stücke. Märchenhaft mutet uns an die Zahl der noch ums letzte Drittel vorigen Jahrhunderts dort heimatenden Tiere, fast unglaublich aber erscheint uns die ursprüngliche Menge, die vor etwa hundert Jahren noch dort ihr Wesen getrieben hat. Auch dort lebten seit Menschengedenken die Stämme

der farbigen Einwohner zusammen mit jenen Tiermengen. Gleich dem Indianer Nordamerikas, heimsten sie ihren Zoll aus der Tierwelt ein, aber sie verminderten den Reichtum nicht.

Erst dem sinn- und planlosen Hinmorden des Kulturmenschen war es auch dort vorbehalten, das Unglaubliche zu vollbringen und öde Leere an Stelle des einstigen Lebens zu setzen.

Ich halte die Mythe vom Paradiese und der ehemals herrschenden Eintracht unter seiner Tierwelt nicht für unwahr. Was die glaubwürdigsten Männer aus den hochpolaren Gegenden unserer Erde erzählen, daß sie dort die ausnehmend klugen Seelöwen und Robben, Renntiere und Vögel antrafen, die nicht einen Zoll vor dem Menschen zurückweichend, keine Spur von Angst bezeigten, hat vor der beginnenden Suprematie des homo sapiens für unsern gesamten Planeten gegolten.

Was jene Männer in den menschenleeren polaren Wüsten geschaut, habe ich in den Wüsten des in seiner blendenden Lichtfülle zu Unrecht mit dem Namen des schwarzen Kontinents bezeichneten Erdteiles noch heutigen Tages oftmals beobachten dürfen. In der Gemeinschaft einer einzigen ungeheuren Herde drängten sich Fried- und Raubtiere zu gewissen Zeiten in den Steppengegenden zusammen.

Wo aber der Eingeborene nicht jagt und die Tierwelt verfolgt, tritt sie in ein so freundschaftliches Verhältnis zum schwarzen Menschen, wie bei uns die gehegten Arten, wie Singvögel und zahmes Wild, wie Storch, Schwäne, Eichhörnchen und all die andern mancherorts dem Menschen vertrauenden, von ihm beschützten Tiere.

Ähnlich großer Reichtum an tierischem Leben in überwältigender Anzahl, wie es einst im Süden Afrikas sich fand, treffen wir heute in den äquatorialen Steppengegenden dieses Kontinents an.

Freilich mit jenem verschwundenen einstigen Tierparadiese des südlichsten Afrikas kann sich der Reichtum der inner-afrikanischen Steppenfauna nicht völlig messen. Allzusehr sind bereits die Reihen der Elefantenherden gelichtet und die Büffelherden durch das Wüten der vom Europäer eingeschleppten Rinderpest dezimiert. Dennoch aber habe ich wochen- und monatelang zu gewissen Jahreszeiten Wildmengen vereint gefunden, deren Artenzahl und Mengen der Individuen die kühnste Phantasie überschreitet; und ich vermag mich daher im Geiste in die Zeiten Südafrikas, die längst vergangen, zu versetzen.

Ich kann nicht genug hervorheben, um welch unendlichen Reichtum einer großen herrlichen Tierwelt es sich da handelt, und möchte meine Stimme erheben dürfen, um alle, die die Macht in Händen haben, zu veranlassen, zu retten und zu erhalten, was noch zu retten ist!

Hierunter verstehe ich zweierlei, sowohl die mögliche Erhaltung

C. G. Schillings phot. *R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.*

Große Mengen von Elefantenzähnen und Hörnern des Rhinozerosses sammelten sich auf den Stationen an. Auferlegte Steuern und Bußen — sogenanntes „Strafelfenbein" — veranlaßte die Eingeborenen vielfach zur Darbringung dieser „Pembe" und stachelte sie zur intensivsten Verfolgung der Elefanten an.

der noch vorhandenen Schätze als auch ein baldigstes und intensives Sammeln von Exemplaren der einzelnen Arten durch sachverständige Hände für unsere Stätten der Volksbildung, die Museen! Heute ist es für viele Arten noch Zeit, in wenigen Jahren aber rettungslos zu spät!

Ich darf eine Reihe klangvoller Namen auf dem Gebiete der Geographie und Tierkunde anführen, wie Freiherrn von Richthofen, Ludwig Heck, Paul Matschie, Wilhelm Bölsche, Professor Lampert, die alle meine Ansicht in diesem Punkte teilen.

Leider kennen wir die Tierwelt unserer kolonialen Besitztümer erst höchst unvollkommen.

Ich habe durch intensives Sammeln großer Serien von Häuten, Schädeln, Skeletten usw. einiges dazu beitragen dürfen, unsere vaterländischen Museen mit oftmals noch völlig unbekannten zoologischen Objekten zu versehen.

Das hat, da ich mit sehr bescheidenen Privatmitteln, ohne jede staatliche Hilfe arbeiten mußte, viele und große persönliche Opfer gekostet.

Führte ich doch streng das Prinzip der Verpflegung meiner stets über 130 Mann starken Karawane mit Vegetabilien durch, den Leuten Wildpret nur als Zugabe in beschränktem Maße gewährend.

Dies Verfahren erheischte freilich harte pekuniäre Opfer! Allein im Hungerjahre 1899 über 20000 Mark, die sich durch größere, leicht zu erzielende Opfer an Wild auf ein Minimum hätten verringern lassen, zumal die ackerbautreibenden Stämme stets Wildfleisch gerne gegen Vegetabilien eintauschen.

Aber damit nicht genug; meine und anderer Reisenden Sammeltätigkeit ist in Laienkreisen mißverstanden worden.

Einer unerforschten Tierwelt gegenüber muß aber der Standpunkt des Jägers gegenüber dem des Sammlers und Forschers zurücktreten.

Freilich ist es leichter, Hekatomben von Wild im Innern durch Askaris hinschlachten zu lassen, als auch nur eine einzige Giraffenhaut in mühevoller Arbeit vieler Tage gut präpariert an die Küste und nach Europa zu bringen.

Das ist ein schwierig Ding und kostet Stunden und Stunden der persönlichen Mitarbeit, unter Umständen die Nacht hindurch bis zum grauenden Morgen.

Die mühevolle Sachkunde fordernde Präparier-Arbeit ist der Grund, warum aus unsern Kolonien fast niemals brauchbare zoologische Objekte nach Deutschland gelangen.

Dazu kommt ein böses Wort, das „Jagdneid" lautet. Wurden doch

C. G. Schillings phot. R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.

Die gewaltigen Knochenreste, vor allem der gewaltige Schädel der Elefanten, bilden noch nach Jahren ein Memento mori.

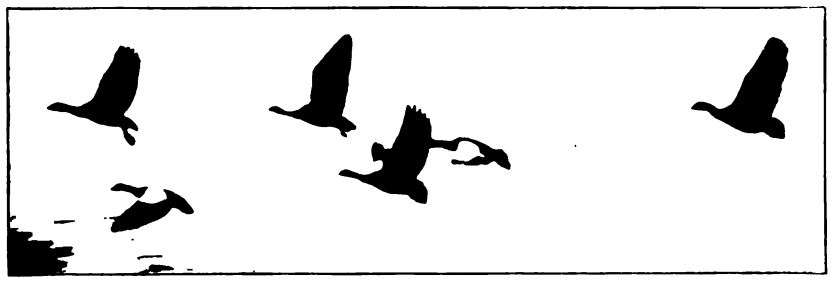
eine Zeitlang Privatreisende als Eindringlinge in unsern Kolonien nur ungern gesehen.

Mir aber wiegt die Anerkennung der Autoritäten auf dem Gebiete der Zoologie tausendmal mehr als der Neider geschäftige Schar! Denn was ich den kundigen Händen jener anvertrauen durfte, ist heute zum großen Teil wieder zum Leben erwacht!

In deutschen Museen finde ich „meine" Tierwelt der afrikanischen Steppe von taxidermistischen Meisterhänden „belebt" von der kleinsten Zwergantilope bis zur Giraffe, vom Klippschliefer bis zum Nashorn und Elefanten: als einzig möglicher Ersatz der Wirklichkeit für alle jene, denen das Leben und Treiben der exotischen Tierwelt mit eigenen Augen zu schauen versagt bleiben muß!

Heute schon sind eine Reihe der Insassen unserer zoologischen Museen aus dem Buche der Lebendigen gestrichen, die noch zur Zeit unserer Väter zu Millionen unsern Planeten belebten. Die Vernichtung durch die menschliche Hochkultur aber schreitet mit reißender Schnelle fort.

Immer wieder finde ich diesen Gesichtspunkt durch das Schicksal der heutigen Tierwelt wie einen roten Faden sich hindurchziehend, wo wir uns auch über den ganzen Erdball mit der einschlägigen Materie beschäftigen. Möge dieser Mahnruf von einigem Nutzen sein!



Streichende Nilgänse.

II.

Momentphotographien lebenden Wildes.

Momentphotographien lebender Tiere! In der Tat etwas ganz Alltägliches! Und doch darf ich hier feststellen, daß bis auf einige wohlgelungene Aufnahmen amerikanischen Wildes[1] und ebensolche Aufnahmen seitens einiger weniger Engländer bis zum heutigen Tage alle veröffentlichten Bilder dieser Art nicht von Tieren aufgenommen waren, die in voller Freiheit und in ihrer typischen Umgebung sich befanden!

Photographische Aufnahmen in Tierparks und geschlossenen Revieren, ferner in der Gefangenschaft unter Benutzung geschickt arrangierter Kulissen hergestellt, mehr oder minder retuschiert, wurden weit verbreitet und erregten vielfach den Anschein, als ob sie mitten aus freier Wildnis stammten! Verdienstvoll auf dem Gebiete der Tierphotographie in Deutschland war vor allen Dingen Anschütz, dem es gelang, prächtige Aufnahmen herzustellen. Die zoologischen Werke waren jedoch meist angewiesen auf Zeichnungen von Künstlerhand, die aber in vielen Fällen uns den Charakter der Tierwelt aus guten Gründen nicht zu verdolmetschen wußten.

Fehlte doch den Künstlern vielfach nicht nur die Gelegenheit zum Studium seltener Tiere nach dem Leben, sondern sie waren häufig angewiesen auf schlecht präparierte Museumsstücke, die als Modelle zu dienen hatten — um danach lebensvolle Kunstwerke zu schaffen! Nur wenige Künstler waren in der Lage, an Ort und Stelle Studien

---

[1] „Camera Shots at Big Game" von A. G. Wallihan enthält eine Anzahl sehr gelungener Aufnahmen verschiedener Hirscharten. Auch die Aufnahmen von Pumas und Bären sind interessant, wenn auch erstere von Hunden gestellt und letztere in Eisen gefangen sind.

zu machen, und ihnen verdanken wir ja oft sehr wertvolle Bilder; nicht selten aber wurden schablonenmäßig Zeichnungen von Tieren hergestellt, welche nur geeignet waren, ganz falsche Vorstellungen zu erwecken.

Unglaubliches wurde da vielfach auf diesem Gebiete geleistet! Die zoologische Literatur und namentlich die Reisewerke wurden mit Bildern geschmückt, die vielfach geradezu lächerlich auf den Kenner wirken mußten. Wir finden -- selbst bei Veröffentlichungen der letzten Tage — nicht nur ausgestopfte Tiere photographisch verewigt, sondern auch ausgestopfte Tiergruppen im Freien photographiert und beides als Aufnahmen in der Wildnis bezeichnet; ja sogar Anschütz' herrliche Löwenaufnahmen im Käfig sehen wir immer wieder mit veränderter Umgebung, andersartiger Vegetation usw. usw. zusammengestellt und verwertet. Solches kann nur als Täuschung der Leser bezeichnet werden und reiht sich zuweilen würdig den sie begleitenden Schilderungen an, in denen Leute, die zu Hause kaum imstande sind, einen Hasen zu erlegen, die merkwürdigsten Jagdabenteuer erlebt haben und mit größter Sicherheit über die schwierigsten Fragen, die exotische Tierwelt betreffend, urteilen.

Mit solchen Abenteuern der Phantasie vermögen meine Erlebnisse nicht in Wettbewerb zu treten.

Mit Erstaunen lese ich in der Beschreibung einer Reise, die nie gemacht worden ist, wie sich ein Reisender im Westen Afrikas täglich seinen Weg durch Elefanten tatsächlich „hindurch schießen muß", wie ein anderer Reisender in Zentralafrika die Elefanten mit Steinwürfen verscheucht, um dadurch seiner beladenen Trägerkarawane Platz zu machen! Diese Szene finde ich sogar bildlich von einem gefälligen Zeichner in dem betreffenden englischen Werke verewigt. Die Träger stehen gemütlich mit ihren Lasten auf dem Kopf neben den Elefanten und sehen zu, wie ihr Gebieter die gewaltigen Dickhäuter, die er großmütig nicht schießt, mit Steinwürfen vertreibt!

Es reihen sich hieran die Schilderungen und bildlichen Darstellungen von Reisenden, die auf sonstigen Gebieten fraglos ernst genommen sein wollen, aber auf dem Gebiete der Tierkunde und Jagd alles erlaubt glauben. Man sieht dieselben aus nächster Nähe Elefanten, Löwen, Rhinozerosse, oft mit weit aufgesperrtem Rachen mit „sicherem Fangschusse" erlegen und liest mit Staunen die Schilderungen aller dieser „wahrheitsgetreuen" Begebenheiten.

Wiederum andere lieben es, selbst unfähig, den großen Anstrengungen erfolgreicher Jagd in den Tropen die Stirn zu bieten, damit zu prahlen, daß sie stets, ihren Jagdeifer bezwingend, hier und da ein

Rast in der Steppe während eines photographischen Ausfluges.

ſtarkes Stück Wild zur Erlegung ſich „ausſuchten", alles übrige aber verſchonten. Unter Anführung genaueſter Details wiſſen ſich ſolche Leute den Anſchein ſtrengſter Gewiſſenhaftigkeit zu geben, und obwohl ſie, vielleicht mit unzureichenden Waffen ſogar, verſucht hatten zu erlegen, was irgendwie erreichbar, verſtehen ſie es geſchickt, ſich mit der Aureole des Pflegers und Hegers zu umgeben, wobei es ihnen auf offenkundige und nachweisbare Lügen unter Umſtänden bedauerlicherweiſe nicht ankommt. Leider finden ſolche unwahren Schilderungen zu Hauſe einen weit gläubigeren Leſerkreis, als man vermuten ſollte.

Sprichwörtlich geworden ſind ja die Schnurren und phantaſtiſch ausgeſchmückten Erzählungen, welche Jäger ihren Zuhörern aufzutiſchen belieben. Neuerdings aber übertreffen die exotiſchen Nimrode bei weitem ihre heimiſchen Kollegen; Aufgabe des ſich ernſthaft mit Tierdarſtellungen Beſchäftigenden iſt es daher, ſolchem Unterfangen entgegenzutreten und die falſchen Darſtellungen in Wort und Bild als ſolche zu kennzeichnen.

Präſident Theodor Rooſevelt bemerkt ſehr richtig in ſeiner Vorrede zu Wallihans „Camera Shots at Big Game", daß es höchſt lächerlich ſei, wenn Leute, die ſelbſt den Schwierigkeiten anſtrengender Jagden nicht gewachſen ſind, oder der Schulung auf dieſem Gebiete ermangeln, ihre Räume mit nicht ſelbſt erlegten ſeltenen Trophäen ſchmücken! Viele Leute aber haben, wie es ſcheint, dafür kein Gefühl. Das Jagenlaſſen durch Begleiter oder Askari ſpielt leider gerade in Oſtafrika eine große Rolle. Die „eigenen Jagderlebniſſe" werden dann nach den Berichten der Schwarzen zu den Trophäen paſſend zurechtgemodelt.

Da hat der Reiſende einen in einer Falle gefangenen Löwen geſchoſſen. Das kann ja unter Umſtänden, je nach den Verhältniſſen recht aufregend und gefährlich ſein. Aber ſtatt deſſen wird nun eine bis in die kleinſten Details gehende Geſchichte erfunden, wie dieſer Löwe in Freiheit von ihm erlegt wurde!

Die ſchwarzen Zeugen dieſer Szene wurden mit hohem Bakhſchiſch beſtochen, dieſe Lügen zu bekräftigen!

Oder aber mitten in die Schilderung von Jagden wird eingeſtreut, wie der Erzähler, dem viele Elefantenfährten, nie aber die Tiere ſelbſt ſichtbar geworden, ein einſames Elefantenweibchen „ſeines Jungen" wegen geſchont habe!

Was auf dieſem Gebiete in Wort und Bild geſündigt wird, grenzt ans Unglaubliche, und bis in die neueſte Zeit wird das Publikum mit Hilfsmitteln aller Art auf jede Weiſe hinters Licht geführt.

Sogar „Reiſen, die nicht gemacht wurden", hat man dennoch wahr-

heitgetreu beschrieben, oder man hat das geistige Eigentum anderer frank und frei als eigene Beobachtung und streng wissenschaftliche Themata als eigenes geistiges Eigentum in Reisebeschreibungen aufgetischt, die den Tagebüchern Dritter entnommen wurden.

Fraglos aber muß die Forderung aufgestellt werden, daß streng kritisch alles dieses gesichtet werde. Eigene Erlebnisse sind auseinanderzuhalten von Berichten Eingeborener oder dritter Personen. Bildliche Darstellungen aber sind entweder von Künstlern nach Studien in exotischen Ländern oder in Tiergärten herzustellen, oder aber es sind photographische Aufnahmen zu geben, die an Ort und Stelle aufgenommen, uns die Tierwelt in ihrer typischen Umgebung zeigen.

Es sei darauf hingewiesen, daß wir im streng wissenschaftlichen Sinne auch heute noch über viele biologische Fragen unserer eigenen heimatlichen Tierwelt völlig im Dunkeln sind; ebenso fehlen uns vollkommen photographische Aufnahmen der meisten Tiere unserer Heimat in voller Freiheit aufgenommen. Hier ist noch ein weites Feld für künftige Arbeit, und mit Freude wäre es zu begrüßen, wenn es baldigst beackert werden würde. Im erweiterten Sinne gilt das eben Gesagte von den fremdländischen Tierarten. Auch die kleinste selbständige Beobachtung über ihre Lebensweise ist dort von Wert; photographische Aufnahmen in voller Freiheit aber bedeuten, auch nach den Urteilen meiner Freunde, Professor Matschie und Dr. Ludwig Heck, in jedem einzelnen Falle höchst wertvolle biologische Urkunden.

Es würde die Arbeiten der sich ausschließlich mit solchen Dingen Beschäftigenden in ihrem Werte herabmindern, wenn jeder ohne weiteres Aufnahmen der tropischen Tierwelt auszuführen imstande wäre, wie dies vielfach im Publikum zu Hause geglaubt wird. In einem viel gelesenen Blatte wurde vor kurzer Zeit ein von einem Löwen überfallenes Zebra abgebildet, das angeblich von einem Missionar kaltblütig auf die Platte gebannt worden war. Wenn ja auch hier und da Missionare unter dem Vorgeben, die Pflanzungen der Eingeborenen vor der Tierwelt zu schützen, Hekatomben von Wild erstaunlicherweise hingeschlachtet haben oder hinschlachten ließen, — ein Erlaß der Oberen verbot seiner Zeit den „Weißen Vätern" die Büffeljagd wegen der vielen vorgekommenen Unglücksfälle — nicht bedenkend, daß bis zum heutigen Tage Wild und Eingeborene für sich vollkommen ihr Auskommen gefunden hatten, so entspricht es selbstredend nicht der friedlichen Aufgabe der Missionare im allgemeinen, sich in dieser Weise zu exponieren. In dem begleitenden Texte aber war so ganz beiläufig bemerkt, daß „unser Missionar" unter anderem auch diese Szene aus dem Tierleben, wie auch „auf dem Anstande liegende Löwen", aus nächster Nähe mit seiner

photographischen Camera aufgenommen habe! Ich brauche wohl nicht zu erwähnen, daß solche Situationen von diesen Männern des Friedens nicht aufgesucht werden, es entspricht aber den falschen Vorstellungen tropischer Verhältnisse hier zu Lande, wenn eine solche Veröffentlichung bedauerlicherweise möglich ist, im Vertrauen auf einen „Gewährsmann da drüben", der sich zu dem Bilde einen Missionar erfunden hatte, um das Ganze glaubwürdiger zu machen. Es handelte sich dabei um eine ausgestopfte, in die Steppe gestellte Tiergruppe, und das Zebra gehörte einer Art an, die in Ostafrika überhaupt nicht vorkommt, sondern nur in Südafrika!

Dann wiederum bringt eine vielgelesene Zeitung eine Jagdszene in Autotypie, Angehörige der südwestafrikanischen Schutztruppe auf der Leopardenjagd darstellend. Das ganz offenbar „gestellte" Bild zeigt uns den Leoparden verendet.

Und siehe da! Kaltblütig bis ans Herz hinan bringt das Hauptblatt derselben Zeitung an demselben Tage dasselbe Bild in Strichzeichnung — nur hat man es diesmal für gut befunden, den toten Leoparden durch einen lebenden, grimmig die Zähne fletschenden zu substituieren!

Der Beschauer muß also nach den Unterschriften glauben, es sei hier gelungen, diese Szene photographisch festzuhalten, etwas was auch mir nie gelungen ist!

Ich aber bezeichne ein solches Verfahren gut deutsch als Täuschung, namentlich da es in den Unterschriften hieß: „Nach photographischen Aufnahmen".

Eine andere illustrierte Wochenschrift zeigt im Bilde, wie Fellachen in Ägypten schon „mausetote", seit langen Jahren ausgestopfte Krokodile mit Stöcken nochmals „jagen", und diese „gestellte" Szene muß natürlich im Beschauer die Ansicht erwecken, daß das Krokodil sich auf diese kindliche Weise „jagen" lasse!

Zweck dieser meiner Ausführungen soll es sein, allem solchen Unterfangen den Fehdehandschuh hinzuwerfen.

Hier heißt es unbedingt Farbe bekennen.

Das Gleiche gilt von den leichtfertigen Behauptungen über selbst erlebte derartige Episoden.

Ich weiß mich allzusehr einig mit den Kennern und Gelehrten, um nicht konsequent die Aufmerksamkeit weitester Kreise auf diese Mißstände zu lenken, überzeugt, daß ich mir zwar einerseits manche Feinde machen werde, andererseits aber so handle, wie ich es aus Überzeugung muß.

Die Verbreiter solcher falschen Darstellungen schädigen ja leider

nur die Wahrheitsliebenden; sich selbst können sie ja nicht noch mehr in den Augen der Wissenden diskreditieren.

Literarische und bildliche Machenschaften dieser Art haben in mir häufig genug den Eindruck nicht reitkundiger Sonntagsreiter gemacht — möchten doch endlich die obligaten „Jagdschilderungen", die von Unkundigen geschrieben werden, ungeschrieben bleiben! Angesichts solcher Machwerke ist es ein Genuß, sich der Lektüre wahrheitsgetreu geschriebener Reisewerke aller Nationen hinzugeben, in denen auch die Jagd- und Tierbeschreibungen sachkundige Darsteller fanden, vielleicht sogar hier und da zur bildlichen Darstellung des Wildes befähigte

Schnell war das Lager aufgeschlagen, und mein Präparator teilte Messer zum Präparieren an seine „Fundi" aus.

Autoren! Die Schriften eines Schweinfurth und eines Richard Böhm sind hierin mustergültig und bewundernswürdig in wahrhaftiger Schilderung und Detailmalerei.

Aber absolut naturwahre Urkunden in Bildform fehlten noch immer!

Als ich im Jahre 1896 zuerst Gelegenheit hatte, die innerafrikanischen Steppen kennen zu lernen, stieg der heiße Wunsch in mir auf, auf irgend eine Weise all die gewaltigen und herrlichen Erscheinungen aus der Tierwelt festzuhalten und der Allgemeinheit zugänglich zu machen.

Inzwischen reifte dieser Wunsch immer mehr heran in der sich festigenden Erkenntnis, daß hier ein weites Feld der Arbeit gegeben

sei, das zu beackern Eile habe, angesichts der rapiden Vernichtung durch die fortschreitende Kultur. Hier aber war guter Rat teuer. Die Fähigkeit, die Tierwelt mit dem Griffel des Künstlers festzuhalten, war mir versagt; das Vermögen, in Worten mit hinreichender Deutlichkeit diese prächtige, jungfräuliche Urwelt zu schildern, nur im beschränkten Maße gegeben, wie ich allzusehr empfand. Seit den Tagen des leider am fernen Upämba-See 1884 dem tückischen Fieber erlegenen Richard Böhm und seit Kuhnert, der kurze Zeit am Kilimandscharo gewesen ist, hat kein Künstler wieder Gelegenheit gehabt, sich in die ostafrikanische Tierwelt einzuleben. Dem Zeichner und Maler aber, der es wagte, beispielsweise die Tierwelt Inner-Afrikas in ihren Massen dem Auge des Laien vorzuführen, würde dieser unzweifelhaft Unglauben entgegenbringen! Wie könnte dem an die zoologischen Verhältnisse des übervölkerten Europa Gewöhnten ein solcher Tierreichtum glaubhaft erscheinen!

So schienen mir photographische Aufnahmen als untrügliche Dokumente das einzig Mögliche und Erwünschte. Aber da galt es große Schwierigkeiten zu besiegen und zwar mit sehr beschränkten Mitteln. Im wechselseitigen Austausche meiner Ideen mit Ludwig Heck, der nicht müde wurde, mich in meinem Vorhaben zu befestigen, kamen wir immer wieder auf diesen Punkt zurück.

Er vermittelte dann meine Bekanntschaft mit Martin Kiesling. Rittmeister Kiesling hatte sich auf dem Gebiete der Militärphotographie im Generalstabe einen geschätzten Namen erworben. Er führte mich nun in die intimeren Geheimnisse der Photographie, vor allem aber auch der Telephotographie ein.

Immer wieder sagten wir uns, es müsse ein Weg gefunden werden, die so hoch entwickelte photographische Technik in der Wildnis meinen Zwecken dienstbar zu machen! Welch ein verlockendes Ziel, die Wildrudel dort in ihrer Menge von prächtigen Erscheinungen, die einzelnen seltenen, kaum oder noch nicht bekannten Bewohner der Wildnis auf die Platte zu bannen!

Es galt aber, hier eine Wünschelrute zu finden, die alles dies vermocht hätte!

Eine solche aufzufinden war langjährige, mühevolle Arbeit der einzige Weg.

Ob wir stets auf neue Schwierigkeiten dabei stießen, gelegentlich bei unseren Blitzlichtversuchen verunglückten, die explosiven Mischungen unsere Apparate zerschmetterten, — so zwar, daß zentimeterdicke Eisenteile zerrissen und verbogen wurden — etwas trat stets hindernd und unsere Pläne aufs neue kreuzend in den Weg!

C. G. Schillings phot. *R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.*

Drei Löwen beſchleichen den Stier — eine Löwin eröffnet wie gewöhnlich den Angriff, ſtürzt ſich auf ihre Beute — da flammt das Blitzlicht auf und . . .

C. G. Schillings phot. *R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.*

. . . so sehr hat die geschmeidige Riesenkatze sich in der Gewalt, daß der zweite Apparat nachweisen kann, wie sie mitten im Sprung nach der Seite fortprellt, ohne den Stier im geringsten verletzt zu haben!

So studierten und planten wir, und nach vielen Vorarbeiten zog ich, nun aufs umfangreichste ausgerüstet, zum zweiten Male ins äquatoriale Afrika hinaus.

Ein Jahr lang wurden dort neue Erfahrungen gesammelt, Mißerfolge und Versuche lehrten mich täglich Neues. Abermals wurden nach meiner Rückkehr monatelange Versuche in Europa gemacht, diesmal hatte der Kommerzienrat Goerz, Inhaber der weltbekannten optischen Anstalt Goerz in Friedenau, in Erkenntnis des wissenschaftlichen Wertes, eins seiner Laboratorien anerkennenswerterweise zur Verfügung gestellt.

Meine photographische Ausrüstung war recht umfangreich und in zahlreichen Kisten verpackt.

Durch dieses Entgegenkommen war es uns möglich, nunmehr stets geeignetere Apparate zu ersinnen, und ich bin namentlich Herrn Kiesling auf diesem Gebiete zu größtem Danke verpflichtet. Er nahm meine Idee der Nachtphotographie eifrigst auf, und so wurde es mir möglich, auch die geheimsten Vorgänge des Tierlebens bei Nacht auf die Platte zu bringen.

Abermals zog ich, diesmal begleitet von meinem Freunde Dr. Künster, in den schwarzen Erdteil mit einer umfangreichen Ausrüstung hinaus, um vom Hafenplatz Tanga aus mit einer Expedition von 130 Leuten ins Innere aufzubrechen.

Manches erwies sich aber da wiederum in der Praxis ganz anders, als es theoretisch vermutet wurde. Harte Tage der Enttäuschung, verschärft durch die Schwierigkeiten des Klimas, brachen herein: Nach drei

Riesling phot.

Der zu den Nachtaufnahmen erforderliche Lichteffekt ist ein sehr bedeutender und Rittmeister Riesling und ich mußten in der Goerzschen optischen Anstalt mehr als einen Versuch anstellen, bis das Gewünschte erreicht war . . . . .

Monaten mußte ich, aufs schwerste an akuter Herzkrankheit und Malaria leidend, die ganze Expedition auflösen und in der Heimat Erholung suchen.

Damals erschien es ärztlicher Kenntnis mehr als fraglich, ob ich je Europa lebend noch einmal erreichen könne, allzusehr hatte die Malaria in Verbindung mit dem akuten Herzleiden mir zugesetzt. Aber auch

diese Zeiten wurden überwunden, meine zähe Konstitution überstand alle Schädigungen.

Abermals nahm ich meine Studien auf, machte die gewonnenen Erfahrungen mir zunutze, und zum vierten Male zog ich aus, um endlich das Ersehnte — abermals nach anfänglicher Erduldung vieler Enttäuschungen — wenigstens größtenteils zu erreichen.

In einem exotischen Lande, das immer noch zu Unrecht von „kolonialfreundlichen" — also in diesem Sinne — „-feindlichen" Heißspornen, als zur europäischen Einwanderung tauglich befunden wird, einem Lande mit einem dem Europäer ungünstigen Klima sind tausend Mühen und Schwierigkeiten zu überwinden.

Der einfache Privatmann stieß auf fast unüberbrückbare Hindernisse.

Hatte ich die Zeit noch erlebt, wo selbst ein Paß, der in der ganzen übrigen Welt respektvollste Behandlung seinem Inhaber verbürgt, mich hier auf deutschem Boden nicht vor stundenlangen Zollplackereien in heißem Sonnenbrande „statistischer Erhebung wegen" zu schützen vermochte, so erlebte ich später, im Jahre 1899, noch weit Hinderlicheres!

Mit Mühe hatte ich im geheimen meine Pläne betrieben, im englischen Gebiete das ferne, noch jungfräuliche, am Rudolfsee gelegene Land ‚Korromodjo' zu erforschen. Durch gütigstes Vermitteln sehr hochgestellter Instanzen war mir die Erlaubnis der englischen Regierung geworden; die erforderlichen Kredite hatte ich mir erwirkt.

Da wird mir plötzlich die Erlaubnis — nach allen langen Vorbereitungen — als ich schon vom Kilimandscharo aufbrechen will, entzogen.

Hochgestellten englischen Herren hatte man die Erlaubnis, in Deutschostafrika zu reisen, dem Vernehmen nach nicht gewährt — was Wunder, wenn Gleiches mit Gleichem vergolten ward! Alle meine Pläne waren vernichtet.

Trotz allem aber möchte ich das erlebte harte und schwere um keinen Preis in der Erinnerung missen. Furchtbar waren beispielsweise auch die Stunden, die Tage und Wochen, welche Dr. Künster, der mich auf meiner dritten Reise freundlichst als Arzt begleitete, und ich am schweigenden Rufufluss während meiner Erkrankung verbracht haben. Nur seiner aufopfernden Pflege und der des Stabsarztes Dr. Groothusen, sowie meines Freundes, Hauptmann Merker, hatte ich damals mein Leben zu verdanken.

Aber wie ein seltsam mich mit jenen schweren Tagen verkettendes Band scheint mir all das Erlittene, und den Arbeiten, dem Streben und Wollen in jener fernen Wildnis gibt mir die Erinnerung an alles dies erst die rechte Weihe.

Unsere nordischen Störche als Wintergäste in der Masai-Nyika.

III.

Tierpsyche.

Was uns unser unsterblicher Brehm von seinem Aufenthalt im Sudan in so meisterhafter Weise überliefert hat, wie in Tagen der Not und Krankheit seine gefiederten und vierfüßigen Gefährten ihm Trost und Unterhaltung gewährt haben, das darf ich auch aus den Tagen meines Aufenthaltes unter der Äquatorsonne berichten.

Wer in jenen unerforschten und immer noch so unbekannten Ländern nicht des direkten materiellen Gewinnes wegen reist und sich aufhält, wer sich Zeit nehmen kann und fähig ist, aus dem unendlich reichen Schatze tierischer Intelligenz und tierischen Seelenlebens das ihm Sympathische herauszugreifen, das ihn Fesselnde zu studieren und an sich zu ketten, der wird kaum Sehnsucht nach der Überkultur der Heimat empfinden können.

Tausend Fragen harren hier der Lösung, tausend Probleme drängen sich auf, und schnell zugreifend muß der Beobachter die Gelegenheit beim Schopfe erfassen, denn viele Mitglieder auch der afrikanischen Fauna sind schnellem und unaufhaltbarem Verschwinden durch die mordende Hand des Kulturmenschen geweiht.

Freilich muß der Beobachter fähig sein, sich in die Eigenart, in die Psyche selbst der einzelnen Tiere versenken zu können, muß als geistig so unendlich höher stehendes Wesen ihnen liebevoll entgegenkommen, um sie zu verstehen und würdigen zu können.

Niemanden wundert es mehr seit urgrauen Tagen, daß der indische Elefant alt eingefangen, in der Wildnis geboren, binnen wenigen Wochen in ein nahes freundschaftliches, wenn auch abhängiges Verhältnis zum

Menschen tritt und zum vortrefflichen Werkzeug in seinen Händen sich ausbilden läßt und sich selbst ausbildet.

Dem Prinzen Pleß verdanke ich die Mitteilung, daß die „Mahuts", die Lenker der indischen Elefanten, allein gegen einhundert Äußerungen — Worte — der Elefanten verstehen, während die Tiere selbst jedem Wort der Mahuts folgen!

Der geistig minder begabte Mensch wird sich willig dem intellektuelleren, dem geistig stärkeren unterordnen. Bei Tieren bemerken wir Ähnliches. Wir finden aber auch unter wilden Tieren eine Anzahl

Bald hatte „Fatuma", mein kleines Nashorn, mich äußerst lieb gewonnen.

von Arten, welche in kurzer Zeit in ein rein altruistisches Freundschaftsverhältnis zum Menschen treten, das in keiner Weise durch egoistische Motive hervorgerufen oder bestärkt wird.

Fast zwanzig Jahre war es nicht mehr gelungen, ein junges Nashorn lebend nach Europa zu bringen.

Da sagte ich mir, daß ein unbefriedigtes psychisches Bedürfnis des jungen Tieres es ist, welches das Dahinsiechen jener vielen jungen Nashörner veranlaßt hat, die man nach Erlegung der Mutter hat aufziehen wollen.

Ich ersetze die Mutter durch eine Ziege. Nach einigen Tagen hat das junge Nashorn sich so mit der Ziege befreundet, — ohne von derselben sonst irgend einen materiellen Nutzen, sagen wir in diesem

Falle Milch zu erhalten — daß es ihr auf Schritt und Tritt folgt und auch heute noch in Gefangenschaft nicht von ihr und ihrem mittlerweile geborenen Sprößling getrennt sein will.

Ein seltsamer Anblick, das gewaltige Nashorn und die beiden ostafrikanischen Ziegen!

Das kann sich nun das Publikum — namentlich das der billigen Sonntage unseres Zoologischen Gartens — gar nicht erklären! Hunderte Male konnte man da vernehmen: „Det is nu det kleene Nashorn, und seht mal, Kinder, die beeden Ziejen, die frißt es nu uff! Det is aber jrausam!"

So die Erklärung biederer Familienväter ihren Angehörigen gegenüber. Es wollte den Braven nicht in den Kopf, daß eine selbstlose Freundschaft, ein schreiendes Bedürfnis nach Anschluß an irgend ein mitfühlendes Herz sich in dem ungestalten Bewohner der Wüste regen könne! Irgend ein Verständnis seiner Eigenart findet der riesige Dickhäuter oftmals unter vielen Tausenden der so hoch über ihm stehenden Kulturmenschen nicht.

Aber der so denkende Familienvater überragt doch noch gewaltig jene ebenfalls nicht seltenen Erklärer der eigenartigen Tiergruppe, welche, das Schild mit der Aufschrift „Ostafrikanisches Nashorn", lesend, und jenen gedruckten Worten, wie dies ja so häufig geschieht, blind vertrauend, kurzweg die Erklärung vom Stapel ließen: „Nu seht mal hier die kleenen Nashörner, die olle Mutter mit zwee kleene Junge!"

Für diese Besucher handelt es sich hier eben um drei junge Nashörner, und warum sollten junge Nashörner nicht in ihrer Jugend wie Ziegen aussehen? Wer das hier Angeführte nicht glaubt, der überzeuge sich durch Befragen der Pfleger des seltsamen Fremdlings im Berliner Zoologischen Garten. Solchen klassischen Aussprüchen gegenüber möchte ich nun zu Worte kommen dürfen. Habe ich in meinen Vorträgen zuweilen gewagt, von der, wenn auch eigenartig, so doch recht hoch entwickelten Psyche eines Nashorns zu sprechen, so möchte ich hier ein mehreres darüber ausführen . . . . . .

Man wird in jedem Buche lesen, daß Nashörner dumm und geistig wenig entwickelt sind. Das ist auch, vom rein menschlichen Standpunkte betrachtet, durchaus der Fall, aber trotzdem haben wir es eben hier mit einem eigenartig organisierten, spezialisierten und in gewisser Hinsicht außerordentlich hoch entwickelten Tiere zu tun. Freilich sind Nashörner tiefstehend im Vergleiche mit den Menschen und anthropomorphen Affen, die kombinierte und fein differenzierte Schlüsse aus der Summe jener Erfahrungen ziehen können, die beispielsweise beim

Menschengeschlecht seit fernen Tagen erworben und durch Generationen als geistige Schätze vermehrt, vererbt und durch die Sprache stets übertragen und bereichert worden sind.

Aber ich sage auch hier: würde man vor hundert Jahren in jedes der noch lebenden Nashörner einen durchschnittlichen Menschenverstand und die Sinne eines Kulturmenschen gelegt, dies kombinierte Wesen aber gleichwohl der rücksichtslosen Verfolgung seitens der Menschheit ausgesetzt haben: kein einziges Nashorn würde heute mehr existieren. Ebenso wie beim Elefanten will es etwas bedeuten, wenn ein so gewaltiges, massiges „Etwas" es versteht, sich auch nur wenige Jahrzehnte noch vor den furchtbaren Geschossen moderner Technik zu retten. Hier wie immer muß ich betonen, daß wir ungerechterweise viele Tiere von unserem Standpunkte aus parteiisch beurteilen, die eben in einseitiger, uns nicht ohne weiteres verständlicher Weise hoch organisiert, im Zusammenwirken geistiger Eigenschaften jedoch fraglos uns nicht ebenbürtig sind.

Wir müssen dabei bedenken, daß manche Tiere vielleicht über uns noch unbekannte Sinnesorgane verfügen, oder daß manche ihrer Sinne von einer Schärfe sind, die uns Menschen unbegreiflich erscheint.

Ich kann nur sagen, daß sich das junge Nashorn in wenigen Wochen an mich angeschlossen hatte, seine Begleitziegen geradezu liebte, eine große Anzahl mit ihm in Berührung kommender Menschen aufs feinste unterschied und ihnen ganz verschieden entgegenkam — wie es mich auch heute noch unter Tausenden herauserkennen würde!

Wenn aber einer der angesehensten Zoologen mich berechtigterweise nach einem von mir in der Berliner Akademie der Wissenschaften gehaltenen Vortrage fragte, wie ich mir den fabelhaften Ortssinn der Nashörner zu erklären vermöchte, einen Ortssinn, der sie befähigt, jeden noch so fern gelegenen Wassertümpel aufzufinden, so erkläre ich mir das eben aus einem Schatz von Erfahrungen und Wissen, der im Gehirne des Tieres aufgespeichert ist und der es ihm ermöglicht, in seinem Kopfe gewissermaßen eine ins kleinste Detail gehende Landkarte und die Topographie seines ungeheuren Steppengebietes mit sich herumzutragen.

Wie wäre es sonst möglich, daß ich in sehr häufigen Fällen eine Nashornfährte aufnehmen konnte, welche mich in der trockensten Zeit beispielsweise in rein östlicher Richtung nach vier Stunden zu einem nur wenige Quadratmeter großen Wassertümpel führte, der aber vielleicht so eben ausgetrocknet war; — von hier aus aber mich dann nun in rein westlicher Richtung schnurgerade nach drei Stunden zu einem ebenso kleinen Tümpel führte, der noch Wasser enthielt?

Dies aber habe ich in ähnlicher Weise in Hunderten von Fällen

beobachtet und in Steppengegenden, wo nur ganz vorübergehende Regenschauer ephemere Tümpel mit Wasser füllen!

Wie hilflos und rettungslos verloren fühlt sich der Kulturmensch in jenen Wüsten! Und wie meisterhaft und wunderbar weiß ein Nashorn seinen Weg zu finden!

Die Freundschaft zwischen meinem Nashorn und den beiden Ziegen ist eine auf völlig unegoistischer Basis beruhende, rein ethischen Motiven entspringende. Das steht für mich fest.

Viele andere Geschöpfe aus der Tierwelt haben mir weiter im fernen schwarzen Erdteil Trost und Freude verschafft, so mein junger

Meine — alt gefangenen — Marabus hatten sich bald mit meinem „mpüchi", dem Koch, besonders angefreundet . . .

Elefant, der mich in kindlicher Weise liebte, bis ich ihn leider durch Mangel an milchspendendem Vieh verlor; so meine zahmen Paviane, die sich wie unsinnig vor Freude gebärdeten, wenn ich, von meinen Streifereien ins Lager zurückkehrend, als schwarzes Pünktchen am Horizonte in ihre Sehweite kam. Sie sehen ja so unsagbar besser als wir Menschen . . . . . .

Aber seit urgrauen Tagen ward uns auch schon Kunde von einem besonders klugen Tiere aus der Vogelwelt, das die Alten bereits mit dem Ehrentitel eines „Philosophen" geschmückt hatten.

Und tatsächlich waren es die so außerordentlich verständigen Marabus, an denen ich Genossen fand von einer Klugheit und einem Anschlußvermögen an den Menschen, das kaum zu schildern ist.

Kropfstörche, Marabus, die vielleicht seit einem Menschenalter und mehr in den fernen Steppen gehaust, das Reich der Lüfte mit ihren mächtigen Schwingen beherrscht hatten, schlossen sich mir, — nach vielen Schwierigkeiten und mit Listen alt eingefangen, — so überaus freundschaftlich an, daß ein Exemplar, das ich nach Berlin mitbrachte, mich noch heute vor allen anderen Besuchern durch größte Sympathiebezeigungen auszeichnet! Das kostet freilich harte Kämpfe, und nicht leicht gewinnt sich die Freundschaft solch anscheinend griesgrämiger, eigenartiger und eigenwilliger Gesellen. Wochen- und

Während der harten Wochen meines schweren Krankenlagers gewährten mir meine zahmen jungen Nimmersatte (Tantalus ibis L.), die frei im Lager umherliefen, Freude und Unterhaltung . .

monatelang muß man ihnen Fleischstücke gewaltsam beibringen, ehe sie sich entschließen, selbst Nahrung aufzunehmen, muß sie eigenhändig pflegen und warten, sich ihrer annehmen und sich eingehend mit ihnen beschäftigen. Aber eines Tages plötzlich ist das Mißtrauen, ist die Angst überwunden, und nun vergilt der so dem Menschen als Freund gewonnene Vogel die aufgewandte Mühe tausendfach.

Wir wollen es wohl beachten: Es handelt sich hier nicht um jung aufgezogene, vom frühesten Tage an auf den Menschen angewiesene Vögel, sondern um alt eingefangene, vielleicht schon dreißig, vierzig oder mehr Jahre alte Tiere — denn Kropfstörche erreichen ein sehr hohes Alter, — ähnlich wie große Raubvögel, Geier, von denen einer an die 100 Jahre in Gefangenschaft unter ungünstigen Bedingungen lebte! Ohne Fesseln, frei, bewegten sich meine Marabus im Lager,

bauten ihre Nester und versuchten nicht zu entfliehen, und mit Jubel und Schnabelklappern begrüßten sie meine Rückkehr, dicht an meinem Zelte wie präsentierende Wachen gravitätisch sich hinpflanzend und mit ihren mächtigen und gefährlichen Schnäbeln mich liebkosend. Längst hatte dabei mein schwarzer Koch ihre Fütterung übernommen, und ihre Zuneigung zu mir gründete sich also nicht etwa auf Darreichung von Leckerbissen, nein, sondern auf mein richtiges und verständnisvolles Eingehen auf ihre Eigenart.

Vieles andere könnte ich in dieser Hinsicht noch über seelische Äußerungen dieser Vögel berichten; ich muß mich aber hier einschränken und

Meine alt gefangenen Marabus liefen frei im Lager umher und hielten mit den Geiern gute Freundschaft .....

möchte nur erzählen, daß Dr. Ludwig Heck, dem doch Tausende von fremdländischen Tieren aller Art zugänglich waren, aufs äußerste betroffen war, als er in Neapel auf dem Dampfer selbst beobachten konnte, mit wie inniger Zuneigung mein Marabu an mir hing.

„Es gibt mehr Dinge im Himmel und auf Erden," schrieb er damals in einem Essay über seine Beobachtungen, und ich schließe mich ihm vollkommen an. Auf alle diese und viele andere Beobachtungen gestützt, schließe ich, daß das Seelenleben der Tierwelt häufig ein hochentwickeltes ist, uns aber nur selten ein Schlüssel in die Hände gelegt wird, es in seiner Eigenart zu ergründen.

Für die Wellen seiner Eigenart — ich bediene mich eines gewagten Vergleiches, wie mir bewußt ist — gehört ein fein abgestimmter Empfangsapparat, ähnlich wie bei der drahtlosen Telegraphie. Wenn wir

aber wollen, vermögen wir doch zweifelsohne viel mehr zu lesen und zu verstehen, als es vielen bis heute geläufig war. Ist es doch gar nicht schwierig, mitfühlend und begreifend dem Drama gegenüber zu stehen, das sich heute vor unseren Augen abspielt in der Vernichtung eines mächtigen, niemanden etwas zuleide tuenden, lange Zeit gewaltige Gebiete beherrschenden Geschlechtes, des afrikanischen Elefanten, eines Tieres, das — wo und wann auch gezähmt dem Menschen näher gebracht — auf die lebhafteste Sympathie der Volksseele stieß!

Hier wie auf manchen anderen Gebieten sind leider große Schwierigkeiten nur mühsam zu überwinden, und wenn uns erst volles Verständnis für diese Dinge aufgegangen sein wird, dürfte es zu spät sein, manche der hoch entwickelten Tierarten liebevollem Studium zu unterwerfen: ausgerottet sind sie bis dahin auf unserem Planeten und ausgestrichen aus dem Buche der Lebendigen! Ich verweise hier auf die unendliche Schwierigkeit, die jeder fühlen wird, wenn er es unternimmt, fremdartige Völker in ihrer Eigenart zu studieren, wenn er ihre psychischen Regungen mit kritischer Sonde ergründen, ihr Wesen und Sein verstehen will. Das vermag nur der, der viele, viele Jahre in der Mitte fremder Völker gelebt und sich mit liebevollstem Eifer seiner Aufgabe gewidmet hat, unterstützt von angeborenem Verständnis. Treffender wüßte ich keinen Vergleich zu finden.

Es scheint, daß gewisse Tierarten durch lange Zeiträume scheinbar unverändert als ein unwandelbares Ganzes verharren. So scheint mir auch die Psyche vieler Arten in altererbt starrer Weise zu arbeiten: das nannten wir vielfach Instinkt. Bei genauerer Untersuchung aber werden sich diese instinktiven Akte in solche des überlegten Handelns auflösen — wenn auch freilich nur eines Handelns in scharfen Normen innerhalb gewisser jeweilig gezogener Grenzen.

Ich aber rufe für meine Ansicht die Tausende und aber Tausende von Besitzern intelligenter Hunde und anderer Tiere, vor allem die Jäger mit ihren treuen Gehilfen in die Schranken, die stets im einzelnen durchdrungen sind von der Tatsache, daß ihre eigenen, mit ihnen in engste Symbiose getretenen Tiere sie verstehen und sie lieben. Dies ist jedoch für Dritte in den meisten Fällen schwer verständlich und scheint manchmal übertrieben: Dritten fehlt eben das lange und liebevolle Eingehen auf die feinsten Differenzierungen der betreffenden Tierseele . . .

Es gibt mehr Dinge im Himmel und auf Erden . . .

Links über dem Horizonte spiegeln sich blaue Wasserfluten — Hunderte von Zebras und einige Strauße verschwinden schemenhaft in der unendlichen zitternd-heißen Sonnenglut und der unzähligen Fülle von Licht — das ist die Fata morgana in ostafrikanischer Steppe ....

IV.

Masai-Nyika.

In unerhörter Plastik möchte ich sagen, tritt uns Form und Sein der sonnendurchfluteten Steppe, der Masai-Nyika, der vielen, so fernen und doch — anscheinend — so greifbar nahen Gebirgszüge ins Bewußtsein. Greifbar nah! Alles so leicht erreichbar anscheinend und so fern doch und weit! Immer wieder täuscht unser Auge die klare staublose Atmosphäre, die durchscheinend reine Luft!

Erschien diese unendliche Steppe und ihre Tierwelt vor Jahren dem neu Ankommenden gleich einem verschlossenen, geheimnisvoll versiegelten Rätsel in nicht endenwollender Ausdehnung — heute, nachdem in Steppe, Berg, Sumpf und Urwald Millionen und abermals Millionen Fußstapfen des Wanderers stehen, hat er ihre Schriftsprache entziffern und in der großen, über alle Begriffe majestätischen Einsamkeit oftmals immer neue und reiche Befriedigung finden dürfen. Die Steppe verrät indes die Geheimnisse ihrer Lieblinge nicht wohlfeil; zahllose Schweißtropfen verlangt sie dem ab, der auch nur wenige davon ergründen will; — ängstlich hütet sie dieselben vor profanen Blicken!

Wer in sie eindringt, darf vor allem nicht ihre Schrecken fürchten. Durst, Entbehrungen und die Schauer der Malaria muß er in den Kauf nehmen, freiwillig oder unfreiwillig diese Opfer bringen!

So ist es keine Vermessenheit, wenn der Jäger, der Beobachter, der solches tat, sich sagen darf, daß er ein gewisses Recht erworben, zu verdolmetschen, was er erkämpft und erschaut. Unmöglich vermöchte dies jemand, ohne viele unendliche Mühsal und Beschwerde auf sich genommen zu haben! — —

Ich spreche hier von einer Schriftsprache, und tatsächlich, wie mit einem Griffel eingezeichnet, finden wir die vielerlei Fährten und Spuren

der Tierwelt im losen flüchtigen Staube der Steppe, im zähen Laterit, im Sumpfboden geformt: ein nicht leicht zu lesendes, aber immer wieder reizvolles Buch, dessen Studium auch nicht eine einzige Stunde der Langenweile aufkommen läßt.

Und da, wo die Riesen der Tierwelt ihre gigantische Kraft an Baum- und Strauchwerk ausgelassen, in Sumpflachen und Schlammbädern eingeprägt haben, finden wir gleichsam Interpunktionszeichen dieser Schriftsprache von gewaltigster, imposantester Wirkung!

Wie Strohhalme geknickt sind Bäume von ansehnlicher Stärke,

Orgeich phot.

Ich halte Ausschau in die Nyika.

rechts und links von unserem Pfade, da, wo eine Elefantenherde ihren Weg genommen hat, — und die zur Regenzeit entstandenen Elefantenfährten gleichen erstaunlich tiefen Gruben, die ein Jahr und mehr sichtbar bleiben, und in die zu stolpern im dichten Grase nicht ungefährlich ist. Wo auch der Wanderer seinen Fuß hinsetzt, immer Neues, immer Lehrreiches findet er auf seinem Wege.

Außer den Elefantenherden, die vielleicht schon vor Monaten ihren Weg durch die Steppe genommen haben, prägen die Spuren und Merkmale eines anderen großen Dickhäuters, des Nashorns, sich ganz besonders aus. Zu den einzelnen Wasserplätzen führen viele Kilometer weit ausgetretene, sich kreuzende Wechsel, welche in der Nähe des Wassers besonders bemerkbar, sich in der weiten Steppe allmählich ver-

C. G. Schillings phot. *R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.*

Lianendurchflochtene Uferbäume spiegelten sich im Wasser wieder, in den Kronen der Akazien aber trieben Meerkatzen und eine Gesellschaft der prächtigen Seidenaffen (Colobus palliatus Ptrs.) ihr Wesen .... nur wenige Meter aber abseits vom Flußlaufe dehnte sich, wie überall in Ostafrika, die öde Nyika aus ....

(Zeitaufnahme mit orthochromat. Perutzplatte.)

C. G. Schillings phot. *R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.*

Die mit einer trüben gelben Flüssigkeit gefüllten Wassertümpel im Felsgestein waren von Elefanten und Nashörnern frisch besucht worden. Aber wie immer wechselten die Tiere sofort aus dem Reviere aus, als ich in der Nähe mein Lager aufgeschlagen hatte . . . . .

lieren. Gleich dem Elefanten haben die Nashörner an vielen Stellen an den holzigen Stauden und Dornsträuchern ihren Zoll erhoben, und einzelne Sträucher finden wir mehr oder minder gänzlich ihrer Zweige beraubt. — —

Die ostafrikanische Steppe zeigt sich uns in ganz verschiedenen Formen, bald flach, bald wellig, oder schroff durchbrochen von mehr oder minder sich erhebenden Höhenzügen, schroffen Felsgraten, Hügeln und Kuppen. Im vulkanischen Gebiete des Bergriesen Kilimandscharo[1] erheben sich auf ihrem Höhentableau eine ganze Reihe von Bergen.

Vegetationsbild aus einer typischen Succulenten-Steppe zur Regenzeit.
Im Vordergrunde Caralluma codonoides.

Während der Kilimandscharo selbst in seiner größten Erhebung, dem Kibo, über 6000 Meter Höhe erreicht, und in diesem Berggipfel, als höchster deutscher Berg, von ewigem Schnee und Eise starrt, ist seine zweithöchste Erhebung, der Mawenzi, nur zeitweilig von Schnee bedeckt. Seine schroff in die Lüfte ragenden Felszinken sind durch ein gewaltiges, fast 5000 Meter hohes Sattelplateau mit dem Kibo verbunden. Als vor einem halben Jahrhundert der Missionar Reebmann die erste Kunde einer Gletscherwelt unter äquatorialer Sonne nach Europa brachte, erklärte die gelehrte Welt dies für ein Phantasiegebilde. Eis und Schnee unter dem Äquator! Heute sind wir über die Genesis des Vulkanriesen

[1] Kilimandscharo — die leider eingeführte amtliche Schreibweise; ich würde schreiben: Kilima 'Ndjaro (Kilima = Berg).

genau unterrichtet: Das ganze Massiv des Berges, das so vereinzelt aus dem Steppengebiete aufragt, hat Professor Hans Meyer in mehrfachen, bewunderungswürdig durchgeführten Expeditionen zu seinem Forschungsgebiete par excellence erhoben, und seine hierüber veröffentlichten Werke werden dem jene Gebiete Durchstreifenden immer wieder neue Belehrung über die geologischen Verhältnisse dieser Gegend und hohen Genuß gewähren.

Die Terrainbildung der Steppe erfolgte durch vulkanische Ursachen, und mit Recht sagt mein Freund Merker, daß dies am

Succulenten-Steppe mit Pyrenacantha malvifolia — gewaltigen Steinen gleichenden Knollen, denen zur Regenzeit einige Ranken entsprießen.

Kilimandscharo, Meru und Ol Dönjo l'Eng ai besonders drastisch hervortritt, und in der Nähe des letzteren noch tätigen Vulkanes zwischen dem Steilabfall des Mutiek-Plateaus, des Gileï- und Timbatigebirges sich Hügel an Hügel reiht, jeder die Ruine eines Kraters tragend und ein Landschaftsbild darstellend, wie wir es aus Mondphotographien kennen.

Etwa zwei Tagereisen entfernt, erhebt sich dem Kilimandscharo benachbart der finstere, fast 5000 Meter Höhe erreichende Meruberg, und weiterhin in der Richtung des Viktoria-Nyanza reihen sich vereinzelte zahlreiche Berge und Vulkane jenen an. In weit mehr als 1000 Meter Höhe über dem Meere gelegen, dehnt sich zwischen dieser Bergwelt die Hochsteppe in unermeßlicher Ausdehnung im hellen, blendenden Sonnenglanze vor uns aus.

Je nach der Jahreszeit, je nachdem wir uns in der Massika, der großen Regenzeit, oder in der Trockenzeit befinden, liegt die Nyika im grünen Schimmer neu entstandenen Grasschmuckes — meilenweit auch wasserbedeckt — von einzelnen Regenstrombetten silbern durchflutet — oder auch tennenartig öde fahl und braun mit erstorbener Vegetation vor uns. Im letzteren Falle gewähren unserem Auge nur hier und da Ruhepunkte die Depressionsstellen, wo Akazien, Terminalien oder andere Bäume und Sträucher soviel Grundwasser erreichen, daß sie längere Zeit im Blätterschmucke zu verharren vermochten. Schwer dürfte es

Die sogenannte dornenreiche „Obstgartensteppe".

dem Nichtbotaniker werden, den Charakter der Pflanzenwelt der Steppen treffend zu schildern. In seinem Werke „Der Kilimandjaro" hat indes Professor Volkens dies meisterhaft und bis heute unübertroffen vermocht.

Wir haben es bald zu tun mit öden, freien Flächen, die zur Regenzeit überschwemmt, auftrocknend weißliche, salzinkrustierte Flächen bilden, nur spärlichen Grasbüschen Leben gewährend, wiederum auch mit unübersehbaren grünen oder fahl verbrannten Grasfluren, dann wieder mit Akazienhainen in unermeßlicher Ausdehnung oder mit Dornbäumen, die für das Laienauge Ähnlichkeit mit Obstbäumen haben und auch treffend Obstgartensteppen genannt wurden. Da, wo die Steppe mit dichtem Akazienbestande bewachsen ist, können diese natürlich hochstämmig sein oder, in jüngeren Exemplaren, mehr strauchartig. Auch mit Sträuchern und Stauden verschiedener Arten kann die Steppe be-

deckt sein, zwischen denen mannshohes Gras zur Regenzeit aufsprießt und stachel- und dornbedeckte Pflanzen aller Art zwischen den Bäumen und Baumsträuchern sich finden.

Mannigfache Euphorienarten, auch dem Laienauge schnell kenntlich, geben dem Ganzen ein tropisches Gepräge.

Stauden aber und Stachelsträucher seltsamster Art, graugrüne Knollen von mehreren Fuß Dicke, — anscheinend lose auf dem Erdboden aufliegend — bilden eine weitere Form dortiger Steppenvegetation. Zur Regenzeit senden sie Stacheläste und Ranken aus, zur trockenen Zeit anscheinend völlig abgestorben, entledigen sie sich aller dieser Lebenszeichen.

Besonders trockene und regenlose Steppenformationen sind es, in denen die sogenannten Succulenten vorherrschen, Pflanzen, welche derartigen Daseinsbedingungen besonders angepaßt, auch mehrjährige Regenlosigkeit zu überleben wissen.

Immer wieder unterbricht in der Nyika mehr oder minder häufig einer jener gewaltigen Termitenhügel, bis zu mehreren Metern Höhe und bedeutender Breite ansteigend, die seltsame Pflanzenwelt. Unermüdlich sind die kleinen Baumeister tätig, zur Nachtzeit ihre Burgen, die eisenhart fest ineinandergefügt sind, auszubauen und zu erhöhen. Mit Eintritt der Regenzeit entsteigen die nunmehr geflügelten Termiten in außerordentlichen Mengen dem Erdboden, ihre weite Hochzeitsreise in die Lüfte antretend, um allerorten die Grundlage zu neuen Kolonien zu bilden. In eiliger Hast kommen sie aus dem Erdboden hervor. Die meisten wissen, obzwar zum ersten und einzigen Male in ihrem Leben der finsteren Tiefe entsteigend, im Reiche der feuchtigkeitsgeschwängerten Abendluft sofort meisterhaften Gebrauch ihrer weißen kleinen Schwingen zu machen. Einige aber zappeln am Boden, ihre Flugwerkzeuge sind offenbar verletzt: sie werden die erstrebte Reise niemals antreten können! Doch was will das Milliarden gegenüber besagen, die ihre Bestimmung erfüllen werden!

Charakteristisch schmückt hier und da die Steppe der wohlbekannte Affenbrotbaum (Adansonia digitata). Grotesk und bizarr durch seine Erscheinung, erreicht er oft, in leuchtend grauglänzende Rinde gehüllt, einen Umfang von vielen Metern, urweltlich mutet er uns durch seine Erscheinung an. Der Reisende lernt ihn aber bald schätzen; denn manchmal birgt er in seinem hohlen Innern reichliche Wasservorräte, die aus der Regenzeit stammen und oftmals das einzige Wasser auf viele Tagereisen im Umkreise bilden . . . . . .

Haben wir einen erhöhten Standpunkt eingenommen, so fällt uns besonders eins auf: von höheren Bäumen begleitete Einsenkungen;

das sind periodische Regenstrombetten, die häufig schluchtenartig schroff vertieft die Landschaft durchqueren. Liegen sie monate- und jahrelang trocken und durstend da, ein plötzlich eintretender gewaltiger Regenguß vermag sie in reißende Ströme zu verwandeln, die der Karawane ein unüberschreitbares Hindernis zu bereiten vermögen. In ihren oft weitausgedehnten Betten wäre es zur Regenzeit übrigens nicht ratsam, das Lager aufzuschlagen. - - —-

Liegt die Steppe in flimmerndem, das Auge blendendem Sonnenglanze, wie ein offenes Buch vor uns, so schweift der Blick in ungemessene

Steppe mit Termitenhügel in der Nähe der Küste.

Weiten, und ein Gefühl von Freiheit und Sehnsucht, all das Unbekannte zu erkunden, zu erforschen, ergreift den Wanderer.

Selbst des Erfahrenen Blick täuscht sich da leicht durch die Weite und die Fülle der Lichter und Strahlen.

So fand ich, wo Oskar Baumann den Kiniarokſee in die Nyika gezeichnet, nur öde Sandsteppe und mußte eiligst umkehren, um nicht mit meinen Leuten zu verdursten . . . . . Aber zur Zeit der Massika können wiederum ganze Steppen unter fußhohem, meilenweitem Wasser stehen.

Ist die Masai-Nyika grün und wasserreich zur großen Regenzeit, so reist es sich in ihr ohne besondere Schwierigkeit, außer der Mühe, die es macht, den Weg zwischen den Dornen, den Büschen oder den lang rankenden, scharfen und oft mannshohen Gräsern sich zu bahnen. Anders

aber ist es zur Trockenzeit. Dann ist es nicht geraten, in sie hinauszuziehen, ohne verläßliche Kenntnis der sicheren nächsten Wasserstelle. Kunde, die über den Wasservorrat noch vor kurzer Zeit uns wurde, ist nicht zuverlässig; denn schnell dahinsiegend in dem Gluthauche der Sonne und der Steppenwinde kann das begehrte Naß in kurzen Tagen verschwunden und vertrocknet sein! Mit den beladenen Trägern, welche, ihre sechzigpfündigen Lasten auf dem Kopfe, frühmorgens aufgebrochen sind, vermögen wir wohl bis zu 30 Kilometer und mehr an einem Tage zurückzulegen, wenn wir sicher waren, am Abende Wasser zu erreichen. Ist das nicht der Fall, so sehen wir uns gezwungen, uraltem, zweckmäßigem Gebrauche folgend, einen sogenannten „Telekesamarsch" zu machen. Nach Mittag bricht die Karawane auf und geht bis zum Abende ihrem Ziele entgegen. Mit Eintritt der Dunkelheit wird an einer beliebigen Stelle der Steppe ohne Wasser gelagert. War der Tag heiß, lastete die Hitze sengend und brennend über unseren Häuptern, führten die plötzlich eintretenden Wirbelwinde gewaltige, Staub und Sand aufrührende Tänze in der Ebene aus, kreuz und quer wirbelnde Sandhosen bildend, so harrt jeder Mann bei seiner Last hingekauert, des nächsten Morgens, um in aller Frühe, — bei Mondschein und nicht allzu ungünstigem Terrain oft noch in der Nacht aufbrechend, — so eilig wie möglich dem ersehnten Wasser, der nächsten Lagerstelle, zuzustreben. Oft kann dieses Ziel erst am Abend erreicht werden. So lange vermag ein wohlgenährter und eingeübter Träger dort drüben mit seiner schweren Last auszuhalten, kaum aber länger. Unter gewöhnlichen Verhältnissen wird er niemals seine Last im Stiche lassen; alte Tradition verbietet ihm dies, und so fest verläßlich ist er in dieser Beziehung, daß ich oftmals neben ihrer Last niedergesunkene Leute auffand, kaum aber je erlebt habe, daß sie, ihre Last verlassend, etwa das Wasser zu erreichen versucht hatten. Wohl aber ist es „tesţuri" (Sitte), daß die zuerst am Lagerplatz Angekommenen ihren „rafiki" (Freunden) die gefüllte Kürbiskalebasse oft stundenweit rückwärts entgegentragen, um sie so zu erquicken. Hier, wie bei der freigiebigen Austeilung von Speise untereinander, handeln die Träger höchst brüderlich und sich gegenseitig helfend und unterstützend. Wie aber auch die Verhältnisse liegen mögen, ob zur Regen- oder Trockenzeit, bewundernswert wissen die Schwarzen der so menschenfeindlichen Steppe die angenehmsten Seiten abzugewinnen, verborgene Wasserpfützen aufzufinden, die seltenen beerentragenden Sträucher zu erspähen, Brennholz zu finden, wo anscheinend weit und breit kaum solches zu erschauen war, ihr Lagerfeuer zweckmäßig anzufachen und sich mit ihren dürftigen Tüchern oder Gewandungen schattige oder windgeschützte Lagerstätten

zu bereiten. Ganz beſonders verſtehen ſie es auch, durch aromatiſch duftende Kräuter ſich inſektenfreie Lagerſtätten zu ſchaffen, deren ſtarken Düften europäiſche Nerven kaum gewachſen ſind.

Alfred Brehm ſagte einſt von dem aſiatiſchen Gegenſtück der Maſai-Nyika, der Tundra, nachdem er viel Hartes und Schweres dort er-

Nur einem dichten Dornenbuſche, um den ich indes von dem einen angreifenden Nashorne herumgejagt wurde, verdankte ich meine Rettung.

lebt und ihre Tücken kennen gelernt: „Zur Tundra ziehe ich nicht wieder!“ Vor der Nyika habe auch ich ein Bangen; nie wird der Fuß eines weißen Mannes, will er anders bleiben was er iſt, dort Fuß faſſen.

Aber mit magiſcher Kraft lockt ſie dennoch den, der ſie kennen gelernt, immer und immer wieder zu ſich zurück. — — —

Je nach der Beleuchtung erscheint das Wild in dem grellen Tropenlicht verschiedentlich — sogar fast weiß — gefärbt, so in diesem Falle weibliche Grantgazellen.

V.

Steppenbrände.

Über weite Gebiete der ostafrikanischen Steppe hinweg rast alljährlich die alles vernichtende Glut der Steppenbrände. Baumleichen künden — auch zur Zeit der „Massika", der Regenzeit, wo alles frisch und grün erscheint — schwarz verkohlt dem Wanderer, daß noch vor kurzem sengendes Feuer das Gebiet durchflutet hat.

Mit beginnender Trockenzeit schimmert aus weiter Ferne hier und da beim Eintritt nächtlicher Dunkelheit ein Feuerschein; oftmals erglüht nächtlicherweile immer wieder ein und derselbe, weit entfernte Punkt rötlich am Horizonte. — Das sind ferne Steppenbrände an Orten, wo das Gras schon dürr geworden; sind weit abgelegene Bergterrassen, die abbrennen, viele Nächte hintereinander als gigantische Fackeln weit hinausleuchtend in die Lande. . . . .

Überall, wo Savannen in Afrika sich finden, spielt sich immer wieder dieser Vorgang ab.

Dr. Rich. Kandt berichtet aus dem Herzen des schwarzen Erdteiles von denselben Vorgängen, die ich im Osten beobachtet habe.

Ist die Dürre allgemein geworden, so wird nicht nur der Eingeborene allerorten, nein auch der Reisende Feuer anlegen, sei es um sich leichter einen Weg durch die verschlungene Graswildnis bahnen zu können, sei es, um wie der Eingeborene durch diesen „Feuerzauber" in kurzer Frist, nach dem ersten plötzlichen Regen frische grüne Weide zu erhalten. —

Nicht etwa mit verheerender Schnelligkeit, so daß Mensch und Tier kaum zu entrinnen vermögen, rasen diese Steppenbrände einher — wie dies so oft in Reiseschilderungen erzählt worden, — aber stunden-, tage-, selbst wochenlang pflanzen die gewaltigen Feuer sich fort, die trockenen

C. G. Schillings phot. R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.

Zahlreiche Geier hielten sich in der Nähe des Lagers auf . . . .

Gräser verzehrend, Sträucher vernichtend und selbst Baumriesen durch die jahrelang immer wiederkehrenden züngelnden Flammen zu Fall bringend.

Ist ein großer Baumstamm durch die Wirkung des Feuers gestürzt: der nächstjährige Steppenbrand findet ihn bereits dürr und ausgetrocknet auf dem Boden liegend vor. Dann sieht ihn der Reisende einige Tage später, wenn nicht heftige Winde wehten, eingeäschert mit allem Geäst und seinem ganzen Kronenwerk getreulich auf dem Erdboden hingezeichnet: ein memento mori seltsamster Art! —

Der nächste Wind verstreut dann die Aschenreste spurlos, und nichts verrät uns das Geschehene! — —

Wälzt die feurige Lohe sich durch die Steppe, oft viele Stunden in der Ausdehnung, so ist der große Festtag vieler Tiere erschienen: Marabus, Störche, die Kranichgeier, Raubvögel aller Art, vor allem die Milane stürzen sich herab auf die ihnen nun in halb gebratenem Zustande zufallenden Heuschrecken und andere niedere Tiere aller Art.

Aber auch die schön gefärbten Racken, verschiedene Schwalbenarten, die schwarzen Trauerdrongos sieht man mit größter Geschicklichkeit — anscheinend unmittelbar aus den züngelnden Flammen — ihre Beute herausholen. Alle diese Tiere bekunden durch ihr Verhalten, daß ihnen die Brände nichts Erschreckendes, sondern etwas Gewohntes sind: etwas, aus dem sie tunlichsten Nutzen zu ziehen wissen.

Die Säugetiere der Steppe fliehen entweder geschickt vor den Flammen, um nach kurzer Zeit zu den Brandstätten zurückkehrend dort frischsprießendes Gras zu finden, oder verkriechen sich in den Erdboden und lassen die Flammen ohne Schaden über sich hinwegziehen.

Von größtem Interesse war es mir, beobachten zu können, wie diese afrikanische Tierwelt gleich Mephistopheles das Flammenmeer als ein „freundlich Element" betrachtete! Namentlich die Pavianherden kümmerten sich wenig um die Steppenbrände, und es scheint mir gar nicht unverständlich, daß in grauer Urzeit anthropomorphe Affen sich mit dem Feuer zu befreunden vermochten.

Dies geschah dann gewiß in der Nähe von Vulkanen und zu einer Zeit, als die geotektonischen Kräfte noch ungleich häufiger denn heute feurige Glut auf der Erdrinde — aus dem Innern des Erdballs — zerstreuten. Mir ist dies fast zu Gewißheit geworden, seit Hauptmann von Beringe Gorillas in der Nähe kahler Steinhalden der Kirunga-Vulkane beobachtet und erlegt hat und seit ich weiß, daß der „Soko", der Schimpanse mit Vorliebe in ähnlichen Einöden heimatet. . . . . .

Unzweifelhaft schädigen diese Brände die Baumbestände unter Umständen erheblich. Vielleicht haben sie zur Entwaldung vieler Gebiete

Ostafrikas, — seit der Mensch des Feuers Herr geworden — ein gut Teil beigetragen. Hatte die Regierung auch einige Jahre hindurch dies „Feuern" untersagt, so ist es neuerdings wieder erlaubt worden. Zweifellos werden nämlich durch diese Brände unendlich viel schädliche Tiere vernichtet und Krankheitskeime zerstört. Auch war das Verbot praktisch nicht durchführbar.

Doch unterfange ich mich nicht, die Wirkung dieser alljährlich un-

Mein Führer liebte es, sein Antlitz durch Schminken zu verschönern.

geheure Gebiete Ostafrikas überziehenden Brände abzumessen. Professor Volkens legt ihnen aber, wie ich glaube, eine allzu geringe Bedeutung bei. Das immer wiederkehrende Feuer fällt selbst die hochstämmigsten Baumriesen langsam aber sicher, und ich vermag nicht einzusehen, daß diese afrikanischen Brände in gewisser Beziehung nicht ebenso zerstörend auf die tropischen Waldbestände einwirken, wie dies in Europa der Fall ist.

Dem Reisenden können die Brände bei einiger Vorsicht kaum gefährlich werden. Naht sich bei heftigem Winde ein solches Feuer, so

heißt es in der Nähe des Lagers „vorbrennen". — So kann man den gefräßigen Flammen die Nahrung entziehen.

Einmal bin ich aus Unvorsichtigkeit, im Begriffe ein schmales Steppenfeuer zu durchschreiten, beinahe erstickt, als ich die Augen des Rauches wegen schließend, die Richtung verloren hatte. Mit dem Schrecken und verbrannten Schuhen und Kleidern kam ich noch glücklich davon!

Ein anderes Mal entstand in der Nähe meines in der Eile zur Abendstunde aufgeschlagenen Lagers mitten im trocknen Schilf ein so heftiges und schnelles Feuer, daß wir das Lager und uns selbst nur mit knappster Not zu retten vermochten; ich büßte aber dabei eine erhebliche Anzahl unersetzlicher Objekte ein! Dazu kam, daß ich, auf dem Rückmarsch an die Küste begriffen, mehrere hundert zur damaligen Aufstandszeit zu meiner Sicherung mitgeführte Patronen fortgeworfen hatte und diese nun, vom Feuer erreicht, anfingen zu explodieren!

Die kohlschwarz versengte Steppe, ebensolche Hügel und Bergrücken, tage- und selbst wochenlang schwelende und langsam glimmende Baumstämme sind eine oftmals wiederkehrende Signatur ostafrikanischer Erde.

Bei Windstille fand ich in Flußwäldern einzelne Baumstämme öfters mehr denn eine Woche lang, — am Tage rauchend und schwelend, — zur Nachtzeit aber hell ihre Umgebung erleuchtend, fortglimmen und -brennen.

Gleich Laternen mit rötlichem Lichte dienten mir diese Naturleuchten nicht selten als Wegweiser in der Dunkelheit.

An den Armen aber, Gesicht und Händen, wie auch an der Kleidung des Reisenden haftet oftmals die rußige schwarze Farbe der verkohlten Zweige, Stengel und Stauden und bildet schwer zu entfernende Merkmale seiner Wanderungen durch die verbrannte Steppe, wenn, was ja oft der Fall, das Wasser selten und kostbar ist und kaum zum Trinken ausreicht. . . . . .

Wem der Anblick des Vesuvs zur Zeit lebhafter Tätigkeit nächtlicherweile zuteil ward, kann sich einen Begriff machen vom grandiosen Anblick eines jener gigantischen, allnächtlich immer wieder sichtbar werdenden fernen Steppenbrände. Erblicken wir sie etwa von einem Berge herab nur einige Meilen weit, wie das Feuer langsam in Zickzacklinien hier und da heller aufflackernd, seinen Weg teilweise durch mächtige Dampfwolken verdeckt, verfolgt, so gehört nicht viel Phantasie dazu, sich nach Europa versetzt zu glauben und in dem Aufleuchten der Lichter dort unten das Getriebe der Bahnhofsanlagen einer der großen Weltstädte oder der Industriezentren Europas vor sich zu sehen.

Mächtig aber, grandios und imposant in seiner Gesamtwirkung steht mir das Bild eines brennenden Berges, das Bild einer gewaltigen Feuersbrunst vor der Seele, die tagelang wütend, durch die Felsenschlünde, Talmulden und Bergmatten des 2000 Meter hohen Longidoberges raste und in dunklen Nächten mein am Fuße des Berges gelegenes Lager taghell erleuchtete.

Jetzt in der Trockenzeit trug das Gebirge ein völlig nordisches Gepräge in seiner durch die ruhende Pflanzenwelt kaum verhüllten nackten Dürftigkeit.

Gewährte der Berg in seinem kühnen schroffen Aufbau der Westseite schon an und für sich ein Bild wilder Schönheit, so vereinigte sich

Zuweilen zeigten sich die herrlichen Grantgazellen wenig scheu . . .

diese Szenerie mit dem Anblick des rötlich züngelnden Flammenmeeres zur Nachtzeit, mit dem Knattern, Zischen und Prasseln der windgepeitscht durch die Talhalden fortrasenden Feuersglut, der hier und da vernehmbar werdenden Stimmen der erschreckten Tierwelt zu einem der mir unvergeßlichsten Schauspiele aus afrikanischer Wildnis.

Aus afrikanischer Wildnis — die ja hier, wie manchmal auch anderen Orts ein so nordisches Aussehen aufweist, daß der Wanderer sich in der Heimat glauben muß. . . . . .

Es war, als ob der Berg lebe und in wildem Aufruhr phantastische nächtliche Erscheinungen, aus Dampfwolken gebildet, dort oben in wildem Ringen sich bekämpften. Tobten eben noch prasselnd und sausend die Flammen, in schnellem Laufe die Bestände an trocknem Hochgrase vernichtend, so verhüllten nun wieder gewaltige Rauchmassen dampfend die Berggipfel, um dann wiederum verschwindend abermals einem über alle Beschreibung gewaltig zum Himmel auflohenden Flammenmeere

Platz zu machen, in dessen weitleuchtendem Scheine sich die kühnragenden Felsgipfel des Berges majestätisch dräuend aus der schwarzen Nacht des Horizontes abzeichneten. . . . . .

Riesen aber der Tierwelt, die gewaltigsten Wildarten der Erde, kamen unbekümmert um das Flammenmeer zu den nahegelegenen Wassertümpeln — und nur wenig entfernt von meinem Lager hockten halb-

Die Grantgazellen wechselten aus dem Pori in die offene Boga.

nackte dunkle Kriegergestalten mit Schild, Speer und Schwert bewaffnet, wie in der Urzeit uralte Schlachtgesänge vor sich hinsummend. —

Das war der „Feuerzauber", wie er nur geträumt werden kann, und das „auf dein Geheiß entbrenne ein Feuer!" trat mir allabendlich wieder und wieder vor die Seele, und stundenlang, während dort droben im Reiche der Berge die Flammenmeere tosten, zogen an meinem Geiste die Gestalten des fernen nordischen Sagenkreises vorüber, die jener gewaltige urdeutsche Geistesheld zu neuem Leben erweckt hat . . . . . .

Nach stürmischer nächtlicher Fahrt in der kleinen arabischen Dhau liefen wir in der Morgenfrühe, von Pangani kommend, die Reede von Sansibar an.

VI.

Zum Kilimandscharo mit Prinz Löwenstein.

In den ersten Tagen des Februar 1903 brachte uns der Reichspostdampfer „Bürgermeister" nach Tanga. Zum vierten Male setzte ich meinen Fuß an die ostafrikanische Küste und zum dritten Male zog ich hinaus zum höchsten deutschen Gebirge, dem „Kilimandscharo" genannten eis- und schneebedeckten Vulkanriesen.

Prinz Johannes Löwenstein-Rosenberg und ich hatten in Neapel sieben Maultiere an Bord genommen, in der Voraussetzung, daß die zähen und an Entbehrung aller Art gewöhnten süditalienischen Lasttiere sich als Reittiere besonders eignen würden.

Der Transport war glücklich verlaufen, leider aber hatten die Tiere während der Fahrt eine Akarusräude aquiriert; ein zu wissenschaftlichen Zwecken bestimmter „Reichshund", der von Hamburg nach Dar-es-Salam verfrachtet und gegen Tsetse-Infektion versuchsweise immunisiert worden war, hatte die Krankheit auf unsere Tiere übertragen.

Der „Reichshund" war mit diesem Namen belegt worden, weil er in Hamburg ohne Begleitung aufgegeben, nach Dar-es-Salam adressiert war, um dort zu Versuchszwecken zu dienen. Unterwegs hatte ich seine Pflege, mit der Behandlung von Akarusräude wohl vertraut, in die Hand genommen. Trotz alledem aber verursachte die Räude bei den Maultieren, nachdem sie ihr langes Winterhaar verloren hatten, weitgehende Zerstörungen der Epidermis. So hatten wir das Vergnügen, wochenlang täglich zweimal an den teilweise widerspenstigen und schwierigen Tieren sorgfältige Waschungen vornehmen zu müssen, die endlich auch von Erfolg gekrönt wurden.

Dank meinen früheren Erfahrungen und dem Entgegenkommen der bei der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft angestellten Herren war unsere Karawane von 170 Trägern, Askaris, usw. unter Oberaufsicht meines altbewährten Mniampara Maftar in wenigen Tagen organisiert, und die Eisenbahn brachte uns nach Korrogwe, ihrem derzeitigen Endpunkte.

So konnten wir zwei Tage mühevollen Küstenmarsches uns ersparen.

Über Mombo, wo die Versuchsplantagen von Baumwolle leider

Einem ruhenden Löwen ähnlich sah ich Kap Guardafui abermals vor mir liegen . . zum achten Male fuhr ich an ihm vorüber . . .

durch übermäßigen Regen völlig verdorben waren, und wo uns der sehr hilfsbereite und entgegenkommende Leiter der Plantage, Herr Veith, freundlich bewirtet hatte, zogen wir über Masinde, die Karawanenstraße rechts liegen lassend und den sehr angeschwollenen Mkomasi übersetzend, den Rufufluß entlang unserem vorläufigen Ziele, dem Kilimandscharo, entgegen.

Es hatte außergewöhnlich stark geregnet, infolgedessen trafen wir die Pflanzenwelt im üppigen Grün.

Zum siebenten Male zog ich nun meines Wegs durch dieses Gebiet und sah hier zum zweiten Male die mir bisher meist im Zustande der Ruhe in den Trockenzeiten bekannte Vegetation in üppigem Flor. Weithin war der Boden mit Gräsern bedeckt; die merkwürdigen Succu-

C. G. Schillings phot. R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.

Einexerzieren meiner Askari durch einen europäischen Unteroffizier im Hofe der D. O. A. G. in Tanga.

lenten waren zu erhöhter Lebenstätigkeit erwacht; die grotesken Affenbrotbäume hatten ihre Zweige mit Blättern geschmückt, und Schmetterlinge, sowie Heere anderer Insekten fanden sich auf Schritt und Tritt.

Es würde dem Neuankommenden gewiß schwer fallen, zu glauben, daß all dies organische Leben in kürzester Zeit verschwinden muß, und daß sich die Steppe ausgedörrt, kahl und öde vor uns ausbreiten wird.

Infolge der niedergegangenen Regen war wie gewöhnlich der Gesundheitszustand der Europäer höchst ungünstig. Sämtliche bei der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft in Tanga angestellte Beamten

Orgeich phot.

Prinz Johannes Löwenstein (rechts) und der Verfasser.

hatten in diesem Monate das Krankenhaus wegen Malaria abwechselnd aufsuchen müssen. Die Temperatur erreichte im Schatten bis 32 Grad Celsius, um nachts nicht unter 21 Grad bei permanentem Südostwinde zu fallen.

Wir kauften Lebensmittel in größerem Umfang ein, sandten gegen 80 Eselasten Mais voraus und marschierten einige Tage flußaufwärts.

Das Wild hatte sich, überall Äsung und Wasser findend, zu dieser Zeit weit über das Land zerstreut.

Prinz Löwenstein erlegte einige Antilopen (Gazella granti Brooke) und unser Hauptinteresse war auf die immensen Ansammlungen von Störchen (Ciconia ciconia L.) gerichtet, welche im Begriffe waren, ihre Heimatreise nach Europa anzutreten. In der Steppe den zahlreichen Heuschrecken nachstellend, erhoben sie sich in großen Mengen hoch

C. G. Schillings phot. R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.

Im März rüsteten sich unsere europäischen Störche zur Rückkehr in die nordische Heimat und versammelten sich in ungeheuren Scharen in der Steppe am Rufuflusse.

in die Lüfte, wo sie, zu Tausenden vereint, herrliche Flugspiele ausführten. Die Kolonien der Webervögel, die ihre Hängenester in großer Zahl hier und da an Bäumen befestigt hatten, waren zu dieser Zeit außerordentlich belebt und mit Eiern und Jungen reich besetzt. Während die wenige Tage alten Jungen von ihren Eltern mit jungen Heuschrecken gefüttert wurden, diente den mehr Erwachsenen der jetzt in Menge heranreifende Grassamen zur Nahrung.

Auch der von mir 1899 entdeckte Weber (Ploceus schillingsi Rchw.) war jetzt in vollem Brutgeschäfte, und der Prinz sammelte eine

Die Störche erhoben sich in die Lüfte, um ihre Rückreise nach Europa anzutreten.

Anzahl von Exemplaren dieses schönen, im alten Männchen herrlich goldgelb schimmernden Vogels, der seine Nester ausschließlich dicht über dem Wasser an Büschen wie auch im Schilfrohr zu befestigen pflegt.

Ein von mir erlegter Strauß, dessen Mageninhalt ich dem Berliner Museum überwies, hatte ausschließlich Grassamen — aber in geradezu ungeheuren Mengen zu sich genommen, und infolgedessen jetzt auch — ganz gegen die Regel — ein Ei ausgebildet. Der Eierstock war aber mit Ausnahme dieses Eies völlig in der Ruhe begriffen. Die Eingeborenen erzählten mir, daß bei so plötzlich eintretender Grasreife Strauße nicht selten einzelne Eier, auch außerhalb der Brutzeit in der Steppe verstreut, abzulegen pflegen.

Wir verlegten das Lager einige Tage flußabwärts, und während Prinz Löwenstein das Glück hatte, ein flüchtiges starkes Nashorn in

meiner Gegenwart zu erlegen, stießen wir am selben Tage ganz unerwartet in der freien Steppe auf eine Büffelherde (Buffelus suahelicus Mtsch.) von etwa 60 Stück, die in Gesellschaft von Wasserböcken (Cobus aff. ellipsiprymnus Ogilb.) und Grantgazellen (Gazella granti Brooke.) im Schatten einiger Akazien ihre Siesta hielten.

Höchst bedauerlicherweise gelang mir die Aufnahme der Herde, sowohl stehend wie flüchtig nicht, ich war damals mit dem Apparat noch immer nicht vollkommen eingearbeitet, auch war das Licht wenig günstig.

Auf den Inseln des Rufufluſſes brüteten im Monat März die Ruhreiher (Bubulcus ibis L.), wie auch schwarzköpfige Reiher (Ardea melanocephala Vig. Childr.).

Aus dieser Herde erlegten der Prinz und ich einen Büffelstier und eine Kuh. Unsere Freude über dieses seltene Jagdglück war außerordentlich groß, und um die Häute der Tiere präparieren zu können, schlugen wir in der Nähe am Flusse ein Lager auf. Es gelang uns mit größter Anstrengung, trotz des intensiven Sonnenbrandes, diese zoologisch höchst wertvollen Objekte gut zu präparieren und so für die Wissenschaft zu retten. Die Kuh erwies sich als hochträchtig, die Hautfarbe des jungen Tieres war ein dunkles Kaffeebraun. Auch seine Haut wurde glücklich präpariert. Diese Arbeiten erforderten die angestrengte, aber von Erfolg gekrönte Tätigkeit aller Leute der Karawane.

Ich gebe hier die Maße des erlegten Stieres. Die Länge der ausgebreiteten Haut, von der Schwanzspitze bis zum Maule, betrug

4 Meter, die größte Breite der Haut am Bauche gemessen, 3,60 Meter, das Gewicht seines Schädels 25 Kilo, das des weiblichen Stückes 15 Kilo.

Da mehrfache Regenschauer eintraten, mußten wir die Häute salzen. Die Tiere waren wie gewöhnlich mit Zecken (Rhiphicephalus appendiculatus Nn.) bedeckt, jenen schlimmen Plagegeistern des afrikanischen Büffels.

So war es mir nun doch gelungen, vom Glück begünstigt, eine

Die eigenartigen Schlangenhalsvögel (Plotus Levaillanti Licht.) lauerten, auf dicht über dem Wasserspiegel emporragenden Ästen sitzend, auf Beute . . . ihre Nester mit den mit einem weißen kalkigen Überzug versehenen bläulichen Eiern fanden sich auf den Akazien der Inseln im Strome . . .

Büffelherde in freier Steppe am Tage zu sehen! Bisher hatte ich stets den Büffel nur im Röhricht und im Dickicht aufgefunden.

Wehmütig gedachten wir der Zeiten, in denen vor den Verwüstungen der Rinderpest solches ein fast alltägliches Ereignis in diesen Gegenden Ostafrikas war.

Zwei Tage darauf gelang es dem Prinzen, einen einzelnen, sehr starken Giraffenbullen zu erlegen; die Präparation der Haut gelang jedoch leider nicht. Der Bulle zeichnete sich durch fünf Stirnzapfen aus. Folgende Maße konnte ich von ihm nehmen: Länge der Linie von der Schnauzenspitze bis zum längsten Stirnzapfen 88 Zentimeter, Länge der Hauptstirnzapfen 22 Zentimeter, Umfang des Kopfes über den Augen gemessen 1 Meter 6 Zentimeter, Umfang der Stirnzapfen an

ihrer Basis 25 Zentimeter, oben 22 Zentimeter. Gewicht des Kopfes, mit etwa 30 Zentimeter Hals daran, 40 Kilo.

In den nächsten Tagen machten wir einige Exkursionen in die Steppe, wobei ich Perlhühner und einen alten Bekannten unserer heimischen Fluren, den Wachtelkönig (Crex crex L.), erlegte und eine große Anzahl von Giraffenfährten spürte.

Auf den kleinen Inseln im Flusse nisteten Kuhreiher (Bubulcus ibis L.) und einige andere Arten Reiher, deren Eier ich sammeln konnte. Hier fanden sich wiederum größere Kolonien „meines Webers" (Ploceus

Im Ufergeäst des schweigenden Urwaldstromes hatten sich zahlreiche Reiher niedergelassen . . .

schillingsi Rchw.). Ihren Nestern hatte ein Goldkuckuck (Chrysococcyx cupreus Bodd.) vorzugsweise seine Eier zum Ausbrüten anvertraut. Die jungen Gauche hatten ihre Nestkameraden kurzerhand durch Herausdrängen aus dem Neste dem Tode im Wasser des Flusses überliefert.

Nunmehr mit dem Teleapparat einigermaßen vertraut geworden, glückten mir eine Anzahl vortrefflicher Aufnahmen der Oryxantilope (Oryx callotis Thos.). Diese Aufnahmen erforderten höchst interessante, aber anstrengende Pürschen, da die Antilopen, deren Rudel Junge aus den letzten Wochen aufwiesen, sich äußerst scheu zeigten.

Bei einem gemeinschaftlichen Ausfluge wurden Prinz Löwenstein und ich plötzlich von Gewehrsalven überrascht, so daß wir Warnschüsse abgaben, um nicht fernerhin in Gefahr zu kommen. Diese Salven

rührten von den Askari eines Heliographenkommandos her, das vom Kilimandscharo küstenwärts zog und, da es die Karawanenstraße verlassen hatte, durch Erlegung von Wild, wie es sich hier erwies, verproviantiert wurde.

Das Gros unserer Leute kehrte bald darauf mit großen Maisvorräten, die wir von der Station Rusotto zur Verproviantierung unserer Karawane erworben hatten, zurück, und da sowohl Zebras wie auch Antilopen, Strauße und anderes Wild zu finden war, zogen wir nur langsam flußaufwärts, da der Prinz so erwünschte Jagdgelegenheit fand, und ich mich mit den Apparaten einzuarbeiten vermochte.

Meine zum Fischfang ausgesandten Leute kehrten mit mehreren Zentnern großer Welse zurück.

Die Hitze wirkte mehr und mehr auf uns ein, das Gras verdorrte und der Boden spaltete sich in der Flußniederung rißartig unter dem Einflusse der Trockenheit.

Heuschrecken in mehreren Arten der Gattungen Schistocerca und Pachytylus zeigten sich in ungeheuren Mengen, denen Marabus (Leptoptilos crumenifer Less.) in langen Reihen planmäßig in den Grasebenen nachstellten und sich dabei oftmals mit Störchen vergesellschaftet zeigten.

Dort, wo wir durchs hohe Gras unsern Weg nehmen und die lang auseinandergezogene Karawane auf Schritt und Tritt Heuschrecken aufstöbert, folgen uns von weitem herbeieilend bis zu hundert und mehr kleine Falken, mit Blitzesschnelle geschickt auf ihre Opfer nieder-

C. G. Schillings phot. *R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.*

Ein Pärchen der schönen Zwerggazellen (Gazella Thomsoni Gthr.) belohnte meine Versuche, das scheue Wild der Steppe nachts im Bilde festzuhalten.

ſtoßend und die Erbeuteten im Fluge verzehrend. Die Falken wiſſen geſchickt in der Luft mit dem Schnabel die Heuſchrecken ſtückweiſe ihren Fängen zu entnehmen. Es ſind Cherchneis vespertinus und Cherchneis neumanni, der herrliche Abend- und der graziöſe Rötelfalke, die uns ſo ein herrliches Schauſpiel ihrer Fluggewandtheit zeigen und ſich uns oft bis auf wenige Fuß bei ihrer eifrigen Jagd nähern.

So durch das hohe Steppengras unſeren Weg nehmend, bin ich gerade im Begriffe, auf mein Maultier zu ſteigen, als plötzlich der Prinz und ich a tempo drei Löwen wahrnehmen, die im Dornenſpori

Die ſcheuen Oryxantilopen anzupürſchen, bedurfte es immer wieder beſonderer Mühe.

verſchwinden! Ein Schuß war nicht mehr möglich; wir ſchlagen jedoch ſofort in der Nähe das Lager auf, um in den nächſten Tagen auf dieſe Löwen zu fahnden, leider jedoch ohne Erfolg!

Unſer Aufenthalt gewährte uns indeſſen wiederum einen herrlichen Einblick in die Ornis des Flußgebietes.

Kurz vor Sonnenaufgang ſtreicht der Triel (Oedicnemus capensis Lcht.) ſchwirrenden Fluges mit höchſt charakteriſtiſchem gellenden Pfeifen über den geheimnisvollen Spiegel des trüben Stromes. Sein Pfeifen klingt wie: wieh wieh wieh i i i i i ih ih ih - - immer ſchneller und ſchärfer wiederholt und die letzten Töne ſo ſcharf und laut akzentuiert, daß ſie ſich unvergeßlich dem Ohre einprägen. Unſer Vogel brütet um dieſe Zeit, und nur wenige Minuten vor Sonnenuntergang, — aber dann um ſo häufiger und intenſiver — läßt er ſeinen Jubel- und Liebes-

gesang inmitten der düsteren Flußlandschaft, von Sandbank zu Sandbank streichend, ertönen. Geschickt weiß er die unmittelbare Nähe der gefährlichen Krokodile zu vermeiden; so auch die Nilgans (Chenalopex aegyptiacus Lin.), die sich eben auf der Sandbank niedergelassen hat.

Plötzlich taucht mitten im Strome lautlos und kaum sichtbar der Kopf eines wohl gegen 4 Meter langen Krokodiles auf. Doch schon hat die aufmerksame Gans den Feind erspäht und, eine aufrechte Stellung annehmend, läßt sie ein lebhaftes Warngeschrei ertönen. Das Krokodil bleibt ruhig in seiner Stellung, die Gans aber läßt in ihrer Aufmerksamkeit nicht nach.

Einige Fischer (Ceryle rudis L.) benutzen die Augenblicke der Dämmerung, um, ins Wasser stoßend, noch eine Anzahl kleiner Fische zu fangen. Im Scheine der untergehenden Abendsonne spritzt das Wasser auf, und die Wassertropfen fallen glitzernd von dem Gefieder der Vögel herab, die ihre Standorte auf den trockenen Zweigen über dem Strome wieder einnehmen, um im nächsten Augenblicke ihren Fang von neuem auszuführen.

Jetzt streicht eine ganze Gesellschaft der höchst sonderbaren und ihren Namen mit Recht tragenden Klaffschnäbel (Anastomus lamelligerus Tem.) über die dunklen Gewässer des Stromes.

Bedächtigen Fluges fallen Ibisse und Reiher auf den benachbarten Inseln ein; die Sonne ist verschwunden und der Ziegenmelker (Caprimulgus fossei Verr.) beginnt sein monotones Lied unmittelbar in der Nähe des Lagers zu spinnen. . . .

Fern ist die Steppe von einem Brande gerötet; schnell tritt die Dunkelheit ein; die Lagerfeuer flackern auf und die Nacht im afrikanischen Lagerleben tritt mit all ihrer Romantik in ihr Recht. Es folgen oft noch Stunden der photographischen Versuche und Arbeiten im zum Ersticken verschlossenen Zelte; dann verlangt der Schlaf, wenn wir nicht gerade mit Fieber zu tun haben, sein Recht und der ermüdete Körper findet durch erquickenden Schlummer neue Stärkung für die Anstrengungen des kommenden Tages. — — — —

Einige Stunden von diesem Lager entfernt, fand ich einen, durch die eintretende Trockenzeit vom Flusse abgeschnittenen großen Wassertümpel.

Durch einen Seeadler (Haliaetos vocifer Daud.) aufmerksam gemacht, fand ich in ihm eine große Menge von Welsen, die durch die unerwartet schnell eintretende Trockenzeit dem Verderben geweiht waren. Zum Laichen hatten sie den Fluß verlassen und waren nun von ihm abgeschnitten.

Meine Leute erbeuteten an diesem Tage über 300 Kilo der be-

gehrten Fische, und die Ankunft des reichen Fischfanges erregte im Lager großen Jubel.

Auf diesem Tümpel hatte ein Paar Nilgänse seine Eier ausgebrütet. Die noch lebenden Jungen waren etwa drei Wochen alt; andere Junge jedoch waren von zwei kleinen Krokodilen verschlungen worden, die während des Fischfanges von meinen Leuten erbeutet wurden. In einem der verhältnismäßig kleinen, nur meterlangen Krokodile fanden wir eine junge Nilgans fast unversehrt vor!

Das Schicksal dieser jungen Gans wäre um Haaresbreite am nächsten Tage auch mir zuteil geworden!

Bald hatten die Geier das ihrer harrende Mahl erspäht . . .

Im schwanken Faltboote den Fluß übersetzend, verloren ich und zwei Schwarze im Dornengewirre der über das Flußufer hängenden Baumzweige durch Verlust eines Ruders die Herrschaft über unser Fahrzeug, und im nächsten Augenblicke flogen wir pfeilschnell in der Mitte des Flusses einer Stromschnelle zu.

Unterhalb derselben befand sich eine tiefe ruhige Strecke Wassers, in der eine Unzahl großer Krokodile auf Beute lauerten. Glücklicherweise kippte unser Boot, auf einen Felsen auffahrend, in der Mitte der Stromschnelle plötzlich um. Nur dem Umstande verdanken wir unsere Rettung, daß sowohl meine Leute als ich wohlvertraut mit dem Wasser, — dann aber auch von sehr erheblicher Körpergröße waren.

Dies ermöglichte uns, auf den Felsen im Wasser stehend, das um-

geschlagene Boot festzuhalten, ohne jedoch imstande zu sein, uns fortzubewegen, da rechts und links tiefes reißendes Wasser uns daran hinderte.

Alles dieses geschah unmittelbar unserem Lager gegenüber. Blitzschnell waren die Soldaten und Träger alarmiert, und erstere eröffneten mit meinem Präparator ein Feuer aus ihren Mausergewehren auf den Wasserspiegel, um die Krokodile von einem Angriff abzuhalten.

Während so die Kugeln um unsere Köpfe sausten, stürzte sich Prinz Löwenstein, ohne einen Augenblick zu zögern, in den Fluß, um uns Rettung zu bringen.

Diese Handlung verdient die höchste Anerkennung, wenngleich der Prinz allein nicht fähig gewesen wäre, uns zu retten. Dies erforderte vielmehr das Zusammenwirken einer großen Anzahl unserer Leute, welche mit Stricken verbunden, sich uns näherten und uns unter dem andauernden Feuer unserer Askari ans Land beförderten.

Immerhin haben wir unsere Errettung aus dieser schwierigen Lage hauptsächlich der Initiative des Prinzen zu verdanken.

In solchen Augenblicken lernt man seine Reisegefährten besser kennen und schätzen, als vielleicht durch vieljährigen Verkehr im Kulturleben.

Wir gaben die Hoffnung auf, die von uns beobachteten Löwen wieder anzutreffen. Sie hatten, als wir sie sichteten — wie ich am nächsten Tage fand, — einen weiblichen Strauß zerrissen, waren aber zu den Überresten nicht mehr zurückgekehrt. — —

Meine ornithologische Sammlung hatte sich bereits zusehends erweitert, eine erhebliche Anzahl von Vogelbälgen und Eiern waren präpariert worden.

Langsam dem Flußlaufe folgend, näherten wir uns allmählich dem Kilimandscharo.

Nunmehr, Ende März, machte sich die herannahende große Regenzeit — die „Massika mkubwa" — bemerkbar. Wir erlebten ein unvergeßlich großartiges Gewitter zur Nachtzeit, das in furchtbarer Heftigkeit in wenigen Minuten unser Lager und das Innere der Zelte mit strömenden Wasserfluten bedeckte.

Krachend donnerten die Blitzschläge nieder, die Atmosphäre war mit Elektrizität gesättigt, und nur wer tropische Gewitter in der Einöde in ihrer ganzen majestätischen Größe erlebt hat, vermag es, sich ein Bild dieser gigantischen Äußerung gewaltiger Naturkräfte zu machen.

In anstrengenden Märschen durch den aufgeweichten Boden erreichten wir die Landschaft Kahe, jene kleine Kulturoase inmitten des Steppengebietes am Fuße des Kilimandscharo.

Mein alter Freund aus früheren Jahren, der Häuptling von Kahe, war ermordet worden. Sein Nachfolger genoß, wie es schien, keine große Autorität.

So gelangten wir zur Station Moschi am Kilimandscharo, wo ich meinen Freund, Hauptmann Merker, der sich unser in der herzlichsten Weise annahm, im Begriffe fand, nach siebenjährigem ununterbrochenen Aufenthalte auf seinem Posten Europa mit Urlaub aufzusuchen.

Es gehört eine seltene Energie dazu, so lange im ungesunden Ostafrika ohne Unterbrechung auszuharren!

Die Nimmersatte (Tantalus ibis L.) gründelten eifrig in dem seichten Sumpfgewässer.

Die nun hereinbrechende Regenzeit hielt uns in Moschi fest.

Prinz Löwenstein, in dessen Absicht es gelegen hatte, als passionierter Bergsteiger nunmehr den Kilimandscharo in seinen Höhenlagen zu bereisen und dort sammlerisch tätig zu sein, erhielt plötzlich Nachrichten, die es ihm leider erwünscht erscheinen lassen mußten, seine Pläne zu ändern und Südafrika aufzusuchen. Er marschierte mit Hauptmann Merker zur Küste, und ich setzte meine Reise allein fort.

Durch die Abreise des Prinzen wurde ich eines vorzüglichen Kameraden beraubt. Doppelt schwer war die Trennung, weil ich, durch frühere harte und traurige Erfahrungen gewitzigt, einen treuen, teilnehmenden Genossen in Leid und Freud doppelt zu schätzen wußte, einen Mann, der im Falle der Not das Herz auf dem richtigen Fleck

hatte und mit offenem Auge und Sinn sich in die herbe Eigenart ostafrikanischen Steppenlebens bereits hineingefunden hatte, wie so schnell kaum ein Zweiter es vermocht hätte.

Leider war in Moschi — das nach meiner Ansicht relativ ebenso ungesund wie alle anderen entsprechenden Örtlichkeiten Ostafrikas ist, — und das geographisch betrachtet entschieden noch im Steppengebiet des Bergfußes liegt, wiederum unter anderem eine Eselsterbe ausgebrochen. Der dort ansässige griechische Händler Meimarides hatte über hundert Stück der eingeborenen Masai-Esel verloren. Dies wunderte mich indessen nicht allzusehr, denn mir war seit Jahren bekannt, daß alle Haustiere in der Gegend von Moschi und am Kilimandscharo überhaupt dahinsiechen. Esel, namentlich die edleren Maskatesel und Maultiere, sterben dort nach kurzer Zeit, bestenfalls zwei oder drei Jahre aushaltend, Rindvieh aber wird von den Wadschagga nur in sorgfältig verschlossenen Hütten bei Stallfütterung erhalten; im Freien geweidete Herden erliegen sämtlich sehr bald.

Diese Stallhaltung hat nicht etwa die Furcht vor den Masai zur Ursache, sondern vielmehr die Erfahrung, daß nur in den rauchgeschützten Hütten der Wadschagga das Rindvieh sich, vor Stechfliegen geschützt, am Leben erhalten läßt.

Interessant waren mir hier von mir entdeckte melanistische Stücke der Ginsterkatze (Genetta suahelica Mtsch.), welche ich in Moschi anfangs April auffand. Eine dieser schwarzen Ginsterkatzen wurde nachts von einem Viehhirten erschlagen, als sie im Begriffe war, ein junges Zicklein meiner Ziegenherde anzufallen.

Melanistische Katzenarten sind in Ostafrika anscheinend nicht selten.

Aus Abessinien wird berichtet, daß der Negus dort von alters her schwarze Leopardenfelle als seltene Auszeichnung an Würdenträger verleiht. Mithin scheint der Leopard dort manchmal in melanistischen Stücken vorzukommen, ein Gegenstück zum schwarzen und aus den zoologischen Gärten uns wohl bekannten Sundapanther.

Gleicherweise war für den Kilimandscharo der Servalluchs in schwarzen Exemplaren bekannt, wie ich ihn auch in dieser Färbung selbst erbeuten konnte. Vom Löwen sind gänzlich schwarze Stücke nie bekannt geworden, wohl aber solche mit sehr schwarzer Mähne. Die schwarzen Ginsterkatzen aber, die ich anfangs April 1903 in Moschi auffand, sind für die Wissenschaft neu.

Ich fand im Besitze der Station Moschi außer einem jungen Zebra zwei junge Kuhantilopen (Bubalis Cokei Gthr.). Leider konnten sie sämtlich ebensowenig groß gezogen werden, wie eine ganze Anzahl anderer Tiere, in deren Besitz die Station im Laufe früherer Jahre

durch Eingeborene gelangt war, welche Befehl hatten, alle jungen von ihnen gefangenen Tiere abzuliefern.

Hauptmann Merker hatte indessen drei der prachtvollen Seidenaffen (Colobus caudatus Thos.) von Eingeborenen einfangen lassen. Wir wollten versuchen, sie bei meiner Rückkehr lebend nach Europa zu bringen.

Leider gelang mir dies jedoch nicht, und so bildet das männliche Exemplar, welches ich durch einen Streifschuß am Kopfe 1900 erbeuten und dem Berliner Zoologischen Garten schenken konnte, bis heute das einzige dieser Art, welches jemals in Europa lebte.

Trotz des fast täglich niederströmenden Regens brach ich mit meiner Karawane an einem schönen regenlosen Tage, bald nach dem Abmarsch des Prinzen und des Hauptmanns Merker, von Moschi auf, um auf meinem Marsche zu den Ndjirisümpfen am Himoflusse zu lagern.

Am selben Tage meldeten Eingeborene mir zwei starke Elefantenbullen, welche dicht bei der Moschistation bereits seit einigen Tagen bemerkt worden waren.

Ich wollte jedoch den stellvertretenden Kommandanten der Station nicht in seiner sofort unternommenen Jagd stören, obwohl ich gerne die Gelegenheit ergriffen hätte, sowohl photographische Aufnahmen der Elefanten an diesem sonnigen, günstigen Tage zu machen, als auch einen erlegten für ein Museum zu retten. Nur in der Nähe einer Station wäre mir dies möglich gewesen. Fern ab in der Steppe muß aber solches Beginnen meist mangels Hilfsmitteln scheitern.

Leider wurden die beiden Elefanten so vergeblich beschossen und, wie auch jener riesige Bulle, den einige Zeit darauf der griechische Händler Meimarides erbeutete, nicht zu wissenschaftlichen Zwecken gerettet.

Jetzt hat der Gouverneur, Graf Goetzen, höchst erfreulicherweise auf die Anregung Hauptmann Merkers sowohl als auch der meinigen, im Bezirke der Station ein Schonrevier für Elefanten eingerichtet. So wird hoffentlich den gerade in den letzten Jahren so dezimierten Elefantenherden Schutz und Schirm in der Nähe der Station zuteil. Dies ist um so mehr zu wünschen, als ein Schutz ja nur in der Nähe von Stationen ausgeübt werden kann. In den fernen Steppen wird eine Kontrolle des Wildschutzes zur Unmöglichkeit. Vor allen Dingen müßten die Beamten der Stationen mit gutem Beispiel vorangehen. In Britisch-Ostafrika hat sich bis jetzt ein intensiver Wildschutz am erfolgreichsten in der Nähe der Ugandabahn durchführen lassen, so daß man dort große Wildmengen unmittelbar in der Nähe der Eisenbahnzüge wahrnimmt. —

Zu meiner Freude gelangen mir an diesem Tage schon recht gute Fernaufnahmen von Zebras und Kuhantilopen. Ich war hierüber

um so mehr erfreut, als die vor Jahren noch so wildreiche Steppe in der Nähe der Station Moschi tatsächlich längst durch die früher niemals kontrollierten Askaris vollkommen von Wild entblößt worden ist. In dieser Moschi-Steppe, in der einst der erste Kommandant des Forts, Herr von Eltz, einige 60 Nashörner hat erlegen können, gehört ein solches heute schon zu den seltenen Erscheinungen!

Zebraherden von Hunderten, von denen Professor Hans Meyer aus früheren Jahren berichtet, gibt es dort nicht mehr. Doch sind sie nicht „sportlichen" Jägern zum Opfer gefallen. Sie ebenfalls sind von den durch lange Jahre unkontrollierten schwarzen Soldaten vertilgt worden, denen jede Munitionsmenge zur Verfügung stand. Von einer derartig wildmordenden Patrouille bin ich im Jahre 1896 beinahe erschossen worden, als diese Kerle ein Gnu-Rudel unter Feuer genommen hatten, bis ich ihnen energisch das Handwerk legte.

Die Mär vom „wildvernichtenden" „sportlichen Jäger", — in erster Reihe vom „englischen Sportjäger" — als Ursache des Verschwindens der Fauna in exotischen Ländern, halte ich für unausrottbar!

In Deutsch-Ostafrika und andern ungesunden und fieberbedrohten Ländern sind bis zum heutigen Tage nur verschwindend wenige „Sportjäger" im guten wie im schlechten Sinne tätig gewesen. Das erklärt sich schon aus den sehr hohen Kosten solcher Unternehmungen.

Millionen aber von Kugeln aus den Büchsen von Europäern aller Berufe wie auch Askaris — ich kenne einen Fall, wo Askari auf Kommando zwölf Elefanten auf einmal niederknallten — und — last not least — Eingeborenen durchsausten in den letzten zwei Jahrzehnten die Gefilde Deutsch-Ostafrikas! Was mögen die das Land durchziehenden Viehhändler, die Inspektions- und all die vielen sonstigen dienstlichen und nichtdienstlichen Karawanen an Wild erlegt haben! Welche Summe von Wild und Tieren aller Art muß allein auf Rechnung der sogenannten „Straußenzuchtgesellschaft"[1] am Kilimandscharo gesetzt werden, deren frühere Leitung und deren Angestellte seit zehn Jahren die einst so reichen Wildbestände der Kilimandscharo-Ebene wohl um die Hälfte reduziert haben!

In dieser hochwichtigen Angelegenheit ist wahrhaftig ein offenes Wort endlich am Platze!

Am folgenden Tage marschierten wir bei heftigstem Regen bis Marangu, wo ich mit Interesse die kleine Straußenzucht des früheren Feldwebels Merkel besichtigen konnte, der mich gastlich aufnahm. Der unternehmende Mann hatte in einem Jahre schon einen stattlichen

[1] Prof. Hans Meyer, „Der Kilimandjaro" S. 194.

C. G. Schillings phot. *R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.*

Die Militärstation Moschi. Im Hintergrunde der 6010 Meter hohe Kibogipfel des Kilimandscharo mit der Wilhelmspitze. Berg und Gletscher sind ausnahmsweise wolkenfrei.

Bestand von Straußen herangezogen und in dieser kurzen Zeit bedeutend mehr erreicht, als die sogenannte Straußenzuchtgesellschaft, die trotz jahrelanger Arbeit mit sehr großen Mitteln, infolge fehlerhafter Leitung nichts Ersprießliches zustande gebracht hat.

Ein langer Marsch führte nun die Karawane nach der Landschaft Rombo, dem Schauplatz der Ermordung Dr. Lents und Dr. Kretschmers, 1894.

Wie lange wird es dauern, bis zahlreiche neue Fälle dieser Art hier und überall in unseren Kolonien beweisen, daß man eine Verwaltung in dem unseren heimischen Verhältnissen nachgebildeten Sinne nur dann durchführen kann, wenn man eine ganz unverhältnismäßige Menge von Truppen und Polizei mit unerschwinglichen Kosten überall stationiert und unterhält?

Von hier aus ziehen wir durch dichte Bananenhaine, engverwachsenen Pfaden folgend, nach Useri, wo der Mangi (Häuptling) Mambua mich reichlich mit Bohnen verproviantiert und das Lager innerhalb der Bananenschamben aufgeschlagen werden muß.

Die Landschaft von Useri, mit ihren vielen verworrenen, finsteren Pfaden und Bananenpflanzungen, ist immer noch wenig bekannt. Die Einwohner sind scheu und zurückhaltend. —

Wasser ist hier oft so spärlich, daß die Eingeborenen es sich nur in den Schäften der Bananen verschaffen können.

Es folgten nun lange Märsche; der zu dieser Zeit ganz besonders vorzügliches, eiskaltes Wasser führende Ngare-Rongai wurde überschritten, und über die Wasserstelle Marago-Kanga erreichte ich die östlichen Ndjirisümpfe, von den Masai „Ngare O'ssiram" genannt, weil dort früher das kleine Kudu (Strepsiceros imberbis), „O'ssiram" in ihrer Sprache, häufig war.

Wohl als erster Europäer hatte ich diese Sümpfe schon im Aufstandsjahre 1899 genau erkundet und ihren Umfang festgestellt. — Trotz der ungesunden Lage schlug ich hier ein Dauerlager auf, um möglichst viele Aufnahmen aus der Tierwelt zu machen und die ganze Gegend genau zu erkunden. Bis heute sind nur die westlichen Ndjirisümpfe durch die Arbeiten des österreichischen Grafen Wickenburg genauer bekannt geworden; sie sind keineswegs aber von der Bedeutung und Ausdehnung, wie wir es auf früher gezeichneten Karten finden. Ihre Ausdehnung ist selbstverständlich zur Regenzeit viel bedeutender als zur trockenen Zeit. Im allgemeinen scheinen sie mir früher von größerem Umfange gewesen zu sein, wie dies ja auch bei den meisten übrigen ostafrikanischen Sümpfen und Binnenseen sich hat feststellen lassen. —

Nilgänse (Chenalopex aegyptiacus L.) waren allenthalben in den Sümpfen anzutreffen.

VII.

An den Ndjirisee.

Plötzlich und überraschend, wie die große Regenzeit in diesem Jahre eingesetzt, hatte sie ihr Ende erreicht. Im Laufe dreier Wochen jedoch hatten sich ungeheure Wassermassen über die durstige Steppe ergossen, hatten Pfützen und Lachen gefüllt, wie mit Zauberhänden aus dem tennenartig öden oder auch schwarz verbrannt vor uns liegenden Steppenboden üppiges Grün hervorgezaubert, Bäume und Büsche aus ihrem Winterschlafe zum Leben erweckt, die Rinnsale und Regenstrombetten jedoch in rauschende wenn auch schnell vergängliche Ströme verwandelt.

Im Senkungsgebiete am Westfuße des Kilimandscharomassivs, dessen tiefste Stellen die westlichen und östlichen Ndjirisümpfe bilden, haben sich die Wassermassen, schnell verlaufend, in diesen Sümpfen vereint, und weit und breit die umliegenden tieferen Teile der Steppe in periodische Seen verwandelt.

Wochenlang hatte sich ein großer Teil der Tierwelt über die nun allenthalben wasserreiche, mit jungem, zartem Grün von neuem bedeckte Steppe verteilt; auch die fernsten, abgelegensten Gegenden waren für Tier und Mensch nunmehr für kurze Wochen zugänglich geworden. Weit schweiften die Elefanten, die Nashörner, Antilopen und andere Säuger umher, und schwierig war es nun für den eingeborenen Jäger, reiche Beute zu machen, denn allzusehr war das Tierleben zerstreut durch die unendlichen Gebiete. . . . —

Aber mit überraschender Schnelligkeit reiften die Gräser heran, hatte die ephemere Vegetation ihren Höhepunkt überschritten!

Die Wasserstellen trockneten ein, das Grün wurde unschmackhaft, und wiederum zog sich die Tierwelt zurück nach jenen wassergesegneteren Gebieten, ihren Hauptaufenthaltsorten zur Trockenzeit. — —

Die an Sumpf und Waſſer gebundene Vogelwelt aber fand nunmehr eine reich gedeckte Tafel auf den Seen der Ndjiriſümpfe, die langſam eintrocknend, eine Anzahl von ſchwimmenden, ſamenreichen Waſſerpflanzen hatte heranreifen laſſen.

Ungeheure Scharen von Gänſen und Enten bedeckten die Flächen der Seen. An ihren Ufern jedoch hatten ſich Tauſende von Gnus und Zebras zuſammengerottet, und weit aus der Steppe herwechſelnd, ſuchten allnächtlich die Nashörner wiederum ihre Tränkſtellen an den Sümpfen auf, während ſich Kuhantilopen, Waſſerböcke, Warzenſchweine und einige

Meilenweit war die Steppe in der großen Regenzeit überflutet.

wenige Büffel jetzt ebenfalls in die Nähe des Sumpfgebietes und in letzteres ſelbſt wiederum zurückgezogen hatten.

Verlockend war es für den Jägersmann und lockend für den Beobachter, nunmehr im Sumpfgebiet dem Tierleben und ſeinem Treiben zu folgen und es zu beobachten. Aber gleich gewiſſenhaften Hütern des Wildes lauerten Myriaden von fieberbringenden Moskitos in dem Röhricht und den Papyrusdickichten jener Sumpfwelt.

Doch das Fieber darf der Beobachter und der Jäger in jenen Ländern nicht fürchten; auch weiß er, daß hier, fernab von menſchlichen Wohnſtätten, die Mücken weniger gefährlich, weniger verderbenbringend ſind, als in der Nähe bewohnter Örtlichkeiten und in der Nähe der Karawanenſtraßen, wo die kleinen Unholde ſtets Gelegenheit haben, ſich mit Fieberkeimen zu infizieren. — —

So verlegte ich mein Lager in die baum- und strauchlosen, salzinkrustierten, weißschimmernden Flächen in der Nähe der binsenbewachsenen Seen und Sumpflagunen, alles Entbehrliche zurücklassend, vor allem Esel und Rindvieh, welche von den Mücken zu Tode gepeinigt worden wären. Weither muß das notwendige Brennholz und süße Wasser am Tage geholt werden. Der Boden ist nur hier und da bedeckt mit dürftigen Gräsern, die beetartig wachsend von vollkommen kahlen Bodenflächen unterbrochen werden. Dünenartig ist der Sand

Die fliegenden Flamingos boten ein herrliches Schauspiel! Ihre rosa gefärbten Federn hoben sich kontrastreich vom blauen Himmelszelte ab . . .

durch das Spiel der Winde gewellt; isolierte kleine Seen, vollkommen vegetationslos, liegen weit zerstreut um das Lager umher.

Aus dem Schilfwuchs der eigentlichen Sümpfe aber, an deren periodischen Ausläufern die Zelte aufgeschlagen sind, schwärmen allabendlich Wolken von Stechmücken auf Beute aus. Im Zelte finden sich auch tagüber viele Hunderte von ihnen, die sich kaum verscheuchen lassen. Sie und die mit leisem Ruf in der Nähe des Lagers die Luft belebenden Brachschwalben sind treue Begleiterscheinungen dieses einsamen Sumpfaufenthaltes . . . .

Beginnt zur abendlichen Stunde die hier besonders mühevolle Arbeit des Photographen, so ist dies nur möglich in einer nordpolfahrerartigen Kleidung. So gegen die Stiche der allzu blutgierigen Insekten einigermaßen geschützt, heißt es dann noch Gesicht und Hände

gegen ihre Angriffe verteidigen. Dutzende von Stichen müssen aber dennoch allabendlich in den Kauf genommen werden.

Meine Schwarzen, obwohl tunlichst im Rauche der schwelenden Lagerfeuer hingestreckt, vermögen in der Nacht kein Auge zu schließen. Tagüber versuchen sie sich dafür tunlichst an kahlen sandigen Stellen, im Sonnenbrand in der Nähe des Lagers hingestreckt, zu entschädigen.

Unter solchen Umständen ist „Carpe diem" die Losung. Aber für alle Unbill findet sich reichlich Entschädigung in der Fülle anziehendster Beobachtungen zur Tageszeit. Dort, wo das Wasser langsam zurücktretend frische Gräser entsprießen läßt, finden sich überall in den

Ein Pelikan ließ sich dicht bei meinem Versteck auf den Wasserspiegel nieder . . .

Erdboden eingegrabene Vertiefungen, Ansitze der Eingeborenen, in denen hingekauert, sie mittels Giftpfeilen ihren Tribut aus den großen Gnu- und Zebraherden erheben, die zur Tränke ziehen. In den zahlreich angebrachten Gruben finden sie je nach Bedürfnis und je nach der Richtung des Windes Deckung, und selbst Nashörner pflegen sie von da aus, zu mehreren vereint, beim Scheine des Mondes zu erlegen. . . . Das verkünden mir in der Sonne blendend weiß gebleichte Schädel dieser Dickhäuter in der Nähe der Ansitzgruben. . . .

Jetzt aber ist kein Ndorobbo, kein Mkamba weit und breit zu sehen, und vertraut ziehen die von mir nicht gestörten Wildmengen zur Tränke. Tagelang gab ich mich nur mit photographischen Versuchen ab, brachte die zahlreichen Wildmengen auf die Platte und

erreichte es so, daß ohne Unterbrechung tagüber Hunderte und Hunderte von Gnus und Zebras nicht weit von meinem Lager, zahmen Herden gleich, sich aufhielten. . . .

Hier ästen sie in Gesellschaft von Flügen der schönen Kronenkraniche und Nilgänse; Hunderte von Thomsongazellen „weideten" gleich „Schafen" dazwischen, und wo auch das Auge hinblickte, stieß es auf die knorrige, dunkle, markante Silhouette der alten, einzeln von den Herden getrennt äsenden Gnubullen. . . .

Das waren Tage für den Jäger, für den Ornithologen, Beobachter und Photographen. . . .

Kormorane (Phalacrocorax africanus Gm.) sonnten ihr wassertriefendes Gefieder mit ausgespannten Schwingen . . . .

Keine Untiefe unterbricht auf viele Stunden die Wasser dieser Seengebiete. Dort, wo sich Kanäle, aus der Steppe verlaufend, zum eigentlichen Sumpfe hinziehen, reicht uns das Wasser bis zum Gürtel; nur wenige Fuß tief ist es im übrigen. Binsendickichte säumen die Ufer weit ausgedehnt ein, jene von mir hier aufgefundene europäische Schwimmpflanze Pothomachaeton, so zum ersten Male für Deutsch-Ostafrika nachgewiesen, bedeckt die Wasserfläche, soweit das Auge reicht, nur ihre Samenkapseln erheben sich wenige Millimeter über den Wasserspiegel.

Stundenweit war ich oftmals mit meinen Begleitern in diese Seenwelt eingedrungen; wo auch das Auge hinblickt, sehen wir die schönen weißen Edelreiher, die schwarzweißen „heiligen" Ibisse, den unserm Fisch-

reiher ähnlichen schwarzköpfigen Reiher, die kleinen weißen Kuhreiher, Hunderte und Tausende von Nilgänsen und die großen schwarzweißen Sporngänse, in weiter Ferne aber säumen die Uferränder Hunderte von prächtigen rötlich schimmernden Flamingos. —

Tauchenten (Nycora capensis [Cuv.] Less.), viele andere Entenarten, die schönen Witwenenten, Wasserhühner, Steißfüße, Strandreiter (Himantopus himantopus [L.]) und zahllose andere Vogelarten mehr nimmt unser Auge in Fülle wahr, über unsern Häuptern aber zieht der prächtige Schreiseeadler seine Kreise und läßt seine gellende Stimme erschallen. An den Ufern schwirren Strandläufer in Flügen hin und her, — verirrte Mitglieder vielleicht aus den Scharen hochnordischer Wintergäste — die weißflüglige Seeschwalbe (Hydrochelidon leucoptera [Schinz]) stößt auf das Wasser nieder.

Jetzt aber fesselt uns ganz besonders ein seltsam sich gebarender Vogel, den unser Erscheinen in dieser Einöde sichtbar in hohem Grade ängstigt! Es ist der schöne Säbelschnäbler, die Avocette (Recurvirostra avocetta L.), ein Vogel, der einst auch an deutschen Meeresküsten brütend, heute kaum mehr dort zu finden und ausgerottet ist. . . .

Hier finde ich ihn zum ersten Male — dies für Deutsch-Ostafrika nachweisend -- als Brutvogel. An diesen salzigen und alkalischen Steppenseen hat er seine Jungen aufgezogen, und im höchsten Grade anziehend und eigentümlich ist sein Gebaren, wenn er Nest oder Junge in Gefahr weiß!

Unter fortwährendem, hellem Locken fliegt er hoch über unsern Häuptern hin und her, läßt sich im Wasser nieder, duckt sich dort platt auf den Wasserspiegel und läuft in dieser Stellung von Binseninselchen zu Binseninselchen, zuletzt aber so weit ins offene Wasser hinaus, als es die Tiefe erlaubt. So verrät er den Kommenden untrüglich die Jungen. Höchst anziehend sind dabei die fluggewandten schwarzweißen, so ängstlich um ihre Nachkommenschaft besorgten Gesellen, wie sie sich scharf vom hellen Sande, dem wolkenlos blauen Himmel, oder dem schmutziggrauen von Milliarden kleiner Lebewesen getrübten Wasser jener Steppenseen abheben! Die tief herabhängenden Ständer vermehren das Eigenartige des ganzen Vogelbildes; zu alledem haben die abgebrochenen Locktöne der Avocette allgemeinen Aufruhr in der Vogelwelt hervorgerufen, und namentlich der schöne Trauerkibitz (Hoplopterus speciosus [Lcht.]) schließt sich ihr an, gaukelnden Fluges über den Störenfried eifrigst scheltend!

Welche Fülle von blendendem Licht, majestätischer erhabenster Einsamkeit und tiefinnerster, wunderbare Gefühle auslösender, unendlicher Weite und schrankenloser Ferne . . . .

C. G. Schillings phot. *R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.*

. . . Es folgten nun lange Märsche . . . und ich erreichte die östlichen Njiriskämpfe. . . . Im Hintergrunde links der Mawenzi, rechts der schneebedeckte Kibogipfel mit der Kaiser Wilhelmspitze des Kilimandscharo, dazwischen das über 4000 m hohe Sattelplateau.

Laufend versuchen sich jetzt die von uns erspähten, noch nicht flugfähigen jungen Avocetten landeinwärts zu retten, und ihr schwarz-weißes Gefieder macht sie, wenn sie sich auf den Boden mit weit vorgestrecktem Hals und Schnabel niederdrücken, fast völlig unsichtbar; schimmert doch das Gelände hier blendend weiß von Salzen wie im Neuschnee! Dort, wo die weiten blanken Wasserflächen in die tieferen Gewässer der permanenten Sümpfe übergehen und anfänglich lichte, aber immer dichtere und undurchdringlichere Schilfwälder sich erheben, sehen wir fast jedes Fleckchen Wasser mit Vertretern der Vogelwelt besetzt. In den Schilfkaupen surrt und zwitschert es von den Stimmen der Rohrsänger und der eigenartigen kleinen Sumpfhühnchen (Limnocorax niger [Gm.]); die streitsüchtigen Wasserhühner (Fulica cristata Gm.) erheben sich fliegend über die Blänken, zahlreiche Sumpfhühner (Gallinula chloropus [L.]), einzelne Zwergsumpfhühner (Ortygometra pusilla obscura [Neum.]) und die eigenartigen Blatthühnchen (Actophilus africanus Gm.) zeigen sich unseren Blicken.

Brütend, in erstickender Schwüle lagert die Sonnenglut über der wie mit einem Teppich von Wasserpflanzen überzogenen Wasserfläche; fester Landfläche gleichend, ziehen diese trügerischen Pflanzenmassen sich hier über die Oberfläche der Seen dahin und wir vermögen nur mühsam, Schritt für Schritt, durch sie vorwärts zu dringen. Dort, wo auf Sumpfinselchen einzelne Akaziensträucher sich erheben, haben sich Scharen von Zwergcormoranen, mit ausgebreiteten Flügeln ihr Gefieder trocknend, niedergelassen; aber diese Fischfeinde, mit allen ihren Genossen aus dem Reiche der Tierwelt, vermochten seit grauen Zeiten dennoch nicht die Zahl der Fische zu dezimieren. Überall und überall wimmelt es hier von Welsen! Wo wir auch unsere Schritte hinlenken, vor uns auf freien Wasserflächen kündet die Bewegung der Oberfläche, kleine Wirbel und Strudel, die ihre Beute erschnappenden Welse an! Eine ausgeworfene Angel bringt im Laufe einer halben Stunde eine so reiche Anzahl bis zu fünf- und mehrpfündiger Welse, daß vier Mann die schwere Last kaum zum Lager schleppen können.

Mit nur wenigen Leuten im Schilfe versteckt, bis an die Arme im Wasser verborgen, ist es nun hier ein Hochgenuß dem Leben und Treiben der Vögel zu lauschen.

Wäre es nicht um der Moskitos und gewisser kleiner, in Auge, Ohr und Nase kriechender, uns unendlich peinigender Fliegen willen, wir vermöchten tagelang hier auszuharren!

Da gleitet plötzlich ein unendlich zierliches Blatthühnchen über das Wasser dahin. Ist es eine junge Parra? Aber augenscheinlich ist das nicht der Fall, und hocherfreut darf ich zum ersten Male das

C. G. Schillings phot. R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.

Tausende von Nilgänsen gingen mit klatschenden Flügelschlägen auf ....

Zwergblatthühnchen (Microparra africana capensis [A. Sm.]) bewundern!

Die fabelhaft verlängerten Zehen dieses winzigen Tierchens haben anscheinend das Problem des Laufens über dem Wasserspiegel vollkommen gelöst: Der Vogel ist befähigt, mit Benutzung selbst geringster schwimmender Vegetationsteilchen als Stützpunkt auf dem Wasser über dessen Oberfläche hinwegzueilen. . .

Schwirrend und zwitschernd umgeben uns allenthalben geradezu zahllose Rohrsänger; neugierig nähern sie sich uns bis auf nächste Entfernung. Plötzlich aber fesselt eine Spitzmaus hier mitten im feuchten

Tropische Vegetation fand ich häufiger an der regenreichen Küste wie im Innern — wie denn überhaupt das Küstengebiet fruchtbarer zu sein scheint wie die Binnenländer —

Reiche zu unsern Füßen unsere Aufmerksamkeit, — jenes minutiöse Raubtier mit dem für seine Größe furchtbaren Gebiß — und als vollendeter Gegensatz zur Erscheinung dieses Zwergleins aus der Tierwelt erschallt nunmehr das dröhnende Grunzen des riesigsten Wasserbewohners dieser Sümpfe, des Nilpferdes an unser Ohr. . . .

Freilich nicht immer wird uns der friedliche Genuß stiller Beobachtungen so ungestört zuteil!

Das Gebiet der Ndjirisümpfe war mir als frei von Krokodilen bekannt. Diese Tatsache ist an und für sich verwunderlich, da die permanenten Sümpfe süßes, trinkbares Wasser enthalten, und nur die periodischen Inundationsflächen salzhaltiges Wasser bergen.

C. G. Schillings phot. *R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.*

. . . Große Anſammlungen von Geiern hielten ſich furchtlos dicht bei meinem Lager auf . . . .

Im Begriff, im Anfange meines Aufenthaltes an den Sümpfen einen jener periodischen Seen zu durchqueren, entstand, als ich bereits etwa zehn Minuten vom Ufer entfernt war, plötzlich vor mir im Wasser eine überaus heftige Bewegung. Weithin pflanzten sich die entstandenen Wellen fort, und im größten Durcheinander entflohen meine Leute rückwärts aufs Ufer zu, mich im Stiche lassend, mit dem Rufe Mamba! Mamba!

Ich glaubte auch tatsächlich zwei große Krokodile vor mir zu erblicken, die sich auf mich zu bewegten, — nicht wissend, mit welcher Anzahl ich es zu tun hatte, ergriff ich nun auch schleunigst die Flucht!

Zwei gewaltige Pythonschlangen, jede gegen vier Meter lang, traf ich hier im Wasser der Ndiriſümpfe an . . .

Diese war indessen für meine Leute sowohl als für mich in dem drei Fuß tiefen Wasser begreiflicherweise höchst anstrengend. In seichteres Wasser gelangt, versuchte ich meine Leute zum Stillstand zu bringen. Das hatte jedoch bei ihrer großen und gerechtfertigten Angst vor den gefährlichen Wasserechsen nicht den geringsten Erfolg. Am Ufer hielt ich eine Beratung mit einigen meiner Masai ab, und nunmehr gewann ich die Überzeugung, daß es nicht Krokodile, sondern riesige Schlangen gewesen, die uns so erschreckt hatten. Von neuem näherte ich mich der Stelle, wo wir die Tiere bemerkt hatten, und erlegte hier nach längeren Bemühungen dann auch drei außerordentlich große, etwa vier Meter lange Pythonschlangen, welche wohl den Eiern der Sumpfvögel und diesen selbst nachgestellt hatten.

Höchſt genußreich war auch der abendliche Anſtand auf kleinen Inſeln inmitten der Waſſerflächen. Flach auf den Boden hingeſtreckt wartete ich der ſchwirrend und flatternd allabendlich erſcheinenden Enten und Sumpfvögel aller Art. Beſonderen Reiz erhielten dieſe Jagden durch die ſtete Möglichkeit, von Flußpferden, — unter ſolchen Umſtänden in flachen Waſſern böſen Gegnern — überraſcht zu werden. Zur Tageszeit hielten dieſe Tiere ſich freilich innerhalb der tieferen Sumpfgewäſſer auf, gegen Abend aber ſtreiften ſie weit über das Gebiet der periodiſchen Seen hinaus. . . . .

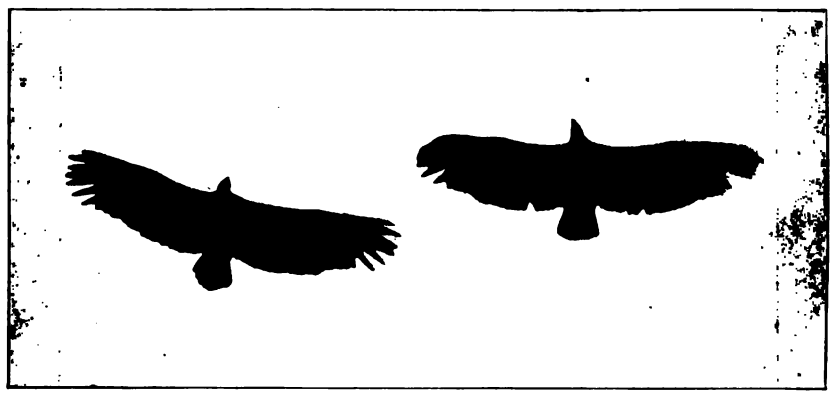
Stundenlange Märſche im Inundationsgebiet der Adjiriſümpfe brachten reiche Ausbeute an ornithologiſchen Seltenheiten . . . .

Gewährte der leider in den Tropen allzu kurze Abendſtrich reiche Genüſſe, ſo boten die bald nach Sonnenaufgang aus fernen Steppenteilen herbeieilenden, in der klaren Luft ſchon weit ſichtbaren herrlichen Sandhühner allmorgendlich reizvolle Bilder. Einzeln und in größeren Flügen kommen ſie reißenden Fluges, mit weithin vernehmbarem, lebhaftem Locken zum Waſſer, um in haſtigen Zügen zu trinken und wiederum ihren fernen Wohnſitzen zuzueilen.

Ihre herrlichen Flugbilder und ihr lebhaftes Locken werden ſich jedem Reiſenden unvergeßlich einprägen. Arbeitsreiche Tage verfloſſen in dieſen Sumpflagern unter Beobachtungen und Aufnahmen. Die Jagd trat dabei ſehr in den Hintergrund und verlor um ſo mehr an Reiz, als die Menge tieriſchen Lebens und Treibens zunahm.

Selbſt die Nächte jedoch boten nicht ſelten Neues und Spannendes!

Waren es während einer dunklen, wolkenverfinſterten Nacht die Löwen, die für Schlummermuſik während Stunden ſorgten, ſo beſuchten dann wieder ein oder mehrere rieſige Nashörner mein ſchlafendes Lager. Die rieſigen dunklen Dickhäuter ſtehen mir für alle Zeit unverrückbar in der Erinnerung — maſſig und impoſant auf ſalzweiß im Mondſchein ſchimmernder Steppe ſich abzeichnend! Das waren für mich, wenn ich, plötzlich in tiefer Nacht von der Wache aus dem Schlummer geweckt, fröſtelnd nach ihnen ausſchaute, die Nashörner der Pfahlzeit im Neuſchnee Europas! Denn Schnee und Eis ſind ſelbſt dem Äquator nicht fremd: In weiter Ferne badete ſich zu unſern Häuptern in einſamer weltferner Majeſtät die gletſchergepanzerte Kaiſer Wilhelm-ſpitze des gewaltigen Kilimandſcharo in den zauberiſchen Mondſtrahlen.



Geier und Raben erheben ſich zu ungeheuren Höhen. — Den weißbrüſtigen Raben (Corvultur albicollis Lath.) beobachtete Profeſſor Hans Meyer noch bei 5500 m Höhe am Kibogipfel, und Geier ſah ich ebenfalls nicht ſelten aus weltferner Höhe aus den Lüften ſich auf eine Beute herabſenken ...

C. G. Schillings phot. *R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.*

In äußerſter Scheu näherte ſich ein ſtarkes Zebrarudel dem Waſſer, die ſchönen Tigerpferde hoben ſich ſcharf aus dem Dunkel der Nacht ab, als das Blitzlicht flammte . . .

Geier und Kropfstörche hielten gute Gemeinschaft . . .

VIII.

Sumpfabend.

Wunderbar ist ein solcher Abend, eine solche Nacht im äquatorial-afrikanischen Sumpfe! Immer wieder wird der Nordländer überrascht durch das schnelle, ihm ungewohnte Verschwinden des Sonnenballes am Horizonte.

Mit dem Eintritte der Dunkelheit tauchen Tausende von Leuchtkäfern — „Kimurri-murri" der Küstenleute — auf, Zikaden vollführen eine ohrenbetäubende Musik und mischen ihren Gesang mit dem für uns merkwürdig hölzern klingenden Gequak der Frösche. Letztere geben einen kurzen schnell wiederholten gleichförmigen Ton von sich — ins Unendliche wiederholt. — — — —

Dazu tritt das Gesumme der Moskitos, die in Myriaden hier ihre Wohnstätte haben und blutgierig aus dem Papyrusdickicht ausschwärmend ihre Opfer suchen. Ungeschützt gegen ihre Angriffe vermöchten wir unmöglich an unserem Standorte zu verharren. Die sorglich mitgenommenen Mückennetze gewähren auch nur bedingten Schutz, ermöglichen es uns aber immerhin, auf unserem Beobachtungsposten zu bleiben, wenn auch durch die unsere Kleidungsstücke durchdringenden Stiche aufs ärgste gepeinigt. —

Lebhafter und geschäftiger wird das Treiben der Mücken, ihr Gesumme stets intensiver, sie selbst zudringlicher. Ihr Konzert mischt sich mit den Lauten jener Sumpfvögel, deren Haupttätigkeit sich erst zur Nachtzeit entfaltet. Ein merkwürdiges Glucksen und Kichern in schneller Reihenfolge trifft unser Ohr. Ein kleines Sumpfhühnchen (Limnocorax niger Gm.) ist es, das so in den allgemeinen Chor einstimmt. Auch am Tage vernimmt man sein geheimnisvolles Gekicher, sein unbeschreibliches Murmeln und Summen. „Es unterhält sich mit den Fischen!" meint

einer meiner Leute. „Ja, so ist es, Herr," stimmen die anderen bei. Dem ist nun nicht so, aber immerhin sind diese Vogellaute von höchster Charakteristik für den Sumpf. Der Umstand, daß ein dort lebender welsartiger Fisch, wenn gefangen, sehr ähnliche Laute von sich gibt, veranlaßt wohl die Eingeborenen zu dem Glauben an eine Unterhaltung zwischen Vogel und Fisch. — Ein Gewirr vieler Stimmen, vom rauhen Krächzen des Nachtreihers (Nycticorax leuconotus Wagl.) bis zum monotonen Geplärre der kleinen Rohrsänger und dem warnenden Rufe der Wasserhühner schließt sich alledem an.

Fern flackern meine Lagerfeuer auf, die matte Sichel des Mondes

Prächtig gefärbte Fischer (Halcyonarten) stellten der jungen Fischbrut der Seen nach ...

erhebt sich aus den Abendwolken — da ertönt anscheinend in unmittelbarer Nähe aus der Sumpfwildnis erschallend eine Stimme, deren schon die Bibel, — wie Brehm schreibt, — als einer der mächtigsten Tierstimmen alter Zeiten Erwähnung tut. „Und wenn Rehobot," so nennt der Ebräer das Flußpferd, „seine Stimme erhebet" — — — — Ja, wenn „ol makao" der Masai, „kiboko" der Waswahili seine Stimme erhebt, so bebt tatsächlich der Erdboden! Es ist ein Laut von so gewaltiger Stärke, daß er auf den, der ihn zum ersten Male hört, ganz überraschend und erschreckend einwirkt.

In langen Intervallen donnert so der alte Nilpferdbulle über sein Königreich, den weiten Sumpf hin, und niemand wird sich dem eigenartigen Zauber entziehen können, — der durch die weite düstere Landschaft nur verstärkt wird. Er ist ein Zeichen, daß sich die Flußpferde nunmehr auf ihren glatt ausgetretenen, oft tunnelartig durchs Gebüsch

C. G. Schillings phot. *R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.*

. . . Heuſchrecken zeigten ſich in ungeheuren Mengen, denen Marabus (Leptoptilos crumenifer [Less.]) in langen Reihen planmäßig in den Grasebenen nachſtellten und ſich, grenadiermäßig ausgerüſtet, oft dabei mit Störchen (Ciconia ciconia [L.]) vergeſellſchaftet zeigten . . .

führenden Pfaden und Wechseln aufs feste Land zur Äsung begeben werden. — —

Kurz vor Sonnenuntergang hat sich noch ein reizvolles, höchst bewegtes Bild unserem Auge geboten. In drängender Hast eilten pfeilschnellen Fluges Hunderttausende von finkenartigen Vögeln und Webern zum Sumpfe, um ihren Abendtrunk einzunehmen und dann im schützenden Papyrusdickichte ihr Nachtquartier in Sicherheit aufzuschlagen. — Hastigen Fluges, in langen wellenartig sich hebenden und senkenden Massen sind sie herbeigeeilt, sich dem Niveau der Papyruswälder in Schlangenlinien genau anpassend und so ganz den Eindruck einer riesigen Schlange im ungewissen Dämmerlicht des Abends hervorrufend. Diese

Eine vielköpfige Kette von Perlhühnern (Numida reichenowi Grant) baumte in meiner Nähe auf ....

Flüge begleitet ein gewaltiges Brausen, so laut und stark, daß es nicht nur den Neuling unter Umständen zu erschrecken vermag. Mit genauester Einhaltung ganz bestimmter Flugrichtungen stellen sich diese Vogelmengen allabendlich ein.

War es mir schon bei früheren Gelegenheiten, bei Beobachtung schnell in dichtgedrängten Scharen fliegender Vögel aufgefallen, welch inniger Konnex zwischen den einzelnen Individuen herrscht, — hier wurde es mir fast zur Gewißheit, daß sich die Vögel mittelst Zeichen, die unsern menschlichen Sinnen nicht mehr wahrnehmbar sind, miteinander verständigen und so imstande sind, blitzschnell gleich Automaten alle Flugschwenkungen und Evolutionen auszuführen, die die Führer oder Leiter dieser Schwärme für nötig erachten.

Zugleich sind unzählige Tauben verschiedener Arten, scheu und vorsichtig hin und her flatternd, am Wasser erschienen; nach eingenom-

menem Trunke begeben auch sie sich in der Nähe des Sumpfes zur Nachtruhe. Ihnen schließen sich Perlhühner, fliegend und laufend oft aus weiter Entfernung herbeigeeilt, in großen Mengen an. Aufgebaumt, heben sie sich in zahlreicher Menge scharf vom rotvioletten Horizonte ab.

Aber schon wieder ein neues Bild! Schweren Fluges, gespensterhaft sich abzeichnend von dem nun in all den unsagbar schönen Tinten des äquatorialen Sonnenunterganges wechselnden, schon halb verdüsterten Abendhimmel, naht sich ein Trupp Kronenkraniche (Balearica regulorum gibbericeps Rchw.), ihre sicheren Schlafplätze auf kleinen Inseln im Sumpfe aufzusuchen. Abend für Abend treffen diese prächtigen Vögel auf die Minute genau hier ein. Ein Knarren wie von ungeölten Wagen-

Als die Sonne zur Rüste ging, flogen die Kronen-Kraniche (Balearica regulorum gibbericeps Rchw.) ihren sicheren Schlafplätzen — Akazien auf kleinen Sumpfinseln in den östlichen Adjirisümpfen — entgegen ....

rädern begleitet ihren Flug, wohl eine der groteskesten mir bekannten Vogelstimmen. Merkwürdige Laute lassen die Flüge unseres scheuen und schönen Vogels öfters auch in klaren Mondnächten stundenlang vernehmen. Nunmehr haben sie sich auf ihren Schlafbäumen niedergelassen, und die mächtigen Silhouetten bilden ein prachtvolles Glied der ornithologischen Staffage.

Tiefer senkt sich die Dunkelheit herab, überraschend schnell vollzieht sich der äquatoriale Sonnenuntergang. Große Flüge von Gänsen und Enten hatten sich vorher noch zum abendlichen Striche in die Lüfte erhoben, seltsame Laute im Sumpfe verraten fortdauernd die Anwesenheit vieler versteckten Sumpfbewohner aus der Vogelwelt und das Spinnen der zahlreichen Ziegenmelker erreicht seinen Höhepunkt .....

Ist uns die Stunde ausnahmsweise günstig, so trifft unser Ohr schon jetzt ein langgezogener, dröhnender, in dumpfen Intervallen dahin-

rollender, langsam ersterbender Laut. Der König der Tiere rüstet sich zum Beutezuge, und seine mächtige Stimme verleiht für kurze Minuten dem tropischen Abende seinen höchsten Zauber, seinen größten Reiz.

Wo auch das Auge hinblickt, schimmern gleich den Leuchten einer unsichtbaren Gnomenwelt, schaukelnd und auf und nieder schwebend, Hunderte von großen, lebhaftes Licht verbreitenden Leuchtkäfern über der dunklen, allmählich rabenschwarzen Sumpflandschaft. Tiefe Stille wechselt mit den vielartigen Lauten aus zahlreichen tierischen Kehlen. —

Es ist Zeit, uns zum Lager zu begeben. Eine der nun schon rege gewordenen gefleckten Hyänen heult in der Richtung desselben. Zwei Schakale antworten in der Nähe. Auf dem Heimwege wird dicht vor uns, fast zu unseren Füßen, in riesigen Fluchten ein Stück Wild rege, um, einen Augenblick verhoffend, im Ried zu verschwinden. Aus dem schnaubenden Schreckton können wir auf einen Riedbock (Cervicapra) schließen. Durch das gurgelnd zu unseren Füßen aufquellende seichte Sumpfgewässer führt uns nun unser pfadloser Weg aus Nacht, Sumpf und Wildnis zum sicheren Lager, dessen zahlreiche Feuer in der Ferne aufflackernd, freundlich als Wegweiser dienen.

Abseits von den Gnurudeln standen einzelne alte Bullen als Wächter.

IX.

Am Bache.

Jeder Beschreibung spottend ist die Reichhaltigkeit der sich zur großen Trockenzeit in der Nähe der Wasserplätze zuweilen zusammendrängenden Tierarten.

Man muß nur nicht etwa glauben, daß an irgend einem beliebigen wasserhaltigen Tümpel in der Steppe Tag für Tag und Nacht für Nacht Mengen des verschiedenartigsten Wildes erscheinen, dem Beobachter oder Jäger reichste Auswahl und Beute liefernd!

Auch hier wissen die Tiere vielmehr vorsichtig und geschickt ihre Feinde nach Kräften zu vermeiden, indem sie oft über weite Strecken von Wasserstelle zu Wasserstelle wechseln, nicht aber etwa eine einzige unter allen Umständen aufsuchen. Bei Störungen an einer Tränke oder beim Verdachte von Feinden, seien es Menschen oder Tiere, suchen die Wildrudel sofort andere Tränkplätze auf, vermeiden wohl auch eine bestimmte Tränke, etwa zur Nachtzeit, um sie vielleicht am nächsten Tage, nun etwa um die Mittagsstunde aufzusuchen.

Unvergeßlich werden mir stets jene Ansammlungen der exotischen Tierwelt bleiben, welche ich namentlich im Herbste 1903, gelegentlich meiner vierten Reise in Ostafrika beobachten konnte.

Zwischen steilen Felsen mündet der Bach, in dessen Nähe ich lagerte, in die Steppe ein, um nach wenigen Kilometern plötzlich zu versiegen. Während seines Laufes inmitten der schroffen Bergtäler war er dem Wilde kaum zugänglich, dafür aber fand ich zahlreiche höchst betretene Wechsel, welche alle zum Bache während seines Steppenlaufes führten. Der Bach war teils von Dornengestrüpp, teils von hohem Gras und Rohr umgeben, und zahlreiche Löwen hielten sich zu dieser Zeit in seiner Umgebung auf. Da, wo er in seinem Unterlaufe zur Zeit bereits

vertrocknet war, dehnten sich Schilfwälder von beträchtlicher Ausdehnung aus, zur Regenzeit sumpfige Seen bildend. Diese Rohrwälder boten während des Tages den Löwen sowohl wie auch Nashörnern erwünschte Aufenthaltsorte, nachts aber belebte sich der Bachlauf von durstigem Wilde aller Art und dem es verfolgenden Raubzeuge.

Früh morgens bereits eröffneten den Reigen der durstigen Gäste aus der trockenen Steppe große Flüge und Ketten von Sandhühnern.

In drei schön gefärbten Arten (Pterocles gutturalis, decoratus und exustus) kommen diese prächtigen Flughühner hier vor. Am Tage halten sie sich oft außerordentlich weit entfernt vom Wasser in den trockensten Örtlichkeiten der Nyika auf.

Pfeilschnellen Fluges eilen die Ketten erstgenannter Art, sich hoch in die Lüfte erhebend, nach Sonnenaufgang zum Wasser. Diese Flüge zählen bis zu dreißig und mehr Stück; unter lebhaftem, weither vernehmbaren Locken, das sich mit gle gle gle lá gak, gle gle gle lá gak am besten verdolmetschen läßt, streichen die herrlichen Tiere reißend schnell dahin; das Flugbild ist dabei nicht unähnlich dem unserer Waldschnepfe (Scopolax rusticola).

Schnell und plötzlich lassen sie sich zum Wasser nieder. Mit den großen Flügen dieser Sandhühner kommen öfters einzelne Exemplare des mit lanzettförmigen Schwanzfedern geschmückten kleineren Flughuhnes Pterocles exustus. Pt. gutturalis läßt sich in einiger Entfernung vom Wasser nieder und erreicht dieses dann laufend. Pt. decoratus hingegen, die kleinste Art, stürzt meist unmittelbar am Wasser aus der Luft nieder. In schnellen, hastigen Zügen sättigen sich die Durstigen nun an der Quelle, um sich darauf hoch in den Lüften wieder in ihre Aufenthaltsorte zurückzubegeben. Die Sandhühner sind nicht eigentlich zutraulich, klatschenden Fluges erheben sie sich bei Annäherung des Menschen.

Allmorgendlich wiederholt sich das herrliche Schauspiel der regelmäßig an bestimmten Stellen erscheinenden Flughühner; während des Tages dagegen bietet der Wasserlauf ebenfalls ohne Unterbrechung vielen Mitgliedern der Ornis Erquickung. Lautlos treibt der seltsame Schattenvogel (Scopus umbretta) — jene allgegenwärtige Begleiterscheinung wasserreicher Tümpel, Tränken und Gräben, — ein den Reihern nicht fernstehender Vogel, hier sein Wesen. Er hat seinen erstaunlich großen dreikammerigen Horst nicht weit vom Wasserspiegel über dem Bache in den gabligen Ästen einer Akazie gebaut, drei weiße Eier hier bebrütend. Stets wieder stöbern wir ihn auf; an Tümpeln und Lachen, wie an Flußufern oder andern passenden Orten finden wir ihn während der ganzen Reise. Obwohl wir dieses Paar seiner Eier

Der Verfasser in seinem Zelte.

Orgeich phot.

beraubten, scheint es seinen Nistort nicht verlassen zu wollen. Leisen Fluges geht das Tier vor unseren Füßen auf, um an einem Wasserlaufe in der Nähe in geduckter Haltung auf knorrigen Ästen großer alter Bäume einzufallen, uns immer wieder in seinem Wesen an den Nachtreiher erinnernd.

Nilgänse (Chenalopex aegyptiacus) hielten sich in einzelnen Exemplaren auf dem Bach auf, schnatternd hin und her streichend; Geier und Marabus aber hatten ihre bestimmten Bade- und Tränkplätze.

Außerordentlich zahlreiche Kleinvögel und Vögel aller Art lockte die Umgebung des Baches an. Wir fanden prächtig gefärbte Würger, unter denen der fast ganz schwarze Trauerwürger (Dryoscopus funebris Hartl.) besonders auffiel. Sein sonorer melodischer Pfiff wird von dem Gatten eines Paares begonnen, um vom Weibchen so exakt beantwortet zu werden, daß man den Eindruck hat, nur einen Vogel zu hören. Glasglockenartig tönt uns diese Unterhaltung der schönen Vögel vom dichten Ufergebüsch des Baches entgegen.

Jubelnd erschallt jetzt ein öfters wiederholtes Türie-é, türie-é, türie-é aus der Krone einer Akazie. Die eindringliche, charakteristische, jubelhelle Strophe wird von der Tschagra (Telephonus senegalus L.), einem würgerähnlichen Vogel, vorgetragen.

Hier wie überall vereinen sich für den durch Auge, Ohr und alle andern Sinne empfänglichen Beobachter eine Fülle von Tönen, Farbenreizen und mannigfachen Eindrücken, unter der Einwirkung eines fremdartigen, feindlichen Klimas, -- so daß, wie Hans Meyer an einer Stelle dem Sinne nach ausführt, aus alle dem ein unendlich komplizierter, eindrucksvoller, aber schwer definierbarer Stimmungsinhalt von höchster Eigenart resultiert.

Sonne und Licht, Wolken, Schatten, die Bodenformationen, endlich die mir allmählich immer näher getretenen, verständlicheren und liebgewordenen Mitglieder der Fauna und Ornis — die Flora dieser Steppe — alles das vereinigte sich zu Bildern und Eindrücken harmonischster Wirkung. —

Während des Tages finden wir in der Nähe des Bachlaufes von Säugetieren fast ausschließlich Impallaantilopen (Aepyceros suara Mtsch.); die anderen größeren Säugetiere suchen das Wasser zur Nachtzeit auf.

Dies geschieht namentlich dann, wenn eingeborene Jäger, den ergiebigen Ansitz an der Tränke benutzend, an den verschiedensten Stellen am Bachlaufe geschickt versteckte Schirme aus Reisig und Buschwerk angebracht und von ihnen aus mit ihren Giftpfeilen Wild erlegt haben. Wurde jedoch das Wild nicht beunruhigt, so zeigen sich die ein-

zelnen Arten wesentlich vertrauter. Die Impallaantilopen äsen das in unmittelbarer Nähe des Wassers, in den kleinen Bodensenkungen frisch emporsprießende Gras überall ab; wir finden zu dieser Jahreszeit Rudel von 50, 100 und mehr Stück beisammen, und zwar beide

Mit schweren Flügelschlägen erhebt sich die Riesentrappe (Otis Kori Burch.) nach einem kurzen Anlauf in die Lüfte.

Geschlechter vermischt. Bald darauf sondern sich einzelne weibliche Stücke ab, um in dichtem Gestrüpp und hohem trockenen Gras ihre Jungen zu setzen.

Bei Annäherung des Menschen werden die Impallas in ganz außerordentlichen Sätzen flüchtig. Ihre Fluchten sind erstaunlich hoch und weit, der Anblick eines flüchtigen Rudels gehört für ein Jägerauge, mit zu dem Schönsten, das man wünschen könnte!

Ihre ſtahlharten Läufe tragen die graziöſen Tiere bis $2^1/_2$ Meter hoch über den Boden, dann wieder verhoffen ſie plötzlich, um langſam fortziehend, gleich darauf wieder hochflüchtig zu werden. Häufig vernimmt man den bellenden Schreckton der Böcke, der weithin vernehmbar, ganz entfernt an das Schmälen unſeres Rehbockes erinnert. Er wird von beiden Geſchlechtern gleicherweiſe ausgeſtoßen.

Gegen Abend zeigt uns eine unternommene Pürſche zunächſt hier oder da rege gewordene Zwergantilopen (Madoqua kirki Gthr.). Die zierlichen Tiere haben mit ihren feinen Sinnen faſt ſtets die Annäherung des Menſchen ſchon wahrgenommen; um die verhoffenden mit dem Blicke zu erfaſſen, bedarf der Europäer längerer Übung. Ihre Färbung verſchwimmt ganz außerordentlich mit der Umgebung. Ich erinnere mich mit Vergnügen, daß ich ganz im Anfang, trotz meiner für die nordiſche Fauna geübten Augen, ein ſolches Zwergböckchen nicht ausmachen konnte, obwohl ein Schwarzer auf das Tier hinwies, das höchſtens 20 Meter von meinem Standorte in der Dickung verhoffte. Einzeln, aber auch zu zweien und dreien, führt dieſes ſchöne Geſchöpf ſein Gnomenleben inmitten der ſtachlichten Dickung; wenige Sprünge bringen es in ſeinem ſchwer zugänglichen Reiche in Sicherheit.

An ihrem Standorte, gut verſteckt und mit günſtigem Winde ihr Tun und Treiben zu beobachten, gehörte ſtets zu meinen beſonderen Vergnügungen. Die feinen Muffeln, aufmerkſam ſuchend, nach allen Richtungen hin und her wendend, gewähren dieſe großäugigen, zierlichen Geſellen einen wundervollen Anblick für den Tierfreund.

Ebenſo reizvoll iſt es, vom Glücke begünſtigt, die an denſelben Örtlichkeiten, in der etwas freieren Grasſteppe vorkommenden Steinantilopen (Raphiceros neumanni Mtsch.) — in ihrer rehbraunen Färbung für das menſchliche Auge beſſer ſichtbar wie die ebengenannten Windſpielantilopen — in ihrem Treiben belauſchen zu können.

Je mehr die Sonne zur Küſte geht, um ſo vielfältiger belebt ſich die Umgebung durch Gäſte aus der Tierwelt. Meine bevorzugten Freunde, die klugen Kropfſtörche, haben ſich in Geſellſchaft von Geiern verſchiedener Art auf kahlen Äſten hoher Bäume in der Nähe niedergelaſſen. Hier und da hat auch ein einzelner Raubadler aufgeblockt. Große Ketten von Perlhühnern tauchen laufend im Geſtrüpp auf; im Scheine der Abendſonne fliegen die wundervoll gefärbten Racken eifrig hin und her. Es gilt vor Anbruch der Nacht noch ihrer Inſektenjagd obzuliegen. Die helle Stimme des kleinen Wald-Frankolins (Francolinus granti Hartl.) läßt ſich allenthalben vernehmen, hier und da auch die rauhe Lockſtimme des ſelteneren Francolinus hildebrandti Cab.

Laut und ſchneidend dagegen ruft das ſo häufige große, gelbkehlige Frankolin (Pternistes leucoscepus infuscatus Cab.) in die Steppe hinaus.

Über die welligen, nächſt gelegenen Hügelketten, aus welchen zahlreiche Wildwechſel zu den einzelnen tennenartig flach ausgetretenen Tränkſtellen am Waſſer führen, tauchen jetzt ſchon ganz langſam, unter Führung alter bewährter Leittiere heranziehend, Trupps der herrlichen Wildpferde, der Zebras auf.

Sie haben aufgehört zu äſen, und durſtig ziehen ſie zur Tränke.

Zahlreiche Geier hatten ſich in der Nähe des Baches, an dem die Löwen die Giraffe geriſſen hatten, niedergelaſſen ...

Aber ihre Vorſicht läßt ſie nicht im Stich. Geſchickt ſuchen ſie eine unter dem Winde gelegene Stelle am Bache auf, langſam und vorſichtig erkunden ſie durch Naſe und Auge, ob dort ihnen Feindliches verborgen ſei.

Entweder in ihrer Geſellſchaft oder meiſt etwas ſpäter, in einzelnen Rudeln folgen die Gnus (Connochaetes albojubatus Thos.). Auch ſie halten anfänglich meiſt die weit aus der Steppe herbeiführenden Wechſel ein. Hier und da zeigen ſich kleine Geſellſchaften von Gazellen (Gazella thomsoni Gthr.).

Mehr und mehr ſenkt ſich die Sonne; langſam und vorſichtig haben die Zebras und Gnus nunmehr das Waſſer erreicht. Die Leittiere ſtutzen einen Augenblick; dann überwindet der

brennende Durst ihre Scheu, und in langen Zügen beginnen sie zu trinken. Nunmehr in Sicherheit gewiegt, eilen auch die letzten Mitglieder der Rudel herbei, und das Bett des Baches ist nunmehr gedrängt voll von etwa Hundert der herrlichen Tiere. Ein unvergleichlicher Anblick!

Die letzten Strahlen der im dunstigen Horizonte verschwindenden Sonne beleuchten mir das so oft geschaute, immer wieder im höchsten Maße reizvolle und fesselnde Bild.

Einige der Zebras fangen an, mit den Vorderhufen im Wasser zu scharren; mit unwilliger Kopfbewegung wehrt ein Gnu ein sich allzu dicht herandrängendes Zebra, — ohne es doch zu verletzen — ab!

Zwei der grotesken Schlangengeier und eine durstige Riesentrappe hatten lange vor Ankunft des Wildrudels das Wasser aufgesucht und sich dann schweren Fluges in die Lüfte erhoben. Dafür haben nun auf abgestorbenen Ästen mächtiger Ficusbäume viele Dutzende von Geiern aufgeblockt. Ihre dunklen Silhouetten heben sich scharf umrandet vom rötlich flammenden Abendhimmel ab. —

Alle Zebras und Gnus sind nunmehr getränkt, — da weht ein Lufthauch von den Bergen zu den Tieren herüber. Er streift meinen Standort; ein prustender Schreckton eines Leithengstes der Zebras ertönt, im selben Augenblicke spritzt das Wasser hoch auf, und mit donnerndem Getöse gewinnt die ganze Herde die Uferböschung, augenblicklich dabei in eine Wolke von Staub sich hüllend. Mit dröhnendem Hufschlag nehmen sie alle in wilden Fluchten den nächsten Abhang der Steppe, und gleich darauf, in sicherer Entfernung verhoffend, ertönt die merkwürdig bellende Stimme des Leithengstes zu mir herüber.

Von verschiedenen Punkten der Steppe wird ihm Antwort und zeigt mir, daß noch mehrere andere Herden der schönen Tigerpferde in der Nähe sind. Über den harten Steppenboden galoppieren sie in sicherer Entfernung abseits vom Bache; Dunkelheit ist eingetreten und veranlaßt mich, meinen Beobachtungsposten aufzugeben.

Als ich im Lager anlange, umgibt mich bereits finstere Nacht. Aber nach einiger Zeit wird es hell, und eine der herrlichsten Mondnächte legt sich mit ihrem ganzen Zauber über die schlafende Steppe. Bald wird es rege in ihr. Viele Schakale lassen ihr klagendes Bellen vernehmen, und die gefleckten Hyänen geben ihren unserem Ohre so vertrauten, wenn auch unschönen Laut von sich.

So vertraut sind diese langgezogenen tierischen Signale meinem Ohre geworden, daß mir etwas zu fehlen scheint, wenn nicht zur Abendstunde sich der Hyänenschrei mit der hereinbrechenden Dunkelheit vermählt.

Einige Impallaantilopen schmählen plötzlich, wohl einen Leoparden witternd, nicht allzuweit vom Lager, und wieder tritt minutenlange Stille ein. Jetzt wieder vernehmen wir an mehreren Stellen das Wiehern der Zebrahengste, und über den Boden schallt das Trappeln flüchtiger Wildrudel zu uns hin.

Aber vergebens erwarteten wir bisher das großartigste Konzert, das menschlichen Ohren dort werden kann. Doch wir wissen: vor Mitternacht wird es schwerlich ertönen!

Aus den Fährten und Spuren der Löwen, die am Bache ihr

Unfern meines Lagers hatten ein Paar große Geier (Pseudogyps schillingsi Erl.) ihren Horst errichtet.

Quartier aufgeschlagen, konnte ich erkunden, daß gegen dreißig dieser Herrscher im Reiche der Tierwelt allnächtlich ihren Jagden hier obliegen. Außer einzelnen alten Herren haben auch ganze Rudel, teils geringerer Löwen und Löwinnen sich hier ein Stelldichein gegeben. Meine Fallen waren bisher nicht in Tätigkeit getreten, und in dem sehr coupierten Terrain, und bei der sehr reichen Deckung dieses Reviers war mir zur Tageszeit ein Zusammentreffen mit dem königlichen Wilde hier noch nicht zuteil geworden. Doch wohlweislich wartete ich des Augenblickes, wo mir mehr als schnell vergängliches Jagdglück hier werden sollte: lag es doch in meiner Absicht, aus nächster Entfernung zur Nachtzeit den König der Wüste auf meine photographische Platte zu zwingen! Dazu aber mußte ich geduldig die Wechsel und Gewohnheiten der Tiere an diesem Orte erkunden.

Nicht umsonst donnerten polternd in dieser Nacht wiederum die Wildherden hin und her. Ich wußte, nunmehr waren auch die ungestalten, aber für mich wenigstens eigenartig schönen Kuhantilopen, vielleicht auch die scheuen Oryx nebst den riesigen Elenantilopen aus der Steppe zum Wasser gezogen: Alle aber fürchteten den gewaltigen Erbfeind, den Löwen, der hier und da auf ihren Fährten war oder im Röhricht verborgen der Kommenden lauerte!

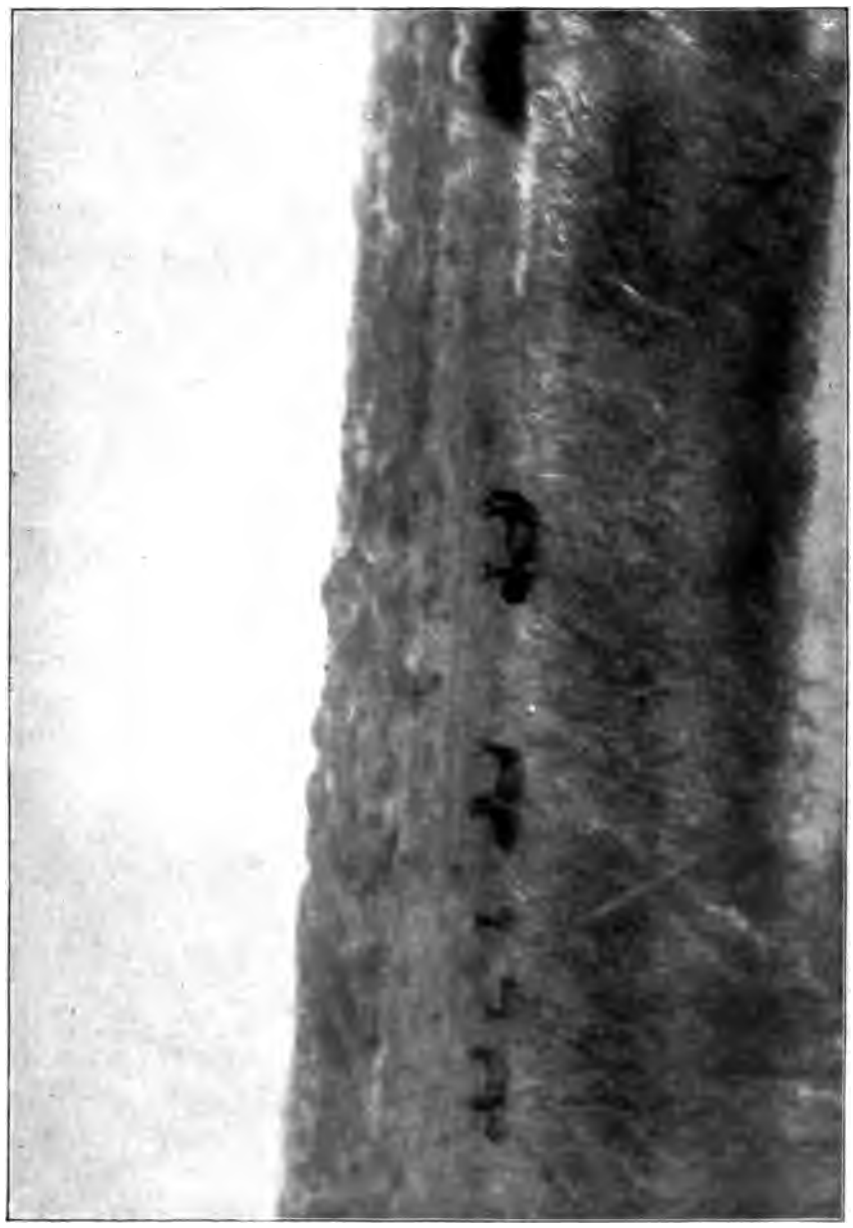
Zauberhaft glitzerten die Mondstrahlen, tausendfach sich widerspiegelnd auf den hellen von weißen Quarzstücken übersäeten Felskuppen in der Nähe des Lagers; lebhafter und reicher wurde das Leben und Weben der Tiermengen in der Nähe des Baches! Mehr zu ahnen, ich möchte fast sagen zu fühlen, war es, als auf andere Weise wahrzunehmen. Da aber! — Was war das? — Wir haben uns nicht getäuscht, die markerschütternde, über alle Beschreibung imposante Stimme des Löwen erhebt sich! Fast unmittelbar fallen mehrere andere Löwen in der Nähe in den Chorus ein! Wie aus dem Erdboden hervorquellend, schwillt der mächtige Ton hier und dort stärker ertönend an, um übergehend in ein tiefes, unheimlich sich auf die Seele des lauschenden Menschen legendes Stöhnen zu verhallen . . . .

Ein Konzert, ursprünglich und von gewaltigster Wirkung!

Mag der Großstädter auch mit ihm vertraut sein, mag er es oftmals vernommen haben, allmählich vielleicht mit einem Lächeln! Ihn trennten ja sichere Gitter von der gewaltigen Katze! Selbst dann noch habe ich beobachtet, daß selbst Männer, geschweige denn Frauen einen Schritt zurückwichen, daß ihre Mienen sich sichtlich veränderten, als der Tierkönig, — jetzt Sklave des Menschen — seine Stimme erhob!

Wem aber, wie mir, viele Nächte es vergönnt war, diesem elementaren Laute im zerbrechlichen Zelte zu lauschen, wenn nicht ein, vielmehr ganze Rudel von Löwen so in der Wildnis in unmittelbarer Nähe in märchenhafter tropischer Mondscheinnacht, mit ganzer Lungenkraft ihre Stimmen erschallen ließen, der wird, wenn er überhaupt eindrucksfähig, es mir zugeben, daß solches Erlebnis an Großartigkeit nicht übertroffen werden kann!

Ich habe vielerlei erlebt, kenne aber nichts, was ihm gleichkäme. Es löst Empfindungen aus, die gemeiniglich und namentlich inmitten des Treibens der Kulturwelt gänzlich ruhen! Wer das fühlen und verstehen will, muß immer wieder weit ab vom Menschen und seinem Treiben hinausziehen in die freie Wildnis, die täglich in gewaltiger Sprache zu ihm redet — erst dann wird er fähig sein, das Große, das Gewaltige verstehen zu lernen, das so auf ihn einwirkt. . .



C. G. Schillings phot. R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.

Wasserböcke (Cobus ellipsiprymnus Ogilb) traten zur Tränke ins Freie.

Einen Augenblick schien die ganze nächtliche Tierwelt der Stimme ihrer Gebieter zu horchen, und wiederum hört man ringsumher die flüchtigen Rudel, die angstvoll die freie Steppe aufsuchen, um, durstgequält, immer wieder an einer anderen Stelle zum Bach zurückzukehren.

Mehr wie sieben Löwen auf einmal habe ich nie zusammen vernommen. Hier am Bache konnte ich so viele, aber deutlich und sicher ansprechen, da sie von ganz verschiedenen Örtlichkeiten aus ihr grandioses nächtliches Konzert hören ließen. —

Losgelöst vom alltäglichen, nivellierenden Getriebe der Kulturwelt, angesichts solcher Ereignisse in tropischer, fast tagheller Mondnacht, wird es nicht schwer, sich in das Leben des Höhlenmenschen der Eiszeit in unserem Vaterlande zu versetzen, des Urmenschen, der allnächtlich Ähnliches erlebt haben mag!

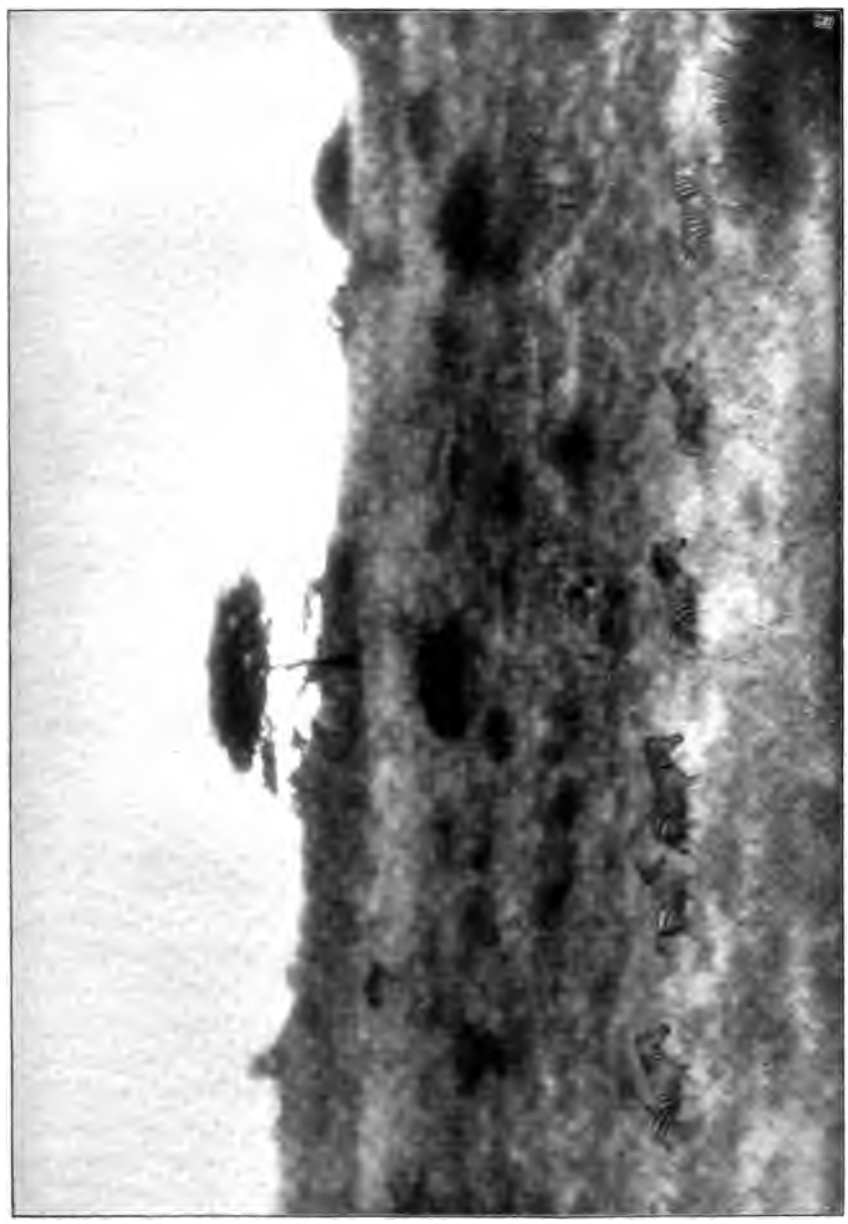
Wie mag erst die Stimme des mächtigen, längst ausgestorbenen Höhlenlöwen grollend über die Stätten gedonnert haben, die heutigentags seit langem keinem Raubtiere mehr eine Zuflucht gewähren. Längst sind diese Stätten mit „Wechseln" des Homo sapiens, in Gestalt von Chausseen, Wegen und Promenaden versehen, ein Verschönerungsverein hat sie dem Auge des Kulturmenschen „gefällig" ausgeschmückt; singend und lärmend ergießen sich Menschen in Menge über sie hin — ohne Scheu und Angst vor einem wilden Tiere!

Wer von ihnen ist sich bewußt, daß auch in Deutschland einst der Mensch mit dem Löwen um die Herrschaft rang!

Nur in Gestalt eines Angehörigen der eigenen Sippe tritt hier und da plötzlich noch einmal ein „Raubtier" in sein Recht, und wenn ein Entrüstungsschrei über seine Tat durch weite Gaue, durch die papierenen Wälder der Presse klingt, — der lebende, grüne rauschende Urwald ist ja fast verschwunden —, so ist es wie das Zittern und Beben einer großen Herde, die sich solidarisch fühlt, wie die Zebraherden Afrikas, wie der Mensch der Eiszeit anfing sich solidarisch zu fühlen im engen Kreise seiner Genossen, mit denen er seine Felshöhle teilte. —

So spinnen sich die Gedanken des einsamen Mannes im kleinen Zeltlager weiter und weiter in die Ferne aus; Flügel der Phantasie tragen ihn in die Heimat; unmerklich versinkt er aus dem Sinnen in Schlaf und Traum; aber nicht lange währt es, und abermals wecken den Schläfer jene elementaren Laute der raubgewaltigen Riesenkatzen!

Diesmal erklingt das Brüllen bedrohlich nahe; verschlafene schwarze Gestalten ermannen sich und schüren die Lagerfeuer zu flackernder Glut. Allzuweit an der Peripherie des Lagers Ruhende suchen sicheren Schutz in der Mitte, und der wachthabende Askari verdoppelt seine Aufmerksamkeit. —



C. G. Schillings phot. *R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.*

Die Zebras heben sich je nach der Beleuchtung nur wenig von der Steppe ab und bieten so ein bemerkenswertes Beispiel von Mimicry — wie auch Giraffen und Leoparden.

Mehr noch ist letzteres der Fall in den nächsten Nächten: Denn nur wenige Schritte von der Stelle, wo einige Träger heute schlummerten, werden am nächsten Morgen die Abdrücke mächtiger Pranken entdeckt. —

Hätte ich nicht an dieser, durch nahes Gebüsch besonders bedrohten Flanke des Lagers einen Dornenverhau aufhäufen lassen, — wer weiß, was in dieser Nacht sich ereignet hätte!? —

Den schulgemäßen Begriffen entspricht, — ich muß dies hier ausdrücklich hervorheben — eine solche Ansammlung von Löwen freilich nicht.

Einer der ersten war ich, der ihr rudelweises Vorkommen feststellen konnte.

Es kam mir gerade in jenem Lager die große Anzahl der Löwen sehr gelegen, und nunmehr mußte ich allen Scharfsinn aufbieten, sie zu zwingen, zur Nachtzeit auf nächste Entfernung sich meinem Apparate zu nähern.

Meine Versuche ergaben anfänglich keine befriedigenden Resultate; so sann ich auf eine Methode, die mich zum Ziele führen konnte.

Daß mir die Lösung aller entgegenstehenden Schwierigkeiten gelungen, beweisen die diesem Werke beigefügten Abbildungen.

Aus ihnen geht zunächst hervor, daß die Löwen ihren Angriff wenn möglich *flach* über den Boden ausführen, nicht aber in *hohen* Sprüngen. Ferner scheint die Löwin stets der *aggressivere* Teil zu sein. Auch auf den Bildern, welche nur einzelne Löwinnen angreifend zeigen, waren mehrere andere in unmittelbarster Nähe; sie hatten, wie aus den Fährten hervorging, ihre Opfer *umkreist* und näherten sich von verschiedenen Seiten.

Die Abbildung, wo Löwe und Löwin zusammen einen Angriff ausführen, wurde leider von mir durch ein Unglück beim Entwickeln beschädigt, aber durch die Kunst Kieslings gerettet.

In der Wildnis erreichte mich nach Monaten ein lakonisches Telegramm mit dem Worte: „Gerettet!"

Es könnte grausam scheinen, Stiere und Esel dem Löwen so zu opfern, allein mir standen ja leider stets Exemplare zur Verfügung, die durch den Stich der Tsetsefliege dem Verderben ohnehin geweiht, einem qualvollen Tode durch Ersticken entgegensahen: andererseits aber töten Löwen *schnell* und *sicher*, durch einen einzigen Biß ins Genick, ohne ihre Opfer zu quälen.

Wenn ich verborgen, in Dornen versteckt, diesem Vorgange beiwohnte, vollzog sich Überfall und Tötung *blitzschnell*, stets auf dieselbe Weise.

So vorsichtig schleichen sich die Löwen an ihre Beute heran, daß ihr Opfer vor dem Überfall nicht geängstigt wird, — erst im allerletzten Momente versucht es zu fliehen.

Tiefe Stille lagert über der Steppe, in der dunkeln Nacht raschelt es nur hier und da in dürrem Laube und Geäste in der Nähe.

Plötzlich vernimmt das Ohr ein polterndes mächtiges Etwas, und wuchtig erfolgt der Überfall: Die Opfer zeigen nur einige Schrammen auf der Oberfläche des Körpers, stets hat ein zermalmender Biß ins Genick sie getötet.

So getötete Menschen sogar haben vielfach keinen Laut vernehmen lassen; die Erfahrungen zuverlässiger anderer Berichterstatter decken sich in diesem Punkte mit meinen Erlebnissen.

Das waren Tage und Nächte voll spannender Erwartung, voller Hangen und Bangen!

Immer wieder mißlangen meine nachtphotographischen Versuche. Masaikrieger zeigten sich in der Nähe; ein Apparat wurde mir von ihnen geraubt.

Seit dem Überfall vor wenigen Wochen schien äußerste Vorsicht geboten; sich ablösende Doppelposten bewachten bei Tage die Apparate aufs sorgfältigste.

Durch ein Mißverständnis entstand zwischen einer Horde von Masaikriegern und meinen Leuten abermals ein, wenn auch unblutiges Gefecht. Da galt es mit größter Geduld immer und immer wieder zu versuchen, bis endlich das gewünschte Ziel erreicht worden ist.

Unbeschreiblich aber war die Freude, als zu später Nachtstunde sich jene großartigen Bilder ursprünglichsten Lebens und Webens des mächtigsten Raubwildes der Erde auf der kleinen Glasplatte unfehlbar getreu und dokumentarisch abspiegelten. Selbst die sonst geistigen Genüssen nicht geneigten Neger waren hoch erfreut, und längere Zeit hindurch bildeten diese Ereignisse ihren Gesprächsstoff am Lagerfeuer.

Bezeichnend für die Schwierigkeit des Antreffens von Löwen zur Tageszeit und völlig beweisend in dieser Hinsicht ist die Tatsache, daß ich gerade in jenen Tagen von all den zahlreichen Löwen schußmäßig zur Tageszeit keinen zu Gesicht bekam!

Kaum aber hatte ich meine Fallen aufgestellt, als ich eine ganze Anzahl erbeutete, darunter in ununterbrochener Reihenfolge allein sieben starke männliche Mähnenlöwen!

Eine Anzahl Löwen freilich verschmähten dargebotene Stiere vollkommen, näherten sich denselben zwar bis auf wenige Schritte, — hielten sich aber Nacht für Nacht an ihre gewohnte Beute, die Wildherden der Steppe.

Tage und Wochen waren so vergangen, als Regenwolken in der Ferne auf Niederschläge in den Steppen schließen ließen.

Und wie mit einem Schlage war die gewaltige Konzentration tierischen Lebens an der Quelle verschwunden. In alle Winde zerstreuten sich die Bewohner der Steppe, denen ihre feinen Sinne sofort verraten hatten, daß in weiter Ferne frisches junges Gras zu finden sei und Regentümpel, die sie unabhängig machten vom Besuche der vom Verderbnis umlagerten Bergquelle. —

Frische Gräser und grünende Bäume wurden durch die Regengüsse hervorgezaubert...

Seltsame Kandelaber Euphorbien erhoben sich hier und da im Dickicht ....

X.

Der afrikanische Elefant.

Höchst seltsam erscheint es, daß unsere Kenntnis über die Lebensweise dieses Riesen der heutigen Tierwelt so außerordentlich gering und dürftig ist. Aus den Tagen Scipios wissen wir, daß der Mensch es vermocht hat, sich auch ihn gleich seinem indischen Vetter dienstbar zu machen. Dann aber dringt im Laufe der Jahrhunderte nur spärliche Kunde über den gewaltigen Dickhäuter zu uns, und die Herden von Hunderttausenden und abermals Hunderttausenden trieben nach wie vor ihr Wesen ungestört in ihren ungeheuren Gebieten. So war es bis zum Eindringen des Europäers in den gewaltigen afrikanischen Kontinent, bis zum Aufblühen der Schiffahrt unter Erschließung der Handelsverbindungen rund um Afrika. Elfenbein wurde mit einem Schlage ein sehr begehrter Artikel. Aus unsäglich reichen Quellen schöpfte man da, und scheinbar unerschöpflich erschien der Reichtum an Elefantenzähnen. Im Westen Afrikas namentlich waren ja zweifelsohne hier und da große Schätze an Elfenbein bei Negerfürsten seit langer Zeit aufgestapelt. Aber unschwer schien es auch mit Hilfe des Feuergewehres, welches dem Menschen plötzlich eine andere Stellung der Tierwelt gegenüber gab, größte Mengen von Elefanten hinzuschlachten. Planmäßig wurde dieser Mord organisiert, und es dürfte schwierig sein, nachzurechnen, wie ungeheure Mengen von Elefanten erbeutet wurden. Bald war der Eingeborene, verführt durch den lockenden Gewinn, eifrig an dieser Vernichtung beteiligt, und seine primitiven Waffen wurden jetzt mehr denn früher in den Dienst der Elefantenjagd gestellt. In den früheren

C. G. Schillings phot. *R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.*

Zwei riesige in einem Urwaldtale des westlichen Kilimandscharo inmitten haushoher Vegetation aufgenommene Elefantenbullen. Jeder der Zähne dieser Tiere hat schätzungsweise ein Gewicht von etwa 80 Kilo. Entfernung etwa 400 Meter.

Jahrtausenden war das nicht geschehen, wenigstens nicht im großen Umfange; Mensch und Elefant hatten seit grauer Urzeit überall nebeneinander bestanden. Wozu auch hätte der Eingeborene unser Riesentier behelligen sollen, wo ihm doch so viele andere und minder wehrkräftige Jagdbeute zur Verfügung stand. Aber erst einmal mit Pulver und Blei vertraut geworden, heftete er sich an die Elefantenherden, und das Vernichtungswerk begann. So war gar bald in leicht erreichbaren Gegenden der Elefant dezimiert, und in der Neuzeit hat

Photographie aus Sansibar.

Einer der zusammen fast 450 engl. Pfund wiegenden Elefantenzähne, deren Erwerbung für ein deutsches Museum dem Verfasser leider nicht gelang. Der Träger dieser Zähne, ein uralter Bulle, war ums Jahr 1899 am Kilimandscharo von gewerbsmäßigen schwarzen Elefantenjägern erlegt worden.

dann die Vernichtung ihren Höhepunkt erreicht. Ungeheuer sind die Mengen von Elfenbein, die in den letzten Jahrzehnten exportiert worden sind. Zahlen beweisen das am besten! Wurde doch der Antwerpner Elfenbeinmarkt allein gegen das letzte Jahrzehnt durchschnittlich mit den Zähnen von gegen 18500 Elefanten jährlich versorgt, in den Jahren 1888 bis 1902 aber 3212700 Kilo Elfenbein dort eingeführt, während das durchschnittliche Zahngewicht etwa achtundeinhalb Kilo pro Zahn betrug und das Gesamtquantum fast ausschließlich vom Kongo herstammte. In ähnlicher Höhe bewegt sich die Einfuhr an den übrigen hauptsächlichsten Elfenbeinhandelsplätzen der Welt, und diese Ziffern geben uns ein treues, wenn auch unsäglich trauriges Bild der Vernichtung des edlen Tieres. Ungeheuer sind die

an einigen Handelsplätzen aufgestapelten Elfenbeinvorräte. Ihre Eigentümer werden in kürzester Zeit — wenn erst einmal die von ihnen sehnlichst erstrebte vollkommene Ausrottung des afrikanischen Elefanten erreicht ist, diese Ware rapid im Preise heraufschrauben und zweifelsohne das heute nicht mehr sehr beliebte Elfenbein wieder als Modeartikel einzuführen wissen — — — —

Alle diese Elefanten wurden hingeschlachtet nur ihres Elfenbeins halber. Es spricht der hoch entwickelten Technik unserer Zeit Hohn, daß sie nicht vermocht hat, ein Surrogat zu finden, welches Elfenbein gleichwertig zu ersetzen vermag. Ein glückliches Schicksal hat den indischen Elefanten vor dieser Vernichtung bewahrt, weil die weiblichen Tiere des asiatischen Elefanten kein oder nur sehr wenig Elfenbein tragen, und auch die Bullen nur selten eine starke Stoßzahnentwickelung zeigen. Im Gegensatz dazu stehen die enormen Stoßzähne seines afrikanischen Vetters. Die Elefantenkühe tragen in Afrika, je nach den zoogeographischen Abarten, „Pembe" von je 10—30 Pfund Gewicht pro Zahn. Nur außerordentlich selten wird dieses Gewicht überschritten bis zur Höchstgrenze von etwa 40 Pfund. Dafür erreichen die männlichen Elefanten zuweilen ganz außerordentliche Zahngrößen. Allerdings variiert diese Entwickelung der Stoßzähne außerordentlich, und ein Durchschnittsgewicht von etwa einem halben Zentner der Zahn dürfte der Wahrheit sehr nahe kommen. Jedenfalls erachteten die englischen Offiziere in Britisch-Ostafrika vor Jahren einen Elefantenzahn von gegen einundeinenhalben Zentner für würdig, dem damaligen Prinzen von Wales als Hochzeitsangebinde dargebracht zu werden.

Nichtsdestoweniger wird dieses Gewicht in einzelnen Fällen um ein erhebliches übertroffen. So wurde gegen das Jahr 1898 in der Nähe des Kilimandscharo von gewerbsmäßigen schwarzen Elefantenjägern ein uralter, nach meinen Erkundungen schon fast greisenhafter Bulle erlegt, der Zähne von zusammen etwa 450 Pfund trug! Beide Zähne gelangten auf den Elfenbeinmarkt in Sansibar. Leider gelang es mir nicht, sie für ein vaterländisches Museum zu retten, obwohl ich Auftrag gegeben hatte, eine namhafte Summe für diese einzigartigen Objekte zu bieten. Sie gingen vielmehr nach Amerika, und mein abermaliger Versuch, meinerseits sie für ein vaterländisches Museum zu erwerben, scheiterte an dem telegraphisch verlangten Preis von 21000 Mark. Späterhin gelangte einer von diesen Zähnen in das Britische Museum in London. Ich glaube mich nicht allzusehr der Kritik der besten Kenner dieser Verhältnisse auszusetzen, wenn ich behaupte, daß dieser Elefant einer der gewaltigsten heute lebenden Zahnträger im ganzen weiten Afrika war. Es haben diese Zähne seinerzeit

größtes Aufsehen unter der gesamten Handelswelt der ostafrikanischen Küste gemacht. Die Traditionen der indischen Händlerfamilien berichten nicht ein zweites Mal von solchen Zähnen! Aus der beigefügten Abbildung ergeben sich die ungeheuren Dimensionen dieser für unser Vaterland wohl für immer verlorenen herrlichen Zähne. Hierbei tritt es uns ganz besonders wieder ins Bewußtsein, daß leider bis zum heutigen Tage kein einziges Museum der Welt einen dieser gewaltigen afrikanischen Elefantenbullen als Schaustück aufzuweisen hat, aus Gründen, die ich an anderer Stelle schon aufgeführt habe.

Zähne von über 50 Kilogramm Gewicht kommen selten vor. Es richtet sich die Größe der Zähne nicht immer nach dem Alter und der Größe ihres Trägers; vielmehr variiert die Ausbildung der Zähne nicht nur innerhalb der zoo-geographischen Abarten, sondern verhält sich auch innerhalb der einzelnen Familien in bezug auf Größe verschieden. Es gibt Herden, welche eine geringere Zahnentwickelung zeigen wie andere. So scheint es, daß im Süden des afrikanischen Kontinents die Elefanten weder an Größe noch an Ausbildung der Zähne diejenigen des äquatorialen Afrikas erreicht haben. Für diesen Umstand spricht namentlich das Material, das gegen die siebziger Jahre vorigen Jahrhunderts aus Matabele- und Maschonaland an die Küste gelangte, Ländern, aus welchen der Elefant heute völlig verschwunden ist.

So weit mir bekannt, weisen die Zahngewichte und Maße der schwersten und längsten heute bekannten Elefantenzähne in der ganzen Welt folgende Zahlen (für den einzelnen Zahn) in englischen Pfunden auf, während die Maße in englischen Fuß und Zoll gegeben seien:[1])

	Gewicht	Länge	Größter Umfang
Afrikanischer Elefant (Elephas africanus)	247	9 10	19 1/4
	226 1/2	10 2 1/2	24 1/4
	175	8 5	23 3/4
Indischer Elefant (Elephas indicus L.) .	109	6 1	—
	106	6 11	15 1/2
	100	6 0	—
	81	8 9	17 1/4
Mammuth (Elephas primigenius) . . .	173	11	20 7/8

Alte starke Bullen mit sehr großen Zähnen, sogenannte Einzelgänger, sind im allgemeinen nicht mehr gefürchtet als Mitglieder der Herde, sind jedoch infolge ihrer Größe und ihrer enormen Schädelausbildung ganz fraglos und erfahrungsgemäß schwieriger zu töten, als geringere Tiere. In den Herden finden sich, wenn auch selten, zahnlose Kühe und noch viel seltener zahnlose Bullen, und beide gelten als

[1]) Die Maße und Zahlen sind dem Werke „Records of Big game" von Rowland Ward entnommen.

besonders angriffslustig und gefährlich. Aus den Berichten der verschiedenen Elefantenjäger geht immer wieder hervor, daß unter Umständen alte starke Elefantenbullen eine ganz unglaublich große Anzahl von Schüssen — bis zu fünfzig Kugeln und mehr — erhielten, ehe sie zur Strecke gebracht waren. Ebenso ist es eine Erfahrungssache, die ich in den Kreisen schwarzer Elefantenjäger oftmals bestätigt hörte, daß die in verhältnismäßig flachen Gegenden mit günstigen Bodenverhältnissen lebenden Elefanten im allgemeinen unbeschädigte und gesunde Zähne haben, aber solche aus bergigen Gegenden oft abgebrochene und beschädigte. Über die Ursachen dieser Zahnbeschädigungen, die bis dahin verschiedenartig erklärt wurden, entnehme ich englischen Quellen, konnte auch selbst feststellen, daß die Tiere sich zuweilen ihre Zähne beim Herausheben oder Herausbrechen von Baumwurzeln aus dem Erdboden abbrechen. Ich selbst habe aber auch, vom Zufall begünstigt, in felsigen Engpässen den frischen Spuren — und zwar nicht etwa beunruhigter Herden — folgend, bemerkt, daß sich die Elefanten beim Passieren dieser Engpässe in den Felsen an abschüssigen Stellen Zahnspitzen und Zahnsplitter von oft erstaunlicher Größe abbrachen. Solche Stücke habe ich in meiner Sammlung aufbewahrt.

Mit großem Geschick macht der Elefant Gebrauch von seinen Zähnen, indem er von Bäumen wenige Fuß über dem Erdboden Rindenstücke abstößt, um sie zu verzehren, oder auch, ihres Saftes durch Auskauen beraubt, wieder fallen zu lassen. Sind diese Baumrinden von zäher Beschaffenheit, so faßt das Tier die abgestoßenen Rindenstücke mit dem Rüssel und reißt sie vom Baumstamme in einem langen Streifen ab. In vielen Fällen aber bevorzugt er gewisse Bäume, deren Rinde, von spröder Natur, durch den Stoß des Zahnes ohne weiteres sich vom Baumstamme löst. Solches pflegen die Elefanten oft auf dem Marsche zu bewerkstelligen, ohne anzuhalten. Ich konnte oft stundenweit den Herden durch die Baumsteppe folgen, nur nach diesen weithinleuchtenden Merkmalen an den Bäumen. Oft mußte ich mich dabei unwillkürlich an Robinson Crusoe erinnern, von dem uns ja dasselbe erzählt worden ist. Auf diesen Wegen, welche die Herde durch die Steppe nimmt, begegnet man ebenso oft niedergetretenen kleinen und mittleren Bäumen, die der Elefant mit seinem mächtigen Fuße zu Boden gedrückt und auch mit seinen Stoßzähnen abgeknickt hat. Ich bin der Ansicht, daß sowohl das Abstoßen der Rindenstücke als auch das Abbrechen der Bäume die starke Entwickelung der Stoßzähne veranlaßt, abgesehen von ihrem Gebrauch bei den Kämpfen der Bullen untereinander. In einzelnen Fällen geschah dies Umstürzen der Bäume, scheinbar ohne daß Teile des Baumes als Nahrung aufgenommen worden waren.

Die Fährten der Elefanten prägen sich zur Zeit der „Masika", der Regenzeit, oft außerordentlich tief aus. Die dann von den Tieren getretenen Löcher sind oft von erstaunlicher Tiefe. Im flüchtigen Staube des Steppenbodens, zur trocknen Zeit, kann man die Frische der Fährte unschwer erkennen an der ganz scharf ausgeprägten oder bereits ein wenig verwischten Struktur der Fußballen. Die Bullen sind stets kenntlich an den sehr langen schmalen Fährten der Hinterfüße. Im Gegensatze dazu sind die Fährten der Kühe mehr gleichförmig rundlich.

Als Nahrung des Elefanten habe ich in Ostafrika ausschließlich Baumzweige, Baumrinde und Baumfrüchte unter Ausschluß aller Gräser festgestellt. Professor Volckens, welcher in den Höhenlagen des Kilimandscharo zwischen 2000 und 3000 Meter vielfach die Losung der Elefanten untersuchte, fand dort Panicum- und Cyperusarten, also Schilfgräser, in den Resten vor. Die mir zugänglichen besten Quellen über die Lebensweise des Elefanten berichten meinen Beobachtungen entsprechend.

Hingegen habe ich stets und immer gefunden, daß der Elefant mehrere Sansevierenarten (Sanseviera cylindrica) u. a. m. aufnimmt, daß er aber meist die ausgekauten Stengel wieder fallen läßt, die dann, von der Sonne bald weiß gebleicht, weithin auf dem Steppenboden sichtbar sind. Solche ausgekauten Bündel, deren meine Sammlung einige aufweist, sind zuweilen von erheblicher Größe. Immerhin scheint auch ein gewisses Quantum dieser Sansevieren dem Magen einverleibt zu werden, wie es ein ebenfalls ausgeprägter Sansevierenäser, das kleine Kudu (Strepsiceros imberbis Blyth.), nach meinen Beobachtungen mit Vorliebe tut. Es ist hierbei nicht zu vergessen, daß diese Sansevieren einen erheblichen Wassergehalt besitzen und gerade in den aridesten Steppengegenden vorkommend den Elefanten einen, wenn auch notdürftigen, Ersatz für Wasser gewähren.

Der eigentliche Aufenthaltsort des Elefanten im ost-äquatorialen Afrika ist nicht etwa, wie der Laie vermuten würde, der kühle schattige Hochwald, vielmehr da, wo er sich nicht allzusehr verfolgt weiß, und namentlich in der Regenzeit die Baumsteppe, sonst aber jene dichten Bestände von außerordentlich hohem Gras, schilfbestandene Flußufer und jene Dickichte, die in einer gewissen Höhenlage der Berge einen schützenden und undurchdringlichen Aufenthaltsort bilden. Diese vom Elefanten bevorzugten Bestände liegen gemeiniglich in einer Höhenlage, die ab und zu während des ganzen Jahres einigen Regen erhält. Sie werden von den Masai und Wandorobbo allgemein mit dem Worte „subugo" bezeichnet. Von ihnen schweift der Elefant dann oft sehr weit zur Regenzeit in Wald und Steppen. Namentlich die gewitzigten alten Bullen verlassen die schützenden Bergwälder meist nur in der großen

Regenzeit. Diese Bestände bilden oft ein undurchdringliches Dickicht, betretbar nur auf den von Elefanten und Rhinozerossen benutzten Wechseln. Während unsere Dickhäuter mit Leichtigkeit sich ihre Wege durch dies grüne Reich zu bahnen wissen, vermag der Mensch nur sehr mühsam in ihm fortzukommen, und namentlich, wenn angeschossene oder böse Elefanten den Menschen verfolgen, wird dieser auf Schritt und Tritt von der Vegetation an der Flucht gehindert, während Elefant und Rhinozeros, mit Leichtigkeit alle diese Hindernisse durchbrechend, dem Jäger außerordentlich gefährlich werden können.

Die dem afrikanischen Elefanten zusagenden Örtlichkeiten sind somit räumlich relativ beschränkt. Da er sie in Gegenden, wo er gejagt wird — und das ist fast überall — nur zur Nachtzeit zu verlassen pflegt, so kommt es, daß Europäer oft viele Jahre lang keinen Elefanten zu Gesicht bekommen. Der frühere Kommandant eines Forts am Kilimandscharo hat, wie er mir selbst erzählt hat, während eines siebenjährigen Aufenthalts und trotz der vielfachen Expeditionen an diesem Berge niemals einen Elefanten zu Gesicht bekommen. Ähnlich ist es den meisten Europäern ergangen, und gegenteiligen Berichten ist mit Vorsicht entgegenzutreten. Aus dem Umstande aber, daß die Elefanten sehr beweglich sind, als ausgezeichnete Bergsteiger bis zu einer Höhe von 3500 Meter ins Gebirge aufsteigen, und hin und herwandern, haben oft sehr kritische und in ihren Urteilen vorsichtige Beobachter ganz falsche Schlüsse ziehen müssen. So spricht Hans Meyer in seinem wundervollen Werke „Der Kilimandjaro" von einem großen Elefantenreichtum an diesem Berge; er glaubt, daß bei rationellerer Jagd sich größere Ausbeute an Elfenbein leicht erzielen ließe! Dieses Urteil sprach er aus zu einer Zeit, als durch die gewerbsmäßigen Jäger, denen das Monopol der Jagd übertragen worden, bereits der Elefantenbestand fast ganz vernichtet war. Unter Vernichtung verstehe ich in diesem Falle die Reduzierung des Bestandes auf etwa eintausend Stück Elefanten im gesamten Bezirke des Kilimandscharo, also innerhalb eines Areals von ungeheurer Ausdehnung, das etwa begrenzt wird von einer Linie, welche, beginnend von der englischen Grenze, über Nguruman, Enassi-See, Umbugwe verläuft, bis abermals zur englischen Grenze durch die Mitte des Paregebirges. In diesem Gebiete war, so vermute ich auf Grund meiner sorgfältigen Erkundigungen, noch vor wenigen Jahrzehnten ein Bestand von vielen tausend Elefanten!

Heute dürften höchstens noch 250—300 Elefanten sich ständig in diesem Reviere befinden.

Ich darf diese Schätzung als richtig mit größter Bestimmtheit aussprechen und habe daher das noch vor kurzem beliebte, heute hoffentlich

abgestellte Verfahren des Eintreibens von „Strafelfenbein" seitens des Gouvernements von den Häuptlingen niemals begreifen können; stachelte es doch die Eingeborenen dazu an, auch die allerletzten Reste der Elefanten zu vernichten.

In Südafrika ist es den Behörden gelungen, seit dem Jahre 1830 in der Kapkolonie, in den Zitzikamma- und Knysnawäldern, einige große Elefantenherden zu erhalten. Sollte dies uns an so geeigneten Örtlichkeiten wie den Wäldern des Kilimandscharo unmöglich sein?

Eine Anzahl der damals leider konzessionierten gewerbsmäßigen Elefantenjäger — sogenannte „vertrauenswürdige Fundi", kamen in mein Lager. Sie hatten wiederum mehrere Elefanten krank geschossen, aber nur eine Elefantenkuh zur Strecke gebracht. Dagegen hatten sie eine ganze Anzahl von Nashörnern erlegt. Auf ihre Bitte um Schießpulver veranlaßte ich sie, schleunigst ohne solches in die Steppe zu verschwinden ...

Man bedenke hierbei, daß der größte Teil des Berges im Regenschatten liegt und niemals weder Eingeborene noch Europäer als Ansiedler wird aufnehmen können, während für die Existenzfähigkeit von Europäern überhaupt dort, wie in Ostafrika im allgemeinen, bis heute meiner Ansicht nach nur Gegenbeweise geliefert sind.

Nur schwer macht sich die kühnste Phantasie einen Begriff von der Menge dieser Tiere in vergangener Zeit. Durch die reiche Literatur, die das Leben und Treiben der Ansiedler und Jäger Südafrikas im Laufe der beiden letzten Jahrhunderte behandelt, kennen wir die Schilderungen der damaligen Verhältnisse aus der Feder einer Reihe glaubwürdiger Jäger. Damals hatten sie es mit Herden von hundert und aber hundert Elefanten zu tun, die gar bald dem Pulver und Blei der

berittenen Jäger unterliegen mußten. War doch vor hundert Jahren selbst das, was man heute Deutsch-Südwestafrika nennt, noch sehr reich an Elefanten und Nashörnern, während heute beide Tierarten dort völlig ausgestorben sind.

Welche größere Wildarten überhaupt wird der heute dort für Jahre wütende Krieg übriglassen — was ließ der britische Feldzug gegen die Buren von Wild im südlichsten Afrika noch am Leben? — — —

Die Jagd spielte sich damals vielfach so ab, daß einige Berittene sich an die Fersen der Herden hefteten und die angreifenden Elefanten von anderen Reitern vom Objekte ihres Angriffs abgelenkt wurden. So konnten oft ganze Herden vernichtet werden.

Heute ist der Elefant aus Südafrika fast ganz verschwunden, mit Ausnahme einiger weniger Herden in sehr ungesunden Landstrichen und einer Anzahl gehegter Exemplare in der Nähe von Kapstadt. Von dem früheren Reichtum an Elefanten in Ostafrika zeugen die Angaben der Schwarzen, die bis vor kurzer Zeit in Karawanen von Hunderten von Menschen in die Masaisteppe zu gewerbsmäßigem Einhandeln von Elfenbein hinauszogen, beladen mit einer Anzahl von Tauschwaren verschiedener Art. In Deutsch-Ostafrika nahmen diese Karawanen unter anderm ihren Ausgangspunkt von dem Hafenort Pangani, jenem Emporium des Sklavenhandels, um über Arusha Chini und Arusha Djou in die Masailänder zu ziehen. Ein Jahr oder auch mehrere die Länder zwischen Küste und Viktoriasee durchziehend, tauschten sie ihre Waren gegen Elfenbein ein, das ihnen hauptsächlich von den Wandorobbo, jenem Zweigstamm der Masai, geliefert wurde. Später aber, aufmerksam geworden auf den Wert des Elfenbeins, widmeten sich auch die Masai-El Morane der Elefantenjagd und lieferten ebenfalls den Küstenkarawanen das begehrte Objekt. Im dornenverschanzten Lager verbrachten jene Küstenleute ihre Nächte, sich so schützend gegen die Überfälle der Masaikrieger, welche stes versuchten, auch auf illegale Weise von den Fremdlingen Nutzen zu ziehen. Tags über aber entstand ein Handeln und Feilschen um Elfenbein. Zu solchem Beginnen gehörte Geduld, und tage-, oft wochenlang dauerte der Handel um einige Zähne. Endlich war die Karawane mit Elfenbein beladen und zog zur Küste zurück, wo dann Hunderte von Zähnen auf einmal abgeliefert wurden. Manches gab es da zu beachten. So durfte die Karawane, wie Oskar Baumann bekundet, kein Elfenbein über ein Bohnenfeld führen; das hätte Unheil gebracht. Auch erlag mancher Teilnehmer der Karawane den Strapazen oder endete sein Leben bei Streitigkeiten mit den Masai. Alle Leute aber waren mit Vorderladern bewaffnet. Organisiert waren diese Handelszüge von Arabern oder Indern an der Küste, welche den

Karawanenleuten Vorschuß gegeben hatten und den Löwenanteil des Gewinnes für sich beanspruchten.

So wurde die Steppe in allen Richtungen durchzogen und Ende des letzten Jahrhunderts von Elfenbein und Elefanten entblößt.

Märchenhaft muten den heutigen Reisenden die Elfenbeinmengen an, die die Steppe damals geliefert. Belegt aber werden diese Angaben untrüglich durch die Zeugnisse der alten indischen Händler, deren Gedächtnis in diesen Dingen zweifelsohne mit den korrekt geführten Büchern eines europäischen Kaufmannes in Wettbewerb treten kann.

Photographie aus Tanga.

Einige achtzig große und Hunderte kleine Elefantenzähne brachte die Karawane des Elfenbeinhändlers zur Küste — ganze Elefantenrudel hatten ihr Leben lassen müssen, um dies Quantum zusammenzubringen . . .

Eine geschickte Kombination vereinigte Elfenbeintransport und Sklavenhandel, denn auf den Schultern geraubter und gekaufter Sklaven wurde das wertvolle Gut vielfach zur Küste befördert.

Auf diese einfache Weise löste man die Trägerfrage für die begehrten Schätze.

So ist es zu begreifen, daß gar bald das Elfenbein seltener wurde, zumal Pulver und Blei in Mengen als Tauschware ins Innere gebracht wurden und erst recht die Völker des Innern in den Stand setzte, Wild und Elefanten zu vernichten.

Es mutet den Leser gewiß fremdartig an, wenn er hört, daß alles dieses hauptsächlich geschah, um den Billardspielern der Welt das Material für ihre Bälle zu verschaffen, wie es in schöner weicher Beschaffenheit leider hauptsächlich die afrikanische Elefantenkuh liefert.

Heute liegen die Verhältnisse völlig anders.

Immer noch durchziehen kleinere Karawanen, ausgerüstet zu diesem Handel, die Länder, aber nur wenige größere Unternehmungen dieser Art vereinigen eine erhebliche Anzahl von Schwarzen, die dann notgedrungen außerordentlich weit ins Innere ziehen müssen. Eine solche Karawane fand ich vor Jahren in Stärke von etwa vierhundert Mann. Ihr Ziel waren die Länder zwischen Rudolfsee und Nil, eine Gegend, die wenig bekannt, heute noch großen Reichtum an Elefanten birgt. Da war ich dann freilich sehr erstaunt, diese Karawane im Besitz von Hinterladern zu finden, als ich den deutschen Erlaubnisschein dazu dem englischen Kommandanten des Forts, in dem ich mich damals aufhielt, übersetzte . . . . . .

Und mit Stolz berichtete der Führer der riesigen Karawane, daß dieselbe monatelang — während Jahren — nur von Wild ernährt worden sei . . . . . .

Keine Kugel gehe aus den guten Mauserbüchsen fehl . . . . . .

Bald wird der gewerbsmäßige Elfenbeinhandel zu den verklungenen Sagen gehören; der nicht sachverständige Europäer, auch der drüben sich aufhaltende, lächelt schon heute ungläubig, wenn man ihm erzählt, wie es früher gewesen. Leichter wird es mir, mich in das Einst hineinzuversetzen, wenn ich den von mir noch aufgefundenen großen Bestand an Nashörnern in Vergleich ziehe, einer Tierart, die gar bald das Schicksal des Elefanten teilen wird, und je schneller, um so mehr der Preis ihrer Hörner als Handelsware steigt.

Außerordentlich bemerkenswert ist die Anpassungsfähigkeit des „Tembo", wie die Waswahili den Elefanten nennen, an die veränderten Verhältnisse der Jetztzeit. Während nach dem Zeugnisse zuverlässiger Reisender in längst vergangenen Tagen der Elefant den Menschen verhältnismäßig wenig fürchtete, hat er heute in viel beunruhigten Gegenden sein Verhalten völlig verändert. Sich, wie schon angeführt, zur Tageszeit im Dickicht aufhaltend, wechselt er hauptsächlich bei Nacht über weite Strecken fort.

Zur Regenzeit zerstreut er sich über die grünende wasserreiche Steppe. In der trocknen Zeit aber hält er sich in wenig zugänglichen, dicht verwachsenen Örtlichkeiten auf. In Südafrika haben sich die wenigen erhaltenen Herden dieser Lebensweise angepaßt. Das Auffinden einer frischen Elefantenfährte garantiert dem Jäger auch in Ostafrika in den wenigsten Fällen ein Erreichen der Herde. Sie bewegt sich vielmehr — unter Umständen — mit einer Schnelligkeit, welche der eines schnelllaufenden Menschen entspricht, vorwärts bis zur nächsten Deckung, dem nächsten Sumpfe oder den nächsten Bergen, oder aber bis zu einem

faſt unerreichbar weit gelegenen Punkte der Steppe. Iſt ein Elefantenrudel argwöhniſch geworden, ſo kann man ihm unter Umſtänden ſtundenlang durch die Nyika folgen, ohne aus den Fährten ausmachen zu können, aus wieviel Stücken das Rudel beſteht. Ein Tier tritt faſt genau in die Fährte des anderen, und dies kann ſich ſehr lange fortſetzen, bevor die Herde, ſich ſicherer fühlend, wiederum auseinandergeht. Lange Zeit auch machen Elefantenherden ſcheinbar niemals Raſt, ſondern wechſeln andauernd ihren Standort ſo ſchnell, daß ein Erreichen unmöglich iſt. Mit einem Scharfſinn ohnegleichen, der nur durch die erſtaunlichſte Witterungsfähigkeit zu erklären iſt, machen Elefanten aus, daß viele Tage weit von ihrem Standorte entfernt Regen niedergegangen iſt. So verſchwinden ſie plötzlich und halten ſich nun in der Nähe von Tümpeln in der Steppe auf, erſt dann dieſe Gegend verlaſſend, wenn dieſe Waſſerſtellen ausgetrocknet oder die Tiere an ihnen geſtört worden ſind. Ich will es dahin geſtellt ſein laſſen, ob die gewaltigen Tiere nicht auch befähigt ſind, aus einer Summe von Beobachtungen und alljährlich wiederkehrenden Erfahrungen richtige Schlüſſe zu ziehen, daß in weitabgelegenen Gegenden Regengüſſe eingetreten ſind.

Selbſtredend kann es trotz alledem vorkommen, daß man durch Zufall hier und da — dicht an Wegen etwa — auf Elefanten ſtößt. Ja es ſcheint ſogar nach meinen Beobachtungen, daß einzelne gewitzigte Tiere, in ihren eigentlichen Standorten durch Jäger beunruhigt, verſuchen, in der Nähe von Anſiedlungen der Eingeborenen für Tage und ſelbſt Wochen ihr Quartier zu nehmen, durch Erfahrung unterrichtet, daß ihnen dort nicht nachgeſtellt wird. So erlegte ein faſt zehn Jahre in Moſchi anſäſſiger griechiſcher Händler einen ſehr ſtarken Bullen dicht in der Nähe der Station, herbeigerufen durch Eingeborene, welche ſchon tagelang den Elefanten dort bemerkt hatten. Ebenſo haben die Offiziere und Angeſtellten dieſer Station zuweilen dort Elefanten erlegt oder beſchoſſen, indem ſie durch Eingeborene herbeigerufen wurden, welche Befehl hatten, dies in allen Fällen zu tun, wo Elefanten ſich zeigten. Es iſt intereſſant, zu beobachten, welches Fieber ſelbſt Europäer ergreift, die zu Hauſe wohl kaum Jäger geweſen, es hier doch nicht unterlaſſen können, zu mehreren vereint, ihre kleinkalibrigen Waffen auf die gewaltigen Tiere zu entladen, um dann, möglichſt in photographiſcher Aufnahme verewigt, als kühne Elefantenjäger ſich abgebildet zu ſehen. Gerade in der Nähe der Stationen wäre einzig und allein der Schutz jener Reliquien der Tierwelt durchzuführen, wie auch in der Nähe von Eiſenbahnen. Wenn das nicht geſchieht, wie kann man da verlangen, daß fernab von europäiſcher Kontrolle in der weiten Steppe der unbeaufſichtigte Europäer oder Schwarze die Schutzverord-

nungen respektiert! Ist es doch vorgekommen, daß ganze Abteilungen schwarzer Askaris unter europäischer Führung gemeinsam ein Feuer auf Elefantenherden eröffnet haben! Neuerdings haben sich die Verhältnisse darin geändert, indem nach allen unklaren und vagen Bestimmungen früherer Jahre der Gouverneur Graf Götzen Schutzreviere eingerichtet und Verordnungen erlassen hat, die beispielsweise im Bezirk der Station Moschi die Elefanten sakrosankt gemacht haben.

Das ist mit hoher Freude zu begrüßen und hilft hoffentlich Mißstände zu beseitigen, die ein so eminenter Kenner in Frage kommender Verhältnisse wie Dr. Ludwig Heck vor Jahren dadurch geißelte, daß er in seinem „Tierreiche" auf die „recht befremdlichen Elefantenjagdgeschichten" aufmerksam macht, die hier und da von amtlichen Persönlichkeiten in die Presse gedrungen sind.

Bilden diese Berichte traurige Dokumente zum Verschwinden des afrikanischen Elefanten, so schließen sie sich den Elaboraten jener Leute würdig an, die in den Jagdzeitungen leider ausführen durften, wie sie es den Nashornen (sic!) und Nilpferden „besorgen" wollen, wenn sie erst wieder „hinüber"kommen. Leider sind diese Leute auch heute beschämenderweise noch zahlreicher, als man denken sollte. So hörte ich beispielsweise die Ansicht äußern, Ostafrika könne erst dann sich wirtschaftlich heben, wenn alles „Wild" vernichtet sei . . . Deutsche müssen in der Tat erst kolonisieren lernen! — Ich halte das offen einzugestehen für keine Schande!

Die Schnelligkeit, welche der Elefant entwickeln kann, namentlich wenn er angreift oder flüchtig wird, ist eine ganz außerordentliche, wie ich in den Fällen beobachten konnte, in denen ich entweder angenommen wurde oder Elefanten vor mir auf flachem oder selbst auf dem zerrissensten Bergterrain flüchtig wurden.

Die Fortbewegungsart des Elefanten ist ein schnellfördernder Trab und nicht etwa Galopp. Dieser Trab ist vollkommen geräuschlos und daher wirkt das mächtige Tier namentlich zur Nachtzeit fast geisterhaft, ebenso wie das Nashorn und das Flußpferd. Nur auf dem tennengleichen Boden der Steppe zur Trockenzeit verursacht die trabende Herde ein donnerndes Poltern, sonst aber vernimmt man fast kein Geräusch der sich bewegenden Tiere.

Die Elefanten sind befähigt, steile Berge zu überschreiten und sind zweifellos ausgezeichnete Bergsteiger, die im Verein mit Nashörnern in weicheren Felsen im Laufe der Jahrtausende tiefe Pfade auf steilsten Berggipfeln eingetreten haben. Sie wechseln auch über Bergrücken steilster Art, lassen sich unter Umständen Bergabhänge in einer halbsitzenden Stellung herunterrutschen bis zu erheblichen Tiefen. Ihre

Geschicklichkeit darin konnte man in den letzten Jahren ja auch in den Zirkussen Europas bewundern, wo sie bei den so beliebten Pantomimen von der Decke des Zirkus bis in die Manege in sitzender Stellung auf einer Rutschbahn ins Wasser herabglitten. Alles in allem ist ihre Bewegungsfähigkeit zu vergleichen mit der eines anscheinend korpulenten, aber doch außerordentlich gewandten Athleten, über deren schnelle Bewegungsfähigkeit trotz anscheinender Plumpheit man sich ja auch oft höchlichst wundern muß. Man muß es gesehn haben, wie ein 37jähriger riesiger indischer Elefantenbulle aus der kleinen Schiebetür eines Spezialeisenbahnwagens sich herauswindet und dreht, um zu begreifen, wie gewandt dies anscheinend so plumpe Tier sich zu bewegen versteht; wie man es auch selbst gesehn haben muß, mit welcher Geschicklichkeit unterrichtete Elefanten sich auf den Kopf stellen können!

Die Art des Angriffs der Elefanten war in den von mir erlebten Fällen die, daß er sich mit weit vorgeklappten Ohren und unter einigen durchdringenden trompetenartigen Schreien — in zwei Fällen aber auch stumm — mit äußerster Schnelligkeit näherte. Zuverlässige, mir seit vielen Jahren bekannte Schwarze haben mir erzählt, daß der Elefant in einigen Fällen gewerbsmäßige schwarze Jäger angenommen, hingeworfen und mit den Zähnen durchbohrt habe. In einem Falle habe ein alter Bulle den Jäger vollkommen zerschlitzt, indem er mit dem Fuße seinen Kopf zertretend, den eingebohrten Zahn messerartig durch den ganzen Körper führte. Eine ganze Anzahl von Unglücksfällen mit Elefanten verliefen ähnlich; einer der tragischsten war wohl der Tod des Prinzen Ruspoli im Somallande.

Es gilt als ausgemacht, daß eine Flucht, wenn möglich, seitwärts zu erfolgen habe, da der Elefant im allgemeinen geradeaus vorwärts seinen Angriff auszuführen pflegt. Das empfiehlt sich besonders deshalb, weil ja das Tier sich ausschließlich orientiert durch seinen fabelhaft ausgebildeten Geruchssinn, nicht durch sein schwaches Auge. Auch sein Hörvermögen ist außerordentlich gut. Beobachter, welche das in Zweifel ziehen, bedenken nicht, daß der Elefant in den meisten Fällen bereits durch seinen Geruchssinn orientiert ist über das Nahen eines Feindes, ehe sein Gehör in Tätigkeit treten kann; ferner aber auch, daß Elefanten in der Herde vom Jäger verursachte Geräusche weniger beachten, weil sie ja an das Brechen und Knacken von Zweigen durch ihre Genossen außerordentlich gewöhnt sind. Einzelne Elefanten aber werden auf das kleinste ihnen verdächtige Geräusch reagieren!

Wenn man, wie ich, wochenlang bestimmte Elefanten hat beobachten können, begreift man erst, daß es überhaupt noch Reste dieser Tiere

aus dem einstmaligen Reichtume gibt. Die von mir unten im Tale beobachteten und von meinem erhöhten Standpunkte leicht kontrollierbaren Elefanten gaben mir herrliche Gelegenheit zu sehen, wie sie mit Hilfe des hoch über ihr Haupt erhobenen Rüssels stets die leisesten Lufthauche, die ja vorzugsweise in Berggegenden wechseln, kontrollierten und so stets für ihre Sicherheit und die Sicherheit der Herde besorgt waren.

Ich bin persönlich fest davon durchdrungen, daß entweder ein uns noch unbekanntes Sinneswerkzeug oder aber eine ganz ungeahnte Feinfühligkeit bekannter Sinne die Tiere befähigen, sich untereinander in bestimmtem Maße zu verständigen. Jedenfalls liegen die noch mit Sicherheit vom Elefanten wahrgenommenen Geräusche weit jenseits der menschlichen Reizschwelle. Ich vermag unmöglich mit der Sicherheit anderer Elefantenjäger über das Verhältnis der Riechorgane der Elefanten zu den Gehörorganen zu urteilen. Jedenfalls aber sind beide Sinne in einer so außerordentlichen Weise ausgebildet, daß wir Menschenkinder uns davon — auch beim Walten kühnster Phantasie — keine Vorstellung machen können! Man bedenke, welche riesige Schallfänger dem afrikanischen Elefanten in seinen fabelhaft großen Ohren zu eigen sind! - - - - - -

In einem Falle fand ich zwei alte Elefantenbullen in Symbiose mit einem alten Giraffenbullen. Etwa acht Tage lang konnte ich die drei befreundeten Tiere stets wieder zusammen beobachten. Offenbar unterstützten sie sich im Sicherheitsdienste, und es ergänzten sich hier die Elefanten als Tiere, die durch den Riechsinn leben, und die Giraffe als vorzüglich äugendes Tier. Meines Wissens ist das der erste Fall eines Nachweises des Vorkommens der Giraffe im dichten Bergwald zusammen mit Elefanten, während der englische Elefantenjäger A. H. Neumann Elefanten zusammen mit Grevy's Zebras und Grantgazellen fand. Ich halte es nicht für Zufall, daß der Elefant vorzugsweise in bergigen Gegenden seinen Standort nimmt, weil dort je nach dem Stande der Sonne fluktuierende Winde auftreten und von ganz regelmäßigen Luftströmungen keine Rede ist. So ist unser Dickhäuter befähigt, stets und immer seinen feinen Geruchssinn zu Rate zu ziehen. So ungebunden und sorglos der Elefant sich dann verhält, wenn er sich sicher glaubt oder zur Nachtzeit ganz sicher weiß, so scheu und vorsichtig verhält er sich zur Tageszeit in gefährlichen Gegenden. Geräuschlos sich fortbewegend, den ganzen Tag in einem kleinen Reviere verharrend, stundenlang unter Schattenbäumen stehend, werden alte gewitzigte Tiere, mit Ausnahme der unvermeidlichen Verdauungsgeräusche, nie einen Ton vernehmen lassen. Sollte dennoch ein alter Elefant seinen Schrei ausstoßen, so wird es nur ein Zeichen des Alarms sein vor nahender Gefahr. Nur über jene Verdauungsgeräusche

ist er nicht Herr, und bei dem geradezu unglaublichen Konsum an Baumzweigen und Blättern ist es leicht begreiflich, daß jenes mächtige Laboratorium, der Magen, welcher den ungeheuren Körper erhalten muß, nicht geräuschlos zu arbeiten imstande ist: ein für den sich nahenden Jäger höchst schätzbarer Umstand, der ihn in die Lage setzt, den Standort der einzelnen Tiere zu erkunden.

Von Einfluß auf den Standort der Elefanten ist zweifellos auch das mehr oder minder häufige Auftreten von Schmarotzern, namentlich von Oestriden, in der Gattung Cobolldia, die unser Tier außerordentlich peinigen und quälen und vor denen er ratlos in schattige Dickichte sich zurückzieht.

Die Schwarzen behaupten, daß der Elefant, wenn er auf die Fährte von Menschen kommt, sie mit seinem Rüssel prüft, auch wenn sie Stunden alt ist, und dann aus Vorsicht oft viele Meilen zwischen sich und seinen augenblicklichen Standort legt. Dies scheint mir nicht unwahrscheinlich bei der ausgesprochenen Gewohnheit der Tiere, Erde und Sand mit dem Rüssel aufzunehmen. Die Richtigkeit dieser Tatsache habe ich selbst indessen nicht prüfen können, jedoch wahrgenommen, daß sich die Tiere bei dem leisesten Verdacht in ihrem wiegenden Schritt sofort in Bewegung setzen und, mit erstaunlicher Klugheit die Deckung des Geländes benutzend, die Flucht ergreifen.

Ebenso sah ich aus der Vogelperspektive in einem bestimmten Fall eine Elefantenherde sofort flüchtig werden, als die Leitkuh den von mir mit einigen Schwarzen zwei Tage vorher betretenen Wildwechsel erreichte.

Wie außerordentlich geschickt der Elefant Schlüsse aus bösen Erfahrungen zieht, weiß man seit altersher. Aber auch dem geschicktesten Dresseur gelingt es beispielsweise nicht, einen Elefanten, der einmal durch den Bretterboden einer Schaubühne brach und sich dabei verletzte, jemals wieder auf diese Bühne zu bringen . . . .

So meidet ein wilder Elefant zeitlebens eine Gegend, wo er Fallgruben entdeckt hat.

Es scheint, daß in den Masaihochländern gegen den Monat Oktober oft mehrere Herden in größere Verbände zusammentreten. Jede Herde wahrt aber dabei ihre Selbständigkeit.

Zu dieser Zeit sollen sich auch die Herden, die nur aus Bullen mittleren Alters bestehen, diesen Verbänden anschließen. Auch innerhalb größerer Herden pflegt eine Trennung der Geschlechter durchgeführt zu werden; namentlich, wenn die Elefanten sich „einstellen", kommt dies zum Ausdruck.

Neuerdings dürften jedoch die im Masailand so sehr dezimierten

Herden in ihrem sozialen Verbande nicht mehr so streng die Trennung und Ordnung der einzelnen Altersklassen aufrecht erhalten wie früher, zur Zeit reicher Elefantenbestände.

Es ist eine schwer zu entscheidende Frage, ob die ganz alten, einzeln oder zu zweien umherstreifenden Bullen sich ebenfalls zeitweise zwecks Fortpflanzung mit den Herden vereinigen.

Ich persönlich glaube das nicht, sondern nehme an, daß die stärkeren Herdenbullen, im Zahngewicht bis zu fünfzig Pfund, zur Fortpflanzung hauptsächlich in Frage kommen, während die ganz alten, starken, vereinzelt lebenden Bullen — in vielen Fällen wenigstens — mehr oder minder greisenhafte Exemplare sind.

Bemerkenswert ist, daß ein Elefantenkalb, dessen Mutter erlegt wurde, sofort von anderen Kühen der Herde adoptiert und gesäugt wird, selbstredend nur dann, wenn es bereits eine Größe erreicht, die ihm eine Flucht ermöglicht. Diese auch von mir mit Sicherheit festgestellte Tatsache zeugt für den engen sozialen Verband, in dem die Herden leben, und für ihr stark entwickeltes Familiengefühl.

Die Laktationsperiode erstreckt sich jedenfalls über mehrere Jahre, ebenso wie beim Rhinozeros und dem Flußpferd; die Tragzeit darf wohl der des indischen Elefanten entsprechend auf etwa 22 Monate angenommen werden. Ich glaube nicht, daß die Fortpflanzung beim weiblichen Tiere vor etwa dem 15. Jahre eintritt, beim männlichen unter Umständen etwas früher, während die Elefanten wohl erst mit 25 Jahren völlig erwachsen, ein sehr hohes Alter erreichen können.

Ich fand wiederholt kleine Herden, bestehend aus einem nach allen Anzeichen uralten Muttertiere mit säugendem Kalbe und fünf oder sechs jüngeren Tieren der verschiedensten Größen. Ich nehme, der Ansicht der Eingeborenen beipflichtend, an, daß die jüngeren Tiere sämtlich Geschwister und somit Sprossen der alten Elefantenmutter waren, glaube somit, daß ein weiblicher Elefant günstigstenfalls alle sechs bis sieben Jahre sich fortpflanzt.

Obgleich man nur selten Zecken an der Haut der Tiere findet, haben sie ein lebhaftes Bedürfnis, sich sehr häufig im Schlamme zu wälzen, mit Sand und Erde zu bestreuen und ihre Haut an Bäumen — sogenannten Malbäumen — zu scheuern. Daher sind die Elefanten, ähnlich wie Nashörner, oft ganz verschiedenartig gefärbt, je nach der Färbung des betreffenden Erdbodens. In Hochwaldbeständen, die sie nächtlicherweile durchstreifen, findet man Hunderte von Bäumen, an denen sie ihre Haut gescheuert haben. Solche Scheuerstellen geben Zeugnis von der Größe der Tiere. Am 23. Juli 1903 maß ich im Westen des Kilimandscharo eine solche Malhöhe von gegen fünfzehn Fuß. Mit Vorliebe werden Bäume

benutzt, welche etwas schief gewachsen sind, so daß der Elefant sich mit voller Wucht schräg gegen dieselben lehnen kann. Treten die Tiere auf Waldlichtungen oder weite offene Flächen hinaus, so werden einzeln gelegene starke Bäume immer und immer wieder zum Scheuern der Haut benutzt, oft bis zur völligen Entblößung der Rinde. Mancher Baumriese könnte so Zeugnis geben von immer wiederholten nächtlichen Besuchen zahlloser unserer Dickhäuter im Laufe etwa eines Jahrhunderts!

Die Gier nach Elfenbein hat seit einer Reihe von Jahrzehnten die Bildung bewaffneter Horden in Deutsch-Ostafrika zur Folge gehabt, die

Der von mir erlegte Elefantenbulle mußte umgewälzt werden, um ihn seiner Haut entledigen zu können.

mit Pulver und Blei entweder selbständig oder im Auftrage von schwarzen Unternehmern die Elefanten verfolgten. Solche gewerbsmäßige Elefantenjäger durchstreiften oft weite Gebiete und räumten unter den Elefanten gewaltig auf. Sie sind ausnahmslos bewaffnet mit Vorderladern und pflegen namentlich auf starke Elefanten nur zu dreien oder mehreren vereint ihre Schüsse abzugeben. Sie jagen im eigentlichen Aufenthaltsreviere unserer Dickhäuter, der dicht verwachsenen Wildnis, da sie nur auf nächste Entfernungen schießen. Nach abgegebenem Schuß pflegen sie sofort die Flucht zu ergreifen, da der Elefant sich in vielen Fällen auf die entstehende starke Pulverwolke stürzt. Angeschossenen Exemplaren folgen sie oft viele Tage weit. Jeder Schütze bezeichnet die von ihm verwandten eisernen Kugeln, deren er nebst starker Pulverladung mehrere zu laden pflegt, mit einem Zeichen. Er ist so imstande, festzu-

stellen, wer von den Schützen den eigentlichen tödlichen Schuß abgegeben hat.

Diese sogenannten „vertrauenswürdigen Fundi", wie sie euphemistisch vor einigen Jahren getauft worden sind, hüten und wahren ihre Geheimnisse meisterhaft und wissen den Behörden gegenüber ihre Tätigkeit im rosigsten Lichte zu schildern. Stets berichten sie von einer großen Anzahl ihnen bekannter Elefantenherden. An der Vernichtung dieser Herden sind sie unschuldig wie neugeborene Kinder usw. usw. In Wahrheit spielen sie jedoch eine verderbliche Rolle. Hinter ihre Ränke und Schliche kommt nur der, der jahrelang ihren Pfaden folgt. Sie vernichten zweifelsohne die letzten Reste der Elefanten, genau so, wie der mit der Muskete bewaffnete Schwarze Mitte des 19. Jahrhunderts in Südafrika Elefant und Nashorn im Auftrage weißer Händler vernichtete. Diese Jäger tragen Amulette, auf deren Schutz sie fest vertrauen, und im Glauben an ihre Zauberkraft nähern sie sich den Elefanten oft vollkommen furchtlos. Fraglos gibt ihnen dies einen gewissen Vorteil dem die Gefahr richtig abschätzenden Europäer gegenüber.

Nach Erlegung einer Anzahl Elefanten geben sie sich oft nur mit der Bereitung von Zauberkünsten für Elefantenjäger ab, organisieren die Jagden, bleiben aber selbst wohlweislich im Hintergrunde, durch böse Erfahrungen gewitzigt. Bemerkenswert ist es, daß sie in den mir bekannten Gegenden meinen, keine Frauen mit in die Wildnis nehmen zu dürfen, wenn die Jagd erfolgreich sein soll. Sie pflegen bei Annäherung an Elefanten ihre Kleidungsstücke fast völlig abzulegen und reiben sich den ganzen Körper, vor allen Dingen aber die Achselhöhle, mit Erde intensiv ein. So sehen wir hier den Jäger genau dasselbe tun, wie das von ihm verfolgte Wild. Es ist wohl zweifellos, daß das Wälzen der Nashörner und Elefanten im Schlamm und das Bestreuen ihres Körpers mit Sand vonseiten letzterer, wie auch das Einreiben mit Ocker und Fett seitens des Masaivolkes hauptsächlich dazu dient, Parasiten abzuhalten. Diese Jäger haben eine große Kenntnis der Gewohnheiten des von ihnen verfolgten Wildes, aber sehr schwer ist es, ihnen ihre Geheimnisse zu entlocken. Das gelingt nur, wenn man selbst gewissermaßen als „Kollege" von ihnen betrachtet wird. Andernfalls lieben sie es, die unglaublichsten Märchen zu produzieren.

Gegen das Jahr 1896 hatte der schwarze „politische Agent" der Station in Moschi, ein aus Kaviondo stammender Neger Namens Schundi, leider das Monopol der Elefantenjagd am Kilimandscharo. Seine Leute durchzogen in großen Banden den gesamten Bezirk. Die minder geübten und zuverlässigen Leute der Gesellschaft verproviantierten diese Karawanen mit Wild aller Art. Die besten Schützen aber widmeten sich der

Elefantenjagd. An einzelnen Quellen fand ich Dutzende und abermals Dutzende der von diesen „Makua" hingemordeten Nashörner. Auch haben sie unter den ihnen ihrer Größe wegen besonders erwünschten Giraffen erhebliche Verwüstungen angerichtet. Ähnlich ging es zuverlässigen Nachrichten zufolge in vielen anderen Teilen des Landes zur selben Zeit. Erfreulicherweise hat alles dies durch die zweckmäßigen Verordnungen des Gouverneurs Grafen Götzen sich nunmehr geändert.

Bemerkenswert ist es, daß der Elefant in gesundem Zustand in der Freiheit nur selten sich zu legen scheint. Ausnahmen von dieser Regel lassen sich meiner Ansicht nach dadurch erklären, daß es sich bei etwa liegend angetroffenen Elefanten um krank geschossene und dahinsiechende Tiere handelt. Die Elefantenjäger sind der Ansicht, daß jemand, der einen Elefanten liegend antrifft, sehr bald sterben muß.

Ich vermag nicht zu sagen, ob sich diese Tatsache in Ländern, wo der Elefant weniger verfolgt wird wie in der Masaisteppe, anders verhält.

Fallgruben, wie sie am Kilimandscharo früher gemein waren, aber auch heute noch nicht selten angetroffen werden, weiß der Elefant häufig geschickt zu vermeiden; da sie jedoch zahlreich, meisterhaft verdeckt und an geeigneten Stellen angelegt werden, so erfüllen sie dennoch häufig ihren Zweck. Vor allem aber sind Fallgruben geeignet, die verschiedenen Wildarten, namentlich aber Elefanten, aus einem weiten Revier zu vergrämen.

Die Wandorobbo, vor allem aber die Wakamba, stellen den Elefanten mit vergifteten Pfeilen nach. Die angeschossenen Elefanten werden oft tagelang verfolgt. Solche Tiere sowohl, wie auch durch Feuergewehre erlegte, gehen nur sehr selten verloren, da die Eingeborenen mit größtem Geschick die getöteten aufzufinden verstehen, indem sie durch die sich ansammelnden Geier und Marabus buchstäblich zu ihnen hingeführt werden. Einige Wandorobbostämme pflegen auch vergiftete Stoßspeere zu benutzen, doch wird am Kilimandscharo ausschließlich mit vergifteten Pfeilen gejagt. Ich habe zweimal bei der Verfolgung von Elefantenrudeln, die kurz vorher von Wakamba bejagt worden waren, plötzlich abgebrochene Pfeilschäfte gefunden.

Die Ansicht, daß der afrikanische Elefant, ähnlich seinem indischen Vetter, gezähmt werden könne, ist wohl zweifellos richtig. Ich bin jedoch im Verein mit englischen Kennern der Ansicht, daß im äquatorialen Afrika solches nicht von Nutzen sein würde, da nicht abzusehen ist, wie zur Trockenzeit in der Steppe der Elefant ernährt werden könnte. Jedenfalls liegen die Verhältnisse in Indien und Ostafrika so verschieden, daß aus der Verwendbarkeit des Elefanten in Indien keine Schlüsse auf eine solche in Ostafrika gezogen werden

können. Die Zähmung hingegen würde wohl, in die Hände sachverständiger Eingeborener aus Indien gelegt, keine unüberwindlichen Schwierigkeiten machen, wenngleich unsere Tiergärtner beobachtet haben, daß der indische Elefant leichter zu behandeln ist, als der afrikanische.

Versuche dieser Art würden aber auf alle Fälle Hunderttausende verschlingen und müßten bald unternommen werden, angesichts des rapiden Verschwindens des Elefanten.

Wie sich in kaum mehr denn fünfzig Jahren das faunistische Gepräge eines Landes ändern kann!

Damals waren Elefant und Rhinozeros noch in den Gebieten zu finden, die wir heute Deutsch-Südwestafrika nennen, Länder, in denen es vor hundert Jahren noch von beiden Tierarten wimmelte und Elefantenherden allnächtlich bis an die Meeresküsten der Wallfischbai wanderten. — — —

Damals schrieb ein klassischer Jäger, wie W. Cotton-Oswell . . .: „Vardon was the most enthusiastic rhinoceros hunter; he filled his waggon with (rhinoceros') horns as I did mine with ivory; he used to shoot four or five every day, and there was always a freshness about the sport to him which seemed remarkable. He was an all round shot, but best at rhinoceros . . .“

Das war die Zeit, in der Oswell und andere Monat für Monat und Tag für Tag die Elefantenherden Südafrikas dezimierten, wo die Buren tiefer und tiefer in das Herz der Länder eindrangen und eine Wildvernichtung getrieben wurde, die nur der für möglich halten kann, der, wie ich, noch faunistisch jungfräuliche Länder kennen lernte und aus der so gewonnenen Perspektive die einstigen Reichtümer des Tierlebens in Südafrika im Geiste zu überschauen vermag . . . . . .

Was sich vor fünfzig Jahren in Südafrika ereignete, vollzieht und vollzog sich teilweise schon in unsern Tagen für die äquatorialen Gebiete — darüber kann sich der Kenner nicht täuschen.

Und nur verlangsamen können wir diesen Prozeß, nicht aber aufhalten. Der Tag ist nicht fern, wo es heißen wird: „Aliquid novi ex Africa?“

Und die Antwort wird lauten: „Ja, man vernichtete den letzten afrikanischen Elefanten!“

In weiter Ferne erblickte ich das höchste deutsche Gebirge, den Kilimandscharo . . .

XI.

Elefantenjagd.

Monatelang hatte ich mich umsonst bemüht, sowohl Elefanten unter günstigen Lichtverhältnissen mit dem Tele-Apparat aufzunehmen, als auch einen jungen Elefanten lebend in meine Gewalt zu bringen.

Nach vielen Enttäuschungen wurde ich am Morgen eines Septembertages unerwarteterweise reich entschädigt. Die durch die Giftpfeile der Wakamba offenbar höchst beunruhigten Elefanten statteten in der Nacht dem Bache an meinem Lager, aus den Bergen niedersteigend, einen Besuch ab. Hierbei stießen sie auf die von mir ausgehangenen Scheuchen, die ich in Gestalt von weißen Papierbogen hier und da am Wasser angebracht hatte, um das Wild zu veranlassen, andere Wasserstellen aufzusuchen, in deren Nähe mir gute photographische Aufnahmen möglich waren.

Alle Tiere, mit Ausnahme des Löwen, mieden diese Scheuchen; nur für die Elefanten waren sie in der hellen Mondscheinnacht geradezu ein Lockmittel. Ich sah mit höchstem Staunen, daß die Herde die Scheuchen „angenommen", heruntergerissen und in den Schlamm gestampft hatte. Dies stimmte vollkommen mit Erzählungen der schwarzen Elefantenjäger über den oft aggressiven Charakter der dortigen Elefanten zur Nachtzeit. Die Herde hatte den Bach mehrfach durchquert, und sich bis auf etwa 300 Meter meinem Lager genähert. Obwohl ich es für ganz gewiß hielt, daß sie sich den schützenden Bergen wieder zugewandt habe, folgte ich wie gewöhnlich ihrer Fährte, um ihr Tun und Treiben zu studieren. Zu meinem größten Erstaunen fand ich nach etwa einer halben Stunde,

daß sie sich plötzlich in eine ziemlich ausgesprochne Linie formiert und ihre Richtung in die Steppe genommen hatte.

Da gab es nun zwei Möglichkeiten. Entweder, — und ich hielt dies für das Wahrscheinlichste — beabsichtigten die Elefanten, nachdem sie sich satt getrunken, die nächst gelegene, zwei Tage weite Wasserstelle zu erreichen. Oder aber sie hatten ihr Quartier für 24 oder 48 Stunden in die trockene Steppe verlegt, um vor den sie mit Giftpfeilen verfolgenden Wakamba sicher zu sein. Hier galt es nun schnell zu handeln. Zum Lager zurückgekehrt, war ich in wenigen Minuten marschfertig; begleitet von meinen besten Leuten und gefolgt von etwa 40 Trägern, nahm ich die Fährte auf. Die Leute mußten so viel Wasser sich einverleiben als irgend möglich und ihre Kalebassen gefüllt mitnehmen, sowie sich auch mit Stricken versehen. Aus den Fährten war die Anwesenheit von mehreren jüngeren Elefanten zu ersehen gewesen, und ich nahm mir vor, alles daran zu setzen, um eines der Jungen zu fangen, wenngleich ich mir nicht verhehlte, daß dies in der offenen Steppe in Anbetracht der großen Anzahl von Elefanten, aus der die Herde bestand, außerordentlich gefährlich werden könnte. Wir schätzten die Zahl der Herde auf einige zwanzig. Ferner war zu ersehen, daß sie aus einer Anzahl sehr starker Weibchen, sowie aus mehreren Herdenbullen bestand, letztere kenntlich an den langen und relativ schmalen Spuren der Hinterfüße.

Vor uns lag auf alle Fälle ein viele Stunden langer Marsch. Es galt mit möglichster Schnelligkeit die Verfolgung aufzunehmen in der Hoffnung, die Herde vor Sonnenuntergang irgendwo unter den dürftigen Bäumen der Steppe eingestellt zu erreichen. Dann war jedenfalls die Nacht — selbstredend ohne Wasser —, in der Steppe zu verbringen und am nächsten Tage das Lager und somit das Wasser wiederum zu erreichen.

Nach etwa einstündiger Verfolgung war es uns bald offenkundig, daß die Herde aus über zwanzig Elefanten bestehen müsse, denn ab und zu waren die Tiere an schwierigeren Passagen — etwa durch die temporären, jetzt natürlich vollkommen trockenen Regenstrombetten — rechts und links auseinandergegangen, so daß sich ihre Anzahl annähernd feststellen ließ. Nur hier und da fand ich auf ihrem Wege eines jener ihres Saftes wegen ausgekauten Sansevieren-Bündel oder ein ebenfalls unterwegs mittels der Stoßzähne losgelöstes und ausgekautes Stück Baumrinde. Sonst hatte die Herde, ohne irgendwelchen Aufenthalt und ohne zu äsen, ihren Weg unaufhaltsam eingehalten. Die Sonne brannte intensiv und es bedurfte energischer Aufforderungen und der Placierung tüchtiger Leute in der Arrièregarde, um meine lange Kolonne in

dem von mir angeschlagenen sehr scharfen Tempo zusammenzuhalten. Es hat etwas höchst Faszinierendes, auf diese Weise stumm, nur hier und da ein leise geflüstertes Wort austauschend, die Augen fest auf die ausgetretene Fährte heftend, in die im Sonnenglast glitzernde heiße Steppe Stunde auf Stunde hinauszuziehen. Wohl weiß der Jäger, daß er nicht vor sechs bis acht Stunden Aussicht hat, die von ihm Verfolgten zu erreichen, doch jede Stunde steigert seine Erwartungen. Es könnten die Elefanten doch vielleicht, sich nunmehr sicher fühlend, angefangen haben, ihrer Nahrung nachzugehen: dann würde sich freilich die Aus-

Tagelang hatte Orgeich mit allen Trägern an der Präparation des von mir erlegten Elefantenbullen zu arbeiten.

sicht steigern, sie etwa schon um die Mittagsstunde aufzufinden. Aber in unserem Falle zieht die Herde ihren Weg ohne Aufenthalt in die Steppe hinein. Stunde auf Stunde verrinnt, die trockenste, ödeste Steppe, scheinbar alles Tierlebens bar, dehnt sich vor unseren Blicken, monoton gefärbt, dem Auge keine Abwechselung bietend. In der Ferne im Sonnengeflimmer vor uns verschwimmende Hügel werden greifbar nahe, um nach einer Stunde wiederum im Unendlichen hinter uns zu verschwinden. Die Unwirtlichkeit, die Einsamkeit der ostafrikanischen Nyika lähmt in Verbindung mit der Gluthitze allmählich auch den Energischsten; automatenhaft werden unsere Schritte, deren sich tausend und abermals tausend immer wieder den schon zurückgelegten zugesellen . . . . . .

Plötzlich sieht unser Auge einen Punkt, der in der Nähe einer Gruppe höherer Akazienbäume wie festgenagelt zu verharren scheint.

Unſer vorzügliches Glas verrät uns bald, daß es ein einſamer Giraffenbulle iſt, der ſich in dieſe Einſamkeit zurückgezogen. Näher und näher kommen wir ihm, bis er in neugierigſter Haltung die verdächtigen Fremdlinge anäugend, endlich in wiegendem Paßgang unbehelligt die Flucht ergreift.

Ein beſonders tiefes Regenſtrombett wird nun durchquert.

An der Spitze meiner Leute das jenſeitige Ufer gewinnend, erblicke ich plötzlich auf etwa ſechzig Schritte vor mir eine dunkle Maſſe neben einem mäßig hohen Salvadorabuſch. Im ſelben Augenblicke ſinke ich

Das über zwanzig Köpfe ſtarke Elefantenrudel hatte ſich unter den Mimoſen in dicht gedrängten Haufen eingeſtellt . . . Ein ſtarker Bulle zeigte mir, ſpitz von vorn, ſeine blendend weißen Stoßzähne.

lautlos in die Knie, was, maſchinenmäßig eingeübt, a tempo von meinen Leuten nachgeahmt wird. In dieſem Momente verlaſſen eine Anzahl Madenhacker zwitſchernd den dunklen Punkt, ſich aufs nächſte Gebüſch ſetzend, um in merkwürdig ſteifer Haltung dort zu verharren, während die dunkle Maſſe, in der wir ſofort ein Nashorn vermutet hatten, blitzſchnell eine ſitzende Haltung annimmt, und ein zweites, junges Nashorn wie aus dem Boden geſtampft aus dem Graſe neben ihm auftaucht. Der ſtets bereite photographiſche Apparat gleitet im ſelben Augenblicke auf ein Zeichen meinerſeits aus den Händen ſeines geübten Trägers in die meinigen.

Aber leider iſt gerade in dieſem Augenblick die Sonne von Wolken verdeckt. Doch nach einigen Minuten erwartungsvollen Harrens gelingt mir eine Aufnahme, der im nächſten Augenblick der ſcharfe peitſchen-

artige Knall meiner Büchse folgt; gilt es doch, die so ersehnte Beute, ein ferneres junges Nashorn wiederum lebend zu fangen. Während die Nashornmutter, in eine Wolke von Staub gehüllt, wie eine Lokomotive fauchend und schnaubend im Kreise umhertobt, ihren Gegner suchend, finde ich Gelegenheit, sie durch eine zweite Kugel zu strecken, unmittelbar darauf mit leiser Stimme kurz und bündig meinen Schwarzen den Befehl gebend, auf dem Boden kriechend, links und rechts auszuschwärmen, um das Junge zu fangen. Meine geübten Leute versuchen denn auch meinem Befehl pünktlich nachzukommen. Aber nunmehr

Von Elefanten umgestürzte und ihrer Zweige entledigte Mimose.

erweist sich das junge Tier wiederum als zu sehr erwachsen und bereits gefährlich. Es stürzt sich auf die ihm nächsten Schwarzen, die natürlich die Flucht ergreifen. Auch mein Versuch es zu fassen, mißlingt, und es ergreift mit charakteristisch hochgehaltenem Schwanz die Flucht.

Mit schwerem Herzen sehe ich es in der Steppe verschwinden und wiederum empfinde ich den in dortigen Ländern so unerfüllbaren, darum desto heißeren Wunsch nach einem guten Pferde, das mir in kürzester Zeit das so sehnlichst begehrte Tier gesichert hätte.

Es ist nicht möglich, ohne leistungsfähiges Reittier das Nashorn zu fangen, und wir müssen unter Zurücklassung von drei Leuten, die die ansehnlich entwickelten Doppelhörner der erlegten Alten ins Lager zu schaffen haben, unsere Elefantenjagd wiederum aufnehmen.

Ohne Unterbrechung reiht sich nunmehr wiederum Stunde an

Stunde. Endlich gegen vier Uhr nachmittags scheint alle Hoffnung vergeblich, und es wird mir zur Gewißheit, daß die Elefanten, die stets in schnurgerader Richtung ihren Wechsel verfolgt hatten, die nächstgelegene Wasserstelle aufgesucht haben.

Wir machen eine kurze Rast. In den Zügen meiner Leute spricht sich Enttäuschung und Entmutigung aus. Sie denken der Fleischtöpfe im wasserreichen Lager! Aber einige der Situation angemessene Scherze meinerseits verfehlen, wie so oft, ihre Wirkung auf die so genügsamen Naturkinder nicht. Wir halten ein kleines „Schauri" ab mit dem Resultate, der Fährte noch einige Stunden zu folgen und dann in der Steppe zu nächtigen.

Da bemerke ich zwei seltene kleine Eulen (Pisorhina capensis A. Sm.), die meine diesmalige ornithologische Sammlung noch nicht birgt. Ich kann der Versuchung nicht widerstehen, sie mittels der mich nie verlassenden Schrotflinte zu erlegen, da ich die Hoffnung, die Elefanten zu erreichen, vollkommen aufgegeben habe, — das ansteigende Terrain aber zudem sehr weit übersichtlich ist. Das zieht mir den Tadel meines alten bewährten „Almasi" zu, der die Eule als „ndege baya" (bösen Vogel) bezeichnet, dessen Erlegung mir Unglück zuziehen werde!

Und wie sehr wäre diese Prophezeiung — über die ich lächelte —, beinahe eingetroffen!

Nach einer halben Stunde nahmen mein Hauptführer und ich gleichzeitig einen intensiven Elefantengeruch wahr, und unmittelbar darauf erblickten wir in der klaren tropischen Luft etwa zwei Kilometer vor uns in einem hügeligen Gelände, das vor uns anstieg, zwei dunkle Klumpen von ruhig verharrenden Elefanten.

Jetzt galt es wiederum schnell entschlossen handeln.

Das Gros meiner Leute mußte zurückbleiben, während ich mit drei meiner bewährtesten Leute und zwei Masai mich den Elefanten näherte. Zu meiner allergrößten Bestürzung sprang die sehr schwache Brise jetzt mehrfach um. Schon gab ich jede Hoffnung im Grase niederkauernd auf, als endlich wieder ein gleichmäßiger, wenn auch sehr schwacher Wind von den Elefanten zu uns herüberwehte.

Die Steppe war hier fast kahl, nur mit dürren Akazien bestanden. Es gelang mir, mich bis auf zweihundert Schritte kriechend heranzupürschen und zunächst einige Fernaufnahmen aus freier Hand zu machen.

Mit Anspannung aller Willenskraft nur gelang es mir, den Apparat so ruhig zu halten, daß, soweit es das nicht sehr günstige Licht gestattete, die Aufnahmen gelangen.

Mein Glas zeigte mir, daß die Herde nach Geschlechtern getrennt, in zwei großen Klumpen nebeneinanderstand; dicht an ihre Mütter

gedrängt, nahm ich drei junge Tiere war, die sich ebenso ruhig wie die älteren Elefanten verhielten. Die einzige Bewegung der Elefanten war ein rhythmisches Hin- und Herklappen der gewaltigen Ohren. Die Mehrzahl stand mit dem Kopfe auf mich zu, — also mit dem Winde gerichtet, sich so möglichst unterhalb des Windes sichernd. Die Ruhe und Unbeweglichkeit der gewaltigen Tiermassen hatte etwas Unheimliches und Monumentales. —

Eine fernere photographische Aufnahme beim zu erwartenden Flüchtigwerden hielt ich der Terrainverhältnisse halber für aussichtslos und

Ein riesiger Elefant hatte seine Kraft an einer Mimose ausgelassen.

packte daher leider meinen wertvollen und in der Wildnis unersetzbaren Apparat sorgfältig in den ihn schützenden Kasten ein, in der Voraussicht kommender, aufregender Ereignisse. Dann nahm ich kurz entschlossen meine Büchse an den Kopf, — ein näheres Anpürschen war mangels jeder Deckung unmöglich — und kam tief auf den Rüsselansatz des mir zunächst stehenden stärksten Bullen ab.

Ich hatte knieend geschossen. Der Bulle quittierte die Kugel, indem er drei oder vier Schritte vorwärts tat, gleichzeitig die mächtigen Ohren fächerartig ausbreitend und den Rüssel aufwärtsschwingend. Im selben Augenblicke kam plötzlich Leben und Bewegung in die ganze Masse der zusammenstehenden Elefanten; ähnlich wie es geschieht, wenn plötzlich ein Bienennest oder eine Ameisenkolonie gestört wird, schwärmten nach allen Seiten die alten und jungen Elefanten mit überraschender Schnellig-

keit aus —, mit aufgestellten Ohren und geschwungenem oder gerolltem Rüssel nach ihrem Feinde suchend. Ich konnte aus meiner knieenden Stellung, während meine Leute sich platt auf den Boden niedergeworfen hatten, noch zwei Kugeln auf den Bullen anbringen; dann nahm wie auf Kommando die ganze Herde unter Führung einer alten Kuh mit aufgerollten Rüsseln plötzlich seitwärts in mächtig förderndem Trabe die Flucht, und zwar nicht etwa in der von mir erwarteten Richtung weiter in die Steppe hinaus oder zurück auf das Gebirge zu, sondern nach rechts seitwärts an mir vorüber.

Ich genoß so das grandiose Schauspiel von fünfundzwanzig an mir vorüberdefilierenden Elefanten auf etwa 150 Schritt Entfernung! Mit unbeschreiblicher, unheimlicher Wucht und doch fast ohne Geräusch bewegten sich die Riesentiere vorwärts mit einer Schnelligkeit, die im höchsten Grade überraschend war! Der beschossene Bulle hielt sich etwas seitwärts näher auf mich zu und ich konnte ihm, aufspringend, eine weitere Kugel aufs Blatt setzen. Mein Schuß aber hatte zur Folge, daß die gesamte Elefantenherde plötzlich stehen blieb, die jüngeren Tiere in die Mitte nahm, und offenbar nach ihrem verborgenen Feinde ausspähte.

Hierbei ist zu berücksichtigen, daß, wie ich schon angeführt, die Mehrzahl der älteren Elefanten in Ostafrika auf die eine oder andere Weise schon Bekanntschaft mit Pulver und Blei — also mit der ihnen so unheimlichen Fernwirkung des Menschen — gemacht haben. Unvorsichtigerweise war ich aufgesprungen, der Wind „flatterte" im selben Augenblick wiederum ein wenig, und nun hatten mich die Elefanten entdeckt und stürmten schnell orientiert im selben Augenblicke in einer Reihe unter Führung zweier alten Kühe auf uns zu!

Sofort wurde ich gewahr, daß die Situation sozusagen eine verlorene sei. — — — —

Ich gab in einer mir heute noch unbegreiflichen Schnelligkeit sämtliche sechs Schüsse meiner Reservebüchse auf die führenden Elefanten ab und ergriff dann schräg seitwärts die Flucht, meinen Leuten folgend, welche bereits während meiner letzten Schüsse flüchtig geworden waren und mir zugerufen hatten zu fliehen. Ich erinnere mich noch ganz deutlich, daß nicht ein Gefühl der Angst, sondern nur das einer gewissen, bis aufs äußerste schmerzhaft gesteigerten Spannung und Neugierde mich ergriffen hatte, wie ich nun umgebracht werden würde! Gleichzeitig durchzuckten mein Gehirn Tausende von sich kreuzenden Gedanken, die in äußerster Schnelligkeit abwechselten mit einer gewissen stumpfen Resignation und dem Gefühle, daß die Elefanten gar nicht so unrecht tun würden, wenn sie Rache an ihrem Angreifer nähmen.

Vor mir im Grase liefen in unglaublichen, gewaltigen Sprüngen meine Leute, die alles abgeworfen hatten, was sie trugen, und während ich mit der Rechten meine Büchse umklammert hielt, suchte ich instinktiv in der linken Tasche meines Beinkleides nach Patronen, gleichzeitig mir doch sagend, daß ein oder mehrere weitere Schüsse völlig zwecklos der Menge der Tiere gegenüber sein würden.

Wir hatten unsere Flucht, wie schon bemerkt, seitwärts genommen, da dies die einzige Möglichkeit ist, einem angreifenden Elefanten bei seinem geringen Sehvermögen zu entkommen.

Die Elefanten — über zwanzig Stück — hatten ihren Weg durch eins der jetzt trockenen periodischen Regenstrombetten genommen . . .

Jetzt mußten sie uns erreicht haben, — da vernehme ich hinter mir zwischen dem Donnergepolter der heranstürmenden Kolosse plötzlich ein markerschütterndes Trompeten und höre im selben Augenblick, wie mir einer meiner bereits weit geflüchteten Leute zuruft: „Herr, sie flüchten!“ —

Mich herumwerfend, sehe ich dann, wie der von mir zuerst beschossene Bulle im vollen Laufe zusammengebrochen ist, während die gesamte Herde in ihrer ursprünglichen Richtung seitwärts die Flucht ergreift. Angesichts dieses Anblicks eilen sofort die zuverlässigsten meiner Leute herbei, und es gelingt mir, einer sehr starken, anscheinend kranken Kuh, die den Beschluß der Herde macht, noch eine Kugel aufs Blatt zu geben, da trotz der überstandenen Todesangst der Anblick der so heiß begehrten kleinen Jungen alle Bedenken zurückdrängt. Ehe ich

nun wieder geladen hatte, waren die Elefanten außer Schußweite, und ich konnte jetzt erst mit Erstaunen feststellen, welch große Geschwindigkeit die Tiere zu entwickeln vermögen. Ich wandte mich nun dem gefallenen, noch nicht völlig verendeten Bullen zu. Schnell wurden die fortgeworfenen Gegenstände, Apparate usw. aufgelesen, und ich konnte mehrere Aufnahmen des Tieres machen. Nun galt es kein Zögern. Während ich die zurückgebliebenen Leute herbeirufen ließ, gab ich Anweisung, die Kopfhaut des Elefanten abzuziehen sowie die Zähne loszulösen, und wählte dann aus meinen herbeigekommenen

Der Ol' Dorobbo erzählte mir, wie er vor einiger Zeit den Elefanten — „peljandé" der Wandorobbo — mit einigen Genossen mittelst Giftpfeilen erlegt hatte.

Leuten die sechs tüchtigsten aus, mit denen ich die Fortsetzung der Jagd zu unternehmen gedachte. Den übrigen befahl ich, bei den Erlegten zu bleiben und die Kopfhaut samt den Zähnen am anderen Morgen ins Lager zu tragen, bedauernd wegen der Entfernung vom Lager und der geringen Zahl von Leuten nicht die ganze Haut präparieren zu können.

Das wenige noch vorhandene Wasser requirierte ich für meine sechs Begleiter und setzte wenige Minuten darauf die Verfolgung fort, etwas vorschnell! — denn sämtliche Stricke blieben hierbei zurück, ein Umstand, der sich am selben Tage noch bitter rächen sollte!

Wir hefteten uns nun an die Fährten der Herde. Die beiden beschossenen Kühe schweißten stark, gingen aber mit den übrigen flüchtig

C. G. Schillings phot. *R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.*

Nur der Todessturz des mächtigen Bullen rettete uns im letzten Augenblicke aus höchster Gefahr . . . unfehlbar wären wir sonst von den fünfundzwanzig aufs höchste erzürnten Kolossen zerstampft worden . . .

weiter, und nach etwa anderthalbstündiger Verfolgung ganz kurz vor Sonnenuntergang fand ich sie wiederum in einem fast deckungslosen Terrain unter dürftigen Akazien, nach Geschlechtern getrennt, eingestellt.

Bewegungslos, nur mit den Ohren hin und her fächelnd, standen sie in imposanter Wucht, rötlichbraun von ihren Schlamm- und Sandbädern gefärbt, im Scheine der untergehenden Abendsonne, genau wie am Morgen.

Ich konnte mich auf etwa 150 Schritte heranpürschen; diesmal aber bedurfte es aller meiner Autorität, meine Reservebüchsen-Träger und die Träger der photographischen Apparate zu veranlassen, bei mir zu bleiben.

Ich verlor in einem gegebenen Augenblick selbst „die Nerven", bezwang mich jedoch, und nachdem ich mich nochmals genau mittels meines Glases über die einzelnen Tiere orientiert hatte, fand ich, daß zwei der stärksten Kühe, die von Kälbern begleitet waren und für sich allein standen, krank geschossen waren.

Ich gebe ihnen je eine Kugel, aber aus liegender Stellung, gewitzigt durch mein unvorsichtiges Verfahren am Morgen. Sie quittierten sofort die schrägen Blattschüsse durch heftiges Klappen mit den großen gewaltigen Ohren. Zu meiner lebhaften Befriedigung einerseits, zur größten Enttäuschung andererseits hatten meine Schüsse zur Folge, daß sich das Gros der Elefanten links flüchtig in Bewegung setzte, die beiden beschossenen Kühe jedoch, ohne im geringsten weiter zu zeichnen, langsam nach rechts. In sehr langsamem schiebenden Trabe verschwanden sie in einer Bodensenkung, gefolgt von den beiden Jungen. Nachdem die Herde mit dem dritten Jungen außer Sicht gelangt war, lief ich nun mit meinen bereits sehr ermüdeten Leuten den beiden Kühen nach und fand sie nach etwa 10 Minuten wieder auf, dabei wahrnehmend, daß die eine Kuh sehr schwer krank sei, während die beiden annähernd vierjährigen Jungen der vorangehenden Kuh unmittelbar folgten.

Es gelang mir, die hinterste Kuh nach etwa zwanzig erfolglosen Schüssen von hinten durch einen Schuß ins Ohr, auf sechs Schritt abgegeben, zu Fall zu bringen und ebenso die unentschlossen, in einem etwas dichteren Bestande stehen gebliebene vorangehende, stark schweißende Führerin der Jungen.

Nach Gewohnheit junger Elefanten blieben die beiden jungen Tiere, Bullen mit schon handlang entwickelten Stoßzähnen und etwa 1,60 Rückenhöhe bei dem erlegten Elefanten stehen. Nun stürzten wir uns auf die Jungen, wurden aber im nächsten Augenblick von dem größeren in einer so ernsten und gefährlichen Weise angegriffen, daß ich

schwersten Herzens gezwungen war, ihn in dem Augenblick, als er einen meiner Leute bereits zu Boden geworfen hatte, und sich bemühte, ihn mit seinen schon handlang entwickelten Stoßzähnen aufzuspießen, durch einen Kopfschuß auf wenige Fuß Entfernung zu töten. Dann aber stürzte ich mich selbst — alles dies war das Werk weniger Sekunden — so unvernünftig dies Beginnen auch schien, auf den zweiten, konnte ihn dank meiner eigenen Körpergröße mit der linken Hand am Ohr und mit der rechten über seinen Hals fassen, ehe er noch Zeit gehabt hätte, gleich seinem Gefährten angriffluſtig zu werden und schrie aus Leibeskräften meinen Leuten zu, ihn an den Hinterbeinen mittels Stricken zu fesseln. Heute noch ist es mir unbegreiflich, daß ich bei diesem Unterfangen nicht mein Leben einbüßte!

Ich wurde hin und her geschleift, das junge Tier mit seinen überlegenen Kräften raste mit mir in der Steppe einher, jedoch ich ließ nicht los und bei meinem ansehnlichen Gewicht von etwa 180 Pfund vermochte ich es in der Tat, ihn über zehn Minuten festzuhalten. Meine Leute klammerten sich gleichzeitig an seinen Schwanz, jedoch konnte ich sie leider nicht dazu veranlassen, ihn gleich mir am Ohre festzuhalten. Nun aber stellte es sich heraus, daß die Stricke alle zurückgeblieben waren, und somit war es ganz unmöglich, das Tier, so wie ich es im Jahre 1900 mit einem anderen Jungen getan, an den Hinterbeinen zu fesseln. Nach etwa einer Viertelstunde waren meine Kräfte erschöpft, ich mußte loslassen und sank buchstäblich auf den Boden nieder, völlig ausgepumpt, unfähig einen Laut von mir zu geben, mit am Gaumen klebender Zunge und in verzweifelter Stimmung.

Keuchend waren meine Leute um mich her ebenfalls niedergesunken. Das sind Augenblicke, die erlebt sein wollen! Alle Mühe war umsonst, alle die Anstrengungen vergeblich gewesen! Nochmals versuchten wir ihn mittels abgeworfener Kleidungsstücke zu fesseln, allein auch das mißlang, als er ganz plötzlich nach Art aller Elefanten seine Laune wechselnd, nun seinerseits zum Angreifer wurde. Meine Leute waren nun nicht mehr zu bewegen, sich ihm zu nähern, so daß ich, der ich ihn um keinen Preis hätte töten mögen, erfreut war, als er endlich in der Richtung der verschwundenen Herde hin die Flucht ergriff.

Ohne den Leser länger zu ermüden, will ich hier nur erzählen, daß wir dann zu Tode ermattet und vollständig entmutigt, in der Nähe ein Feuer anzündeten, zu dem wir uns in der Dämmerung mühsam einiges trockene Holz zusammensuchten.

Aber der quälende Durst ließ keinen Schlaf aufkommen, und so unbeschreiblich groß war dieser Durst, daß wir nach etwa einer Stunde in der Dunkelheit den zuletzt erlegten Elefanten wieder aufsuchten,

ihm den Magen öffneten und die unbeschreiblich duftende Flüssigkeit, die er barg, herunter schlürften. Dann lagerten wir wiederum, als plötzlich mein alter geübter „Fundi" gegen neun Uhr aufsprang, mit dem unterdrückten Rufe Tembo Bwana! Tembo!

Und wahrhaftig, im Mondschein ins Geisterhafte verschwindend, trotteten in ihrer geräuschlosen Art die 21 übrig gebliebenen Elefanten nicht weiter als 150 Schritte an uns vorbei, in der Richtung auf das von ihnen verlassene Gebirge zu!

Offenbar waren die Elefanten bestrebt, in möglichster Stille die Dickichte in den Bergen wiederum aufzusuchen. Aufspringend hatten meine Leute blitzschnell unser kleines Lagerfeuer durch Auseinanderwerfen des Brennmaterials zu löschen gesucht, da erfahrungsgemäß Elefanten, namentlich gereizte, zur Nachtzeit zu einem Angriff durch ein Feuer verlockt werden.

Ein mir bekannt gewordener Fall hat mir in dieser Beziehung einen Beweis geliefert. Einige starke Elefanten nahmen ein solches Feuer an und stampften dasselbe austretend, alle im Lager befindlichen Gegenstände der schwarzen Jäger, am Feuer röstende Fische, kurz alles, was ihnen irgendwie fremdartig erschien, etwa eine Viertelstunde lang in den Boden; die sechs im Lager befindlichen Leute vermochten nur durch schnelle Flucht ihr Leben zu retten. Begreiflicherweise erlebten wir einige Minuten allerhöchster Spannung, die sich schwer beschreiben lassen und durchlebt sein wollen!

Verstärkt wurde dieser Eindruck durch den gewiß eigentümlichen Zufall, daß die Elefanten ihren Weg in der weiten Steppe so dicht bei unserem Lager wählten.

Aber die Gefahr ging vorüber, und eine zauberhafte Mondnacht senkte sich auf die feierlich stille, unendliche Steppe herab. Als ich plötzlich, nachdem ich die ersten Stunden die Wache übernommen, meine Begleiter aber geruht hatten, jäh um die Morgenstunde aus dem Schlafe emporschnellte, fand ich das Lagerfeuer fast erloschen, die Wache aber schnarchend — dies Schnarchen hatte mich aus dem Schlummer geweckt!

So sehr überwindet übermäßige Anstrengung alle Angst und Bedenken vor reißenden Tieren!

Nach Eintritt der Morgendämmerung folgte ein höchst schwieriger und anstrengender Marsch durch lockeren, von Nagetieren unterhöhlten Steppenboden zum zehn Stunden weit entfernten Lager in glühendstem, heißestem Sonnenbrand.

Es scheint mir zweifelhaft, ob wir das Lager erreicht haben würden, hätten wir nicht unterwegs mit großem Glück, im Bette eines trockenen Regenstromes, nach langem Graben etwas Wasser gefunden.

Worte genügen unmöglich, um die Fülle der gewaltigen und mächtigen Eindrücke zu schildern, die auf den einwirken, der solche Situationen erlebt. —

Das Losgelöstsein von allen Hilfsmitteln, die der Kulturmensch alltäglich zur Hand hat, die unendlichen Weiten, die Fülle der ganzen gewaltigen Unendlichkeit, die die Steppe immer wieder in ihrer großartig monotonen Öde vor uns ausbreitet, die zur Überwindung der physischen Schwierigkeiten bis aufs äußerste gesteigerte Anspannung aller Kräfte, alles das wirkt zusammen auf uns ein, und nicht zum

Vielleicht hätte ich mein Lager nie wieder erreicht, wenn wir nicht in einem trockenen Regenstrombett nach langem Scharren im Sande endlich etwas Wasser gefunden hätten.

wenigsten auch der Einfluß der tropischen Erkrankungen, der Folgen der Malaria und anderer Schädigungen der Gesundheit.

Tritt dann noch der Kampf hinzu mit einem dem Menschen an physischer Gewalt weit überlegenen tierischen Gegner, die fast täglichen Erlebnisse gefährlicher Situationen, so zeitigt dies alles eine weit höhere Empfänglichkeit für die große, stumme und doch so beredte Sprache, die diese ferne Welt auf den eindrucksfähigen Menschen auszuüben imstande ist.

Ob es der majestätische, schweigende Urwald, ob es die mit schweren Wolken verhangenen finsteren Berge, oder aber die im heißen Sonnenbrande schlafende Steppe, die nackten Felsgrate oder nicht endenwollende Sümpfe und Moräste sind, in denen der Fuß des Wanderers seine

Spuren gräbt: immer wieder wirken in Verbindung mit dem gigantischen ursprünglichen Tierleben Einflüsse und Eindrücke von stets neuer und unvergeßlicher Eigenart auf uns ein, und aus alle dem resultiert jene fast krankhafte Sehnsucht, die die verschiedenartigst veranlagten Menschen immer und immer wieder mit geheimnisvollem Zauber und magischer Gewalt hinauszieht in diese Urwelt. — — —

Glücklich im Lager angelangt, sandte ich am nächsten Tage einige zuverlässige Leute aus, die Zähne der beiden letzterlegten Elefanten zu holen. Die stärkste der beiden Kühe trug nur einen Stoßzahn, im für eine Kuh höchst ansehnlichen Gewicht von 28 Pfund und sich auszeichnend durch eine bereits erheblich fortgeschrittene Karies.

In kurzer Zeit würde der Elefant auch diesen Zahn verloren haben. Außerdem fanden die Leute in dem Tiere zwei Eisenkugeln, wie sie die gewerbsmäßigen schwarzen Jäger zu benutzen pflegen, und zwar eine von ihnen in die äußere Wandung des Magens eingeheilt, wohl ein Beweis großer Vitalität dieser Tierart!

Noch lange Zeit aber beherrschte mich ein lebhaftes Mißvergnügen über den mißglückten Fang. — — —

Wie nahe war ich wiederum dem ersehnten Ziele gewesen, den ersten ostafrikanischen Elefanten aus Deutsch- oder Englisch-Ostafrika nach Europa zu bringen, ein Unterfangen, welches immer noch nicht gelungen ist, und das trotz des Baues der das Herz der oberen Nilländer seit Jahren schon aufschließenden großen Ugandabahn!

Es wirft dies ein Schlaglicht auf die Schwierigkeit dieser und aller Unternehmungen überhaupt in einem Lande, wo durch den Einfluß der Tsetsefliege und anderer Schädlinge die Benutzung von Pferden, Kamelen und anderen Reittieren in der Praxis unmöglich ist.

Bis zum heutigen Tage ist nur ein einziger junger Elefant aus dem deutschen Afrika in einen heimischen Tiergarten gelangt.

Es ist dies ein „Kameruner", den Herr Dominik, Oberleutnant der Schutztruppe, von unzähligen Eingeborenen hatte einfangen lassen.

Mit Hilfe der Askari, die ihm zur Verfügung standen, und einiger Elefantenjäger gelang es ihm, eine eingekesselte, Tag und Nacht bewachte Elefantenherde zu töten und die bei der Herde befindlichen Jungen — noch sehr kleine Geschöpfe — zu fangen.

Die meisten gingen jedoch ein und nur ein Bulle erreichte glücklich Berlin, wo er sich im Zoologischen Garten schon mehrere Jahre befindet. Herr Dominik hat diesen Elefantenfang anschaulich in seinem „Kamerun" betitelten Werke beschrieben, und ich habe nicht ohne einen gewissen Neid die interessante Schilderung gelesen.

Mit wie andern Hilfsmitteln kann ein Angehöriger der Schutz-

truppe einen solchen Fang unternehmen und auf wie dürftige Mittel war ich als Privatmann angewiesen!

Es wäre zu hoffen, daß Fang und Aufzucht eines ostafrikanischen Elefanten demnächst einmal gelänge; leider scheint wenig Aussicht dazu vorhanden. —

Mehr vielleicht als der mißlungene Fang schmerzte es mich, daß es mir nicht gelungen war, eine Aufnahme der auf mich anstürmenden fünfundzwanzig Elefanten zu machen!

Unbedenklich würde ich — auch heute noch — einen Finger meiner

Beide Elefanten, die mich so entschlossen „angenommen" hatten, trugen zusammen nur gegen 120 englische Pfund Elfenbein . . .

Hand opfern, wenn ich dafür eine gut gelungene Aufnahme jener gewaltigen erbosten Riesen in ihrem Ansturme auf mich eintauschen könnte!

Im Jahre 1900 hatte ich im Dezember ein sehr ähnliches Erlebnis gehabt. Nach etwa achttägiger vergeblicher Anstrengung stieß ich in einem Teil der Steppe, die bereits einigermaßen ergrünt war, auf eine kleine Herde von sieben Elefanten, aus der es mir gelang, nach Erlegung seiner Mutter ein etwa anderthalbjähriges Junge zu fangen. Nach größten Mühen war es uns gelungen, das junge Tier dadurch zu fesseln, daß ich mich ihm — es hatte noch keine entwickelten Stoßzähne — in den Weg warf, über den Haufen gerannt wurde, und dadurch meinen Wandorobbo Gelegenheit gab, schnell einen Lederriemen an einem Hinterfuße zu befestigen. Das Tier wurde

mit großen Schwierigkeiten ins Lager gebracht, aber es gelang mir leider nicht, mangels genügender Milch, es am Leben zu erhalten, obwohl mein Pflegling einige Tage gut zu gedeihen schien.

Der junge Bulle war schon nach 48 Stunden aufs innigste mit mir befreundet, was schlagender wie alles andere für den hoch entwickelten Verstand des Tieres spricht, und pflegte in einer höchst drolligen Weise mittels seines kleinen Rüssels mir Bart und Gesicht zu liebkosen. Es war außerordentlich bedauerlich, daß das Tier nach einiger Zeit einging. So endeten meine beiden Versuche, ostafrikanische Elefanten nach Europa zu bringen, erfolglos, wie ja auch leider alle andern bisher gefangenen jungen Tiere dieser Art auf Stationen und bei Privaten eingegangen sind.

Wiederum ein höchst ernstes Abenteuer stieß mir ungewollt und ungesucht im November 1903 zu. Meine Karawane hatte einen weiten und schwierigen Marsch von Berg zu Berg zur nächsten Wasserstelle angetreten, und ich marschierte wie gewöhnlich an ihrer Spitze.

Nach etwa vierstündigem Marsche erlegte ich zwei Kuhantilopen. Während meine Leute mit deren Zerlegung beschäftigt waren und ihre Lasten niedergesetzt hatten, eine größere Anzahl derselben aber noch in weiter Linie durch die Steppe zerstreut zurückgeblieben waren, war ich einige hundert Schritte weitergegangen und hatte mit einem einzigen Schwarzen, der meine Büchse trug, auf einem Felsstein Platz genommen.

In Gedanken versunken, eine Melodie vor mich hinsummend, war es mir plötzlich, als wenn sich mir irgend etwas im Rücken nähere; ein Hören war sehr erschwert durch eine heftige Brise, welche in der Steppe wehte.

Ich warf mich herum und erblickte auf etwa dreißig Schritte vor mir einen mächtigen Elefantenbullen, der in seiner fördernden, unheimlich schnellen und geräuschlosen Weise in vollem Trabe direkt auf mich zukam. Ich rollte mich blitzschnell zur Seite, dasselbe tat mein Schwarzer, der das Tier ebenfalls erst jetzt erblickt hatte. Ich griff nach meiner Büchse — mir jedoch im selben Augenblicke sagend, daß es nicht nur zu spät zum Schießen sei, als auch, daß wir im nächsten Augenblicke zermalmt werden würden!

Ferner schoß es mir mit Blitzesschnelle durch den Kopf, daß ich ja nur Kugeln mit Bleispitzen, also ganz zwecklose Geschosse gegen einen Elefantenbullen geladen habe! In diesem tödlichen Moment höchster Spannung erschrak der Bulle, wie es schien, vor unserem plötzlichen Erscheinen zu seinen Füßen, stieß einen durchdringenden schnarchenden Ton aus, klappte seine mächtigen Ohren nach vorne und schwenkte — uns fast berührt habend — nach links ab!

Im selben Augenblicke sprangen wir auf.

Ich entlud meine Büchse mit größter Schnelligkeit, lud wiederum, und konnte dem verschwindenden Bullen schräg von hinten noch zwei Blattschüsse geben. Nach halbstündiger Verfolgung, bei der ich aus seinen eng zusammengestellten Fährten schließen konnte, daß er schwer krank sei, fanden wir ihn eingestellt unter einigen Akazien, und ich konnte ihn mit zwei Fangschüssen in den Kopf erlegen, nicht ohne daß er vorher noch einen Versuch, mich anzunehmen, gemacht hätte.

Es ergab sich, daß eine kleine Elefantenherde, zu der dieser Bulle

Lange Zeit schleppte der junge Elefantenbulle uns hin und her, zwischen der von mir erlegten Kuh und einem ebenfalls von mir erlegten Bullen, bis er sich endlich dazu bequemte, uns in das fünf Stunden weit entfernte Lager zu folgen . . .

gehörte, in die regenbefeuchtete Steppe herabgestiegen war, von meinen Leuten Wind bekommen hatte und nun auf die langgezogene Spitze der Karawane stoßend, derselben entlang geeilt war. Durch einen großen, eigentümlichen Zufall mußte ich daher ganz plötzlich den Bullen, wie aus der Erde gestampft, vor mir auftauchen sehen, an einem Orte, wo ich niemals einen Elefanten zu dieser Zeit vermutet haben würde!

Weniger gefährlich vielleicht, doch immerhin höchst spannungsvoll, verlief eine Jagd, bei der ich in den Schluchten des Ngaptukberges in einer Dornenwildnis gegen Abend eine Herde anpürschte.

Etwa vier Wochen lang hatte ich Elefanten vergeblich auf der Nordostseite des Berges gesucht. Da hatte ich eines Tages der Versuchung nicht widerstehen können, eine seltene Drossel (Turdus deckeni Cab.) auf dem Gipfel des Berges zu erlegen. Mein in den Schlünden

des Gebirges verhallender Schuß wurde fast unmittelbar von dem gellenden Trompeten eines Elefanten weit unter mir im Tale beantwortet. —

Anderen Tags umging ich einen Teil des Berges in neunstündigem Marsche und drang nun gegen Abend — obwohl ziemlich stark unter einem Dysenterieanfall leidend — zu dem von mir so zufällig entdeckten Standorte der Elefanten vor. Freilich schien es mir höchst problematisch, ob die Tiere noch zu finden seien, aber heutigentages gilt es, in jenen Gegenden auch die kleinste Chance auf Elefanten auszunutzen — koste es auch tageweite Reisen. — Bei ziemlich konstantem Winde konnte ich mich der Herde nähern; zwei mittelstarke Bullen waren schließlich nur noch wenige Schritte von mir getrennt. Sie standen jedoch so ungünstig, der eine spitz von hinten, der andere hingegen spitz von vorne, und verdeckt, daß ich mich nicht entschließen konnte, zu schießen. Nach etwa dreiviertelstündigem Warten bewegten sich die Elefanten plötzlich und gaben mir Gelegenheit, den einen mittels eines Schusses zwischen Ohr und Auge, den anderen, als er mich dezidiert annahm, mittels zweier Blattschüsse durchs Herz zu erlegen.

Bei dieser Gelegenheit fand ich, daß jene Elefantenherde, die aus etwa einem Dutzend Tieren bestand, hoch oben im Berge in ihrer Dornenwildnis — durch meinen Schuß auf die Drossel am Tage vorher gewarnt — aufs höchste auf ihre Sicherheit bedacht war, und sich mit Ausnahme von vorsichtigem Äsen kleiner Zweige höchst ruhig und still verhielt. So mitten in einer Herde lange Zeit auf eine günstige Chance wartend, verlebt der Jäger wiederum Augenblicke höchsten Angespanntseins jeden Nerves.

Es ist bei der Elefantenjagd hauptsächlich große Ruhe, Geduld und dann schnelles, energisches Handeln notwendig.

Ich bin im allgemeinen ein Freund der kleinkalibrigen Waffen wegen ihrer Präzision und hohen Durchschlagskraft, ziehe aber unbedingt für Elefanten und Rhinozerosse das englische Kaliber 577 Expreß mit Stahlkugeln oder eine Elefantenbüchse Kaliber 8 oder 4 vor, wenn die Jagd auf nächste Entfernung ausgeübt werden muß, wie dies bei dichter Vegetation der Fall ist. Ich gehe darin wohl Hand in Hand mit anderen erfahrenen Jägern, und würde namentlich dem Neuling zu den schweren und sicheren Waffen raten. Sie haben indessen einige große Nachteile, ihrer Schwere, ihrer Unhandlichkeit und des Umstandes halber, daß sie nur auf ganz kurze Entfernungen sicher schießen, namentlich die beiden letztgenannten großen Kaliber. Ferner verursachen sie einen so starken Rückstoß, daß nur ein höchst kräftiger Mann sie abzufeuern vermag, dann aber auch entwickeln die zu verwendenden

Schwarzpulversorten einen erheblichen Rauch. Dieser Umstand veranlaßt häufig angeschossene Elefanten, diese Rauchwolke als ihren vermeintlichen Gegner anzugreifen. Freilich schützt das unter Umständen den seitwärts entrinnenden Jäger, indem die Aufmerksamkeit des Tieres eben auf die Rauchwolke gelenkt wird.

Es gibt für den afrikanischen Elefanten eigentlich in der Praxis nur zwei richtige Schüsse. Das sind erstens der Schuß zwischen Auge und Ohr seitwärts, um das Gehirn zu erreichen, und zweitens der Blattschuß,

Viele Tage beobachtete ich ein seltsames Kleeblatt: Zwei riesige Elefantenbullen, jeder an 200 Kilo Elfenbein tragend, in Symbiose mit einem alten einsamen Giraffenbullen. (Dieser ist oben links sichtbar, die Aufnahme erfolgte auf eine Entfernung von etwa 400 Meter.)

ebenfalls von der Seite. Von vorne ist das Gehirn nur durch einen tief auf den Rüsselansatz abgegebenen Schuß zu verletzen. Ich warne aber vor Schüssen, die beim afrikanischen Elefanten zu hoch in die enormen Knochenwulste des Kopfes gerichtet werden und für den Schützen höchst gefährlich werden müssen.

Unter Umständen kann ein starker Elefant auch mit einem anderen Schusse erbeutet werden, so beispielsweise durch einen Schuß, der einen Knochen eines Beines zerschmettert, was aber nur mit sehr schweren Kalibern auf nahe Entfernung möglich zu sein scheint.

Die erfahrensten Jäger sind sich darüber einig, daß die faustschlagartige Wirkung einer großkalibrigen Kugel angreifende Elefanten, auch nicht tödlich getroffene, eher zur Flucht veranlaßt, als die dolchstichartige,

wenn auch vielleicht nachträglich tötende Wirkung der kleinkalibrigen Kugeln.

Jedenfalls spielt bei der Erlegung der Dickhäuter, namentlich aber der Elefanten, wie stets im Leben das Glück eine große Rolle. In einigen Fällen machte sich die tödliche Wirkung meiner Kugeln erst bemerkbar, als die Tiere mich beinahe erreicht und getötet hatten.

Groß ist die Zahl der Elefantenjäger, die ihr Leben durch die Angriffe des von ihnen bejagten „Tembo" lassen mußten.

Je mehr man mit afrikanischen Elefanten in Berührung kommt, desto vorsichtiger wird man, und nie kann der Jäger wissen, was ein Elefant im nächsten Augenblick tun wird, ein Umstand, mit dem ja auch die Tiergärtner und Dresseure sehr zu rechnen haben!

So wird mir niemals ein Erlebnis aus dem Gedächtnis entschwinden, wo ich von dem Gipfel eines Hügels aus Elefanten viele Tage beobachten konnte, vergeblich auf Sonnenblicke wartend, um die Tiere photographisch festzuhalten. Nachdem mir dies gelungen war, schien endlich der Augenblick gekommen, wo ich die beiden Riesenbullen, um die es sich hier handelte, erlegen durfte. Bis dahin hatte ich mir dies — um ein Bild zu erlangen — trotz mehrfacher verlockender Gelegenheit nicht erlauben dürfen. Den Hügel verlassend, kroch ich mit einigen entschlossenen Leuten auf engen Nashornwechseln etwa dreiviertel Stunden lang in die mit Feuchtigkeit getränkte, dichtverworrene Pflanzenwildnis hinein.

Nach Überwindung zahlreicher tiefer Schluchten gelang es uns nach unsäglichen Mühen, fast unbekleidet und mit Erde über und über eingerieben in die Nähe der beiden Bullen zu gelangen, die langsam dem höher gelegenen Buschwald zustrebten. Die Fährte des einen aufnehmend, folgten wir mit angehaltenem Atem, erwartend den Riesen jeden Augenblick auftauchen zu sehen.

Und richtig! Dicht vor uns im Schatten einer höheren Baumgruppe konnte ich ihn ausmachen. Aber so dicht ist diese Pflanzenwildnis verworren und verwachsen, daß ich nur undeutlich die rötlich-graue Masse des Tieres auf etwa fünfzig Schritte vor mir wahrnahm, ohne imstande zu sein, eine erfolgversprechende Kugel abzugeben. Von Dornen zerrissen und zerkratzt harre ich so peinvolle Minuten in erdrückendster Dickung. Schon verschwindet das ungeheure Tier, nach links sich fortbewegend, und klopfenden Herzens, meine zwei Leute mit den Reservebüchsen dicht auf meinen Fersen, folge ich nach rechts, um womöglich auf den Elefanten zu stoßen. Da liegt abermals eine der tiefen Schluchten vor uns; so eilig wie möglich durchklettern wir dieselbe, als beim Wiederauftauchen aus der Schlucht dicht neben uns ein leises Rascheln hörbar wird.

„Tembo Bwana!“ flüsterte mein Gewehrträger.

„Hapana! Nyama mdogo!“ antworte ich. (Herr, der Elefant! — Nein, ein kleines Wild).

Im selben Augenblick teilen sich die baumartigen vom dichtesten zehn Fuß hohen Gras durchwachsenen Büsche rechts und links, krachend zersplittern die dünnen Baumstämme, auf uns niederfallend, und uns zu Boden drückend, und im nächsten Augenblick stürmt das riesige Tier auf Fußweite über uns hin, glücklicherweise die Flucht ergreifend, ohne sich weiter um uns zu kümmern!

Fast genau dasselbe Ereignis mit glücklichem Ausgang gelegentlich einer Elefantenjagd in Indien hat mir Graf Thiele-Winckler berichtet.

Das sind Augenblicke, in die man sich nur schwer hineinversetzen kann aus der sicheren Umgebung der Kulturwelt, die aber, so erschreckend sie augenblicklich sind, doch hinterher geheimnisvoll reizend und lockend in der Erinnerung wirken. Zum vollen Verständnis dieser Erlebnisse gehört aber vor allen Dingen das Vermögen, sich in die großartige und erdrückend majestätische Szenerie hineinzuversetzen, die im Verein mit den Geschehnissen erst imstande ist, jene großartige, unvergeßliche Wirkung auf die menschliche Psyche zu zeitigen.

Aber auch dem begabtesten Künstler der Schilderung wird es nie gelingen, dem Leser, der nicht Ähnliches erlebt, solche Situationen vollkommen treu vor die Seele zu zaubern.

Selbst demjenigen, der sie erlebt, naht die Erinnerung daran mit all ihren Einzelheiten nur zur günstigen Stunde! — — —

Ich aber betrachte mir den im zoologischen Garten gepflegten Elefanten mit ganz anderen, fast ehrfürchtigen Gefühlen, und schäme mich der gedankenlosen Gaffer im Publikum, die ihren faden Witz an dem eingesperrten Riesen üben. Wie würden sie flüchten, wenn der Eingesperrte ihnen in der Wildnis gegenüberstände!

Zwei Tage darauf hatten die beiden Elefantenbullen zu meinem größten Erstaunen wiederum ihren Lieblingsstandort aufgesucht, aber mit Sonnenaufgang verschwanden sie inmitten der über dem Urwald wogenden Nebelmassen. Gerade inmitten derselben besonders wuchtig und majestätisch wirkend, wechselten sie bergaufwärts in der Richtung auf den Gürtelwald zu. Der Wind stand günstig.

Mit Gummisohlen versehen, von einigen Leuten gefolgt und ausnahmsweise an diesem Tage in Gesellschaft von Orgeich, meinem europäischen Präparator, nahm ich sofort die Verfolgung auf, hoffend eines der mächtigen Tiere mit der gesamten Haut präparieren zu können.

Schweißgebadet in der erdrückenden Hitze des Dickichts verloren wir leider nach etwa dreiviertel Stunden auf wenige Minuten die Fährten,

getäuſcht durch ſolche, die aus der Nacht herrührten. Als wir ſie wiederum aufgefunden hatten, kam ich nach etwa fünf Minuten an eine tiefe Schlucht, die in ihrer Sohle einen Schlammtümpel enthielt. Zu meinem heftigen Erſchrecken ſehe ich beide Elefanten aus jenem Tümpel herauskommend, in der dichten Pflanzenwelt der jenſeitigen Böſchung, etwa dreißig Schritte vor mir verſchwinden! Im ſelben Augenblicke ſchwankten drüben einige Bäume hin und her, an denen ſich die beiden Rieſen ſcheuerten. Ich vermochte nur dieſes Schwanken der Bäume zu ſehen, die gewaltigen Maſſen der Tiere ſelbſt vermochte ich nicht auszumachen. Das Herz krampfte ſich mir unwillkürlich zuſammen!

Einen Augenblick früher, und beide Elefanten wurden von mir in der Sohle auf dem Boden liegend angetroffen! Und das Tiere mit zweihundertpfündigen Stoßzähnen pro Zahn! Elefanten, wie ſie Europäer überhaupt kaum je im ganzen weiten Afrika erlegt!

Da, in dieſem Augenblicke ſpringt der Wind, das Schütteln der Bäume hört im ſelben Momente auf, ich gleite ſo ſchnell wie möglich die Schlucht hinunter am jenſeitigen Ufer hinauf, komme oben an, kotbedeckt von den ſchlammgetränkten Zweigen, durch die die Elefanten ihren Weg genommen haben, als im ſelben Augenblicke krachend beide Tiere in der Dickung verſchwinden, um nun zweifelsohne ihre Flucht viele Stunden hindurch anhaltend fortzuſetzen!

Und daß dieſe Vermutung nicht unbegründet, bewies mir die vergebliche, unbeſchreiblich mühevolle Verfolgung, die reſultatlos endete.

Kaum jemals im Leben aber bin ich ſo ſchlammbedeckt und unkenntlich geweſen, wie in dieſer Stunde! Als ich atemlos mir einen Weg durch das Unterholz bahnte, durch welches die Bullen ihren Weg genommen hatten, mußte ich ſelbſtverſtändlich den Schlamm von den Zweigen ſtreifen, den die Tierrieſen dort hinterlaſſen hatten, ſtarkduftend nach „Elefant“ in einer unbeſchreiblichen Art!

Ich war bei dem eiligen, mit ſchützend vorwärts geſtreckten Armen ausgeführten Eindringen ins Buſchwerk bald ſo atemlos und kotbedeckt und über meinen Mißerfolg ſo unendlich deprimiert, wie ich alles dieſes zuſammen genommen nur einmal in meinem Leben geweſen. Das war, als ich in knietiefem Boden in Münſter in Weſtfalen die alte „klaſſiſche“ weſtfäliſche Steeplechaſe, jenes verlockendſte aller Jagdrennen Deutſchlands, als ſie noch über den alten ſchweren Kurs geritten wurde, beinahe gewonnen hätte — und doch verlor!

So ſchwarz, ſo unkenntlich, ſo enttäuſcht, wie hier im Urwald des ſchwarzen Erdteils, war ich damals in Münſter auf heimiſcher roter Erde!

Ich überlasse es dem Leser, sich meine Stimmung auszumalen, wenn er bedenkt, daß ich wochenlang diese Elefanten, um sie photographisch aufnehmen zu können, beobachtete, mich daher solange einer Verfolgung enthalten hatte, und nun so dicht am Ziele, so grausam enttäuscht wurde!

Denn nun waren die beiden Urwaldriesen für lange Zeit vergrämt!

Wiederum bei einer anderen Gelegenheit gelang es mir, mich einigen riesigen Elefantenbullen in der furchtbarsten Dickung zu nähern.

Ich hatte sie von einem Hügel aus wahrgenommen. Dort aufgestellte Leute, die ich mit Hilfe meines ausgezeichneten Fernglases von Zeit zu Zeit wieder auffand, dirigierten mich durch Schwenken eines weißen Tuches in der von den Elefanten im Dickicht genommenen Richtung. Nach Überwindung unsäglicher Schwierigkeiten kam ich offenbar in die Nähe der Elefanten. Jetzt mußten wir sie im nächsten Augenblicke sichten. Zu meiner großen Freude befanden wir uns in einem von kleinen Blößen unterbrochenen Teile der Dickung. Noch eine Schlucht gilt es zu durchklettern!

Da eilen klatschenden Fluges eine Anzahl großer Tauben (Columba arquatrix Tem.), unserer heimischen Ringeltaube ähnlich, aus den schattigen Kronen einiger Vangueria-Büsche! Wie gebannt bleiben wir atemlos auf der Stelle! Wir wissen, daß die Elefanten durch die Flucht der Tauben gewarnt sind. Noch zwanzig Schritte mehr nach links, und wir müssen eine Übersicht über das nächste Terrain gewinnen. Ein abgestorbener Baumstumpf, etwa drei Meter hoch, steht vor mir. Ein gewandter Schwarzer gleitet von mir unterstützt an demselben empor, um im nächsten Augenblick die dicht vor uns stehenden Elefanten zu gewahren. Blitzschnell läßt er sich herabgleiten und ich nehme seine Stelle ein, da ich nur von dort eine Übersicht gewinnen kann.

Und richtig, dicht vor mir steht ein Bulle mit großen, blendendweißen, sich fast kreuzenden Zähnen von wenigstens 80—90 Pfund das Stück, dicht neben ihm ein zweiter, der mir den Rücken zukehrt.

Unfähig so zu schießen, gleite ich am Baumstumpf herab und versuche vorsichtig die nächsten Büsche zu teilen. Aber im selben Augenblicke rauscht und kracht es in der Dickung vor uns und die Elefanten sind flüchtig geworden! In verschiedenen Richtungen davonbrechend, haben sie sich nach kurzer Zeit vereinigt, und eine fünfstündige Verfolgung unter den größten Schwierigkeiten bringt sie uns nicht mehr zu Gesicht. Wohl aber hat die Verfolgung das Resultat, daß unsere unteren Gliedmaßen von brennesselartigen Gewächsen, die an schattigen Stellen des Waldes nicht selten vorkommen, aufs schmerzhafteste gepeinigt werden. Wiederum sind unsere langen Bemühungen fruchtlos gewesen.

Leider traten einmal auch höchst bedauerliche Ereignisse für meine Begleiter bei der Verfolgung einer starken Elefantenherde ein.

Nur mit den bewährtesten Leuten aufbrechend, die zudem nur mit Stricken, Äxten und leichten Utensilien beladen waren, so daß jeder einzelne nur sechs- bis achtpfündige Lasten zu tragen hatte, hatte ich in einer wasserlosen Steppe die Verfolgung einer Herde aufgenommen. Die Leute hatten sich vor Aufbruch am Morgen mit Wasser gesättigt und solches in großen Gefäßen mitgenommen. Um die Herde möglichst zu erreichen, mußte ich ein warmes Tempo einschlagen, zu Fuß wie alle meine Leute, da meine Reitesel dem Stiche der Tsetsefliege längst erlegen waren. So furchtbar aber war die brennende Hitze im November, daß ich nachmittags vier Uhr die Verfolgung abbrechen mußte, um zum Wasser zurückzukehren, da mehrere Leute vollkommen marode geworden waren. Zwei von ihnen weigerten sich noch zu gehen, versuchten vielmehr völlig apathisch sich hinzulegen. Ich trieb sie jedoch stundenlang vor mir her, vermochte aber bei Einbrechen der Dunkelheit dies nur noch bei einem durchzuführen, der andere blieb in der Steppe liegen.

Mit allerknappster Not erreichten wir spät in der Nacht das Wasser, hauptsächlich nur dadurch, daß ich unterwegs an vielen Stellen die trockene Steppe anzünden und so ein Leuchtfeuer herstellen konnte. Als am nächsten Morgen, so frühzeitig wie möglich, dem Liegengebliebenen Hilfe gebracht wurde, kam sie zu spät: Der Unglückliche war in der Nacht von Rhinozerossen getötet und dann von Löwen völlig verzehrt worden, wie sich aus den Fährten ergab. Er war mitten auf einem stark begangenen Nashornwechsel niedergesunken und dort liegen geblieben.

Man muß hierbei in Betracht ziehen, daß zu jener Zeit alle meine Träger nur ausgesucht gute und eingeübte Leute waren. Dennoch ereignete sich so Bedenkliches, und ich wäre nicht imstande gewesen, durch irgendwelche andere Dispositionen dieses Unheil zu verhüten! In anderen Fällen haben öfters Leute meiner Karawane, welche den Weg verloren hatten, die Nacht allein in der Wildnis verbracht, ohne Schaden zu nehmen, nicht nur auf Bäumen, sondern auch auf flachem Erdboden!

Nicht ein einziger der Elefantenjäger, die längere Zeit in afrikanischer Wildnis das riesigste, heute lebende Säugetier des Festlandes, den „Tembo" der Waswahili jagten, ist ohne sehr ernste Abenteuer davongekommen; — viele haben ihre Kühnheit, von dem erzürnten Giganten zertrampelt, mit dem Tode büßen müssen.

Die Jagd auf den afrikanischen Elefanten, namentlich die von

einem Jäger allein, nach unſern weidmänniſchen Begriffen ausgeübte, iſt und bleibt ein Unterfangen, dem auf die Dauer nur wenige Männer gewachſen ſind.

Freilich wird ſo manches Stück dieſes edelſten Wildes nicht allein und weidmänniſch, ſondern „mit Unterſtützung“ niedergeknallt.

Solche „Jagd“ ausübende „Jäger“ dürften freilich wenig Verſtändnis für das ſouveräne, herrliche Gefühl haben, das der allein den rieſigen Elefanten in furchtbarſter Dickung beſchleichende Jägersmann empfindet und das mit Worten zu ſchildern unſere Sprache zu arm iſt. — — — —

Die gewerbsmäßigen ſchwarzen Jäger glauben vielfach, daß nach glücklicher Erlegung von etwa 15 Elefanten ſich eines Tages das Blatt zu Ungunſten des Jägers wenden müſſe.

Sie ziehen es vor, von da ab nur noch „Elefanten-Daua“ (Zaubermedizin) zu machen –, andere aber für ſich jagen zu laſſen!

Ich glaube ſie haben nicht unrecht.

Die Präparation des hier von mir erlegten Elefanten, ſeines Schädels und der Haut des Tieres erforderte angeſtrengte Arbeit während einer Woche.

Aus dem periodischen Inundationsgebiet der westlichen Ndjirisümpfe.

XII.

Nashörner.

Wer durch jahrelange Bereisung der Masai-Nyika einen Überblick über den dort heute noch vorhandenen Bestand von Nashörnern gewonnen hat, vermag sich viel leichter wie ein anderer ein Bild von der Zahl der Elefanten zu machen, die früher dort Wald und Steppe bevölkerten, bevor sie gewerbsmäßig bejagt worden sind. Die Nashörner boten den gewerbsmäßigen Jägern ein allzu geringes Äquivalent in ihren Hörnern für die Mühen und die Gefahr ihrer Jagd; so kam es, daß sie bis in die letzte Zeit relativ wenig verfolgt und erst in den allerletzten Jahren dezimiert worden sind, weil die Elefantenjagd allzu unergiebig geworden war.

Im Laufe der Jahre habe ich etwa sechshundert Nashörner mit eigenen Augen gesehen und die Fährten von Tausenden wahrgenommen. Es ist erstaunlich, wie zahlreich das Doppelnashorn heute noch in den Masailändern zu finden ist! Reisende, die sich nur auf den Karawanenstraßen bewegen, würden höchlichst erstaunt sein, wenn sie wochen- und monatelang die Einöden durchstreifend, dort alltäglich eine Anzahl Nashörner sichten würden: ihr Erstaunen würde wachsen, wenn sie zur trockenen Jahreszeit in etwa 2000 Meter Höhe auf den Bergen der Masaisteppe an geeigneten Örtlichkeiten geradezu unglaubliche Mengen unseres Dickhäuters antreffen würden!

Die Zahl dieses wehrkräftigen Wildes wird am besten illustriert durch die Strecken bekannter Reisender.

Auf Graf Telekis und Herrn von Höhnels berühmter Forschungsreise, welche bekanntlich zur Entdeckung des Rudolfsees und des Ste-

C. G. Schillings phot. *R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.*

Da der Fallwind vom Gebirge um diese Tagesstunde, wie ich mit Bestimmtheit wußte, dauernd günstig war, konnte ich mich den Nashörnern bis auf 15 Schritte im Schilfe — mit klopfendem Herzen — nähern —

C. G. Schillings phot. *R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.*

So genoß ich das wundervolle Schauspiel eines Bades dieser gefährlichen Dickhäuter aus nächster Nähe! (Die Nashornkuh hatte ihr Vorderhorn abgestoßen.)

phanieſees führte, erlegten die Herren 99 Nashörner, deren Fleiſch zur Ernährung der Leute in der Einſamkeit dienen mußte. Dr. Kolb ſoll zuverläſſigen Berichten zufolge über 150 Nashörner getötet haben, ehe er endlich durch ein von ihm angeſchoſſenes „Pharu" umgebracht wurde. Herr von Baſtineller, der ihn lange begleitete, hat über 140 geſchoſſen. Herr von Eltz, der erſte Kommandant des Forts Moſchi am Kilimandſcharo, ſoll annähernd 60 Rhinozeroſſe in der Steppe zwiſchen Moſchi und Kahe ſeinerzeit erlegt haben. In den letzten Jahren haben Schutztruppen-Offiziere mir von perſönlich erzielten Strecken berichtet, welche dieſe Zahl noch übertreffen. Eine Anzahl engliſcher Jäger erreichten Ähnliches. Dieſe ſchlagenden Zahlen dürften mehr verkünden, als lange Ausführungen es vermöchten. Sie ſagen einerſeits, daß noch eine geradezu erſtaunliche Anzahl von Nashörnern in Deutſch- und Britiſch-Oſtafrika zu finden iſt; andererſeits wird es nicht ſchwer, den baldigen Untergang des Tieres aus ihnen zu prophezeien.

Es iſt eine eigene Sache um die Schonung des Nashorns! Vielfach wird es die dahinziehende Karawane durchbrechend, vielleicht auch gefährdend, geradezu zur Jagd herausfordern! Die weittragenden modernen Geſchoſſe und die große Zielfläche, die es bietet, werden für unſer Tier in vielen Fällen verderblich werden, auch da, wo es nicht ſofort auf der Strecke bleibt! Iſt das ſogenannte weiße Rhinozeros im Süden des ſchwarzen Kontinents verhältnismäßig viel primitiveren Schußwaffen in wenigen Jahrzehnten erlegen, ſo dürfen wir den Untergang des Doppelnashorns heute, wo die kleinkalibrigen, weittragenden Waffen ihm gegenüber in Aktion treten, in noch kürzerer Zeit vorausſehn.

Die Jagd auf das Nashorn, wie ich ſie verſtehe, von einem Jäger allein und weidmänniſch ausgeübt, iſt und bleibt eine der gefährlichſten heute möglichen. Es iſt eine müßige Frage, ob die Jagd auf Löwen, Leoparden, Büffel, Elefanten oder Nashörner gefährlicher ſei. Alles hängt von den Umſtänden und von den Örtlichkeiten ab, in denen dieſe Tiere angetroffen und gejagt werden. Auch ausgerüſtet mit den zuverläſſigſten Büchſen iſt und bleibt die Jagd auf das afrikaniſche Nashorn, wenn man ſie, wie ich das ſtets getan, allein und ohne „mitſchießende" Begleitung ausführt, ein höchſt gefährliches Handwerk. Der engliſche Reiſende Thomſon ſchildert ſehr anſchaulich, welche Gefühle den Jäger beherrſchen, wenn er ein oder mehrere Nashörner im hohen Graſe anpürſcht, wiſſend, daß ſein Leben unbedingt dabei auf dem Spiele ſteht. Mir iſt es rätſelhaft, wie Leute behaupten können, daß ſie angreifenden Nashörnern gegenüber einfach kaltblütig beiſeite ſpringen, um dann den bekannten „ſicheren Blattſchuß" abzugeben. Ich kann aus eigener Erfahrung mit Beſtimmtheit ſagen, daß ſolches einfach zu den Unmög-

lichkeiten gehört. Ein Nashorn, welches wirklich einen Menschen angreift, wird seinen Gegner unter allen Umständen erreichen und auf die Hörner spießen.

Geschieht dies nicht, so wurde das Tier entweder vorher im letzten Augenblick getötet, der betreffende Jäger vermochte einen Baum, Termitenhügel oder Felsblock zu erklettern, oder aber das Tier hatte nicht beabsichtigt, ihn tatsächlich anzunehmen, sondern war nur flüchtig geworden, zufällig in der Richtung des Betreffenden!

Die große Expedition, der ich mich 1896 angeschlossen hatte, sah keinen einzigen Askari oder Bewaffneten jemals auf Jagd ziehn. In dieser Beziehung wurden die Leute mustergültig beaufsichtigt.

Nicht anders verfuhr ich meinen Leuten 1899/1900 gegenüber, ohne eine Ausnahme zu gestatten; nur mein europäischer Präparator erlegte hier und da einen Wasserbock oder eine andere Antilope.

Nie aber bin ich „beschützt von Mitschießenden" auf gefährliche Jagden gezogen. „Selbst ist der Mann," meine ich, sei gerade hier die Losung.

Doch habe ich viel seltsame Mären von hilfreich mitschießenden Askari erfahren und wunderbar, stets tat dann der weiße Herr, der Bwana Kubwa den tödlichen Schuß, der das Wild zur Strecke brachte.

Ganz anders, allein manneswürdig ist die ohne Hilfe ausgeführte Jagd!

Häufig schnaubt ein Nashorn in der Richtung mehrerer bewaffneter Leute heran; ein Feuer wird eröffnet, und im letzten Augenblicke weiß das bereits tödlich getroffene Tier niemanden der Schützen zu erreichen, bricht schnaubend durch die Schützenkette, um nach kürzerer oder längerer Zeit zu verenden. Solche Situationen veranlaßten das Märchen des geschickten Beiseitespringens, eines Kunststückes, das ich gerne von einem Toreador auf flachem Sandboden der Arena auch einem Nashorn gegenüber glaube — niemals aber von einem nicht stierkampfgeübten Europäer ausführen sehn werde.

Ich erfuhr vielfach, daß Menschen von dem angreifenden Tiere aufgespießt und in die Luft geworfen worden sind. Die Reihe der unter solchen Umständen Getöteten ist eine sehr große, eine ganze Anzahl Europäer verloren auf diese Weise in den von mir bereisten Gebieten das Leben.

Vor Jahren begegnete ich einem englischen Gouvernementsarzt, der in größter Eile zu einem Schwerkranken gerufen worden war. Einer seiner Askari, ein Sudaner, war kurz vor unserem Zusammentreffen von einem Nashornbullen — der von der kleinen Karawane gemeinsam beschossen worden war, — aufgespießt und in die Luft geworfen worden. Das Horn des Dickhäuters war dem Unglücklichen tief

in den Unterleib gedrungen, die Wunde war schrecklich anzusehen, und der Zustand des Patienten erschien sowohl dem Arzt wie mir, dem Laien, völlig hoffnungslos. Da ich einige Zeit ganz in der Nähe zu lagern gedachte, bat mich der Arzt dringend, den Verwundeten drei Tage in meinem Lager aufzunehmen, da er nicht imstande sei, seinen Transport weiter zu bewerkstelligen.

So mußte ich wohl oder übel seine Pflege übernehmen in der Voraussicht, daß baldiger Tod den Mann von seinen Qualen erlösen würde. Wider Erwarten erlebte er den nächsten Tag; seine Qualen wurden aber

Zahlreiche frische Überreste von Nashörnern zeigten mir, daß die Askaripatrouille, die vor kurzem zwecks Absperrung der Grenze gegen die Rinderpest hier gelagert, wie gewöhnlich diesen Tieren eifrigst nachgestellt hatte. Bildeten doch die Hörner der „Pharus" begehrte Nebeneinnahmen . . .

gegen Abend so groß, daß sein Ächzen und Stöhnen kaum zu ertragen war. Er bat, er flehte um Hilfe und so gab ich ihm, damals selbst nur mit dem Allernotdürftigsten versehen — meinen ganzen Opiumvorrat, in der Annahme, daß er auf diese Weise Ruhe finden und nicht wieder erwachen würde.

Aber mit der Natur eines Schwarzen ist nicht zu rechnen! Nach abermals 24 Stunden war er immer noch am Leben, und nun machten sich die Folgen der Opiumgabe in gewisser Beziehung störend bemerklich. Wiederum flehte er mich an, ihm beizustehen. Aber da war guter Rat teuer. Meine wenigen Medikamente, die ich in diesem Falle hätte anwenden können, um die Wirkung des Opiums aufzuheben, waren längst verbraucht. Endlich verfiel ich auf den Gedanken, durch eine

Flasche Salatöl, die mir noch geblieben war, einzuwirken. Es gelang; der Mann wurde tags darauf abgeholt und hat gegen alle Erwartung die schwere Verletzung, wie ich später erfuhr, vollkommen überstanden.

Ähnliche Fälle endeten nicht so glücklich, führten vielmehr den Tod der Betreffenden herbei. Die Nashörner schleuderten ihre Opfer dabei, sie mit den Hörnern durchbohrend, nur einmal in die Luft oder aber kehrten in anderen Fällen zu den Angegriffenen zurück und wiederholten den Angriff von neuem.

Ich selbst bin mehr denn ein Dutzend Mal aufs alleräußerste von Rhinozerossen bedrängt worden, und viele weitere Begegnungen mit Nashörnern gestalteten sich doch immerhin gefährlich und aufregend.

Mein erstes Zusammentreffen mit dem „e'munj" der Masai ereignete sich gegen Abend inmitten einer am selben Tage abgebrannten schwarz verkohlten Dornensteppe.

Nie werde ich den Eindruck vergessen, den die scheinbar so ungeschlachte Tiermasse, in ihrer knorrigen Plumpheit, inmitten dieser düsteren Staffage, schräg und ungewiß von der untergehenden Sonne beleuchtet, auf mich machte. Mit hocherhobenem Haupte — das gewaltige Tier hatte unser Kommen bereits wahrgenommen — die riesigen Hörner gen Himmel starrend, schien es wie verwachsen mit dem schwarz gefärbten Erdboden, gigantisch sich vom rötlichen Abendhimmel im Hintergrunde abzeichnend.

Mein Herz pochte heftig und meine Hand war nicht ruhig, als ich auf hundert Schritte etwa die schwere Elefantenbüchse abfeuerte, nur dürftig gedeckt von einem kahlen, halb vom Feuer verschonten Dornbusch. Auf meinen Schuß schnaubt das „Pharu" heran, und erst kurz vor mir, auf meinen zweiten Schuß, ergreift es unter lautem Schnauben links in die Steppe ausbiegend die Flucht! Wie vom Boden verschwunden erschienen meine Leute. Das Ganze spielte sich in so kurzen Augenblicken ab, war von so gewaltiger Wirkung auf mich, — die anscheinende Wirkungslosigkeit meiner Waffe auf das große Wild war so niederschmetternd, — die von letzterem entfaltete Behendigkeit und Schnelligkeit so überraschend, daß von diesem Augenblicke an ein ganz anderes Bild des Tieres sich in meine Seele einzeichnete, als es dort eine lange Reihe von Jahren vorhanden gewesen war!

Zur selben Stunde aber lag ein schwerverwundeter, am vorhergehenden Tage von einem Nashorn zweimal in die Luft geworfener, und nur wie durch ein Wunder mit dem Leben davongekommener Mann im Lager . . . . .

Mußten beim Betreten des schwarzen Erdteils so viele schulmäßig erworbene Begriffe umgewertet werden, hier trat vor allem in Er-

C. G. Schillings phot. *R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.*

Es war nicht ganz leicht, den Apparat ruhig zu halten, da der Nashornbulle in der offenen, deckungslosen Grassteppe angepürscht werden mußte. Auf seinem Rücken saßen Madenhacker (Buphagus erythrorhynchus [Stanl.]), so daß nur ein vorsichtiges Kriechen durch das hohe Gras mich zum Ziele führte.

ſcheinung, daß kein ſchwerfälliger, plumper, durch lange Haft im zoologiſchen Garten, im engſten Gewahrſam degenerierter „Dickhäuter" mir gegenübertrat, ſondern ein athletenhaft gewandtes, ſchnelles und gefährlich behendes Tier, ſo ganz anders, als ich es erwartet hatte. —

Wochenlang feſtigte ſich dieſer Begriff und dieſe Erfahrung noch weiter durch Erblicken des Tieres in der Ferne. Das zweite nahe Zuſammentreffen aber mit ihm ſtempelte alles das zur vollſten Gewißheit!

Die Schrotflinte in der Hand, — vom damals noch nicht der Tſetſefliege erlegenen Reiteſel herunterſpringend, — eile ich linkerhand in eine von hohen Gräſern bewachſene Schlucht, wo ich Perlhühner hatte einfallen ſehen.

Wie gewöhnlich ſind ſie weit von der Einfallſtelle weggelaufen; eilig folge ich ihnen, um ſie zum Aufſtehen zu bringen. Da plötzlich richtet ſich dicht vor mir eine bräunlich ſchwarze Maſſe automatenhaft ſchnell empor, ſtutzt ſitzend einen Augenblick: und ſchon macht mein damals für dieſes Tier noch nicht allzu geübtes Auge die mächtigen Konturen eines Nashorns im Hochgraſe aus!

Blitzſchnell arbeitet das Gehirn in ſolchen Augenblicken. Flach liege ich im Momente auf dem Boden; ſchnaubend und pruſtend, ſich in eine Staubwolke hüllend, raſt das Nashorn auf Fußbreite jetzt an mir vorbei, auf die Karawane zu, dicht vorbei an meinem Freunde Alfred Kaiſer!

Er, der von einem Nashorn vor kurzem zweimal aufgeſpießt, wunderbarerweiſe mit dem Leben davongekommen und monatelang ſchwer krank darniedergelegen hatte, übte eine merkwürdige Anziehungskraft auf Nashörner aus!

Wo auch immer er ſich befand, ſtieß er auf ein oder mehrere „Pharus"!

Aber in ſeinem langen Leben inmitten der Beduinen des Sinai hat er ſtoiſche Ruhe gelernt; auch jetzt läßt er das Tier ungehindert die Karawane durchbrechen, in nächſter Entfernung an ſich vorüberſauſen.

Nur ein unbeſchreiblich ſtarkes, arabiſches Kraftwort ſendet er ihm nach; eine weithin ſich erſtreckende Staubwolke aber kennzeichnet den Weg des flüchtigen Tieres in der Ferne.

Ich aber darf mir zu einer knappen Errettung aus hoher Gefahr Glück wünſchen; abermals habe ich gelernt, unter ſolchen Umſtänden vorſichtiger zu handeln, und habe den Begriff eines „narrow escape" der engliſchen Sprache wiederum einmal in meinem Leben illuſtriert gefunden.

Am ſelben Tage hatte ich dann noch Gelegenheit, vier andere Nashörner, darunter eine Mutter mit einem Jungen zu ſehen. Kurze

Lange dauerte es, bis der gewaltige Nashornbulle ich niedertat ... er trug die längsten Hörner, die ich jemals in dieier Gegend erblickt hatte ...

Kaum hatte er ſich niedergetan, als auch ſchon die Madenhacker, ſeine treuen Begleiter, ſich auf ihm niederließen ... ſein annähernd meterlanges Vorderhorn ragte wie der Aſt eines abgeſtorbenen Baumes in die Luft empor .....

Zeit darauf aber lockt mich ein ſtark begangener Wechſel, zu einem Felſentümpel in trockenſter Steppe hinführend, zum nächtlichen Anſitz.

In jenen Hochſteppen wird es zur Nachtzeit bitter kalt; mit wenigen Leuten, einigen wollenen Decken, Laternen uſw., ausgerüſtet, breche

ich abends auf, um am Rande der Schlucht einen Ansitz herzustellen. Jedoch wir haben nicht mit dem plötzlichen Sonnenuntergang in den Tropen gerechnet, kommen zu spät, verirren uns, und bald umfängt uns tiefe Dunkelheit, da der Mond erst gegen neun Uhr erscheinen wird. Zerstreute Felsblöcke und beschwerlich hohes Gras hindern Schritt und Tritt; es bleibt nichts übrig, als zum Lager zurückzukehren, so gut es geht. Aber auch das scheint in der Dunkelheit nicht möglich, und so beschließe ich, an Ort und Stelle zu verharren, bis der Mond erscheint, und der Rückmarsch ins Lager möglich wird.

Inmitten der Felsblöcke, über die der Fuß stolpert, das Knie sich verletzt, jeder Schritt von spitzen, schmerzhaften Dornen und den rankenden, zähen Grashalmen gehindert wird, waren wir in der dunklen Nacht wie durch Zauber an die Stelle gebannt. Doch allmählich gewöhnt sich das Auge an die Dunkelheit und ist sogar imstande, die weißlichen Stämme und Äste einzelner Akazien in der Nähe auszumachen.

Nach geraumer Zeit ertönt dicht vor uns ein kurzer schnaubender Laut! Meine Leute lassen im Nu alles, was sie tragen, zu Boden fallen und mit einer Schnelligkeit, die unmöglich zu beschreiben ist, erklimmen sie zwei mäßig hohe, in unmittelbarer Nähe befindliche kahle Bäume. Nur mein Gewehrträger, der die schwere Elefantenbüchse schleppt, stutzt einen Augenblick: „Pharu Bwana!“ tönt es halblaut von seinen Lippen. (Ein Nashorn, Herr!)

Ich muß ehrlich gestehen, daß sich mir damals meine wenigen Haare sträubten, und à tempo hatte ich die schwere Büchse ergriffen.

Jetzt nimmt das bereits an die Dunkelheit gewöhnte Auge im ungewissen Schimmer des tropischen Sternenhimmels und des mittlerweile erschienenen Mondes die ungeschlachte Masse des Nashorns dicht vor uns wahr. Wenige Meter hinter uns gähnt die tiefe Felsschlucht, jeder Schritt wird gehemmt durch Felsblöcke, spitze Dornen, verschlungene Gräser! Lautlos, atemlos hockt die Gesellschaft meiner acht oder zehn Träger auf den Bäumen, da bewegt sich prustend das Nashorn einige Meter mehr auf mich zu.

Ich suche das Korn gegen den Sternenhimmel, gehe mitten in die schwärzliche, tierische Masse vor mir hinein — und — drücke — —

Mächtig donnernd dröhnt die gewaltige Pulverladung in der Felsschlucht und bricht sich an den Klippen ringsum, vielfältiges Echo erzeugend.

Ich bin einen Schritt rückwärts getrieben von der Wucht der mächtigen Waffe und in die Kniee gesunken; der linke Hahn wird schnell gespannt — bei so mächtigen Kalibern geht er, wenn gleichzeitig

mit dem rechten gespannt, allzuleicht mit diesem zusammen los — und jetzt erwarte ich ein Kommen des Gegners! Aber schnaufend und polternd verschwindet er den Hügel hinab — im Dunkel der Nacht — tiefe Stille tritt ein — wir alle verharren regungslos und horchen!

Nach einer ganzen Weile wird der Rückmarsch ins Lager angetreten; rufend und singend versuchen die Leute ein ähnliches nahes Zusammentreffen im Dunkeln nun nach Möglichkeit zu vermeiden.

Am anderen Morgen findet sich der erlegte, starke Nashornbulle sechzig Schritte vom Anschuß verendet. Die bleigepanzerte Stahlkugel

Wie angenagelt verbafften die Nashörner dann nahmen sie mich mit überraschender Schnelligkeit an ....

sitzt mitten auf dem Blatt und findet sich auf der anderen Seite unter der Haut.

Nicht immer verlaufen solche Begegnungen mit Nashörnern zur Nachtzeit so günstig; unter Umständen greifen die Tiere vielmehr unbeschossen und ungereizt an und werden höchst gefährlich. Die Regel aber ist, daß das Nashorn, wenn es rechtzeitig das Nahen von Menschen nachts bemerkt, diesen ausweicht, wie ich es später sehr oftmals selbst erfahren habe.

In den Hochländern der Wasserscheide zwischen den Masailändern und dem Victoria-Nyanza hatte ich dann häufiger Gelegenheit, Rhinozerosse zu beobachten, und zwar sowohl in den wilden Bergwäldern dieser Plateaus, wie auch auf den offenen Ebenen, wo die Nashörner, von weitem sichtbar, einzeln und zu mehreren sich in der freien Steppe niedergetan hatten.

Damals schon wollte der Mechanismus meiner Repetierbüchse nicht recht funktionieren. Nichts ist geeigneter, den Schützen nervös zu machen als eine solche, meist in den unerwünschtesten Augenblicken eintretende Unzuverlässigkeit der Waffe, von deren unbedingter Gebrauchsfähigkeit sein Leben abhängt.

So kam es, daß sich das Angehen der paarweise in der kahlen, freien, völlig deckungslosen Steppe schlummernden Nashörner höchst aufregend gestaltete. Namentlich in einem Falle darf ich von Glück sprechen, da das zweite Nashorn die Flucht ergriff, nachdem ich das erste, — nach einstündigem Herankriechen in heißem Sonnenbrande — auf hundert Meter glücklich im Feuer erlegt hatte.

Allmählich so immer mehr mit der Eigenart des Tieres vertraut geworden, verliefen meine nächsten Begegnungen mit den gefährlichen Dickhäutern glücklich.

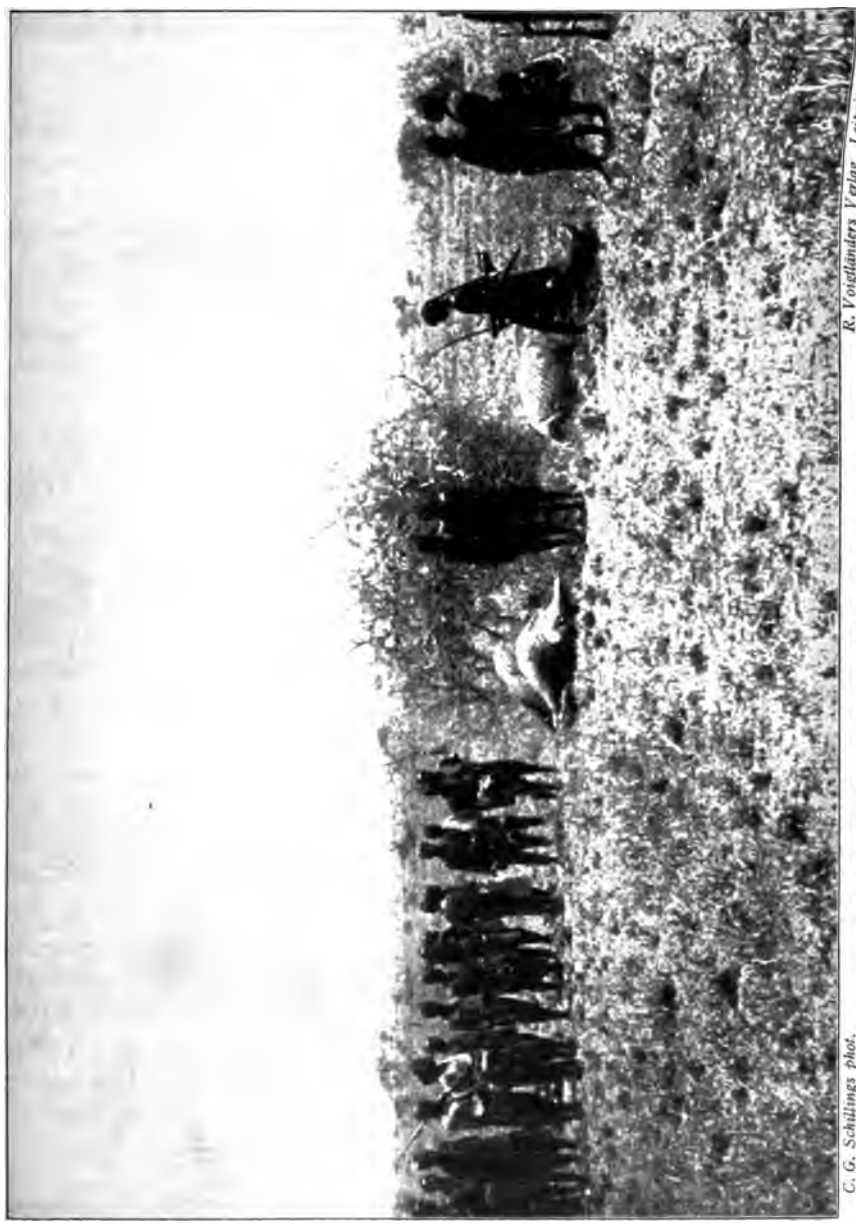
Ich greife wiederum einzelne Episoden, die das Verhalten des Nashornes unter verschiedenen Umständen charakterisieren, aus der großen Zahl meiner Erlebnisse heraus, überzeugt, daß dem Leser auf diese Weise ein möglichst wahres und naturgetreues Bild des Tieres geboten wird. — —

Unvergeßlich wird mir namentlich die Erlegung eines sehr alten Nashornbullen in Britisch-Ostafrika, unweit Kibwezi, bleiben. An einem sehr windigen Morgen erlegte ich nach einem Fehlschuß glücklich einen Grantgazellenbock mit nur einem kapitalen Horne. Im Begriff ihn abzufangen, fiel mein Blick zufällig nach links in die Steppe, wo ich eine dunkle Masse auf etwa 200 Meter bemerkte. Ich glaubte einen entwurzelten Baum zu sehen; aber kurze Zeit darauf, als ich wiederum hinblickte, war das dunkle Etwas verschwunden!

Mit dem Glase überzeugte ich mich nun, daß ich es mit einem Rhinozeros zu tun hatte, das sich offenbar in seiner beliebten Weise sitzend aufgerichtet, nun aber wieder niedergetan hatte.

Bei dem sehr starken Winde gelang es mir, mich bis auf fünfzehn Schritte spitz von vorne dem Tiere zu nähern; ein kleiner Dornenstrauch gewährte mir dabei Deckung. Ich kam sorgfältig auf das Ohr des Nashorns ab, aber mit einem gewaltigen Ruck schnaubte das Tier auf mich zu, — glücklicherweise dabei fast auf der Hinterhand kehrt machend! — Meine zweite Kugel auf so nahe Distanz spitz von hinten abgegeben, ließ es dann wie einen Hasen im Feuer zusammenstürzen. Es war sofort verendet.

Der Anblick des erdfarbenen Riesen, wie er einem Wurzelstocke ähnelnd, gleichsam erdverwachsen in der sturmdurchwehten Steppe sich mir an jenem Tage zeigte und meine Blicke täuschte, tritt mir in plasti-



C. G. Schillings phot. R. Voigländers Verlag, Leipzig 1904.

Heute noch ist es mir ein Rätsel, daß ich dies Ereignis überlebte, denn, so unglaublich es klingt, im selben Augenblicke machte sich bei beiden Nashörnern die tödliche Wirkung meiner Schüsse geltend . . .

scher Gestalt häufig vor die Seele, namentlich, wenn ich mich heimlich dabei ertappe, wie es mich mit nagender Sehnsucht hinauszieht in die ferne, weltmeergetrennte Masai-Nyika, und die Steppe mit all ihren herben wilden Reizen ruft und lockt. . . .

Einige Jahre später — ich pflegte längst nur noch sehr starke Stücke zu bejagen —, beschoß ich einen alten, ganz außerordentlich starken Bullen, der auf einen ungünstig sitzenden Blattschuß zwar sofort flüchtig wurde, aber auf meine nächsten Schüsse in einem weiten Bogen — nach meiner Erfahrung eine häufig angewandte Taktik der Nashörner — auf mich zukam, und erst zehn Schritt vor meinen Füßen zusammenbrach. Der Bulle befand sich in Gesellschaft einer Nashornkuh. Auf die erste Kugel fuhren beide Tiere mit den Köpfen aufeinander los, der Bulle wohl in dem Glauben, von seiner Gefährtin verletzt worden zu sein. Unverrückbar im Gedächtnis haftend wird mir auch hier die von den scheinbar so plumpen Tieren entwickelte Gewandtheit und Schnelligkeit bleiben. Selbstverständlich nimmt bei dieser Jagd analog der stets wachsenden Sicherheit aller mit gefährlichen Dingen Beschäftigten, das Selbstvertrauen des Jägers um so mehr zu, als er eine Reihe von glücklichen Ausgängen seiner Begegnungen mit dem wehrkräftigen Gegner erlebt.

Früher oder später aber tritt jedoch mit Bestimmtheit der gegenteilige Fall ein, und um so erfahrener der auf Löwen, Leoparden, Büffel, Elefanten und Rhinozerosse Jagende wird, um so vorsichtiger pflegt er zu werden.

Am Jipe-See hatte ich unerwartet, bei der Pürsche auf Kudus, eine Begegnung mit einem Nashorn, welches, dem Schlammbade in einer Lache entsteigend, plötzlich mit dem roten Lateritschlamme der Steppe bedeckt, von den schrägen Strahlen der untergehenden Sonne getroffen, auf fünfundzwanzig Schritte vor mir stand!

Instinktiv fühlte ich, daß das Tier mich annehmen würde. Im selben Augenblicke geschah dies auch, nachdem das Nashorn zwei- oder dreimal mit wiegender Bewegung den Kopf hin und her geworfen und durch den Geruchsinn meinen Standort ausgekundschaftet hatte. In diesem kritischen Momente stach meine Büchse ab! Die Kugel saß infolgedessen zu hoch, aber glücklicherweise doch gut genug, um das Tier, das mich beinahe streifte, abschwenken zu machen.

Mit knappster Not konnte ich, im allerletzten Augenblicke in einen dichten Dornbusch hineinspringend, mich wieder einmal vor dem Tiere retten!

Mit Blitzesschnelle jagte es einen meiner Leute zweimal um eine gabelig dem Erdboden entwachsene dicke Akazie und verschwand dann in

den Dornen! Ein ferneres Schießen war mir wegen der rechts und links hinter Büschen und Bäumen Schutz suchenden Leute — ich war von etwa zehn Mann begleitet — nicht möglich, und das Tier entkam.

Wer das unbeschreiblich fürchterliche Gefühl des am Abzuge reißenden — auch auf flüchtiges Wild nur an gestochenes Schießen von Jugend auf gewohnten Schützen kennt, wird sich ein Bild meines Empfindens in diesen kritischen Sekunden machen können!

Ein heftiges Fieber, das mich am anderen Morgen zwei Tage an mein Bett fesselte, machte eine Nachsuche unmöglich.

Auf meine Kugel fuhr das Nashorn mit dem Kopfe mehrfach hoch in die Luft und gab mir Gelegenheit zu einer blitzschnell erfolgenden Aufnahme . . . Das zweite jüngere Tier wollte ich mit Absicht nicht erlegen . . . . .

Bei der Nashornjagd kommt es sehr wesentlich darauf an, daß man den Wind sorgfältig beachtet. Am zweckmäßigsten geschieht die Kontrolle der Luftrichtung durch ein angezündetes Streichholz; in Ermangelung eines solchen durch Niederfallenlassen von Sand oder Emporhalten des angefeuchteten Fingers. Außer der Richtung des Windes kommt jedoch sehr in Betracht, ob die Nashörner von Madenhackern (Buphaga erythroryncha) begleitet sind oder nicht. In vielen Fällen verläßt sich das ruhende Tier auf seine kleinen treuen Kameraden aus der Vogelwelt; sie reinigen es nicht nur von Schmarotzern, sondern warnen es auch unfehlbar bei nahender Gefahr. Letzteres geschieht durch schrilles Gezwitscher und eiliges Auffliegen. Durch die Vögel so gewarnt, stehen die Nashörner entweder blitzschnell auf oder nehmen

eine ſitzende Stellung ein, um nun je nach den Umſtänden und den bisher gemachten Erfahrungen flüchtig zu werden, langſam fort zu trollen, oder — in menſchenleeren Gegenden — ſich wiederum niederzutun.

Kann ſich der Nahende ſelbſt, nach dem erſten Alarm, mit günſtigem Winde verbergen, und hat ſich das Nashorn wieder niedergetan, ſo fallen meiſtens die Madenhacker, deren Anzahl zwiſchen einigen wenigen und etwa zwei Dutzenden zu ſchwanken pflegt, wieder auf ihrem Wirttiere ein. Sobald man aber ſich dieſem wieder nähert, verlaſſen ſie von neuem das Nashorn, es ſo wiederum alarmierend. Wir ſehen ſo abermals eine Vereinigung — eine Symbioſe — eines ſehr ſcharf witternden Tieres mit ſehr ſcharfſichtigen Genoſſen!

Inwiefern eine bei faſt allen von mir erlegten Nashörnern — meiſt an der linken Seite der Bauchflanke — aufgefundene Wunde bis zur Größe eines Fünfmarkſtückes, mit der Tätigkeit der Madenhacker zuſammenhängt, laſſe ich dahingeſtellt. Die Eingeborenen behaupten, daß dieſer „Dundo“ von den Vögeln herrühre. Ich habe Hautſtücke mit dieſen Wunden mitgebracht, um eine Unterſuchung auf eventuelle Erreger zu ermöglichen.

Jedenfalls fand ich nur ein einziges Rhinozeros ohne einen dieſer „Dundo“; die Rhinozeroſſe zeichnen ſich durch ſolche Hautwunden vor den Elefanten aus, deren Epidermis bei geſunden Tieren ſtets glatt und unverletzt erſcheint.

Trotz der Tätigkeit der Buphagiden, die gelegentlich unterſtützt wird durch ſolche von Raben, finden wir das Rhinoceros bicornis, namentlich an den nicht leicht zugänglichen Stellen ſeines Leibes, reich beſetzt mit teils außerordentlich großen Zecken in reicher Anzahl. Ich fand unter dieſen paraſitären Bewohnern verſchiedene Arten, ſo Amblyoma aureum Nn., Ambl. hebraeum Koch., Ambl. devium Koch. und in ſehr bedeutender Anzahl Dermacentor rhinocerotis (de Geer).

Sehr wahrſcheinlich benutzt eine bisher unbekannte, gelegentlich meiner letzten Reiſe von mir entdeckte Zeckenart ebenfalls das Rhinozeros als Wirtstier; von den vorgenannten Zeckenarten iſt jedoch Dermacentor rhinocerotis, wie es ſcheint, einzig und allein auf das „Pharu“ angewieſen.

Mehr wie vier „Pharus“ habe ich nicht zuſammen angetroffen, obwohl ich häufig bis zu acht Stück zu gleicher Zeit ſichtete.

In wunderbarer Weiſe iſt bei dieſen Tieren das Vermögen, ſich zu orientieren ausgebildet, und allnächtlich legen ſie in der trockenen Zeit viele Stunden weite Wege bis zum Waſſer zurück.

Ihre Losung pflegen sie an bestimmten Stellen mit besonderer Vorliebe abzusetzen, um sie dann mit den Hinterbeinen, rückwärts scharrend, auseinanderzustreuen.

Auf diese Weise entstehen breite Bahnen im Boden der Steppe.

Zweifellos dienen diese Ansammlungen von Losung als „Post" und Orientierungsstationen für die Tiere, mit deren Hilfe sich die weit zerstreuten auffinden können.

Die Form der Hörner ist sehr individuell und variiert außerordentlich.

Die Hörner der Kühe werden länger und sind stets dünner, als die mehr gedrungenen, starken Hörner der Bullen.

Zuweilen sind die Hörner schwertförmig abgeplattet und zwar in denselben Gegenden, wo runde Hörner die Regel bilden. Außerordentlich, bis fast anderthalb Meter lange Hörner von Kühen kommen hier und da bei sehr alten Stücken vor.

In einzelnen, sehr seltenen Fällen finden sich mehr als zwei und bis zu fünf Hörner beim afrikanischen Rhinozeros. Umgekehrt werfen die Tiere unter Umständen eins oder auch beide Hörner ab. Ich glaube, daß zudem sehr bejahrte Stücke ihre Hörner manchmal verlieren, ohne sie zu erneuern. Ein hoch bejahrtes, alle Zeichen des Greisenalters aufweisendes, hornloses Exemplar, das ich erlegte, läßt mich das vermuten, wie auch die allerdings nur mit großer Vorsicht aufzunehmenden Berichte jagdkundiger Eingeborener. Die Entwicklung der oftmals eine gewaltige Länge erreichenden Hörner der afrikanischen Nashörner wird durch folgende Angaben am besten veranschaulicht, sie enthalten die Maße (in engl. Zoll) der längsten und bestentwickelten Hörner, die man bis heute kennen lernte.

Afrikanisches Nashorn (Rh. bicornis).

Eigentümer.	Woher?	Länge.
Dr. C. H. Orman	Ostafrika	$53^1/_2$
S. L. Hinde	„	47
Kaiserl. Museum Wien	?	$44^1/_2$

Das vor wenigen Jahren erst in Südafrika ausgerottete, heute nur in ganz vereinzelten Exemplaren noch zu findende sogenannte weiße Nashorn — eine Art, die nur im Süden des schwarzen Kontinents heimatete, trug freilich noch längere Hörner! In folgendem seien einige Maße, wiederum in englischen Zoll, gegeben; sie sind wie die vorhergehenden Rowland Ward's Records of Big Game entnommen.

Weißes Nashorn (Rh. simus).

Eigentümer.	Woher?	Länge.
Col. W. Gordon Cumming	Südafrika	$62^1/_2$
British Museum	„	$56^1/_2$

Heute, wie gesagt, fast völlig ausgestorben, war dieses kolossale Geschöpf das größte Landsäugetier, das nach dem Elefanten zur Zeit unserer Väter die Erde belebte. Vor kaum einem halben Jahrhundert war es dabei noch so häufig, daß der englische Jäger Andersson gegen sechzig Stück im Laufe weniger Monate im Gebiete des Orangeflusses und des Zambesi erlegen konnte . . . .

Ich selbst habe das Horn eines Rhinozeros in Sansibar erwerben können, das gegen 54 englische Zoll lang ist, und meine selbsterlegten Nashörner weisen unter anderem die Maße von 86, 76, 72 und $62^1/_2$ Zentimeter auf, während die meisten übrigen von mir erlegten freilich bedeutend weniger lang sind.

Wirklich gefährlich wird das Nashorn dem Reisenden in dichtem Buschwerk, sei es in der Steppe inmitten der ausgedehnten Suedabüsche, sei es auf den Plateaus der Berge inmitten jener schwer passierbaren dichten, undurchdringlichen Vegetation, welche die Bergkämme, Lichtungen und Waldlücken, inmitten des hochstämmigen, flechtenbehangenen Waldes bedeckt.

Namentlich auf jenen oft nur schmalen Berghalden, in etwa 2000 Meter Höhe, und in dichter Deckung hat sich das Tier oft zahlreiche Lagerstätten unter den Büschen bereitet, die es abwechselnd aufzusuchen pflegt.

Mit Vorliebe hält es sich hier in Dickungen auf, die aus undurchdringlichsten Jasmin-, Smilax-, Pterololium-, Toddelia-, Brombeeren- und anderen Sträuchern bestehen, dem Menschen kaum ein Eindringen gestatten.

Zur trockenen Zeit finden sich auf jenen Bergen alle Existenzbedingungen für Elefanten und Nashörner, und die Menge der Tiere konzentriert sich zu jener Zeit auf diese Höhenlagen. Es kann dann ein Eindringen in ihre Aufenthaltsorte sehr bedenklich werden.

Gehen wir mit schlechtem Winde und absichtlich möglichst lärmend, so pflegen allerdings die Tiere meist entweder dicht vor uns den Bergabhang hinabpolternd flüchtig zu werden, oder sie haben sich mäuschenstill und unhörbar bereits gedrückt, wenn wir von hundert zu hundert Schritt ihre außerordentlich zahlreichen, napfartig ausgelegenen Lagerstätten erreichen — die, wie gesagt, mit Vorliebe auf diesen Bergkämmen gelegen sind.

Marschieren wir indessen mit gutem Winde, so sind Renkontres auf allernächste Entfernung an der Tagesordnung, die begreiflicherweise höchst bedenklich sind, namentlich wenn es sich um mehrere Tiere handelt. Selbst die Wandorobbo und Wakamba suchen nur ungern diese Buenretiros der Nashörner auf; ich aber muß gestehen,

C. G. Schillings phot. *R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.*

Ein weibliches Nashorn (Cerathorhinus aff. cucullatus Wagn.) **mit Jungem an der Tränke zur Nachtzeit auf wenige Schritt Entfernung auf die Platte bannen zu können, hätte ich mir früher niemals träumen lassen.**

daß ich nach einigen, höchst aufregenden Ereignissen inmitten jener Bergwildnis kein allzu großes Verlangen mehr hege, Ähnliches zu durchleben. Hier ist in der Tat der Jägersmann nicht mehr am Platze, der wie ich dies ja selbstverständlich stets tat, das Heft selbst in den Händen hat, und sich nicht von einer Leibgarde losknallender Schwarzer „beschützen" läßt. Gilt es hier doch eventuell unter allen Umständen auf alles, was „Nashorn" heißt, um das Leben knapp zu retten, zu feuern, gleichgültig ob weiblich oder jung - - in der Tat kein erfreuliches Weidwerk!

Aber wenn auch die Begleitung schießen soll in jenen pfadlosen Dickichten — wo Mann an Mann, um nur eine Vorwärtsbewegung zu ermöglichen, dicht gedrängt hintereinanderkriecht, jede Aussicht aber versperrt ist, — dürfte selbst dieses vielfach beliebte System zu „jagen" leicht verhängnisvoll werden, wenn alle Mann durcheinander knallen.

Erfreulicherweise werden also jene fernen Berge diesem verfolgten Großwilde noch jahrelang Zufluchtsstätten bieten. Erst dann vermögen sie ihre Bewohner nicht mehr zu schützen, wenn europäischer Erwerbssinn Handelsleute veranlaßt, eingeborene Jäger dorthin zu entsenden. Gouverneur Graf Götzen hat aber dankenswerterweise solchem Beginnen durch seine Verordnungen vorläufig einen Riegel vorzuschieben versucht. —

Trotz mancher im höchsten Maße kritischer Situationen, in die mich meine Nashornjagden brachten, und in die ich ebenso durch zufällige Begegnungen mit den urwüchsigen Gesellen höchst unerwarteterweise geriet: in die höchste Gefahr kam ich vorauszusehenderweise erst dann, als ich es unternahm, auch diese Angehörigen einer fast verschwundenen gewaltigen Urfauna im Lichtbilde festzuhalten!

So leicht war dies Beginnen nicht! Eigentlich rege ist das Nashorn wie vieles andere Wild nur bei bedecktem Himmel; dann aber versagt der Apparat. Grell beleuchtet in einem gewissen Winkel von der Sonne beschienen, muß ich die riesigen Tiere vor mir haben, und nicht zu weit darf die Entfernung sein — alles schwer zu erfüllende Bedingungen!

Auch muß der Aufnehmende in solchen Augenblicken vollkommen Herr seiner Nerven sein, seine Hand darf nicht zucken; sonst würde das Bild verdorben werden. Chiningenuß aber und Malaria disponieren in keiner Weise zu solchem Unterfangen; beides läßt unsere Hand ihr Werk unsicher vollbringen.

Wer es nicht selbst erprobt hat, den Apparat in der Hand — ohne die mir persönlich unbekannten, „mitschießenden" Askaris — Nashörner in freier Steppe anzupirschen, möge nicht vorschnell ein solches Unterfangen unterschätzen . . . . .

Zwei Nashörner hatten sich im Schatten eines Baumes niedergetan . . .

Die alte Nashornkuh stand plötzlich auf mit der diesen anscheinend so plumpen Geschöpfen eigenen Schnelligkeit.

Dennoch gelingt es zur günstigen Stunde, alle schädigenden Einflüsse zu paralysieren, und freudig sah ich nächtlicherweise unter meinen Händen im Entwickelungsbade auf der Glasplatte erscheinen, was der starke „Zauber" im Tage vollbracht!

Im nächsten Augenblicke folgte der Bulle ihrem Beispiel . . .

Und ein leises Springen des Windes hatte zur Folge, daß sie gleich darauf Front machten . . .

Denn ein „Zauber" ist und bleibt es für meine Karawanenleute, daß ihr Herr die täglichen Ereignisse so im kleinen Bilde ihnen wiederum vorführt; und das Kopfschütteln darüber nimmt kein Ende!

Mit dem Worte „Daua" — Zauber — erklärt der Schwarze sich alles ihm unfaßbare — — — — — —

Mit den Erfahrungen der bekanntesten englischen Autoritäten, wie Mr. F. C. Selous, Mr. F. J. Jackson und anderer über den Charakter der afrikanischen Doppelnashörner übereinstimmend, fand ich Rhinozerosse stets nervös, leicht reizbar und im höchsten Grade unberechenbar. Die einzelnen Individuen benehmen sich sehr verschieden, und man weiß niemals, was sich ereignen wird, wenn man auf ein Rhinozeros Jagd macht! Das sollte ich zur Evidenz im November des Jahres 1903, gelegentlich meiner vierten und letzten Expedition bestätigt finden, als es mir glückte, eine höchst gelungene photographische Aufnahme zweier Nashörner zu machen.

Ich hatte mich während des ganzen Vormittages umsonst bemüht, ein Rudel Giraffen photographisch zu fixieren; die ungemeine Scheu dieser Herde hatte mein Beginnen vereitelt. Ermüdet und durstig war ich auf dem Heimwege zum Lager, als in etwa vier Stunden Entfernung von demselben zwei Nashörner sichtbar wurden, welche aus irgend einem Grunde an diesem heißen Tage noch in der Steppe rege waren.

Die Entfernung betrug etwa tausend Meter; der Wind war, wenn auch außerordentlich schwach, doch ungünstig. Ich schlug daher sofort einen großen Bogen und hatte die Genugtuung, beobachten zu können, wie die Nashörner nach etwa einer halben Stunde nebeneinander unter einem Strauchbaume sich niedertaten. Von nur zwei Leuten begleitet, denen sich noch zwei meiner Masai anschlossen, gelang es mir, mich mit gutem Winde auf etwa 120 Meter den Tieren vorsichtig zu nähern. Die Nashörner waren ausnahmsweise nicht von Madenhackern begleitet; ein mäßig starker Dornenstrauch, der einem nur sehr wenig hohen, verlassenen Termitenhügel entsprossen war, bot mir die letzte vorhandene Deckung.

Mehrere Aufnahmen mit dem Teleapparat waren gelungen, als plötzlich aus irgend einer Ursache beide Nashörner à tempo blitzschnell, ihrer Gewohnheit entsprechend, aufstanden. Fast gleichzeitig bewegte das vorderste Tier, eine alte Kuh, mehrfach ihren Vorderkörper hin und her, um sofort, gefolgt von dem sie begleitenden Bullen, hocherhobenen Kopfes, in schnellem Galopp in gerader Richtung auf mich zuzustürmen. Ich hatte instinktiv gefühlt, was sich ereignen würde; die stets schußbereite Büchse war im Nu in meinen Händen, der Teleapparat hingegen seinem oft bewährten Träger übergeben. Es gelang mir, beide Angreifer mit sechs Schuß je zweimal im Laufe weniger Sekunden zu Fall zu bringen; tiefe Furchen bezeichneten die jedesmaligen Stürze der gewaltigen Tierkörper im Sande der Steppe.

Meine letzte Kugel feuerte ich im bestimmten Bewußtsein, daß nun mein letztes Stündlein geschlagen habe, auf drei Schritte der alten Kuh ins Genick, gleichzeitig nach rechts um den Dornenbusch herumspringend.

Meine Leute hatten längst die Flucht ergriffen, aber einer der Masai kreuzte mich in diesem kritischen Augenblicke und sprang vor mir direkt in den Dornenstrauch hinein!

Er hatte offenbar erwartet, die Tiere noch im letzten Augenblicke fallen zu sehen, wie er das von mir gewohnt war.

Die Nashornkuh nahm mich aufs boshafteste an und erst im letzten Augenblick konnte ich sie mit der dritten Kugel zu Fall bringen ... Sie trug ein über 1 Meter langes Vorderhorn .....

Mit einer nicht zu beschreibenden Gewandtheit folgte mir das Nashorn unmittelbar, und halb um den Busch herumschwenkend, befand ich mich einen Moment zwischen den beiden Nashörnern — der alten Kuh und dem Bullen.

Heute noch ist es mir ein Rätsel, daß ich dies Ereignis überlebte, denn, so unglaublich es klingt, im selben Augenblicke machte sich bei beiden Nashörnern die tödliche Wirkung meiner Schüsse geltend.

Ich war auf meiner Flucht kaum zwanzig Schritte vom Dornenbusch entfernt, als ein wahnsinnig gellendes Geschrei sowohl meiner weit entfernten Leute als auch des in den Busch geflüchteten Masai erscholl und mich veranlaßte, mich umzuwenden.

Es bot sich mir nun ein höchst eigentümlicher Anblick. Zitternd, mit verstörtem Gesichtsausdruck sah ich den Masai-ol'moran so weit wie

möglich in den Dornenbusch gedrängt; buchstäblich gegen ihn gelehnt, stand wankend die blutüberströmte Nashornkuh; sie fast berührend, war hinter ihr der Bulle zusammengebrochen, und sein mächtiger Kopf schlug mehrfach halb im Todeskampfe auf den harten roten Lateritboden der Steppe.

Das gellende Geschrei des Masai und seiner Freunde erscholl, wie stets bei diesen Männern, in einer seltsam mit diesen Kriegern kontrastierenden hohen Sopranlage!

So schnell wie möglich hatte ich meine Büchse geladen und die endgültige Erlegung beider Tiere erforderte dann noch drei Fangschüsse.

Trotz des starken Schweißverlustes und der gut sitzenden Kugeln hätten also die Nashörner mich um Haaresbreite getötet. — — — —

Die so greifbar fürchterliche Nähe der lokomotivartig schnaubenden Angreiferin, der blutüberströmte Anblick, den sie bot, als sie mich fast auf den Hörnern hatte, verfolgte mich, ich muß es gestehen, noch längere Zeit — die geschäftige Phantasie läßt mich auch heute noch zuweilen diese Situation abermals durchleben.

Das war in der Tat wiederum ein, wie die Engländer bei solchen Gelegenheiten lakonisch zu sagen pflegen: „narrow escape!" ein „knappes Entrinnen!"

Interessant war mir bei dieser Begebenheit die grenzenlose, gleichmütige Ruhe, die meine doch auch aufs höchste gefährdeten Begleiter, namentlich aber der im Dornenbusch so hart bedrängte, nach wenigen Minuten schon an den Tag legten, als die Zerlegung der Nashörner und das Aussuchen der besten Fleischstücke ihre Aufmerksamkeit vollauf in Anspruch nahm, und das übliche Streiten um besonders begehrte Wildpretstücke begann.

Viele andere Erlebnisse mit dem, wie gesagt, stets unberechenbaren e'munj verliefen ähnlich, wenn auch nicht ganz so aufregend, wie das eben beschriebene.

Besonderer Erwähnung verdienen zwei nächtliche Abenteuer — in des Wortes wahrster Bedeutung, — die ich mit Nashörnern erlebte und die auch anderen bekannten Reisenden hier und da zuteil geworden sind.

Ganz im Widerspruch mit der sonstigen Scheu und Vorsicht dieser Tiere steht es, daß sie nächtlicherweile unter Umständen jede Angst vor dem Menschen abzulegen scheinen. In einer dicht mit Dornenwuchs bedeckten Talsenkung hatte ich bei einer Gelegenheit mein Lager aufschlagen müssen, und meine Leute hatten sich nach der Abendmahlzeit ermüdet zur Ruhe begeben.

In der Nacht wurde ich plötzlich von einem meiner Boys hastig geweckt, und „Bwana tembo!“ „Herr! Ein Elefant!“ flüsterte er mir mehrmals hintereinander unter den Zeichen größter Aufregung ins Ohr, während gleichzeitig mehrere andere Leute meiner Karawane sich in mein Zelt drängend, mir dieselbe Meldung angstvoll abstatteten.

Aus dem Schlafe aufschreckend, sprang ich von meinem Lager - - ergriff eine meiner bereitstehenden Büchsen, um nach den vermeintlichen Elefanten Ausschau zu halten - - als im selben Augenblicke noch mehrere

Orgeich phot.

Ein langer Vollbart machte mich 1899 1900 unkenntlich. — In Erwartung der vom Lager durch ausgesandte Boten herbeieilenden Leute hielt ich, auf dem Nashorn hingestreckt, eine Siesta, und nie im Leben habe ich so gut geschlummert als auf dieser eigenartigen Lagerstätte . . . Die Haut dieses von mir erlegten Nashornbullen befindet sich heute im Königlichen Museum für Naturkunde zu Berlin.

andere verschlafene Träger über den Boden kriechend sich an mein Zelt drängten und mit allen Zeichen des Entsetzens mit ausgestreckten Armen auf eine große dunkle Erscheinung, etwa vierzig Schritte von meinem Zelte entfernt, wiesen.

Sofort erkannte ich in dem regungs- und bewegungslos wie aus Stein gemeißelt verharrenden gewaltigen Tiere ein Rhinozeros, das so mitten unter den kleinen Zelten meiner Träger sich aufgepflanzt hatte, offenbar erstaunt, plötzlich seine Weidegründe von Menschen okkupiert zu finden.

Wenige Sekunden darauf hatten fast sämtliche meiner Träger hinter mir Schutz gesucht und ich konnte unwillkürlich ein Gefühl der Freude

über die wundervolle Disziplin meiner Wache nicht unterdrücken, die auch unter solch kritischen Umständen nicht von dem strikten Verbote des Schießens zur Nachtzeit abzuweichen gewagt hatte.

Ein kurzer Zeitraum verfloß, während dem das Nashorn starr und bewegungslos verharrte. Aber ich hielt es doch für besser, hier das Praevenire zu spielen und versuchte ihm eine Kugel auf das Blatt zu setzen.

Mit dem peitschenartig kurzen Knall meiner Büchse warf sich das Tier mit einem heftigen Schnauben herum und verschwand in den nahen Dornen, polternd und fauchend das Weite suchend.

Eine Nachsuche erwies sich am andern Morgen in dem undurchdringlichen Dornendickichte als vollkommen undurchführbar.

Ein ganz ähnliches Erlebnis habe ich an den Ufern des Rufuflusses gehabt. Ein Nashorn geriet auch hier nächtlicherweile mitten in mein Lager, und auch hier wagte der Posten nicht zu feuern.

Im Anfange meines afrikanischen Aufenthaltes noch wenig mit der Eigenart dieser riesigen Tiere vertraut, erinnere ich mich einer nächtlichen Episode ähnlicher Art.

Hier waren jedoch die beiden Nashörner nicht in den Bereich des Lagers gewechselt, sondern tauchten plötzlich im Gegensatze zu meinen späteren nächtlichen Besuchern, welche in sehr dunklen Nächten sich so nahe unter Menschen gewagt hatten, im hellsten Mondlichte in der Nähe des Lagers auf.

Die Nacht war eisig kalt, und mehrere wollene Decken vermochten doch kein Gefühl der Wärme zu erzeugen.

Ich wurde geweckt und sprang von meiner Lagerstatt, um, nur mit einem Hemde und einer Brille bekleidet, die beiden vermeintlich dicht am Lager befindlichen Nashörner sehen und womöglich erlegen zu können.

Aber die Tiere waren mittlerweile bereits weiter gebummelt, und in meiner primitiven Kleidung folgte ich ihnen mit dem Posten etwa 200 Schritte in die Steppe hinaus.

Diese frostige nächtliche Expedition hatte jedoch ebenfalls kein Resultat.

Zahlreiche andere Begegnungen mit Nashörnern verliefen stets glücklich für mich, wenn ich auch noch zu verschiedenen Malen von den beschossenen oder auch nicht bejagten Tieren aufs äußerste bedrängt, nur knapp mit dem Leben davonkam.

Vielen Hunderttausenden von Nashörnern gewähren die ungeheuren Steppengebiete Afrikas heute noch Unterkunft und Wohnstätten.

Niemand vermag zu ſagen, an welchem Tage das letzte „Pharu“ dem Menſchen erliegen wird; — daß aber dieſer Tag nicht fern iſt, daß er nach wenigen Jahrzehnten zu berechnen, ſcheint mir gewiß.

Mit dem letzten Nashorn wird der Kulturmenſch wiederum einen Lebensfaden zerſchnitten haben, der ſeit uralten Tagen ſich weiterſpinnend, unzählige Millionen von Individuen erzeugte, die ſtark wie Rieſen alle ihre Feinde überdauerten und gepanzert und gewappnet ſchienen auch gegen alle künftigen Feinde . . . . . .

Aber im Buche des Schickſals ſtand es verzeichnet, daß dieſe ſchon in der Oligozänzeit auftauchenden Koloſſe in unſern Tagen winzigen Metallſtückchen erliegen ſollten, die kluge, zweibeinige Zwerge aus weiter Entfernung mit unheimlichſter Zaubergewalt in die Körper der Koloſſe zu entſenden verſtehn.

Oſtafrikaniſche Akazienſteppe.

In düsterer Gewitterstimmung erinnerte die Nyika sehr an die norddeutsche Heide .....

XIII.

Rhinozerosfang.

„Dann wird es hoffentlich auch gelingen, einmal ein junges, deutsch-ostafrikanisches Nashorn lebend herüberzubringen, ein Festtag für unsern Zoologischen Garten!" ... Diese Worte schrieb mein Freund Dr. L. Heck 1896 in seinem „Tierreiche".

In demselben Jahre betrat ich zum ersten Male afrikanischen Boden. Viele Illusionen, entstanden durch eine allzu kolonial-optimistische Literatur, mußte ich da bald begraben, nicht zum wenigsten auch in bezug auf die Möglichkeit der Erlangung lebender, dort drüben heimatender Tiere. Viele Anstrengungen sowohl in Deutsch- wie in Britisch-Ostafrika waren gemacht worden, ein junges Nashorn oder einen jungen Elefanten lebend nach Europa zu bringen.

Während letzteres bis heute noch nicht erreicht worden ist, gelang mir ersteres erst, nachdem ich zum vierten Male den schwarzen Erdteil aufgesucht, und zum dritten Male mit einer eigenen Karawane ins Innere gezogen war. Gutem Vernehmen nach hat allein die sogenannte Straußenzucht-Gesellschaft am Kilimandscharo in früheren Jahren an die vierzehn junge Nashörner durch kenntnislose Aufzucht verloren. Der Bau der Uganda-Eisenbahn, welche Mombassa mit dem Victoria-Nyanza verbunden und die Möglichkeit eines Transportes, auch schwerer Güter, zum Meere gegeben hat, hat ebenfalls nicht diesen heißen Wunsch aller zoologischen Gärten erfüllt.

Es muß seine guten Gründe haben, daß dem so ist, und diese Gründe liegen sowohl in der schwierigen Erlangung beispielsweise eines

C. G. Schillings phot. R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.

Ein junges Nashorn nachts an der Tränke. Wenige Nächte später gelang es mir indes, auch eine Nashornmutter mit ihrem Jungen zusammen im Bilde festzuhalten . . . .

jungen Nashorns, als auch in der Schwierigkeit der Milchbeschaffung, bezw. in der Hinfälligkeit des Rindviehes, wenn es von einem Ort zum anderen transportiert wird. Zum Teil aus denselben Gründen gelang es bis heute nicht, aus der Zahl der herrlichen Fauna Ostafrikas viele andere schöne Tiere lebend nach Europa zu bringen. Noch ist kein Elefant, keine Giraffe oder Elenantilope, keine Oryx, keine Pferdeantilope, keine der herrlichen Grantgazellen, Impallahs und Wasserböcke, Kuhantilopen und Kudus in einen unserer Zoologischen Gärten

Orgeich phot.

Auf zweifache Weise hatte ich den Nashornbullen zur Strecke gebracht — klopfenden Herzens in der deckungslosen Steppe mit der Camera und dann erst mit der treuen Büchse ....

gelangt — ganz zu schweigen von vielen kleineren Bewohnern der ostafrikanischen Nyika!

Dies wirft ein schlagendes Licht auf die schwierigen, klimatisch schlechten Verhältnisse des Landes.

Weder aus Deutsch-Ost-, noch aus -Südwest- oder -Westafrika ist es überhaupt bis zum heutigen Tage gelungen, irgendwelche regelmäßige Einfuhr von lebenden Tieren in Schwung zu bringen. Was der Initiative des bekannten Tierimporteurs Menges häufig im Somallande, — einem allerdings ganz unvergleichlich gesünderen Lande, in dem Kamele und Pferde leben können — gelungen ist: die Organisation regelmäßiger Exporte fremdländischer Tiere ist für irgend eine unserer kolonialen Besitzungen immer noch nicht in die Wege geleitet. Unter sachverständiger, vertrauenswürdiger Leitung ließe sich da vielleicht mit genügendem Kapital höchst Ersprießliches leisten und mit Rücksicht auf die Wissenschaft, wie aus nationalem Interesse eröffnet sich hier eine schöne und allgemeinster Teilnahme würdigste Perspektive!

Orgelich phot. R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.

Endlich gelang mir die erste Tränkung meines jungen Nashornes. Bald hatte es mich liebgewonnen und ich mußte ihm längere Zeit Ammendienste leisten, bis ich einige meiner Leute in dieser Verrichtung angelernt hatte . . . .

Im Mai 1903, an der Weſtſeite des Kilimandſcharo weilend, beſchloß ich wiederum unter allen Umſtänden den Verſuch der Nashorn-Aufzucht zu machen. Dieſer Verſuch erforderte freilich eigens zu erwerbende Kuhherden und die unentwegte Suche nach einer Nashornmutter mit einem Jungen von fangbarem Alter, die ich früher — ohne zu meiner Verfügung ſtehendes Milchvieh — ſtets geſchont hätte!

Inmitten dickſter Dornenwildnis, deren Undurchdringlichkeit jetzt

Orgeich phot.

Anfänglich nahm das Nashorn nur Milch, die ich ihm ſelbſt ſpendete.

unmittelbar nach der Regenzeit durch grüne Vegetation und hohe Gräſer erhöht wurde, ſichtete ich nach vielen vergeblichen Verſuchen endlich ein altes Nashorn mit noch kleinem Jungen.

Die Alte hatte mich bereits halb und halb durch ihre ſcharfe Witterung wahrgenommen. Jeden Augenblick konnte ſie in den Dornen verſchwinden; ich bin daher gezwungen, ſpitz von vorne zu ſchießen. Sie wirft ſich blitzſchnell herum und verſchwindet krachend und polternd — gefolgt von dem Jungen — in der Wildnis. Meine Kugel hat nicht gut geſeſſen, eine nur geringe Schweißfährte zeigt ſich.

Nun folgt eine aufregende, unſäglich anſtrengende Suche, bei der meine Leute und ich mühſam zwiſchen den Dornen uns hindurch winden müſſen. Bald ſind meine Kleider zerfetzt, Arme und Hände, wie auch mein Geſicht vielfach zerſchrammt und blutend; jeden Augenblick erwarte ich auf nächſte Entfernung mit dem angeſchoſſenen und wütenden Tiere

zusammenzustoßen. Meine Schwarzen klettern auf Termitenhügel um Ausschau zu halten — da — plötzlich scheint einer das Nashorn erspäht zu haben!

Schnell erklettere ich selbst den Hügel, aber enttäuscht nehme ich ein anderes Nashorn, — einen Bullen nach der Kürze und Dicke seiner Hörner, — wahr. — Er darf uns jetzt nicht aufhalten! Glücklicherweise erhält er Wind und wird flüchtig; schweißtriefend und atemlos folgen wir wiederum der Fährte der Kuh, die häufig von Fährten

Wegen der großen Hitze machte ich mit dem jungen Nashorn Nachtmariche bei Vollmondschein . . friedlich schlummerte es tagüber stundenlang im Lager und hielt gute Freundschaft mit den Pegaaffen und seinen Ziegen

anderer Nashörner aus der vergangenen Nacht gekreuzt, nicht so ganz leicht zu halten ist.

Jeder Augenblick ist spannend. Die Vegetation würde uns vor einem angreifenden Nashorn keinen Schutz gewähren, wohl aber würde sie das anstürmende Tier in keiner Weise hindern, sondern von ihm wie Streichhölzer zerknickt werden!

Es wird Mittag, die Hitze hat ihren Höhepunkt erreicht, und immer noch folgen wir mit angespanntester Aufmerksamkeit unter quälendem Durste so schnell wie möglich der Fährte, — durch trübe Erfahrungen gewitzigt, umspannen meine Hände die jeden Augenblick schußbereite Büchse. Stunde auf Stunde vergeht, ohne die kürzeste Unterbrechung unserer eiligen Verfolgung.

Wenig Hoffnung bleibt, das ersehnte Wild zu erreichen; da gelangen wir an einen Regenwassertümpel, in dem es sich eben erst mit

seinem Jungen gesuhlt und erfrischt hat. Das trübe lehmartige, wenig angenehm duftende Wasser bietet aber auch uns Erquickung. Wir können uns orientieren, und finden, daß das Nashorn einen ungeheuren Bogen, nunmehr wieder in der Richtung auf das Lager zu, geschlagen hat.

Das aufgefundene Wasser bietet mir die Möglichkeit bis zum Einbruch der Nacht die Verfolgung fortzusetzen. Wenig erfreulich ist dabei die Aussicht, unter Umständen in der Steppe übernachten zu müssen, die zur Nachtzeit von so zahlreichen Nashörnern besucht wird.

Da plötzlich in einer kleinen Akaziendickung nehme ich die aufmerksam regungslos verharrende Nashornmutter dicht vor mir wahr, und ehe sie eine Bewegung hat ausführen können, liegt sie durch einen Schuß ins Ohr getötet vor uns in den Dornen.

Das Junge schreit durchdringend, kommt einige Schritte auf mich zu und ergreift dann die Flucht.

Die Alte wälzt sich noch einige Male im Todeskampf; ich gebe ihr noch zwei Fangschüsse, gleichzeitig meine Begleiter anfeuernd, sich auf das Junge zu werfen!

Doch dieses wendet sich schnaubend uns entgegen, aber da wälzt es sich schon fest von mir umarmt mit mir zusammen am Boden, und ist blitzschnell gefesselt, da jeder meiner Leute einen Strick für diesen Zweck mit sich führte. Anfänglich folgt es mir willig, der ich ihm ein Stück Haut des alten Tieres vorhalte, dann aber weigert es sich quiekend mitzugehen. Schnell entschlossen lasse ich vier Mann bei ihm und sende Eilboten ins Lager, um Leute zu holen. Spät am Abend kommt es dann glücklich unter großem Jubel der Träger im Lager an.

Nun aber beginnen erst die großen Schwierigkeiten der Aufzucht, und ich muß noch eine ganze Anzahl von Kühen erwerben. Dann aber gewöhnt es sich an eine Ziege und, von mir wochenlang auf das sorgfältigste gepflegt und gewartet, gedeiht es nunmehr prächtig, um endlich glücklich sein Ziel, den Berliner Garten zu erreichen, wo es, immer in Gesellschaft seiner Ziegen, sich wohl zu befinden scheint.

Bei der späteren Aufzucht des „Nashörnchens" war mir, nachdem ich das Tier mit größter Mühe persönlich „futterfest" gemacht hatte, Herr Feldwebel a. D. Merkel, jetzt Ansiedler am Kilimandscharo, sehr nützlich, indem er meinen Leuten mit dem Tiere in einer seiner Viehkraale Aufnahme gewährte, als ich selbst weiter in die Steppe zog.

Auch mit Schwierigkeiten verbunden war später sein Transport zur Küste, den es zu Fuß zurücklegte. Zur Zeit der größten Hitze war ich gezwungen, oft nachts mit ihm zu marschieren, und ein sehr schweres Fieber verdanke ich wohl einem Übernachten ohne Moskitonetz ihm

zuliebe inmitten einer sehr ungesunden Gegend an der Karawanenstraße.

Nun erreichte es glücklich Neapel. Dr. Heck war ihm hier entgegengefahren und hatte von Chiasso aus einen Spezialwagen zu seinem Transporte mitgebracht. Hocherfreut war er, den so ersehnten Fremdling gesund begrüßen zu können; ebenso erregte er bei den Herren der zoologischen Station Neapel, welche ihn unter Führung von Professor Dohrn besichtigten, größtes Interesse.

Nach reiflicher Überlegung zogen wir jedoch den Transport auf dem Seewege auch fernerhin vor. Der Landweg erschien uns hauptsächlich aus klimatischen Gründen jetzt im Januar ungeeignet, trotz des sehr freundlichen Entgegenkommens der italienischen Eisenbahnbehörden, welche durch die Güte des italienischen Botschafters Grafen Lanza in Berlin außerordentlich hilfsbereit waren. Unser Transport gelang denn auch glücklich, obwohl wir im Mittelmeere einen Mistral erlebten, der uns fast zwei Tage den Genuß eines Orkanes auf hoher See auskosten ließ. „Windstärke 11" und „Schiff stampft gewaltig!" war im Schiffsjournal vermerkt; 45 Grad legte sich der 6000-Tonner auf die Seite!

Trotz alledem überstand das junge Tier die Reise, und in Hamburg hatte Herr Hagenbeck in freundlicher Weise alles vorbereitet, um uns die schleunige Überführung nach Berlin zu ermöglichen, wofür ich ihm besonderen Dank schuldig bin.

So vermögen wir nun endlich das so interessante Tier, welches sich vor seinen schwerfälligen indischen Vettern durch Gewandtheit, relative Zierlichkeit und außerordentliche Länge der Doppelhörner auszeichnet, in der Gefangenschaft zu studieren und sein Wachstum und seine Ausbildung zu beobachten.

Zwei weitere junge Nashörner kamen dann noch in meinen Besitz, jedoch war ich in ihrer Aufzucht nicht so glücklich, wie bei dem ersten. — — —

In einem Falle fand ich die Fährte eines Nashorns mit seinem Jungen am Wasser. Diesmal nahm ich — ausnahmsweise begleitet von meinem Präparator Orgeich — die Verfolgung auf, die uns stundenlang über schwieriges, steiniges und hügeliges Terrain führte. Von Madenhackern gewarnt, nahm die Alte mit dem Jungen die Flucht, bevor ich schießen konnte. Von einem Hügel aus konnte ich ihr Verschwinden in der Steppe lange verfolgen. Wiederum nahmen wir die Verfolgung auf, um nach abermals vierstündiger Jagd das Nashorn in einer großen, nur hier und da baumbestandenen Grasflur aufzufinden, in der es stehend verharrte, durch die Verfolgung argwöhnisch gemacht.

Es stand unter einem Akazienbaume. Ich kroch auf hundert Schritte heran; meine Kugel schlug durch einen dicken Ast dieses Baumes, das Tier dennoch auf dem Flecke tötend. Ich wartete, bis alle meine Leute, vorsichtig auf dem Boden kriechend, sich mir genähert hatten. Dann sandte ich die mich begleitenden fünfzig Mann nach rechts und links aus, um das Junge „einzukesseln". Jedoch vergeblich! Es durchbrach die Reihen seiner Fänger und verschwand in der Steppe.

Ein fünfstündiger, scharfer Marsch führte mich zum Lager zurück, ein ebensolcher anderen Tages wieder zu dem erlegten Nashorn hin.

Am nächsten Morgen fanden wir es wiederum bei der erlegten Mutter; abermals ereignete sich dasselbe, trotzdem diesmal hundert Mann mir zu Gebote standen. So mißlang uns dieser Fang vollkommen!

In einem anderen Falle, nachdem die Verfolgung einer Fährte, sieben Stunden anhaltend fortgesetzt, endlich zum Ziele geführt hatte, erblickte ich die Nashornmutter im Scheine der untergehenden Sonne nicht weit vor mir in der Dornensteppe.

Auf meinen Schuß wurde sie schwerkrank flüchtig; nach anhaltendem Laufen gelang es mir aber, sie zu Fall zu bringen. Wir stürzten uns auf das schon relativ große junge Tier, aber vergeblich; es entfloh schneller, als wir zu folgen vermochten. Bald war ich ganz allein und wartete bei dem erlegten alten Nashorn, ob etwa das Junge zurückkehren würde. Im Eifer der Verfolgung waren alle meine Leute ohne Ausnahme, angespornt durch die ausgesetzten Belohnungen, dem jungen Tiere gefolgt. Es dämmerte bereits, als endlich meine zwei Flintenträger zurückkamen. Niedergeschlagen machten wir uns zum Lager auf. Nichts ist niederdrückender als der Gedanke, so dicht beim Ziele wiederum enttäuscht worden zu sein und zwecklos das Muttertier getötet zu haben. Wiederum war die mühevollste Arbeit eines ganzen Tages umsonst gewesen.

Am nächsten Morgen zog ich, gefolgt von allen meinen Trägern, bis auf die notwendigen Wachen im Lager, abermals zur selben Stelle, in der Hoffnung, das Junge anzutreffen. Aber nur hunderte von Geiern und einige Marabus fand ich hier vor, angelockt durch das verendete Nashorn. So gab ich meinen Leuten Anweisung, die Hörner des Tieres loszulösen und das Fleisch ins Lager zu schaffen.

Ich selbst begab mich mit nur drei Gewehrträgern einige Schritte abseits in die Nähe einer tiefen Regenschlucht, wo ich am Abende vorher einige seltene Vögel wahrgenommen hatte. Nahe bei der Schlucht sprang plötzlich der junge Nashornbulle auf, dicht vor meinen Füßen.

Ich hatte ihn, der mit dem rötlichen Erdboden der Steppe durch

ein Schlammbad überzogen, sich nicht von seiner Umgebung abhob, so wenig wie meine Leute wahrgenommen!

Durch die Schlucht, die sich verzweigte, an einer Flucht gehindert, stürzte sich das junge Tier mit erstaunlich starkem Schnauben auf mich, den Kopf mit dem kleinen Horne tief gesenkt. Ich ergriff jedoch, so schnell ich vermochte, seinem Hornstoße ausweichend, seinen Hals, umklammerte diesen und nun wälzten wir uns beide am Boden, wobei ich nicht unerhebliche Kontusionen davontrug.

Als ich die Nashornmutter erlegt hatte, ergriffen angesichts der drohenden Haltung des Jungen meine Leute die Flucht, statt einen Fangversuch zu wagen.

Da stürzten sich aber auch meine Leute schon auf das Tier, und ein furchtbares Gebalge entspann sich. Gleich darauf hatten sich alle meine vom erlegten Nashorn herbeigeeilten Träger auf uns geworfen, und das junge Tier wurde glücklich gefesselt, um auf einer schnell improvisierten Tragbahre ins Lager geschafft zu werden.

Es gedieh einige Tage gut. Dann aber zeigte sich eine Geschwulst am Unterkiefer, die allmählich, unter starker Eiterung, einen bösartigen Charakter annahm. So verlor ich das Tier nach einigen Tagen; eine harte Enttäuschung, da es schon so gut zu gedeihen schien!

Abermals schien mir das Glück günstig, und ich konnte ein Nashorn mit einem Jungen erlegen. Doch wiederum vermochten wir uns des

Jungen nicht zu bemächtigen. Die Schußstelle war weit ab vom Lager; enttäuscht zogen wir heimwärts, um in aller Frühe am nächsten Morgen wiederum zurückzukehren. Sorgfältig suche ich mit dem Glase nach dem jungen Tiere; ich finde es nicht. Wir nähern uns der erlegten Alten.

Da nimmt ein scharfes Negerauge eine Bewegung in den Büschen wahr. Mit dem Glase kann ich mich überzeugen, daß es das junge Tier ist, das sich dort aufgerichtet hat und bewegungslos, argwöhnisch lauscht. Nach einer Weile legt es sich wieder hin, völlig von Büschen verdeckt.

Wir nähern uns ihm mit günstigem Winde lautlos bis auf wenige Schritt, da bricht es schnaubend aus den Büschen hervor! Schon durchzuckt mich ein freudiges Gefühl: es hat die Richtung auf mich genommen, und wiederum hoffe ich, meinen bewährten Halsgriff ausführen zu können, als es links abschwenkt. Die ihm nächsten Leute wagten nicht zuzugreifen, und eine wilde Jagd meiner gesamten Träger folgt ihm nun wiederum in die Steppe hinaus! Noch sehe ich, wie ein besonders schnellfüßiger Träger, ein Ugandamann, es beinahe einholt und an seinem charakteristisch hochgetragenen Schwanz es fast zu ergreifen vermag; dann aber geraten Wild und Verfolger in die Dornen des Pori und nach zwei Stunden kommen alle meine Leute, aufs äußerste ermüdet, halb verdurstet und ergebnislos zurück!

Derartige vergebliche Anstrengungen erlebt man drüben leider fast alltäglich; immer aber wieder bleibt es höchst niederdrückend, die heißersehnte Beute so nahe am Ziele verschwinden zu sehen. Ähnlich aber werden die meisten Versuche in einem Lande verlaufen, wo die Unmöglichkeit, Pferde zu verwenden, den Menschen in der Verfolgung allzusehr einschränkt und handicapt.

Unter Umständen kann ein solches Unterfangen auch einen mehr oder weniger tragischen Ausgang nehmen.

In etwa zweitausend Meter Höhe auf einem Berge der Masai Nyika gewahrte ich bei den Strahlen der untergehenden Sonne ein Nashorn, von Büschen halbverdeckt, mit scheinbar noch fangbarem Jungen. Die Erlegung des alten Tieres erforderte mehrere Schüsse, wobei es mich annahm und stark bedrängte.

Das Junge ergriff die Flucht; unklugerweise folgten ihm einige meiner Leute laut schreiend, wobei sich namentlich ein Mann besonders hervortat, dessen friedliche Beschäftigung — die Eselwartung — mit seinem nunmehr plötzlich entfalteten Mute erheblich kontrastierte!

Ich hatte leider zu spät bemerkt, daß das Junge schon eine erhebliche Größe und dementsprechende Ausbildung der Hörner erreicht hatte.

Plötzlich machte es schnaubend kehrt, — die Verfolger waren zu Verfolgten geworden!

Schreiend ergreifen sie ihrerseits die Flucht!

Der Eselboy „Hamis" wird jetzt aufs Horn gespießt; gellend erschallt sein Hilfeschrei. Auf seiner Flucht hat er mich fast erreicht: — da gelingt es mir, das angreifende Tier mit einem Genickschusse zu töten, nicht ohne daß es in seinem Falle den verfolgten Schwarzen unter sich begraben hätte! Erfreulicherweise kam er indessen ohne ernstliche Beschädigung davon.

Es wird nach dem Gesagten dem Leser klar werden, daß zur Erbeutung und zur Aufzucht eines jungen Nashorns eine Reihe von glücklichen Umständen mitwirken müssen. Es wäre zu hoffen, daß in den nächsten Jahren solche hier und da zusammentreffen und auf diese Weise noch einige der seltenen Tiere lebend nach Europa gelangen möchten!

In etwa vierzig anderen Fällen traf ich zwar Nashörner mit Jungen an; doch waren die letzteren entweder zu stark, um gefangen werden zu können, oder ich war zu weit vom Lager entfernt oder aus anderen Gründen verhindert, die Aufzucht zu versuchen, so daß ich selbstverständlich die Tiere, Alte wie Junge, nicht belästigte.

Im allgemeinen halten sich die Nashörner, wenn sie sehr kleine Junge haben, in dichter Deckung auf, so daß ihr Fang dadurch höchst gefährlich und schwierig wird.

Meilenweite grasgrüne Binsenwälder bedeckten die Ufer des Natronsees. Schneeweiße Edelreiher und schwarzweiße heilige Ibisse kontrastierten aufs Lebhafteste in ihrer Färbung von dem monotonen Grün der Binsen .....

XIV.

Flußpferd.

Länger wie Elefant und Nashorn wird das Flußpferd in Afrika erhalten bleiben. Nicht etwa weil es weniger verfolgt wird, wie jene, sondern weil ein großer Teil seiner Aufenthaltsorte — die riesigen Sumpfgebiete im Westen Afrikas — außerordentlich schwer zugänglich sind.

Längst sind die Zeiten verschwunden, in denen auch in Nordafrika Flußpferde häufig waren. Der Name „Nilpferd" war damals durchaus gerechtfertigt, weil das Tier im Nilflusse selbst und seinem Delta höchst zahlreich war. Heute sind Nilpferd und mit ihm das Krokodil, letzteres wenigstens in größeren Exemplaren, aus dem Unterlauf des Flusses verschwunden und nur oberhalb Chartum noch zu finden.

Dem Paläonthologen aber hat das Erdreich des Niltales erst kürzlich aus grauester Vorzeit stammende Reste von Urahnen des Hippopotamus, Knochen schweineähnlicher Tiere überantwortet, die, aus der Eozänzeit stammend, von Professor Fraas in Stuttgart aufgefunden wurden und von ihm jetzt untersucht werden.

Aber selbst in den großen innerafrikanischen Seenbecken, so im Victoria-Nyanza, scheinen die Tage dieses riesigen Wasserschweines gezählt zu sein. Zwar sind Verordnungen erlassen worden, um im englischen Teil des Sees der völligen Vernichtung vorzubeugen, aber in nicht ferner Zeit wird das „Kiboko" im Victoriasee so gut wie im Nil verschwunden sein.

Von höchstem Interesse ist die vor nicht allzulanger Zeit erfolgte Auffindung einer Zwergform des Flußpferdes, an der Westküste Afrikas, in Liberia. Dieses Tier erreicht nur eine sehr geringe Größe und soll,

den dürftigen Angaben zufolge, die wir über seine Lebensweise besitzen, paarweise in den Strömen des Urwaldes leben.

Auch das gewöhnliche Flußpferd dürfte bei näherer Untersuchung in noch mehrere Unterarten zerfallen; je nach den betreffenden Stromgebieten scheint es mir in Größe, Aussehen und Gewohnheiten zu differieren.

Schon Herodot berichtet Buch VIII Kapitel 26, daß schon damals beim Nilpferd stets Risse in der Epidermis beobachtet wurden, und

Wallende Wolken hatten — ein ewig wechselndes Naturtheater — die öden Felsdome des Mawenzi schon halb verdeckt, während die Kaiser Wilhelmspitze des Kibo noch in ruhiger klarer Majestät sichtbar war . . . .

spricht die Vermutung aus, daß diese durch die Schnitte scharfer Schilfgräser entstünden. Diese Risse habe ich auch zuweilen gesehen, und da ich dasselbe bei den Nashörnern —, niemals dagegen bei Elefanten — gefunden habe, so möchte ich glauben, daß gewisse noch unbekannte Erreger hier eine Rolle spielen.

Von den Tagen Herodots an bis zu unserer Zeit besitzen wir eine große Anzahl von Mitteilungen der Reisenden über das Flußpferd, die mehr oder minder stets übereinstimmen in der Ansicht, daß das Tier bösartig, gefährlich und angriffslustig sei. Der letzte klassische Zeuge hierfür ist unser genialer Brehm, doch dieser hatte es im besonderen mit bereits vielfach beschossenen Flußpferden zu tun.

Es ist leicht erklärlich, daß ein so großes, eine angenehme und vollkommen gefahrlose Schießgelegenheit auch für den Nichtjäger gebendes,

und eine so erhebliche Menge von Fleisch lieferndes Tier, von den Reisenden oder ihrer Begleitung beschossen worden ist, wann und wo es auch immer möglich war.

Namentlich zur Trockenzeit, wenn die Flußpferde dicht gedrängt gewisse tiefere Tümpel im Flußbett oder kleine Seen bewohnen, bieten sie einer gewissen Sorte von „Nimroden" eine erwünschte Jagdgelegenheit.

Da tödlich getroffene Tiere augenblicklich zu Boden sinken und erst in anderthalb bis zwei Stunden, je nach der Wärme des Wassers,

Das Herausschaffen des von mir erlegten Flußpferdbullen erforderte viele Mühe . . .

durch die Verwesungsgase wieder an die Oberfläche gehoben werden, werden in vielen Fällen eine weit größere Anzahl dieser Tiere getötet, als selbst gute und loyale Jäger beabsichtigen.

Ein mir bekannter Offizier der ostafrikanischen Schutztruppe, schon in jungen Jahren von großer Jagderfahrung in Europa und späterhin von erheblichen Verdiensten in bezug auf die Erforschung der Lebensgewohnheiten afrikanischen Wildes, hat mir selbst erzählt, daß er im Anfange seines afrikanischen Aufenthaltes zum ersten Male auf einen mit Flußpferden besetzten Tümpel stoßend, darin völlig gegen seinen Willen über dreißig Stück in kurzer Zeit getötet habe. Er wurde von dem Häuptling der betreffenden Landschaft an eine tiefere Stelle im Flußbette geführt, sah dort mehrere Flußpferde auftauchen, schoß auf sie und glaubte, da er nicht das geringste Resultat seiner Schüsse wahr-

nahm, sein Ziel verfehlt oder keine tödlichen Stellen getroffen zu haben. Immer wieder sah er die von ihm vermeintlich beschossenen Tiere auftauchen, bis er endlich aus Mangel an Munition sein Feuer einstellen mußte. Einige Stunden darauf trieben dann die Kadaver von über dreißig Flußpferden an die Oberfläche!

Dies konnte freilich nur einem Unerfahrenen passieren. Aber wie oft wird sich Ähnliches ereignet haben und sich noch ereignen angesichts der vielfach so geringen waidmännischen Schulung neuer Ankömmlinge in den Kolonien.

Was hier aus wahrheitsgetreuem und ehrlichem Munde berichtet worden ist, wirft ein schlagendes Licht auf die Ursachen des Verschwindens mancher Tierarten.

Ich selbst fand in den zwischen Kilimandscharo und Meruberg von Hauptmann Merker entdeckten kleinen Seen noch im Jahre 1899 eine sehr große Anzahl von „Viboko", wohl gegen 150 Stück. Schon im Herbste 1903 waren sie bis auf verschwindende Reste vernichtet.

Ich selbst hatte seinerzeit vier Stück aus der großen Anzahl erlegt, um sie zu präparieren, und hätte mit größter Leichtigkeit wohl alle töten können, wenn ich gewollt hätte. In der trockensten Zeit auf nur wenige Quadratmeter große tiefere Stellen in den kleinen Seen beschränkt, mußten die Tiere sich immer wieder dem Schützen exponieren. Viele Stunden lang freilich wußten sie sich dadurch zu schützen, daß sie blitzschnell nur einen kurzen Augenblick — stoßweise — ihre Nasenventile über die Oberfläche emporstreckten, um sofort wieder zu verschwinden. Unter solchen Umständen ist ein tödlicher Schuß kaum anzubringen, wohl aber dann, wenn Augen und Ohren der Tiere nach einiger Zeit gelegentlich wieder sichtbar werden.

Es ist im höchsten Grade bemerkenswert, wie geschickt selbst für mehrere Stunden die Tiere es zu vermeiden wissen, irgend einen Teil ihres Körpers, mit Ausnahme der Nasenspitzen, zu exponieren. Sie verstehen es so in den kleinsten Tümpeln überraschend gut, dem vielleicht nur einige zwanzig Schritte von ihnen entfernten Schützen lange Zeit fast unsichtbar zu bleiben. Nur ein Schnauben und Aufspritzen des Wassers hört und sieht der Jäger bei solchen Gelegenheiten; die Tiere vermögen lange Zeit mit einem Minimum von Luft hauszuhalten!

Während meines letzten Besuches der Merker-Seen gelang es mir, sowohl einige photographische Aufnahmen von im Wasser befindlichen Flußpferden zu machen, als auch mit besonderer Erlaubnis einen uralten Bullen mittels eines einzigen Schusses ins Ohr zu erlegen.

Ich fand aber einen angeblichen Buren, der sich „de Wet" nannte,

damit beschäftigt, im Auftrage eines griechischen Händlers, den Rest der noch vorhandenen Flußpferde abzuschlachten, um die Zähne der Tiere und die in Streifen geschnittene Haut zu verhandeln.

Man hatte den nach seinen Angaben völlig mittellosen Mann gleichwohl, zur Jagd ausgerüstet, über die Grenze und über die Station Moschi zu den Seen ziehen lassen und ihm, dem Vernehmen nach, seltsamerweise auch noch die für erlegte Marabus zu zahlende Schußgebühr ermäßigt, da er angab, diese Vögel fangen zu können, um sie ihrer Federn beraubt, unbeschädigt wieder fliegen zu lassen!

Das höchst einfache Verfahren dieses Aasjägers bestand jedoch darin, die auf den Kadaver der von ihm hingeschlachteten Flußpferde sich einfindenden Marabus zu erlegen.

Grell schienen die Sonnenstrahlen auf die in regelmäßigen Pausen auftauchenden Köpfe der Flußpferde hernieder. Die wilden Enten zeigten vor ihnen keine Angst.

Auf meine Nachricht an die Station Moschi wurde der Mann, der sich ohne irgendwelche Ausweispapiere schon sieben Jahre in allen Teilen Afrikas umhergetrieben hatte, auf Anordnung des mittlerweile vom Urlaub zurückgekehrten Hauptmanns Merker sofort verhaftet und zur Station gebracht. Hier erlegten indes seine Hinterleute die verfallenen Schußgelder. — —

Diese kleine Begebenheit zeigt, wie unangebracht es ist, ausweislose Ausländer, mit Munition reichlich ausgerüstet, in das Innere reisen zu lassen, wo ihre Tätigkeit in keiner Weise kontrolliert werden kann.

Nebenbei nur möchte ich bemerken, daß der Fang alter Marabus in unverletztem Zustande ein Problem ist, an dem ich lange Jahre studierte. Es ist mir dies außerordentlich schwierige Unterfangen nur in ganz seltenen Ausnahmefällen geglückt!

Die Zähne des Flußpferdes sind weit härter als das vom Elefanten herstammende Elfenbein, und eine Zeitlang wurden künstliche Zähne für

Menschen aus ihnen gefertigt. Die fortschreitende Technik weiß jedoch heute bessere Zahnsurrogate herzustellen, hat jedoch leider noch immer nicht einen Ersatz für Elfenbein zur Herstellung von Billardbällen zu finden gewußt. Der alte Le Vaillant bemerkt schon in seinen „Reisen" vor mehr denn 100 Jahren:

„Man darf sich nicht wundern, daß die Europäer, vorzüglich die Franzosen, die Zähne des Flußpferdes zu einem wichtigen Handelsartikel machen, denn durch Hülfe der Kunst ersetzen sie die Natur und glänzen auf das schönste im Munde eines artigen Frauenzimmers."

Im Jahre 1896 fand ich die Eingeborenen an den Buchten des Victoriasees im größten Einvernehmen mit den höchst zahlreichen Flußpferden und ohne jede Scheu vor ihnen. Es war ein höchst eigentümlicher Anblick, die auf Flößen die Fischerei ausübenden Eingeborenen inmitten der zahlreich um sie her auftauchenden Flußpferde zu sehen, während sich auf den Sandbänken zahlreiche riesige Krokodile sonnten.

Hier lernte ich zur Genüge und habe es später noch wiederholt bestätigt gefunden, wie es mir von Dr. R. Kandt ausdrücklich auch für gewisse Gebiete Zentralafrikas bestätigt worden ist, daß diese Tiere erst dann bösartig und aggressiv werden, wenn sie vom Menschen verfolgt und vielfach verwundet worden sind.

In einem Reisebericht finde ich die Angabe, daß die Gouvernements-Askari nächtlicherweile andauernd durch Abgabe von Schüssen die Flußpferde dem Lager fernhalten mußten! Es ist eigentümlich, daß ich selbst gar niemals durch die Tiere gefährdet worden bin. Manche meiner Lager waren unmittelbar am Sumpf und an Flußufern aufgeschlagen, wenige Meter von meinem Zelt trieben sich oft stundenlang neugierig schnaufende Flußpferde im Wasser umher, jedoch keiner meiner Leute kümmerte sich um sie, da ihr Herr es ja auch nicht tat!

Mehr noch! In zwei Fällen spazierte ein Flußpferd mitten in der Nacht in meinem Lager zwischen den Zelten meiner Leute hindurch, ohne irgend jemanden zu beschädigen, und nur in einem dritten Falle gab mein Posten auf ein Flußpferd Feuer, weil es tatsächlich, wie ich mich selbst überzeugt habe, mit seiner Schnauzenspitze meine Zeltleinwand neugierig berührte.

Hier hatte ich allerdings mein eignes Zelt nur wenige Meter von dem Aufstiege von Flußpferden am Sumpfe aufschlagen lassen, während alle meine Leute weiter ab vom Wasser lagerten.

Ich begreife allerdings, daß Reisende, die ihre Leute instruiert haben, auf jedes sich nächtlicherweile zeigende Tier zu feuern, anderer Ansicht sein werden. Da ich unweigerlich meine Posten auf das strengste

C. G. Schillings phot. R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.

Ein neu entdeckter Geier: Pseudogyps africanus schillingsi (Erl.) auf einem Nilpferdschädel.

zu bestrafen pflegte, wenn sie ohne Erlaubnis — selbst nachts — einen Schuß abgaben, so habe ich ein so völlig abweichendes Urteil mir bilden können. Ich reiste ja allerdings auch „nur", um die Tierwelt zu beobachten und nicht um mich durch unangebrachte, grundlose und auf mangelnder Kenntnis der Tierwelt beruhende Angst durch unzeitigen Angriff meinerseits über ihren Charakter zu täuschen. Es klingt ja fraglos sehr gut, wenn der Reisende berichtet, wie das Lager zur Nachtzeit gegen die Angriffe der der Tiefe entstiegenen „Unholde verteidigt" werden mußte! Ich habe jedoch solche Angriffe zu meinem größten Bedauern nicht erleben können und glaube wohl an vorschnelle „Knallerei", nicht aber drohende Gefahr in solchen Fällen.

Sehr erstaunt war ich, meine Wandorobbo ohne Besinnen einen von mir einst erlegten Flußpferdbullen aus einem ganz kleinen Wassertümpel herausholen zu sehen, obwohl sich noch zwei andere „makaita" in dem Tümpel befanden.

Die Leute mußten sich dabei auf höchstens drei Meter Entfernung der Stelle nähern und die beiden überlebenden Flußpferde — die allerdings nicht von mir beschossen waren, aber doch in größter Vorsicht nur in Intervallen von etwa zwei Minuten prustend auftauchten — fast berühren!!

Auch diese meine Erfahrung wird vielleicht dazu dienen, allzu phantasievolle frühere Berichte etwas einzuschränken, zumal da ich Ähnliches vielfach erlebt habe!

Höchst bemerkenswert ist das Verhältnis der Nilpferde zu den Krokodilen. Beide Tierarten leben im größten Einvernehmen, und auch die ganz jungen Flußpferde scheinen durch ihre Mütter so gut gegen die gefährlichen und riesigen Wasserechsen geschützt zu werden, daß sie vollkommen geborgen sind. Anders aber wird die Sache, wenn man ein Flußpferd erlegt hat und die fein witternden Krokodile sofort stromaufwärts schwimmend erscheinen.

Bei verschiedenen Gelegenheiten habe ich dies beobachten und namentlich in einem Falle das hochinteressante Schauspiel einer großen Ansammlung von Krokodilen auf einem erlegten Flußpferd genießen können.

Ich hatte ein altes Flußpferd geschossen, welches sofort durch die Strömung gegen eine Sandbank getrieben wurde und, durch die Wucht des Stromes auf den Sand gedrückt, über dem Wasser sichtbar war.

Die zwei mich begleitenden Leute sandte ich in das eine halbe Stunde entfernte Lager, um Hilfe und Stricke zu holen; ich selbst blieb allein zurück, hinter einem Baume versteckt am Ufer des Stromes, durch nur wenige Meter reißenden Wassers von meiner Beute getrennt. —

Bewegungslos lagen die mächtigen rundlichen Fleischmassen des getöteten Tieres auf der Sandbank, und die trüben Wassermassen führten höchst wahrscheinlich Schweißteilchen weit flußabwärts mit sich, denn nach kurzer Zeit tauchten auf der ruhigen Wasseroberfläche im tiefen Unterlaufe des Stromes erst eine, dann mehrere Schnauzenspitzen von Krokodilen auf, um sofort wieder zu verschwinden.

Nach überraschend kurzer Zeit aber wurde ein etwa vier Meter langes Krokodil sichtbar, äugte einen Augenblick umher, verschwand dann wieder unter dem Wasser und kletterte gleich danach auf das Flußpferd hinauf.

Es war ein geradezu überwältigend unheimlicher Anblick, als aus dem rauschenden Strome so unvermittelt die gefährliche Echse auftauchte. Als sie aber nun den mit furchtbar dräuenden Zähnen bewaffneten Rachen öffnete und mit unbeschreiblicher Gier das Flußpferd zu packen versuchte, wich ich — das Ganze spielte sich nur wenige Meter von mir entfernt ab – unwillkürlich noch einen Schritt vom Flußufer hinter den Baum zurück.

Da ich mich aber vollkommen unsichtbar verhielt, so wurde mir gleich darauf der grandiose Anblick, auf so nahe Entfernung ungefähr zwanzig, fast alle gleich große, gegen vier Meter lange Krokodile auftauchen zu sehen, die nun an dem Flußpferde hin und her zerrten. Es gelang ihnen freilich nicht, die zähe undurchdringliche Haut zu durchbeißen; nur ein Ohr und Teile der Schnauze, auch den Schwanz, vermochten sie abzureißen. Die auf die sonstigen Teile der Epidermis gerichteten Bisse glitten sämtlich ab; erst beim Eintreten der in den Tropen überraschend schnell beginnenden Fäulnis würden ihre Bisse von Erfolg begleitet gewesen sein.

Der Anblick der sich um die Beute streitenden, auf und unter tauchenden gepanzerten Wasserbewohner war ein ebenso unheimlicher, wie in seiner Art unvergeßlicher und großartiger für den immer noch hinter dem Baume verborgenen Beobachter. Allmählich aber hatten die riesigen Tiere so sehr an ihrer Beute gezerrt, daß ich befürchtete, das Flußpferd könne von der starken Strömung dem tiefen Unterlaufe des Flusses zugeführt werden, wo es für mich verloren gewesen wäre.

In großen Strömen hat es nämlich nur dann einen Zweck, „Viboko" zu erlegen, wenn nicht allzu weit unterhalb der Schußstelle Sandbänke oder seichte Stromschnellen sich befinden, welche die abwärts treibenden verendeten Tiere aufhalten. Sind solche Stellen nicht vorhanden, so sind die erlegten Flußpferde für den Schützen verloren.

Ich ließ daher meine Büchse sprechen und schoß, immer vorsichtig verborgen bleibend, bis zur Ankunft meiner Leute innerhalb einer

Stunde gegen fünfzehn Krokodile von dem Flußpferd herunter; im Besitze reichlicher Munition hätte ich wohl noch zehn mehr erlegen können.

Die Schnelligkeit, die das „Kiboko" auf dem Lande zu entwickeln vermag, ist geradezu erstaunlich und ebenso überraschend, wie die von den Elefanten und Rhinozerossen entwickelte ungeheure Schnelligkeit und Gewandtheit, — Eigenschaften, die sehr im Gegensatz zu der anscheinend so plumpen Erscheinung dieser Dickhäuter stehen.

Ich habe in nur zwei Fällen Flußpferde auf dem Lande flüchtig beobachten können, war aber überrascht von ihrer Beweglichkeit. Einmal bin ich auch von einem Flußpferd unter solchen Umständen hart bedrängt worden und nur knapp mit dem Leben davongekommen.

Ich hatte das Tier gegen Abend auf dem Lande angetroffen. Gegen meine Erwartung nahm es auf eine nicht sofort tödliche Kugel seine Richtung auf einen kleinen See, der hinter mir gelegen war, und nicht auf einen größeren, der nicht weit vor mir lag. In einem unheimlich fördernden Galopp kam das Tier direkt auf mich zu. Nur dem Umstande, daß es auf eine zweite Kugel hin abschwenkte, um bald darauf verendet niederzustürzen, habe ich meine Rettung zu verdanken, denn ich mußte gerade in dieser Situation abermals ein Versagen des Repetiermechanismus für den dritten Schuß meiner Büchse erleben.

In einem anderen Falle stieg ein von mir geschossenes Flußpferd wenige Meter von mir entfernt ans Land, öffnete den in des Wortes wahrster Bedeutung zähnestarrenden Rachen, sank aber dann verendet zusammen, eine Situation, die ich leider nicht im Bilde festzuhalten vermochte, da ich in diesem Augenblick über keine Platten verfügte!

Bemerkenswert ist eine ausgesprochene Neugierde der Tiere, die von den Eingeborenen sogar dazu benutzt wird, dieselben in die Nähe des Ufers zu locken. Hauptmann Merker hat mir erzählt, daß die Eingeborenen des abflußlosen Gebietes an gewissen Seen die Flußpferde durch den Ruf: Makau! Makau! anzulocken pflegten, worauf dann ganze „Schulen" der Tiere dicht ans Land schwimmend erschienen seien. Ich selbst habe früher an den Merkerseen Ähnliches beobachtet.

Übrigens liefert der Masainame des Flußpferdes: makau, Plural: el makaunin, wie Hauptmann Merker mir brieflich mitteilt, einen trefflichen Beweis der Wanderung des Masaivolkes durch das Niltal. Unter den Tiernamen keiner lebenden Semitensprache, soweit sie Merker bekannt geworden, fand er ein Wort, welches mit dem Masainamen des Flußpferdes zusammenzubringen gewesen wäre. Schließlich fand sich des Rätsels Lösung in dem assyrischen Wort ma — ak — ka — nu — ú („Tier von Südägypten").

Ich kann nicht leugnen, bei meinen zahlreichen Navigationsver-

suchen im gebrechlichen Faltboot auf afrikanischen Flüssen und Seen eine gewisse Angst vor den „umstürzlerischen" Bestrebungen der Viboko, wie auch der Krokodile empfunden zu haben. Niemals werde ich vergessen, mit welchen Gefühlen ich mitten auf dem Strome einst zwei Flußpferdköpfe wenige Fuß von meinem segeltuchüberzogenen kleinen Fahrzeug auftauchen sah! Nur bei einer Gelegenheit haben Krokodile mein Faltboot angegriffen und es umgestürzt, während Flußpferde Ähnliches nie versucht haben.

Namentlich auf den Wassern des Rufuflusses, dessen absolute Unschiffbarkeit mir jahrelang vor ihrer behördlichen Feststellung bekannt und in dessen Uferwäldern ich einer der ersten europäischen Jäger war, habe ich mehrfache Zusammentreffen mit „Viboko" erlebt.

Mit Vorliebe legen sich die Tiere auf Inseln innerhalb der Flüsse und Seen zum Schlafen nieder. Man findet auf diesen Eilanden oftmals Lagerstellen, welche anscheinend seit langer Zeit immer und immer wieder benutzt werden. Mit Geschicklichkeit verstehen es die Flußpferde, selbst an steilen Ufern emporzuklettern; tief eingetretene Wechsel, unter Umständen im Laufe unzähliger Jahre in weichere Steinarten gehöhlt, führen häufig zum Wasserspiegel hin. An solchen Stellen fand ich, in den zum Victoria-Nyanza führenden Flüssen schwere Fallklötze der Eingeborenen angebracht; durch die Wucht ihres Falles stoßen sie einen vergifteten hölzernen Stab in den Rücken der Tiere, welche, dem starken Gift dann bald erliegend, an der Wasseroberfläche des Flusses, in den sie sich geflüchtet, auftreiben.

Außerordentlich merkwürdig ist die Gewohnheit der „el makaunin", ihre Losung mit ihrem bürstenartig mit kurzen steifen Borsten besetzten Schwanz hoch an Büschen aufwärts zu schleudern.

Solche Büsche bilden wohl „Poststationen", wie bei vielen andern Säugetieren, und erleichtern das gegenseitige Auffinden der Individuen und Geschlechter.

Im Jahre 1896 waren Flußpferde noch zahlreich im Nsoiariver und im Athifluß in Britisch-Ostafrika; damals fanden sich auch an der Küste zwischen Dar-es-Salam und Pangani Flußpferde allenthalben. Ich sah sie einige Male auch in der Brandung des Meeres, und werde nie meine Überraschung vergessen, als ich beim Austritt aus einem Kokospalmenwald vor mir auf dem Sande des Meeres einen vermeintlichen Baumstamm sich in ein Flußpferd verwandeln und das tiefere Wasser des Meeres gewinnen sah.

So suchen die Flußpferde, den Seeweg benutzend, die verschiedenen ins Meer mündenden Flußästuarien auf und entledigen sich im Salzwasser fraglos wohl auch gewisser Parasiten.

Innerhalb des Flußdeltas an der Küste wurden dann auch seinerzeit Versuche gemacht, junge Flußpferde zu erbeuten, wobei leider einer unserer bekanntesten Tierhändler seinen Sohn in kurzer Zeit den Fiebermiasmen erliegen sah. Vor acht Jahren beobachtete ich noch im Hafen von Dar-es-Salam einige Flußpferde, die dort geschont wurden, und bei einem nächtlichen Ansitz in Gesellschaft des stellvertretenden Gouverneurs Herrn von Benningsen — meinem ersten Anstand in den Tropen — erschien ein Flußpferd in meiner unmittelbaren Nähe. Da unser Ansitz wilden Schweinen galt, so war ich selbstverständlich auf das höchste überrascht, so unvermittelt einen der Tierriesen Afrikas vor mir auftauchen zu sehen!

Die Aufzucht junger Nilpferde ist erheblich leichter wie die junger Nashörner und Elefanten; nichtsdestoweniger gelangten bis heute nur sehr wenige Exemplare aus Ostafrika in Gefangenschaft.

Vor einigen Jahren unternahm es ein in portugiesischem Gebiete wohnender Europäer, ein altes ausgewachsenes Nilpferd in einer Fallgrube zu fangen, um es lebend nach Europa zu bringen. Dies Unterfangen — die Fallgrube befand sich in unmittelbarer Nähe der Küste — scheiterte leider daran, daß das gewaltige Tier den Transportkasten, in den es glücklich hineinbefördert worden war, umwarf, und dabei so zu Schaden kam, daß es einging.

In allen diesen Dingen übertrafen uns die Alten; sie verstanden es, nicht nur Flußpferde, sondern auch alle anderen afrikanischen Tiere in ausgewachsenen Exemplaren in Mengen zu fangen, um sie in der Arena an ihren Kampfspielen teilnehmen zu lassen.

Die Witterung der Flußpferde ist, ihrer Verwandtschaft mit dem Geschlecht der Schweine entsprechend, außerordentlich gut. Wie ungemein jedoch das Riechvermögen ausgebildet ist, wurde mir erst dann völlig klar, als ich es unternahm, die Tiere bei Nacht zu photographieren. Wurden meine Versuche nicht unter Beobachtung der allergrößten Vorsichtsmaßregeln angestellt, so vermieden die Flußpferde die Nähe der Apparate und wählten andere abgelegene Ausstiege aus dem Wasser.

Wieder einmal wurde mir hier ein Beweis der überaus feinen, also hochorganisierten Geruchssinne und ihrer verständigen Anwendung bei einer Tierart gegeben, der der Laie angesichts ihrer plumpen, ungefügigen Massigkeit einen weder hoch, — wenn auch einseitig entwickelten Verstand, — noch auch außerordentlich differenzierte Sinne vindizieren würde!

Hier und da tauchten die Köpfe riesiger Krokodile aus dem Strome auf . . . .

XV.

Büffel und Krokodile.

Im Herbste des Jahres 1899 lagerte ich am mittleren Laufe des Panganiflusses.

Mein Präparator und ich waren überlastet mit der Konservierung und Verpackung der gesammelten zoologischen Objekte, und während eines Zeitraumes von etwa vierzehn Tagen hatte ich kaum das Lager all der Arbeiten wegen verlassen können.

Seit einiger Zeit hatte ich zuverlässige Späher ausgesandt, um nach Büffeln Umschau zu halten, deren Auffindung und Erlegung seit der Rinderpest in der Kilimandscharogegend niemand wieder geglückt war, während ich der erste in den ungesunden Panganisümpfen überhaupt jagende Europäer war. —

Wochenlang waren die von mir ausgesandten Leute stets erfolglos von ihren Streifzügen zurückgekehrt; nirgendwo hatten sie die augenblicklichen Aufenthaltsorte der Büffel entdecken können.

Nun aber fanden sie plötzlich weitab von meinem Lager am Flusse zwei Eingeborene, Waseguha, die sich dort eine kleine Hütte gebaut und eine wenige Ar große Maisanpflanzung angelegt hatten, außerdem aber Fischfang betrieben. Es stellte sich jedoch heraus, daß sie auch durch Ansitz auf Bäumen der Jagd auf Büffel gelegentlich oblagen, deren außerordentlich schwierig aufzufindende Standorte, zur Trockenzeit mitten im Sumpfe, ihnen wohl bekannt waren, und deren Schädel und Hörner wertvolle Handelsware — von Europäern damals schon als „selbstgeschossen" sehr begehrt — für sie darstellten.

Einer dieser Leute wurde in mein Lager gebracht. Anfänglich war aus ihm fast nichts herauszubringen; aber nachdem ich längere Zeit unterhandelt hatte, entschloß er sich, mir nähere Auskunft über die Büffel zu geben. Er erzählte mir, daß vor kurzer Zeit sechs mit Hinterladern, Modell 71, bewaffnete Schwarze in der Nähe seiner kleinen Ansiedelung den Büffeln nachgestellt hätten. Die Leute hatten behauptet, von der nächst gelegenen Station Rusotto behufs Erlegung von Büffeln ausgesandt worden zu sein. Ihre Jagden waren jedoch vollkommen ergebnislos geblieben. Angesichts der Büffelherde ergriffen sie die Flucht und retteten sich auf Bäume. Sie erlegten aber noch gemeinschaftlich drei Nashörner und verschwanden nunmehr, deren Hörner mit sich führend.

Ich erwähne hier, daß die Angaben dieser Leute auf Unwahrheit beruhten, laut mir gewordener Mitteilungen des Bezirksamtmannes Meyer in Rusotto, eines Herrn, der sich der Wildschonbestrebungen tunlichst annahm.

Da aus den Mitteilungen des Mseguha hervorging, daß eine große Büffelherde sich im Augenblicke in den unzugänglichsten Sümpfen des Panganiflusses aufhalte, entschloß ich mich kurz, sofort mein Lager in die Nähe dieser Sümpfe zu verlegen, um, koste es was es wolle, endlich einen Büffel zu erlegen.

Am 2. September brach ich mit einem großen Teil meiner Leute frühmorgens auf, um nach sechsstündigem Marsche flußabwärts in der Nähe der Lafittiberge zu lagern.

Während des Marsches gelang mir die Erlegung zweier prächtiger Uhus (Bubo lacteus), und sehr große Rudel von Wasserböcken, bis zu 150 und 200 Köpfen stark, wurden mehrfach in dem schönen Uferwalde flüchtig, neugierig oftmals verhoffend, ohne daß ich mich ihrethalben aufgehalten hätte.

Eine über alle Beschreibungen halsbrecherische, nur mit nackten Füßen zu begehende „Brücke" verband mein jetziges Lager mit einer außerordentlich großen Insel des Flusses, welche in ihrem unteren Teile in die ausgedehnten und undurchdringlichen Sümpfe überging.

Der nächste Tag verlief mit Rekognoszierungen der Insel. Wasserböcke in zahlreichen Rudeln, im ganzen mehrere tausend Stück, bevölkerten sowohl das umliegende „Gambo" als auch die Insel. Ich hatte mir jedoch vorgenommen, tunlichst keinen Schuß abzugeben, um die schon an und für sich außerordentlich scheuen Büffel nicht noch mehr zu beunruhigen. Auf Wildpret mußte also hier verzichtet werden. Meine Karawane war reichlich mit dem leicht zu transportierenden indischen Reis versehen und ich erwartete wiederum durch eine Hilfskarawane über

einhundert Lasten dieses damals — zur Zeit der Hungersnot — leider fast unerschwinglich teuren Nahrungsmittels, von der Küste her. Um ein Haar wäre ich von meinem Vorsatze, von meiner Büchse keinen Gebrauch zu machen, abgekommen, da mich auf der Insel zwei Rhinozerosse beinahe umgerannt hätten, gerade in einem Augenblick, als ich, mit Beobachtung eines Honiganzeigers beschäftigt, etwa 120 Schritte von meinen Leuten abseits gegangen war.

Dem lockenden Ruf der Honiganzeiger (Indicator indicator Gm., J. major Steph. und J. minor Steph.) folgt man, wo irgend

Prinz Johannes Löwenstein und ich waren so glücklich, zwei Büffel zu erlegen . . . Der angeschossene Büffelstier war nur mit größter Gefahr auf die Platte zu bringen . .

möglich, mit Freude, um von den Vögeln häufig zu einem Honig enthaltenden Bienennester geführt zu werden. Die Mühe des Folgens lohnt sich oft reich durch köstliche Honigwaben — ein Leckerbissen von größtem Werte in einsamer Wildnis. —

Ich fand bald, daß die Büffel hier eine völlig nächtliche Lebensweise führten. Ein großer Teil der Grasflächen der Insel war bereits dürr und von der Sonne verbrannt. Nur an den Rändern der Sümpfe sproßte noch frisches grünes Gras, dort, wo das Wasser, langsam zurücktretend, feuchten, schwarzen, humosen Boden zurückließ. Die zwischen jenem Grase befindlichen Sumpflachen waren — noch von trübem Wasser gefüllt — im Begriff einzutrocknen; sie, wie auch die Umgebung war von den Fährten der Büffel vollkommen zertreten.

Schwerlich kann man sich einen Begriff von einer ungesunderen Gegend machen, wie sie dieser Zufluchtsort der Büffel darstellte! Brodelnd trat das Wasser aus dem säurehaltigen Schlammboden bei jedem Tritt hervor. Eine mannigfache Sumpfvegetation wucherte üppig allerorten: über die öden Wiesen aber am Rande des Sumpfes tummelten sich mit leise klagenden Rufen Hunderte von Brachschwalben (Glareola fusca L.) und zur Nachtzeit belief sich die Zahl der Mosquitos auf Myriaden. Auch sonst war eine reichhaltige Avifauna vertreten; von Säugetieren aber beherbergte das große Eiland, wie ich später fand, nur einige wenige Paviane und Meerkatzen, außer den starken Rudeln von Wasserböcken.

Dies hatte seinen guten Grund. Die Affen hatten einst gelegentlichen Zutritt zu der Insel durch in den Strom gefallene Baumriesen erhalten; aber bald hatte wohl die Wucht der strömenden Gewässer zur Zeit der Masika diese zufällig geschaffenen Brücken wieder zerstört, und so waren die Affen abgeschnitten vom Festlande. Die Wasserböcke aber wechselten an seichteren Stellen durch die Stromarme hin und her. Sie und die Büffel scheuen dabei die ungeheuer zahlreichen und riesigen Krokodile nicht, oder wissen die Angriffe dieser Echsen zu vermeiden.

Es war mir außerordentlich interessant, dies feststellen zu können. Kein anderes Wild mit Ausnahme der Flußpferde setzt sich meines Wissens der Gefahr eines Angriffes durch Krokodile in dieser Weise aus; es scheinen mir eben Büffel und Wasserböcke in einem ganz eigenartigen Verhältnisse zu den Krokodilen zu leben. Die von mir ebenfalls vermuteten Riedböcke waren auf der Insel nicht vertreten, obwohl sie ringsumher häufig vorkamen; hieraus darf ich wohl schließen, daß sie die Nachstellungen der Krokodile nicht so geschickt wie die vorgenannten Tierarten zu vermeiden verstehen.

Fast während des ganzen Tages, vornehmlich aber zur Nachtzeit, waren die Stimmen der „Viboko" (Flußpferde) dicht vor uns im Sumpfe vernehmbar; sie mischten sich mit den zahlreichen eigenartigen Lauten der Vogelwelt.

Brütendes Schweigen lagerte im übrigen über dieser weltfernen und noch so besonders abgeschlossenen Insel.

Wo ich auch die Ufer des Flusses aufsuchte, wurde es mir begreiflich, daß das Eiland wohl bewacht sei vor Eindringlingen: überall tauchten die spitzen Schnauzen riesenhafter Krokodile kaum wahrnehmbar aus dem Wasser, langsam mit dem Strome abwärtstreibend.

Hier, an den tiefen Stellen des Flusses hatten sich eine außergewöhnlich große Anzahl dieser unheimlichen Panzerechsen versammelt. Wenn ich mich mit größter Vorsicht den Stellen im Flußbette näherte, wo

vor meinen Augen langgestreckte Sandbänke im Sonnenscheine glitzerten, fand ich die Ungeheuer öfters dutzendweise sich sonnen. Nicht fern von ihnen hatten sich gleichzeitig zahlreiche Reiher, Nilgänse und andere Sumpf- und Wasservögel auf den Sandbänken niedergelassen. Es konnte erstaunlich scheinen, daß sie anscheinend so wenig Furcht vor den Krokodilen zeigten; aber sie wußten jede tiefe Stelle des Stromes wohl zu vermeiden, und nur da, wo sehr flaches Wasser die Krokodile an schnellen Angriffen hinderte, waren sie zu finden.

Der Rufufluß, rechts über dem Wasser Nester von Ploceus schillingsi Rchw.

Trotz alledem glaube ich behaupten zu dürfen, daß tatsächlich auch zwischen diesen Ungeheuern der Tiefe und der Welt der Wasser- und Sumpfvögel eine gewisse Freundschaft besteht: — freilich nur eine sehr bedingte. Vom Sudan wissen wir, daß ein kleiner Vogel, der Krokodilwächter, tatsächlich mit den Panzerechsen in ausgesprochenster Symbiose lebt.

Die klugen Enten und Gänse aber wird man niemals auf tiefen von Krokodilen belebten Gewässern schwimmend bemerken!

Mehrere Tage vergingen mit vergeblichem Suchen nach Büffeln. Auf den für Menschen fast undurchdringlichen tunnelartigen Wechseln der Flußpferde drang ich in die schilfigen Gewässer ein, um die Wechsel der Büffel festzustellen. Bald aber kam ich mit von Schilfgräsern zerschnittenen Händen und von Mosquitos jämmerlich zerstochen zu der

Überzeugung, daß die Tiere, ohne bestimmten Wechsel zu halten, ausschließlich zur Nachtzeit den Sumpf verließen, mit Tagesgrauen aber vorsichtig die schützende Stätte wieder aufzusuchen pflegten.

In den Sümpfen selbst aber war ihnen nicht beizukommen.

Ich gewann mühsam, sehr große an trockenen Stellen wachsende Akazien erkletternd, eine hohe Aussichtswarte. Von ihr herab war es nicht schwer, die jeweiligen Stellen in der ausgedehnten Sumpfwildnis ausfindig zu machen, wo die Büffel sich niedergetan hatten: Hunderte von Kuhreihern schwärmten über der ruhenden Herde hin und her. Sie bezeichneten tagüber stets die Stellen, wo eine größere Anzahl von Büffeln sich befand; mochten diese nun ruhen oder in Bewegung sein: die Kuhreiher ließen sich in ihrer Beschäftigung, die Büffel von Ungeziefer zu befreien, nicht stören.

Und von Ungeziefer allerdings wimmelte die Insel! Wegen der mir bekannten außerordentlichen Scheu des Büffels, da er ja hier vielfach bedrängt worden war, hatte ich meine Leute streng innerhalb des kleinen Lagers konsigniert; selbst Brennholz durfte nur in nächster Entfernung vom Lager geholt, der mich mit dem Festlande verbindende Pfad von den Leuten jedoch nicht verlassen werden.

Die Verproviantierung mit Cerealien erfolgte auf diesem Pfade aus meinem Hauptlager. Der Lagerplatz selbst war sorgfältig von Gras und Büschen gereinigt worden und zwar aus guten Gründen! Ungezählte Millionen nämlich von winzig kleinen Zecken, Riphicephalus sanguineus (Lat.) und R. appendiculatus Nn., sowie R. pulchellus (Gerst.) bedeckten Gras und Büsche der Insel, dort, wo die Wasserböcke ihre hauptsächlichsten Standorte hatten, namentlich aber auch dort, wo die Hauptwechsel und Äsungsplätze der Büffel sich befanden. Es war unmöglich, die Insel zu begehen, ohne daß der ganze Körper alsbald mit Hunderten von blutgierigen, schmerzhaft fühlbaren Zecken bedeckt war.

Ins Lager zurückgekehrt, entfernten meine Schwarzen entweder diese Plagegeister mit größtem Gleichmut oder wurden von ihnen gar nicht angegriffen und belästigt. Anders aber verhielten die Tiere sich mir und meinem Präparator Orgeich gegenüber. Unvorsichtigerweise hatte ich anfänglich einige durch Abreißen entfernt, wobei die Saugrüssel im Fleische verblieben waren; bösartige Entzündungen waren die Folge. Ich nahm meine Zuflucht zu Sublimatbädern in meiner Gummiwanne. Ohne jeden Erfolg! Das einzige Mittel, sich vor den entsetzlichen Plagegeistern zu bewahren, war, mich völlig entkleidet von einigen Schwarzen jedesmal nach der Rückkehr eine halbe Stunde lang absuchen zu lassen!

Die jedem Besucher Zoologischer Gärten bekannte Szene, wie sich Affen gegenseitige Dienste bei der Hautpflege leisten, gibt dem Leser ein Bild von den sich täglich mehrmals entwickelnden Szenen, wobei sich an meinem Körper regelmäßig eine Ausbeute von etwa 50—100 winzig kleiner, fast unsichtbarer Ixodiden ergab. Trotz alledem hatten die anfangs unbeachteten Blutsauger schon erhebliche, durchaus nicht unbedenkliche Entzündungen in meiner Magengegend hervorgerufen. So klein waren diese winzigen Feinde, daß ich das Ödem im Anfang anderen Ursachen zugeschrieben, Zecken aber als Erreger nicht vermutet hatte.

So blieben mir in den nächstfolgenden Wochen und Monaten einige eiternde, höchst lästige und bösartige Wunden zurück, die jedes Heilversuches spotteten und erst vernarbten, als ich später sehr hochgelegene Gebirgsgegenden aufsuchte.

Unter solcher Pein — mein Begleiter Orgeich litt ähnlich — verflossen die Tage und namentlich schlaflose und peinvolle Nächte auf der „Büffelinsel", der ich den Namen „Heckinsel", zu Ehren meines Freundes Dr. Ludwig Heck, beigelegt habe. Ich tat dies aus dem Grunde zu Ehren dieses Tierpflegers par excellence, weil die Insel eine Zufluchtstätte der Wasserböcke und Büffel in so seltsamer Abgeschlossenheit bildete und durch ihre isolierte Lage jenen Resten von Wildbüffeln während der Zeit der Rinderpest Schutz gewährt hatte.

Die Büffel schienen für mich unerreichbar. Wenn ich ein Eindringen in die Sumpfwildnisse versuchte, hinderten mich gar bald tief eingeschnittene, unergründlich moorastige Kanäle am Vordringen. So galt es auszuharren. Die einzige Möglichkeit schien die, frühzeitig im Morgengrauen die Büffel anzutreffen, ehe sie noch mit den ersten Lichtstrahlen des schnell anbrechenden Tages ihr Sumpfrevier aufgesucht hatten. Mehrfach schien ich diesem Ziele nahe; aber um Minuten immer wieder handelte es sich, um Minuten kam ich zu spät. Die scheue Vorsicht der gewitzigten Tiere schien unbesiegbar zu sein, und mit anbrechendem Büchsenlichte hatten sie stets die Deckung bereits aufgesucht, ein schlagender Beweis klugen Beurteilungsvermögens der Verhältnisse!

Man sollte denken, daß der unheimlich starke afrikanische Wildbüffel, seiner Kraft vertrauend, weniger scheu sein müßte! Aber ob Einzelgänger, ob Rudel: die Tiere hatten den veränderten Verhältnissen Rechnung tragen gelernt und fürchteten sich vor dem Feuerblitz der europäischen Mordwaffe so gut wie vor dem lautlos schwirrenden Giftpfeil der Eingeborenen.

So verfloß Tag auf Tag, aber ich beschloß auszuharren; nur so

kommt der Jäger — namentlich in den Tropen — zum Ziele! Freilich erkrankte ein Mann nach dem andern an Malaria und wir Europäer verstärkten unsere Chinindosis erheblich, um einigermaßen gesichert zu sein.

Während der Abende und Nächte gewährte uns ein von mir erdachter Krokodilfang erwünschte Abwechselung.

Nach tagelanger Arbeit und unter Verwendung meines mitgeführten Bootes, hatten meine Leute durch Fällen zweier riesiger Uferbäume, deren Kronen von beiden Ufern gegeneinander ins Flußbett fallend, sich verfangen hatten, eine primitive Verbindung auch mit dem rechten Flußufer dargestellt. Ober- und unterhalb dieser Flußbarre sammelten sich besonders zahlreiche Krokodile an. Mittels aus London bezogener Haifischangeln versuchte ich nun dieser bestgehaßten Tiere habhaft zu werden; im Anfange jedoch vergeblich. Aber bald ersann ich ein Verfahren, welches zum Ziele führte. Mit Draht wurde ein Stück Fleisch mit Knochen an den Haken befestigt und die Angel, namentlich nachts bei Mondschein, in das Flußbett geworfen. Wurde sie von einem Krokodile ergriffen, so ließ ich etwa fünfzig und mehr Meter eines festen dünnen Taues, ähnlich wie beim Hechtfange, auslaufen; das Krokodil pflegte dann erst fest zuzufassen, war aber in allen Fällen viel zu klug, um den Haken zu verschlucken. Sorgfältig am Ufer im Gebüsch verborgen, zogen nun etwa 10—20 Leute das oft mehr denn tausendpfündige Raubtier ans Ufer. Kam es in dessen Nähe, so schäumten die Wasser wild auf, gepeitscht von den furchtbaren Schwanzschlägen des Sauriers. Jetzt galt es schnell eine gutsitzende Kugel im Mondschein in seinen Kopf zu entsenden!

Die furchtbare Wirkung eines Bleispitzengeschosses aus kleinkalibriger Büchse lähmt das Scheusal mit Sicherheit, wenn sie nur irgendwo in der Nähe des Kopfes den Rumpf des Tieres trifft. Bewegungslos hängt es so an der Angel, ohne im Tode den furchtbaren Rachen zu öffnen, aber einen unerträglichen Moschusgeruch verbreitend.

Mittels eines sehr starken und dicken Taues, das mit mehr oder minder großer Mühe um seinen Leib befestigt wird, gelingt es nun, die oft sehr schweren Tiere völlig aufs Land zu ziehen.

Hierbei leisteten mir ausgezeichnete Dienste an langen Stangen befestigte Harpunen mit Blättern, die sich nach erfolgtem Einstoßen in die Körper der Krokodile querstellen.

Diese Fangmethode lieferte mir nächtlicherweile bis zu sechs und mehr Krokodile, darunter solche von gegen vier Meter Länge. Freilich mußte man dabei eine Anzahl von Fehlfängen in den Kauf nehmen. Hier und da ereignete es sich aber auch, daß die Haken zufällig wirklich

im Rachen des Tieres gefaßt hatten und es gelang, das sich sträubende Ungeheuer mit größter Vorsicht lebend ans Land zu ziehen und zu fesseln.

Hierbei habe ich ganz besonders die furchtbare Kraft und die Gefährlichkeit ihrer Schwanzschläge kennen und fürchten gelernt.

Unermüdlich war namentlich einer meiner Leute auf den Krokodilfang bedacht, der, früher einmal von einem Krokodil gepackt, damals beinahe unter Wasser gezogen worden wäre. Stundenlang hockte er bei der von mir ausgelegten Angel, um im geeigneten Momente mich zu benachrichtigen. Er hatte den Tieren Rache geschworen und frohlockte jedesmal, wenn es mir gelungen war, eines der bestgehaßten „Mamba" zu fangen oder zu erlegen.

Der Mageninhalt bestand bei den meisten aus Knochen von Säugetieren und Fischresten. Außerdem aber enthielt jeder Magen eine große Anzahl von Quarzstücken, die entweder bereits rund abgeschliffen aus dem Flußbette aufgenommen, oder aber in den Mägen erst abgeschliffen, jedenfalls aber zur Unterstützung der Verdauung aufgenommen worden waren. Jene Quarzstücke erreichten oft beträchtliche Größe, bis zum Umfange etwa eines Apfels. In einem der Tiere fand ich einen vollkommen unversehrt hinabgeschlungenen großen Geier, den ich erlegt und, da sein Balg verdorben war, dem Flußlaufe überliefert hatte. Die Krokodile sind also fähig, Bissen von ganz erheblicher Größe unzerteilt hinabzuschlingen.

Auch während der Zeit der Dürre und Hungersnot im Jahre 1900 habe ich Krokodile erlegt, deren Mägen große menschliche Knochen enthielten, die die Tiere teils völlig unversehrt herabgewürgt hatten.

Von größtem Interesse — leider aber recht schwierig — ist es, das versteckte Leben des Krokodiles zu beobachten, über dessen Gewohnheiten unser Wissen noch keineswegs reich ist.

Schon junge Exemplare sind verhältnismäßig scheu und vorsichtig. Haben sie über den Spiegel der Gewässer wachsende Baumzweige erklettert, so verschwinden sie bei Annäherung des Menschen sofort durch einen Sprung ins Wasser. Je mehr das Tier nun heranwächst, um so scheuer und vorsichtiger wird es, und es hält sich stets nur in einer seiner Größe entsprechenden Wassertiefe auf, die ihm gestattet, seine Angriffe auf die übrige Tierwelt auszuführen, ohne sich selbst zu exponieren. An den Tränkstellen des Wildes und in der Nähe der Wechsel, welche zum Wasser führen, fand ich häufig riesige Krokodile völlig unter dem Wasserspiegel versteckt ihrer Beute lauernd.

Ich erinnere mich namentlich einiger Fälle, bei denen ich die Art und Weise, wie das Tier zu rauben pflegt, selbst beobachten konnte.

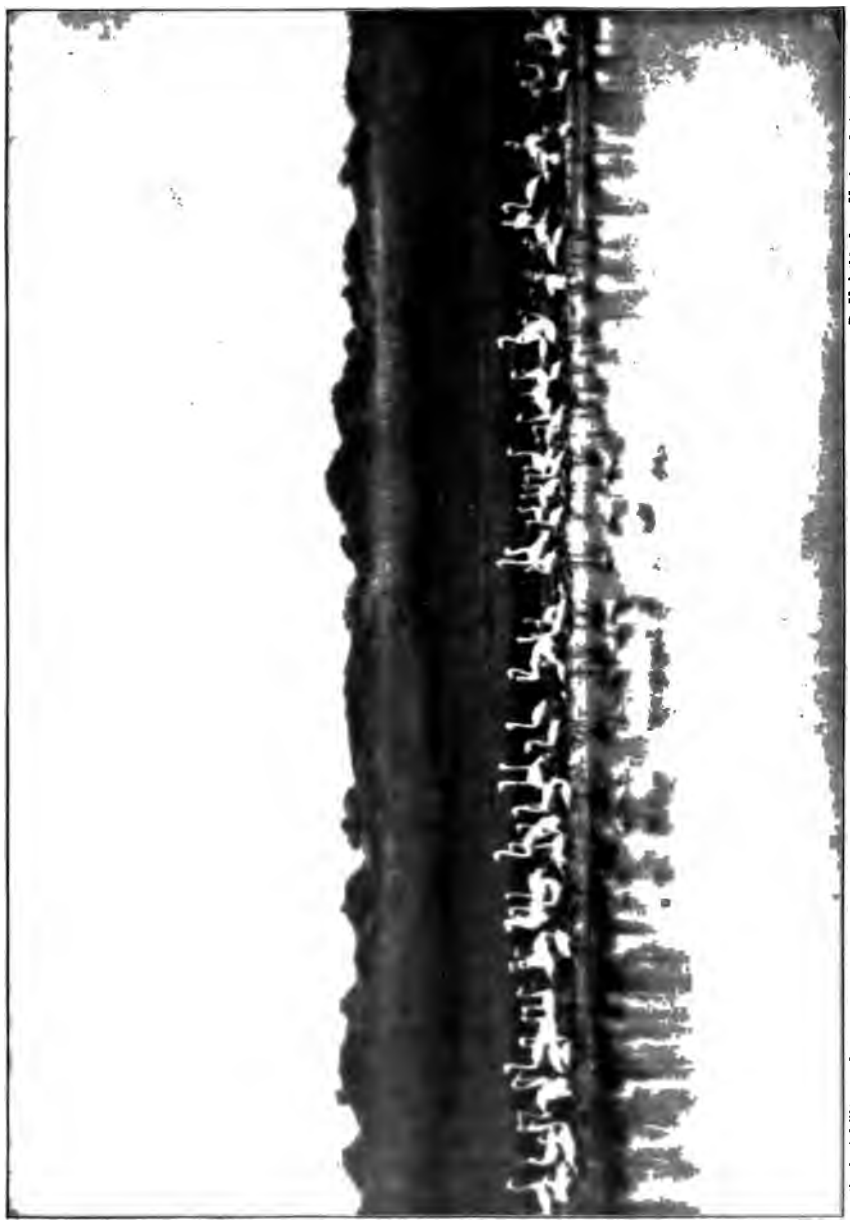
Durstig eilt nach langem wasserlosen Marsche meine Rindviehherde dem Ufer des Flußes zu. Aber seltsam! Schnaubend drängen sich die Buckelrinder hin und her, ohne zu trinken; offenbar wittern sie Gefahr. Dies veranlaßt einige meiner Leute lärmend Steine ins Wasser zu werfen; so kann das Vieh in Sicherheit getränkt werden. In langen Zügen schlürfen die Tiere das langentbehrte Naß; dann beginnen sie in der Nähe des Flusses sprießendes Gras abzuweiden.

Einige Nachzügler meiner Karawane treffen nun ein; mehrere Stücke Rindvieh befinden sich bei ihnen, die, müde geworden, langsamer nachgetrieben worden waren. Ein prachtvoller, riesiger, kohlschwarzer Stier, seiner Größe wegen von mir lange mit dem Schlachten verschont, naht sich jetzt dem Wasser. Sein Geruchsinn sagt ihm offenbar, daß er ohne Gefahr trinken kann; hat doch vorher die ganze Herde, knietief in den Uferschlamm einsinkend, sich dort erquickt . . . . .

Der mächtige Körper des Tieres sinkt mit der Vorderhand tief in den Schlamm ein. Kaum aber hat seine Schnauzenspitze die Wasserfläche berührt, als ich ein gewaltiges Krokodil aus dem trüben Gewässer auftauchen sehe, — und im selben Augenblicke verschwindet, an der Schnauze gepackt, der Stier unter der Wasserfläche! Die schräge Stellung des Ochsen, das glatte, abschüssige Ufer erleichterten der tückischen Echse ihren Raub. Immerhin spielte sich der ganze Vorgang so unglaublich schnell vor meinen Augen ab, so überraschend schnell und unheimlich ereignete sich all dieses, daß ich einen Augenblick wie gelähmt dastand, sofort aber zum Ufer hineilend, nichts weiter mehr wahrnahm, wie einige gurgelnde Blasen, die aus dem trüben Strome aufstiegen. Nichts weiter vermochte ich und vermochten meine Leute wahrzunehmen. Eilig aber liefen wir jetzt stromabwärts, und richtig, weit ab von uns am anderen Ufer, tauchte der tote Körper des Stieres auf; in stetig zuckender Bewegung rissen an ihm wohl zahlreiche Krokodile, ab und zu den Kadaver völlig unter Wasser reißend. Eine Anzahl abgegebene Schüsse vermochten die raublustigen Echsen nicht in ihrer Beschäftigung zu stören, und wir mußten ihnen ihren Raub überlassen.

Ähnlich verliefen einige andere Fälle, in denen ich Vieh durch Krokodile verlor. Menschen werden genau in derselben Weise geraubt, und ich bin einmal selbst Zeuge eines solchen Vorganges gewesen.

Auf dem Rückmarsche zur Küste nach glücklicher Beendigung meiner Expedition in den Jahren 1899/1900 stürzte vor unsern Augen gegen Abend ein Neger von dem Steg, welcher bei Korrogwe den Pangani überbrückte. Er wurde in dem damals reißenden Wasser sofort von Krokodilen gepackt und verschwand vor unsern Augen in den Fluten, ein Opfer des süßen Palmweines, dem er zu sehr zugesprochen hatte.



C. G. Schillings phot. R. Voigtländers Verlag. Leipzig 1904.

. . . Am kleinen Steppensee, die von Krebstierchen wimmelten, waren Flamingos im November zahlreich, in ungeheuren Mengen aber fand ich sie am Natronsee . . . .

Oftmals habe ich mich eines lebhaften Gefühles der Angst nicht erwehren können, wenn wir, häufig bis an die Arme durchs Waſſer watend, Flüſſe durchqueren mußten.

Die Eingeborenen machen bei dieſer Gelegenheiten einen ſtarken Krokodilzauber, eine „Daua!“ — Ich aber pflegte dieſe Daua ſtets durch eine Anzahl oberhalb und unterhalb der Furten ins Waſſer abgegebene Schüſſe zu unterſtützen.

Eine ganze Anzahl von Eingeborenen habe ich im Laufe der Jahre geſehen, die durch Krokodile verſtümmelt worden waren, aber ſich noch hatten retten können, weil ihre Angreifer noch verhältnismäßig klein waren.

Meine Angelmethode bewährte ſich nur zur Nachtzeit oder an ſehr bedeckten Tagen, ganz ähnlich wie bei der Angelfiſcherei auf gewiſſe Fiſcharten. Unerläßliche Bedingung iſt jedoch ſorgfältiges Verbergen der „Angler“ am Ufer hinter Buſchwerk.

Der Neuling kann leicht über den Reichtum an Krokodilen in den Flüſſen getäuſcht werden, denn nur die Schnauzenſpitze, das Naſenventil der Tiere, ragt an der Oberfläche empor, auch bei großen Tieren faſt unſichtbar. So treibend beobachtet das Krokodil ſcharf alles, was in ſeiner Nähe vorgeht; ſein Auge iſt ausgezeichnet. Liegen die Tiere auf Sandbänken oder ihren flach niedergelegenen Austrittſtellen am Ufer, ſo verſchwinden ſie bei Annäherung von Gefahr ſofort im Waſſer. Nicht ſelten habe ich rieſige Krokodile überraſcht, plötzlich hinter der Deckung des Ufers hervortretend. Dann ſchien es manchmal, als wenn das unter meinen Füßen gelegene tiefe Ufer lebendig würde, als wenn moosbedeckte, in den Fluß geſtürzte Baumſtämme Leben gewönnen. Rieſige Krokodile aber waren es, die ruhig gleitend im Strome ſich in Sicherheit brachten oder auch, plötzlich überraſcht, in eiliger Flucht in die Waſſer ſtürzten, ſo daß dieſe brauſend und rauſchend über ihren Häuptern zuſammenſchlugen.

Junge, eben aus dem Ei ausgekrochene Tiere fing ich im Monat März; auch ſie erwieſen ſich bereits als äußerſt biſſig. Die von mir gefangenen alten Tiere ſtießen häufig einen unbeſchreiblich knarrenden, tiefen, halb brüllenden Ton aus, von einer ſchwer zu beſchreibenden Wildheit, einen Ton übrigens, den ich auch in Freiheit von ihnen hier und da — wahrſcheinlich zur Brunſtzeit — vernommen habe.

Auch die ganz jungen Echſen geben bereits, wenn angefaßt, einen lauten quiekenden Ton von ſich.

Wie ſchon erwähnt, tötet eine Kugel aus kleinkalibrigem Gewehr — auch eine mit Bleiſpitze — das Tier auf der Stelle, wenn die Kugel den Kopf in der Nähe der Wirbelſäule trifft. Es tritt ſo eine

Art hydrauliſche Wirkung auf das ganze Gefäßſyſtem des Tieres ein. Eine ganze Anzahl von Krokodilen habe ich erlegt, die ſich nach erhaltener Kugel nicht mehr zu rühren vermochten, vielmehr auf der Stelle wie vom Blitz erſchlagen liegen blieben.

Mein Freund, Hauptmann Merker, erlebte eine intereſſante Begebenheit mit jungen Krokodilen, als er einſt am vulkaniſchen Dſchallaſee im Dezember eine Anzahl Krokodileier gefunden und mit ins Fort Moſchi genommen hatte.

Nach acht Tagen etwa quiekte etwas in einer Zigarrenkiſte in ſeinem Zimmer; dorthin hatte er die Krokodileier gelegt. Anfänglich glaubte er an das Vorhandenſein von Mäuſen; bald aber entdeckte er, daß den Eiern mehrere kleine Krokodile entkrochen waren, die mangels der liebevollen Sonnenſtrahlen in den letzten Tagen der Brutperiode allerdings in ihren Lebensäußerungen einigermaßen herabgeſtimmt ſich erwieſen.

Unſere Nachrichten über die Fortpflanzung, namentlich auch über das Vorhandenſein einer gewiſſen Brutpflege beim afrikaniſchen Krokodil, ſind bis heute höchſt ſpärlich. Bei der von mir angeführten Scheuheit des Tieres wird dies ja auch erklärlich.

Allerdings verhalten ſich die Krokodile je nach den Umſtänden verſchiedenartig; in den großen Seen, beiſpielsweiſe im Victoria-Nyanza zeigen ſie ſich manchmal weniger ſcheu. In den großen Buchten im Süden dieſes Sees fand ich ſie höchſt zahlreich auf Sandbänken. Sie und die Flußpferde lebten dort einträchtig mit den fiſchenden Eingeborenen ſcheinbar auf einem gewiſſermaßen freundſchaftlichen Fuße.

Das Bild der reichen und zutraulichen Ornis der Uferſümpfe und Waſſerflächen, dazwiſchen Dutzende von Nilpferden und Hunderte von rieſigen Krokodilen; inmitten dieſer buntgemiſchten Tierwelt aber die Schilf-Flöße fiſchender Eingeborener — dieſes Bild paradieſiſcher Eintracht wird in meiner Erinnerung niemals erlöſchen!

Heute wird auch dieſes landſchaftliche Gemälde von eigenartigſtem Reize mancherorts am Victoriaſee der eindringenden Kultur bereits gewichen ſein. . . .

Verſchaffte uns das Angeln von Krokodilen zur Nachtzeit ſo anregende Unterhaltung im „Büffellager", ſo verfloſſen die Tage um ſo gleichmäßiger.

Gelegentliche Pürſchgänge aufs rechte Flußufer führten mich weit in die Berge des Randwalles der Nyika hinein. Aus dem reichen Beſtande von Waſſerböcken erlegte ich, fern ab vom Standort der Büffel, gelegentlich einige beſonders ſtarke Stücke.

Die Büffel jedoch anzutreffen ſchien mir nicht gelingen zu wollen.

Endlich hatten meine Wandorobbo eine Herde von etwa dreißig Stück beim Tagesgrauen erblickt und sehr weit vom Lager beobachten können, wie sie ausnahmsweise in einem nur sehr kleinen Sumpfe sich niedergetan hatten.

Nach zwei Stunden war ich zur Stelle; der Wind war ausnahmsweise stark, konstant und günstig. Nunmehr versuchte ich mich dem Büffelrudel zu nähern. Jedoch vergeblich! Der Sumpf wurde knietief; zäher, schwarzer Schlamm hinderte meine Schritte. Vorsichtig versuchte ich in das Schilfmeer einzudringen. Das Schilf war jedoch von solcher Dichtigkeit, von solcher Höhe und Undurchdringlichkeit, daß es mir unmöglich schien, die Büffel zu erreichen.

Nur grasgrünes, üppiges Schilfrohr bedeckte jenen Sumpf; schützende Baumstämme waren nicht in der Nähe der ruhenden Büffel vorhanden. Dennoch gewann ich es über mich, bis auf zwanzig Schritt etwa mich dem Punkte zu nähern, auf welchen ein rückwärts von mir auf einen hohen Baum gekletterter Ndorobbo lebhaft hinwies. Dies Vorwärtsdringen dauerte wohl eine halbe Stunde.

Aber ich sah nun ein, daß ein Schießen nur auf Fußweite möglich, ein solches Beginnen aber sicherem Selbstmorde gleichkommen würde!

Nach längerem Zögern kehrte ich zu meinen Leuten zurück und erkletterte nunmehr selbst einen hohen Akazienbaum. Aber auch von hier aus vermochte ich nichts zu entdecken, obwohl meine Wandorobbo imstande waren, mir haargenau den Lagerort der Büffel zu zeigen.

Ich entschloß mich so einen Alarmschuß in die Luft abzufeuern.

Da entstand ein unbeschreiblicher Tumult im Rohre; rauschend und wogend gerieten die grünen Pflanzenmassen in Bewegung, aber auch von meiner hohen Warte aus war nur hier und da einen kurzen Augenblick ein oder das andere der riesigen Hörner der schwarzen Tiere wahrzunehmen.

Bald waren sie in der Schilfwildnis verschwunden.

Ich sah nun ein, daß eine Jagd dort unten zur völligen Unmöglichkeit gehörte.

Diese Gegenden bilden nicht umsonst ein natürliches Schonrevier für den Büffel . . . . . .

Mühselig erreichte ich vom hohen Baume aus wieder den Erdboden. Es gehört nicht zu den besonderen Vergnügungen, tropische Dornenbäume zu besteigen. Ein auch nur kurzes Verharren in ihren Zweigen läßt uns die unangenehmste nähere Bekanntschaft mit mancherlei interessanten, aber auch empfindlich beißenden Ameisenarten machen, denen gegenüber die zarte Haut des Europäers leider ganz anders reagiert, wie die Lederhaut des Schwarzen.

C. G. Schillings phot. *R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.*

Sofort stürzten sich die Geier auf die Reste des Büffelstieres herab . . . . Fauchend und zischend kämpften sie um die Beute . . . .

Zwei Tage verflossen nun wieder in geduldigem Harren; erfreulicherweise waren die Büffel morgens immer wieder frisch zu spüren, und nicht etwa, wie ich gefürchtet hatte, ausgewechselt.

Nachgerade unerträglich geworden aber war die Zeckenplage für uns Europäer, und zur Nachtzeit kaum an Schlaf zu denken wegen des durch diese Parasiten verursachten Hautreizes.

Zudem nahmen die schweren Malariafälle im Lager immer mehr zu.

Da endlich fanden wir — bei völlig bedecktem Himmel — eine starke Herde zur Nachmittagsstunde, schon jetzt im Sumpfe auf freier Grasfläche äsend, nur wenige Meter von dichtem Schilfe entfernt. Es galt eine Anzahl der tief eingeschnittenen sumpfigen Rinnsale zu durchwaten, um die Herde zu erreichen. Abermals war von Deckung keine Rede, ich meine von schützender Deckung; nur Schilfgräser wuchsen in dieser Umgebung.

Es waren Augenblicke höchster Spannung, als ich auf nahe Entfernung, umschwärmt von Brachschwalben, den imposanten Anblick genoß, einige sechzig Köpfe des leider jetzt so seltenen kapitalen Wildes vor mir zu beobachten.

Unwillkürlich drängte sich die Empfindung auf, es seien zahme Rinder, allerdings von bösartigem Ansehen, und die geschlossene Masse der schwarzen gedrungenen Gestalten, wie sie so eifrig weidend dicht vor mir sich bewegten, hatte etwas Großartiges und Überwältigendes.

Jetzt aber mußte ich mich zum Schusse entschließen und klopfenden Herzens — ich gestehe es — wählte ich mir einen einzelnen Stier aus, der abseits von der Herde für sich allein äste.

Die Entfernung betrug etwa 120 Meter. Auf meinen Schuß fuhr er zusammen und nahm den gewaltigen Kopf hoch, mit dem Schwanze dabei schlagend. Eine zweite Kugel ließ ihn vorn zusammenbrechen; die Herde ergriff im selben Augenblicke in überraschender Schnelligkeit die Flucht, und die schweren Tiere verschwanden mit Blitzesschnelle im nahen hohen Schilf. Es erforderte noch eine dritte Kugel, den wieder hochgewordenen Stier völlig zu strecken.

So war mir endlich das begehrte Waidmannsheil der Erlegung eines Büffelstieres zuteil geworden!

Das Abziehen des Büffels, der Transport der schweren Haut durch die Sümpfe ins Lager und die Präparation erforderten große Mühe; aber die Freude, meine Ausdauer von Erfolg gekrönt zu sehen, war nachhaltig groß.

Acht fernere Tage auf der Heckinsel brachten mich nicht wieder zu Schuß; die Jagd auf den Büffel in Ostafrika ist, wie man sieht, keine leichte.

Anders war es vor dem Jahre 1890. Von diesem Zeitpunkte an aber wütete die Rinderpest in Deutsch- und Britisch-Ostafrika. Mit großer Schnelligkeit durchzog die Epidemie, immer wieder verschleppt und gefördert durch das zahme Vieh, die Steppen, und der herrliche ostafrikanische Wildbüffel ist ihr fast ganz erlegen.

Ein mir befreundeter englischer Beamter fand in jenem Jahre an einem Tage etwa hundert kranke Büffel in allen Phasen des Sterbens. Ihre gebleichten Schädel, aus jener traurigen Zeit hauptsächlich herrührend, sah ich noch höchst zahlreich.

Wo sind die Zeiten hin, in denen im Jahre 1887 Graf Teleki am Nguaso-Ninuki fünfundfünfzig Büffel in drei Monaten schoß; wo die

Hunderte von weißgebleichten Büffelschädeln verkündeten in eindrucksvoller Sprache welche Mengen von Wildbüffeln vor der Rinderpest vorhanden waren.

Zeiten, von denen Richard Böhm erzählt, daß er in dem gebirgs- und wasserreichen Kawende zahlreiche Herden Hunderter von Büffeln im Buschwalde angetroffen habe, so daß ihr Brüllen den Reisenden aufmerksam machte!

Alles dies eine verklungene Mär!

Die unbarmherzige Rinderpest strich den Büffel fast aus der Reihe der ostafrikanischen Tierwelt aus! Sie strich ihn aus, wie sie ausgestrichen hat die Blütezeit des Masaivolkes.

Sind die Forschungen meines Freundes, Hauptmann Merker, zutreffend, so ist es Tausende von Jahren her, seit die Scharen dieser Viehnomaden, dieser Stammverwandten der ältesten Ebräer, sich in die ostafrikanischen Steppen ergossen, seit sie prädominierend dort schweiften, ungezählte Viehherden raubend und züchtend.

Mit einem Schlage wurde ihre Macht, ihre Blüte vernichtet durch die von Europäern eingeschleppte Pest, jene Geißel der Viehzüchter.

Oftmals fand ich kreisförmige Ansammlungen von Rinderknochen; weiß erglänzten diese Gebeine weithin leuchtend auf fahlem Steppenboden. Untermischt mit ihnen zahlreiche Menschenschädel — —

Das sind die Lagerstätten der Masai im Jahre 1890.

Immer wieder dasselbe Drama!

Die Rinder erkrankten und starben hin; Heilmittel und Zauberkünste versagten ihre Macht. In wenigen Tagen war das Lager eine verpestete Stätte, und hilflos, ihrer Nahrungsquelle beraubt, starben an selbiger Stelle Männer, Weiber und Kinder dahin.

Relativ spärliche Reste der so zahlreichen Masai sind erhalten geblieben. Weiber und Kinder wurden vielfach aus Not in die Sklaverei Ackerbau treibender Stämme verkauft oder verschenkt.

Auch die Büffelherden verschwanden damals fast vollkommen und in Deutsch- und Britisch-Ostafrika finden sich nur spärliche Reste!

Und wie hier dem Masaivolk und den Wildbüffeln, so erging es in Amerika dem Indianer und dem Bison. Die vorwärtshastende Hochkultur ist grausamer und unerbittlicher, denn alles andere.

Der Mensch soll sich in ungezählten Millionen über die Erde verbreiten — alles andere muß weichen — schnell oder langsam unter ehern unerbittlichem Gebot.

Wenig genug ist in den von mir genau erforschten Teilen der Masai-Nyika vom afrikanischen Büffel übrig geblieben.

An den Pangani-Sümpfen kenne ich eine größere Herde; einige einzelne alte Stiere — Einzelgänger — ergänzen dieselbe. In der Nähe des Manjarasees lebt eine andere. Bei Nguruman mag noch eine kleine Anzahl vorkommen; auf dem an 3000 Meter hohen Bergplateau von Mau im englischen Ostafrika sichtete ich noch fünf Stück, einige wenige andere an den Ndjirisümpfen. Hier und da mögen noch andere kleine Herden wechseln. Das ist wohl im Norden Deutsch-Ostafrikas der ganze von einstigem Reichtum übrig gebliebene Bestand.

Wo aber sich die spärlichen Reste zeigen, werden sie unerbittlich verfolgt. Ein mir bekannter Europäer erlegte aus ihren Reihen fünf an einem Tage, indem er sich die Tiere an einer dazu geeigneten Örtlichkeit zutreiben ließ. Ebensoviele erlegten Eingeborene mit Feuerwaffen an einem einzigen Tage, vor etwa zwei Jahren, am unteren Panganiflusse.

Die Erlegung aber durch Askari wurde in früheren Jahren — als bereits Schutzmaßregeln angeordnet waren — oft seltsam begründet.

Ein Unteroffizier berichtete mir, der Büffel, dessen Schädel ihm von einem Askari gebracht worden sei, habe ein „Dorf attackiert" und hätte deshalb erlegt werden müssen.

Und in einem andern Falle wurde mir tatsächlich kaltblütig berichtet, der Büffel, dessen Schädel ich auf einer Station frisch erlegt sah, sei von dem Askari, der ihn gebracht, „ertrunken" gefunden worden.

Ein „ertrunkener" Kafferbüffel und ein mit zahllosen Patronen ausziehender, mit nur wenigen zurückkehrender Askari beweisen, daß Schonvorschriften in weit entlegenen Ländern schwer durchführbar sind. Heute freilich dürfte sich hierin manches geändert haben. Trotz alledem sind für den schönen Wildbüffel die Tage in Ostafrika gezählt und bald wird er dort zu den ausgestorbenen Tierarten gehören.

Gegen Abend versammelten sich am Gestade eines der von Hauptmann Merker zwischen Meru und Kilimandscharo entdeckten Seen große Mengen von Marabus.

Schweifwedelnd verschwanden in weit ausgreifendem, polterndem Paßgang die Giraffen in der Steppe . . .

XVI.

Giraffen.

Zu den seltsamsten und eigentümlichsten Erscheinungen unter den großen, heute lebenden Säugetieren gehört wohl unstreitig die Giraffe, welche in verschiedenen zoo-geographischen Abarten weite Gebiete Afrikas bewohnt.

Ihre auffällige Erscheinung ragt gewissermaßen in die heutige Tierwelt hinein, wie Ruinen aus längst vergangenen Tagen, lebhaft gemahnend an eine verschwundene, unserer Anschauung nicht mehr geläufige Fauna.

Neben dem erst vor kaum drei Jahren in den Wäldern Zentralafrikas entdeckten höchst seltsamen Okapi (Ocapia Johnstoni), dessen nächste Verwandte schon vor ungeheuren Zeitläuften ausgestorben sind, dürfte die Giraffe als die auffallendste heute lebende Erscheinung der so bunten und mannigfaltigen Fauna Afrikas zu bezeichnen sein.

„Im Lande Ererait wohnten die Herdennomaden El gamassia . . . . . Gott nannten sie Em ba und machten sich Standbilder von ihm, welche eine Giraffe darstellten, deren Kopf keine Hörner trug;" so berichtet Hauptmann Merker aus den Urzeitüberlieferungen der Masai. Vielleicht deutet dies auf das Okapi hin, dessen Verbreitung einst viel mehr nach Norden gereicht haben mag, während der Tierkult der Ägypter die Masai zeitweise influenziert haben könnte . . . . . .

Unwillkürlich prägt sich das Bild des Tieres jedem Beschauer ein, ob er es aus Abbildungen kennt, oder ob er es lebend in der Gefangenschaft hat beobachten können. Aber wie ganz anders treten uns die Giraffen in der Wildnis, in ihrem Freileben, entgegen!

Zebra, Leopard und Giraffe scheinen so auffällig gefärbt, daß man unwillkürlich erwartet, sie auch in ihrer Heimat mit Leichtigkeit wahr-

nehmen zu können. Aber wie schon bemerkt, finden diese drei Tierarten gerade in ihrer Färbung einen vorzüglichen Schutz; sie passen sich so vollkommen ihrer Umgebung an, daß sie vollkommen in ihr verschwimmen und mit Leichtigkeit übersehen werden können. Hierbei muß stets berücksichtigt werden, daß man selbstredend die Tiere im allgemeinen nicht etwa auf wenige Meter Entfernung nur, wie im Zoologischen Garten, vor Augen hat, sondern auf viel weitere Entfernung ausmachen muß. Je nach der Beleuchtung, je nach der Stellung der Sonne aber verschwimmen Zebra, Leopard und Giraffe so harmonisch in ihrer Umgebung, daß selbst auf nächste Entfernung das menschliche Auge getäuscht werden kann!

Nicht nur zur Zeit der großen Trockenheit, wenn vom fahlen Braun bis zum schreienden Gelb die Pflanzenwelt namentlich in allen den Farbennuancen vor uns liegt, wie sie die Giraffe in ihrem Haarkleid ihr eigen nennt, sondern eigentümlicherweise auch inmitten üppig dunkelgrüner Umgebung ist das riesige Tier bei weitem nicht in dem Maße von seiner Umgebung abstechend, wie man glauben sollte.

Die Färbung der Giraffen variiert übrigens auch innerhalb ein und desselben Rudels erheblich. Ich habe Rudel von bis zu 45 und mehr Stück angetroffen und auf nächste Distanz die Wahrnehmung gemacht, daß ganz dunkel und ebenso sehr hellgefleckte Tiere sich hier vorfanden. Alte Bullen sind indes stets mehr oder minder dunkel gefärbt. - -

Giraffen bewohnen im besonderen die öden Steppengegenden Afrikas, an denen dieser Kontinent ja so überaus reich ist. Etwa sieben Zehntel Deutsch-Ostafrikas würde also ein Dorado für Giraffen darstellen. Hier finden sie alle ihnen zusagenden Lebensbedingungen. Sie entfernen sich oft weite Strecken vom Wasser, dessen sie zur Trockenzeit nur mit Unterbrechungen — unter Umständen von mehreren Tagen — bedürfen, während sie zur Regenzeit die notwendige Wasserzufuhr in der Hauptsache durch die nun saftstrotzende Blätternahrung erhalten. Die Nahrung der Giraffe besteht hauptsächlich in dem Laube und in den dünnen Zweigen der verschiedenen Akazienarten; jedoch werden auch, wie ich mit Bestimmtheit beobachtet habe, die Blätter und Äste verschiedener anderer Laubbäume aufgenommen.

Ich habe niemals bemerken können, daß das Tier Gras irgend welcher Art freiwillig aufnimmt.

Die anatomischen Verhältnisse, der Körperbau der Giraffe würden einer solchen Nahrungsaufnahme wohl auch nicht im mindesten entsprechen.

In der Gefangenschaft ernährt man freilich, altem Gebrauche fol-

gend, die Tiere mit Heu und frischen Gras- und Kleearten; das geschieht ja aber auch leider bei Elefanten, Nashörnern und anderen Tieren, für die Baumzweige und Laub in den von ihnen benötigten Massen eben schwer zu beschaffen sind. Es ist erstaunlich, daß trotz alledem die Tiere sich viele Jahre in der Gefangenschaft halten; aber niemals habe ich sie im selben körperlichen Wohlbefinden in Europa angetroffen, wie in ihren Heimatländern. Die außerordentlich wohlgenährte „Twigga", welche meine photographischen Aufnahmen zeigen, präsentiert sich uns in Gefangenschaft stets übermäßig schlank und mager, so daß die Halswirbel mehr oder minder hervortreten. Es ist dies ja auch leicht begreiflich, und es bedeutet immerhin schon ein verhältnismäßig großes Anpassungsvermögen der seltsamen Tiere an veränderte Verhältnisse, daß sie überhaupt relativ so lange in der Gefangenschaft aushalten. Wir sehen hier einen Vorgang vor unseren Augen, der in vielen Fällen sich ganz anders abspielt: eine ganze Anzahl größerer Säugetiere vermag sich in der Gefangenschaft nicht mit so veränderter Nahrung zu befreunden, und es gelingt daher unter anderem kaum, ein großes Kudu längere Zeit zu erhalten.

Wie dem aber auch sei, ich habe anfänglich selbst Autoritäten auf dem Gebiete der Zoologie nur schwer davon überzeugen können, daß freilebende Giraffen stets über so außerordentlich opulente Körperformen verfügen, und mit Interesse habe ich konstatiert, daß meine Aufnahmen hier und da auf die künstlerisch naturwahrere Darstellung der bisher übermäßig schlank zur Anschauung gebrachten Tiere vorteilhaft eingewirkt haben. Eine meiner Giraffenaufnahmen hat denn auch fast unverändert in dem Werke eines bekannten Autors Aufnahme gefunden — allerdings ohne irgend eine Erwähnung der „Quelle". Selbstredend war es eine „in Afrika" von dem betreffenden Künstler gemachte „Studie"!

Nach meinen Beobachtungen — es ist dies bisher bestritten worden — leben die Giraffen durchaus nicht ausschließlich in der Steppe, sondern sie suchen, zu gewissen Jahreszeiten wenigstens, auch die Gebirgswälder bis zur Höhe von etwa 2000 Meter auf. Es geschieht dies namentlich mit Eintritt der Trockenzeit; der eigentliche Urwald, der kahle Gürtelwald, wird jedoch gemieden.

Zu meinen interessantesten Aufnahmen gehören ohne Zweifel die eines alten Giraffenbullen in Gesellschaft von zwei uralten männlichen Elefanten. Wochenlang habe ich dieses Trio im Mischwalde des westlichen Kilimandscharo beobachten können, begierig des Augenblickes harrend, wo ein Sonnenstrahl mir eine teleskopische Aufnahme ermöglichen würde. Aber schwere Regenwolken pflegen um diese Jahreszeit

C. G. Schillings phot. *R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.*

Klopfenden Herzens sah ich die Giraffe, die der von mir entdeckten Art (Giraffa schillingsi Mtsch.) angehört, immer mehr und mehr dem Waſſer und damit meinem Verſteck ſich nähern . . .

— es handelt sich um den Monat Juni — die Westseite des Bergstockes vor den Sonnenstrahlen zu schützen. Nur zur Nachtzeit verflüchtigen sie sich; frühmorgens aber verhängen sie immer wieder die Berglandschaft. —

Mein über alle Beschreibung mühevolles Harren — immer wieder Stunden und Stunden dem kalten feinen Staubregen auf meiner Warte ausgesetzt, wo Feuer unter keinen Umständen angezündet werden durften — wurde endlich belohnt durch kurze Minuten eines Sonnenblickes. Dieser ermöglichte dann einige Aufnahmen, freilich nur auf eine Entfernung von mindestens 400 Meter, immerhin aber genügend, um ein untrügliches Dokument jener hoch bemerkenswerten Symbiose zu schaffen!

Da galt es freilich noch geschickt und glücklich einen Augenblick wahrzunehmen, wo beide Elefanten und die Giraffe inmitten der haushohen Vegetation sichtbar waren — und dieser Moment wollte peinlichst und schnellstens wahrgenommen sein! Konnten sich doch jeden Augenblick die Wolken wieder zusammenballen und das Sonnenlicht verschwinden lassen!

Noch andere Giraffen hatten um diese Zeit ihren Standort in dem schluchtendurchzogenen, dicht verwachsenen Mischwalde genommen. Auch diese Rudel hielten sich häufig stundenlang in unmittelbarer Nähe von Elefanten auf; jene drei Tiere jedoch bevorzugten immer wieder eine ganz bestimmte, mit so hohem Gras bewachsene Stelle des Waldes, daß ein Mensch sie dort fast nicht erreichen konnte. Ich habe später unter ähnlichen Umständen noch mehrfach Giraffenrudel angetroffen, ganz besonders aber einzelne alte Bullen — diese in einigen Fällen zusammen mit den hoch ins Gebirge aufsteigenden Elenantilopen —, so daß ich behaupten darf, daß die Giraffe nicht nur Steppenbewohnerin, sondern auch zu Zeiten Waldbewohnerin ist.

Mit Bestimmtheit bin ich der Ansicht, daß die Tiere den Mischwald teils aus Schutzbedürfnis und Klugheit — alte erfahrene Bullen —, dann aber auch aus dem Grunde aufsuchen, um den sie plagenden Tabaniden und anderen Schmarotzern zeitweise zu entgehen.

Es gehörte zu meinen genußreichsten in Afrika verlebten Stunden, als ich die schönen und eigenartigen Tiere zum ersten Male lebend in Freiheit erblicken durfte. Ich war berichtet worden, daß damals — im Jahre 1896 — infolge der Rinderpest auch die Giraffe fast verschwunden, und nur noch höchst selten an abgelegenen Örtlichkeiten zu finden sei. Erfreulicherweise ist dem nun nicht so.

Ich will nicht bestreiten, daß auch die Giraffe von der Rinderpest influenziert worden ist; sichere Beweise dafür fehlen indessen meines

Wissens. Leider aber traten mit der größeren Erschließung Afrikas jene Faktoren dem Tiere gegenüber vernichtend in Tätigkeit, die ja auch vielen anderen seltenen und besonders bemerkenswerten Wildarten ein baldiges Ziel setzen werden. Sowohl der Europäer richtete seine Schußwaffen auf das kaum zu fehlende Wild, besonders aber trat der in seinem Dienst befindliche Askari, der Soldat, in die Fußstapfen seines Herrn, und manche Salve dezimierte die herrlichen Tiere! —

Je schwerer die Erlegung von Elefanten in Ostafrika sich erwies, je mehr Unglücksfälle die Nashornjagd mit sich brachte, um so unge-

Erst spät entschloß sich das Giraffenpaar zur Flucht. Der Bulle unterschied sich durch seine stärkere Hälsung auffallend von der weiblichen Giraffe.

fährlicher erschien die Jagd auf ein so leichte lebende Zielscheiben bietendes riesiges Wild! Wenn auch nur jeder der vielen Europäer ein oder mehrere Stücke erlegen wollte, und diesen Wunsch fand ich leider fast überall gehegt, wäre schon dies hinreichend, unter dem noch vorhandenen Bestande unersetzlichen Schaden anzurichten.

Leider gab es Stationen, deren Askari mit Vorliebe gerade Giraffen als Zielscheiben benutzten.

So lange man auf dem Standpunkte verharrte — wie ich ihn leider auch stellenweise vertreten fand —, daß sich die schwarzen Soldaten auf Wild gewissermaßen „für den Kriegsfall einüben müßten (!)“ —, so lange an eine Schonung des Wildstandes nur auf dem Papier herangegangen wurde, so lange schienen im besonderen

gerade diese exponierten gewaltigen Tiere dem schnellen Verderben geweiht.

Auch hier hat die internationale Wildschutzkonferenz in London, und insbesondere die Verordnung des Grafen Götzen für Deutsch-Ostafrika erfreulicherweise Wandel geschaffen. — Mohammedaner genießen das Fleisch des Tieres nicht, sonst hätten die Sudanesen-Askari höchst wahrscheinlich noch größere Vernichtungen unter den Giraffen angerichtet.

Die Giraffen verhofften inmitten der „Flötenakazien", und es bedurfte einiger Anstrengung, die gewaltigen Tiere inmitten dieser Umgebung auszumachen — so sehr verschwanden sie in der Landschaft, die hier am Abhange der Hochsteppe mit den äolsharfenartigen Tönen erfüllt war, die der, an den — von den Ameisen angebohrten — „Gallen" der Akazien vorbeistreichende Wind erzeugte . . .

Auch von den Eingeborenen wird das Tier gejagt. Die Giftpfeile führen auch hier zum Ziele, und insbesondere Fallgruben wirken verderblich. Gut verblendet, können sie von der Giraffe nicht leicht vermieden werden, da diese sich ja hauptsächlich auf ihr Auge, wenig aber auf den Geruchsinn verläßt. So werden diesem „Augentiere" — im Sinne Dr. Zells[1] — Fallgruben ganz besonders gefährlich, im Gegensatz zu Nashörnern und Elefanten, als ausgesprochenen „Nasentieren".

In Südafrika ist die Giraffe seit langen Jahren ausgerottet; allzu leicht war sie für einen auch nur mittelmäßig berittenen Mann nach

[1] Dr. Th. Zell „Ist das Tier vernünftig?"

kurzer Jagd erreichbar. Ihre Haut lieferte die so sehr begehrten langen Peitschen für die Ochsenfuhrwerke der Buren.

Leider sind in den letzten Jahren auch aus Deutsch-Ostafrika eine große Anzahl von in Streifen geschnittenen Giraffenhäuten nach Südafrika exportiert worden, wo sie hoch bezahlt werden. Die in Tanga erscheinende kleine Zeitung notierte längere Zeit den Marktpreis für diese seltsame Ware per Frasila (35 Pfund)!! So war es möglich, aus weiter Steppe die in Streifen geschnittenen Häute, die so dem Verderben nicht unterworfen waren, in passende Trägerlasten von sechzig

In neugierigster Haltung äugte ein Giraffenbulle in der sanddurchwirbelten Steppe nach mir aus . . .

Pfund die Last eingeteilt, zum Export an die Küste zu bringen. Da nach den Bestimmungen der internationalen Schutzkonferenz die Giraffe geschont werden soll, ist zu hoffen, daß dieser kaufmännischen Ausnutzung ein Riegel vorgeschoben werde, angesichts der verhältnismäßig so geringen Anzahl noch existierender Giraffen. Allerdings werden die Zollbeamten leicht getäuscht werden können, wenn die Hautstreifen dünn geschnitten und andersartig deklariert werden sollten!

Wie bei allen Tieren, finden wir auch die Giraffe scheu oder zutraulich, je nach den von ihr mit den Menschen gemachten Erfahrungen. Weit ab in menschenleerer Steppe fand ich sie manchmal außerordentlich wenig scheu, so daß ich mich den Tieren bis auf etwa 200 Schritte nähern konnte. Auch gelang es mir, sie im Buschwalde um die Mittagsstunde bis auf nächste Entfernung anzupürschen; in der Regel aber

vereitelt ihre Scheu und Vorsicht solche Bestrebungen vollkommen. Das weitsichtige Tier nimmt in den meisten Fällen den Menschen schon sehr frühzeitig wahr. Ein typisches, niemals unterbleibendes Wedeln des langbebuschten Schwanzes, ein Hervortreten des Leitbullen oder der Leitkuh um einige Schritte aus dem Bereiche des schattenspendenden Baumes, unter dem das Rudel in der Mittagsstunde etwa sich eingestellt, ist das Zeichen baldiger Flucht. Diese geschieht in dem bekannten eigentümlichen Paßgange, der anscheinend außerordentlich plump und wenig fördernd, dennoch das Rudel für den nichtberittenen Jäger bald außer

Teleaufnahmen der in ihrer Färbung so außerordentlich mit der Umgebung verschwimmenden Giraffa schillingsi Mtsch. gehören zu den schwierigsten Aufgaben des Kamerajägers . . .

Sehweite bringt. Nach vielen Bemühungen ist es mir geglückt, auch flüchtige Giraffen in der schnellsten Bewegung auf die Platte zu bringen. Im allgemeinen gehören begreiflicherweise photographische Aufnahmen von Giraffen zu den schwierigsten Problemen exotischer Tieraufnahmen.

Stehen die Giraffen auf freien Flächen, so müssen die Lichtverhältnisse außerordentlich günstige sein; der Photograph muß sich ganz besonders den Tieren nähern können, wenn eine Aufnahme des Rudels gelingen soll. Inmitten von Deckung aber wird er in den allermeisten Fällen begreiflicherweise nur einzelne Tiere des zerstreut äsenden Rudels auf die Platte bringen können; so war ich von größter Freude erfüllt, als mir endlich nach vielen vergeblichen Versuchen gute Aufnahmen mehrerer Giraffen auf einmal gelangen!

Leichter wäre es ja auch hier, die Tiere photographisch zu fixieren, wenn dies ohne günstiges Sonnenlicht möglich wäre; aber Aufnahmen im Schatten sind heute noch in dieser Art unmöglich. Ich bin der Ansicht, daß auch in den Photographien die Mimicry ganz besonders sprechend hervortritt, denn nur wenig heben sich die Tiere von ihrer Umgebung auf dem Bilde ab.

Dies ist namentlich der Fall mit bezug auf die Giraffenart, welche ich so glücklich war, entdecken zu dürfen. Die Giraffa schillingsi Mtsch. trägt ein in der Färbung außerordentlich verschwommenes Haarkleid und eignet sich zum Festhalten durch die photographische Platte weit weniger, als die in ihrer Färbung außerordentlich scharf prononzierte nördliche Art. Wundervolle Häute dieser Giraffenart hat der leider so früh verstorbene, mir befreundete Forschungsreisende Baron Carlo Erlanger von seiner gefahrvollen letzten Reise aus dem Südsomalilande mitgebracht.

Höchst eigentümlich ist der Anblick eines flüchtigen Giraffenrudels. Ihre Flucht pflegt in schrägen Reihen vor sich zu gehen, auf dürrem, hartem Steppenboden unter vernehmlichem Poltern. Das ganze ungeheure Gebäude des Tieres schwankt beträchtlich hin und her; immer wieder erinnert der Anblick mehrerer flüchtiger Giraffen an schwankende Masten auf bewegter Wasserfläche. Wieder in Schritt verfallend, verhofft das Tier von Zeit zu Zeit, den mächtigen Kopf hin und her wendend, und langsam, Schritt für Schritt, ein Bein vors andere, in eigentümlich ziehender, charakteristischer Weise setzend. Unfehlbar findet ein heftiges Hin- und Herwedeln der Schwänze statt, wenn die Giraffe flüchtig wird oder ihr Argwohn erwacht. Auf einen Schuß pflegt dann die ganze Gesellschaft für kurze Augenblicke in ein außerordentlich schnelles Tempo zu verfallen, immer aufs lebhafteste mit den Schwänzen schlagend.

Ich bin der Ansicht, daß sich die Giraffen durch dies Schlagen und Wedeln mit den Schwänzen gegenseitig verständigen und glaube, daß diese meine vollkommen neue Ansicht bei der absoluten Stummheit des Tieres sehr viel Wahrscheinlichkeit hat. Für mich sind die mächtig ausgebildeten Wedel dieser Tiere Signale, welche ihre Gedanken vermitteln.

Auch auf weite Entfernung glaubt der Beschauer den eigentümlichen Eindruck zu empfinden, den die so außerordentlich sprechenden, ausdrucksvollen Augen auf nahe Entfernung auf ihn machen. Man empfindet unwillkürlich, daß das Tier sich hauptsächlich auf seine hervorragenden Sehwerkzeuge als seine beste Verteidigungswaffe verläßt.

Dr. Zell folgert aus dem Umstande, daß gefangene Giraffen das künstliche Laub von den Hüten sie besichtigender Damen fressen wollen, daß ihnen jeder Geruchssinn abgeht. Wer aber, wie ich oft erfahren, daß die Tiere sofort flüchtig werden, wenn man sie mit schlechtem Winde anpürschen will, kann dieser absoluten Negation irgendwelchen Geruchssinnes nicht beitreten. Nehmen doch auch Cerviden in Gefangenschaft begierig Papier und andere Stoffe an, und das Verlangen nach dem künstlichen Laub der Damenhüte kann sich sehr gut mit einem Heißhunger der in der Kaptivität ja völlig un-

Nur schweren Herzens vermochte ich dem herrlichen Giraffenbullen den Fangschuß zu geben ... Die Bergung seiner fast vier Zentner schweren Decke erforderte harte Arbeit ..

natürlich ernährten Giraffen nach irgendwelchen andern Futterstoffen erklären lassen.

Dieses Ausdrucksvolle in der Haltung des Kopfes wird noch unterstützt durch eine dem Tierkundigen unschwer verständliche sehr verschiedenartige Stellung des ganzen gewaltigen Körpers. In Augenblicken der Neugier drückt sich diese höchst verständlich aus durch eine, ich möchte sagen verzerrte, in jeder Muskelanspannung größte Erwartung ausdrückende Pose. Dies im höchsten Grade groteske Tierbild tritt besonders dann prägnant in Erscheinung, wenn die Giraffe sich für den Beschauer gegen den Horizont scharf umrandet abhebt, nicht unähnlich einem hohen, völlig kahlen dürren Baumstamme.

Die Giraffen verständigen sich also in meisterhafter Weise gegenseitig sowohl durch die Haltung des Halses und die Stellung des

Körpers — in dieser Beziehung bietet ihnen ja ihr grotesker Bau reiche Gelegenheit zu Variationen jeder Art -- als auch — in der Hauptsache — durch die ihnen eigene „Wedelsprache".

In zwei Fällen beobachtete ich die rotschnäbligen Madenhacker, jene getreuen kleinen Freunde der Nashörner, in Gesellschaft von Giraffen, denen sie dieselben Liebesdienste leisteten, wie jenen Dickhäutern.

In gewissem Sinne sind ja aber Giraffen auch sehr „dickhäutig". Die Haut alter Bullen hat an manchen Stellen eine solche Dicke, daß sie allen Künsten der Präparation Widerstand leistet. Es gehört zu den schwierigsten Kunststücken eines Taxidermisten, ohne Anwendung von Salz und Alaunbädern die Haut eines solchen Bullen in den Tropen gut zu konservieren, so daß sie in einem heimischen Museum ausgestopft werden kann.

So wenig europäische Museen einen der riesigen afrikanischen Bullelefanten ausgestopft besitzen, so wenig ist dies der Fall mit einem ganz alten riesenhaften Giraffenbullen. In zahlreichen Fällen habe ich mich bestrebt, die Häute der wunderschönen Tiere zu taxidermistischen Zwecken zu retten. Es gelang mir auch mit mehreren jüngeren und namentlich weiblichen Exemplaren; jedoch ist es mir nicht gelungen, die ganz tadellose Haut eines sehr alten Bullen zu präparieren. Die Gründe hierfür liegen in der Unmöglichkeit, große Gefäße zum Einlegen der Häute und das nötige Quantum von Salz und Alaun in die Wildnis mitzunehmen. Nur so ist die Konservierung solch dicker Tierhäute möglich; das aber übersteigt die Mittel, die mir zur Verfügung standen.

Bald sah ich das Vergebliche solcher Bemühungen ein, und nachdem mir drei Häute verdorben waren, habe ich die alten Bullen ungestört gelassen und mit blutendem Herzen verzichtet, die so sehr begehrten Objekte zu konservieren. Doppelt schwer wurde mir das, da ich weiß, wie bald es heißen wird: Zu spät! Kein Gold der Erde vermag dann das seltsame Geschöpf nochmals herbeizuschaffen! Die in den Museen in Stuttgart, München, Karlsruhe und andern Orten aufgestellten, unter den Händen taxidermistischer Meister wiederum zum Leben erwachten weiblichen Giraffen beweisen erfreulicherweise, daß es mir gelungen ist, wenigstens diese in bester Beschaffenheit nach Europa zu bringen und so der Nachwelt zu erhalten.

Es ist im höchsten Grade bedauerlich, daß sachkundigen Männern nicht Mittel zur Verfügung gestellt werden, welche es ermöglichen, heute, wo es noch Zeit ist, diese schönsten, größten Naturdenkmäler aus der Reihe gewaltiger Säugetiere für unsere Museen zu retten. Viel-

C. G. Schillings phot. *R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.*

Zebrastute mit Fohlen an der Tränke zur Nachtzeit.

leicht wird es nicht mehr lange dauern, bis einzelne Exemplare mit ungeheuren Summen bezahlt werden. Kostet doch heute schon ein einziges Ei des vor nicht langen Jahren ausgestorbenen Riesenalkes bis zu 6000 und mehr Mark! Die Preise vieler anderer zoologischer Raritäten sind in stetem Steigen begriffen. In nicht ferner Zeit werden demzufolge die noch erhaltenen Giraffenhäute in den Museen als Raritäten mit den höchsten Summen bewertet werden. Keine Summe aber vermag eine ausgestorbene Tierart wiederum zum Leben zu erwecken!

Mr. H. A. Bryden berichtet, daß am Ngamisee in Südafrika vor etwa zehn Jahren eingeborene Jäger im Auftrage europäischer Händler in kurzer Zeit an dreihundert Giraffen hingeschlachtet haben. Wenn man hört, daß die Haut damals vier bis sechs Pfund Sterling wertete, um zu Ochsenpeitschen zerschnitten zu werden, wird man sich über diese rücksichtslose Verfolgung nicht wundern.

Diese Anzahl aber war, wie Mr. Bryden ausdrücklich erwähnt, nur ein sehr geringer Prozentsatz der südlich vom Zambesi damals hingeschlachteten Giraffen!

Da, wie schon bemerkt, auch in Deutsch-Ostafrika bereits das Tier zum Verhandeln nach Südafrika gejagt wurde und vielleicht noch gejagt wird, wäre es gewiß doppelt zu wünschen, wenn rechtzeitig eine Anzahl von Exemplaren für wissenschaftliche Zwecke gerettet würde: bestimmt, künftigen Generationen eine Anschauung zu geben jenes herrlichen Tieres, das, dann ausgestorben, ums Jahr 1900 herum den Höhepunkt seiner Verfolgung durch Menschenhand erleben mußte!

Namentlich seit Erfindung der weitreichenden, rauchlosen und kleinkalibrigen Büchsen ist es auch in die Hand eines mäßigen Schützen gegeben, das große Ziel, welches die Giraffe darbietet, auf weite Entfernung zu erreichen. Bringt die Kugel das Tier auch nicht sofort zur Strecke, so werden auf diese Weise doch eine große Menge zu Holz geschossen: inmitten der dornigen Akazienwälder, weit ab von der Schußstelle, feiern anderen Tages die schmausenden Geier und Hyänen dann ein Fest!

A. H. Neumann, der bekannte englische Elefantenjäger, erwähnt mit Recht, daß irgend ein Laut niemals von einer Giraffe vernommen worden; auch mir ist es nie gelungen, die Stimme, sei es auch nur ein Schnauben der Tiere, zu vernehmen. In der Tat scheint die Giraffe völlig stumm zu sein, eine Eigenschaft, die sie nicht mit allzuvielen Tieren, soweit mir bekannt, teilt. Auch meint Neumann, wie ich, daß diese wundervollen Tierriesen nur deshalb noch in großer Anzahl in den Steppengebieten Ostafrikas existieren, weil sie dort aus klima-

tiſchen Gründen nicht durch berittene Jäger verfolgt werden können. Wie ſo viele Wildarten, ſind ſie durch berittene Verfolgung in Südafrika ſchnell vernichtet worden.

Die berittene Verfolgung wurde leider mittlerweile für alle Erdteile durch die Erfindung und ſtete Vervollkommnung der kleinkalibrigen Waffen in gewiſſem Sinne erſetzt.

Dr. Heinroth, einem unſerer ausgezeichnetſten Tierbeobachter, verdanke ich übrigens die Mitteilung, daß er von dem im Berliner Zoologiſchen Garten gepflegten Giraffenbullen zuweilen einen leiſen, blökenden Ton vernommen hat; ich laſſe dahingeſtellt, ob die Giraffe dieſen Ton etwa nur in der Gefangenſchaft oder in der erſten Jugend von ſich gibt.

Mit großer Vorſicht ſuchen die Giraffen, meiſt gegen Abend oder zur Nachtzeit das Waſſer auf, das ſie jedoch, wie ſchon erwähnt, auch mehrere Tage zu entbehren imſtande ſind.

Ich war erſtaunt, in einigen Fällen von Löwen geriſſene Giraffen zu finden; jedoch bin ich der Anſicht, daß nur rudelweiſe oder zu zweien jagende Löwen ſich an Giraffen heranwagen. Der furchtbare Schlag der langen Läufe, namentlich der Bullen dürfte auch einen Löwen in Schach halten. Am Gileïvulkan erlegte ich einen Giraffenbullen, der deutliche tiefe Kratzwunden von Löwen aufwies, und dem die Schwanzquaſte friſch abgebiſſen war. Es folgt hieraus, daß die Überfälle des Raubtieres unter Umſtänden vergeblich bleiben. Giraffen halten ſich im allgemeinen in Gegenden auf, in denen es auch ſonſt von Wild aller Art wimmelt: ſo mögen ſie von Löwen nicht allzu oft angegriffen werden.

Trotz alledem iſt ein „Löwenritt“, wie ihn ein deutſcher Dichter erdacht, denkbar. Freilich würde er nur kurze Sekunden dauern — bis die gewaltigen Zähne der königlichen Rieſenkatze mit furchtbarem Biß die oberſten Halswirbel ihres Opfers zermalmt haben.

Dafür, daß dies hier und da geſchieht, kann ich mich verbürgen. In zwei Fällen fand ich friſch von Löwen geriſſene ſtarke Giraffenbullen in der Steppe.

Hunderte von Geiern führten mich zu den Stätten, wo ſich Dramen abgeſpielt hatten, wert von eines gottbegnadeten Künſtlers Hand verewigt zu werden. —

Eine Karawanenraſt in waſſerloſer Steppe

XVII.

Zebras.

Zu den im großen Publikum bekannteſten Tierarten Afrikas gehört das Zebra, welches in zwei zoogeographiſch voneinander verſchiedenen Arten im Norden Deutſch-Oſtafrikas auftritt, als Equus boehmi und Equus granti.

Obwohl in den letzten Jahrzehnten durch die zahlreichen im Lande tätigen Vorder- und Hinterlader, — nicht zum wenigſten der Askari — erheblich dezimiert, beleben immer noch zahlreiche Herden der ſchönen Equiden die weiten Steppen.

Das Zebra iſt ein Tier der Ebene und lichten Waldungen; Urwald und Dickungen bergen es nicht, hingegen erklettert es geſchickt mäßig hohe Berge. Wir finden Zebras häufig in Gemeinſchaft von Straußen, Kuhantilopen und Gazellen; namentlich zeigt es eine entſchiedene Vorliebe für die Geſellſchaft des Gnus, und in dichtgedrängten Maſſen, ſo daß die ſo verſchiedenen Tierarten ſich körperlich faſt berührten, fand ich in zahlreichen Fällen Weißbartgnu und Zebra, ſowohl in Trupps freundſchaftlich vereint, als auch gemeinſchaftlich zur Tränke ziehend.

Nichts iſt falſcher, wie die Angabe eines Berichterſtatters, daß das Zebra wohl die „ſcheueſte Wildart Afrikas ſei". „It is the tamest," antwortete mir lakoniſch Mr. F. A. Jackſon, der bekannteſte engliſche Kenner der oſtafrikaniſchen Fauna, als ich ihm von dieſer ſo verkehrten Anſicht Mitteilung machte.

Wie ich immer wieder betonen muß, sind alle Tiere nur dann in ursprünglichen Ländern scheu, wenn sie bereits viel gejagt worden. Dort, wo aber beispielsweise nur Eingeborene zu jagen pflegten, ist es nicht schwer für den europäischen Jäger, sich dem Wilde soweit zu nähern, daß seine weittragenden Waffen in Aktion treten können. Jedoch einmal mit ihrer Wirksamkeit bekannt geworden, ändert die Tierwelt freilich sehr bald auch diesem gegenüber ihr Verhalten!

Zebras fand ich überall zu den vertrautesten Wildarten Ostafrikas zählend; der Anblick größerer Mengen der schönen Tigerpferde auf den weiten Ebenen bietet wohl eines der herrlichsten Schauspiele aus dem Reiche der heute den Erdball belebenden Fauna.

Zu meinem lebhaftesten Erstaunen habe ich eine aus Dar-es-Salam stammende Schätzung des Zebrabestandes Deutsch-Ostafrikas gelesen, welche diesen Bestand auf etwa fünfzigtausend Stück bezifferte. Es ist mir vollkommen unklar, wie jemand den Mut hat, solche Zahlen anzugeben. Eine Schätzung ist ja schwierig, allein ich würde persönlich eine unvergleichlich höhere Anzahl annehmen und zwar mehrere hunderttausend Stück!

Wie dem auch sei, obige Zahl ist jedenfalls absolut falsch und zu niedrig gegriffen.

Ganz erstaunlich ist die Tatsache, daß die so auffallende schwarzweiß gestreifte Färbung der Zebras ihre Träger in keiner Weise von der sie umgebenden Landschaft abhebt. Je nach der Beleuchtung sehen Zebras ganz verschieden gefärbt, bis zum einfarbigen Grau, aus; aber selbst da, wo ihre schwarz-weiße Färbung auf nächste Entfernung zur Geltung kommen könnte, verschwimmen die Tiere in ganz außerordentlichem Maße mit der Färbung der Steppe.

Aber auch dann wird uns ein höchst bemerkenswertes Beispiel von Mimicry geboten, wenn Zebras um die Mittagsstunde unter schattenspendenden Bäumen und Sträuchern Rast halten: die zitternden Streifen der Schatten, welche durch Baumzweige verursacht werden, mischen sich dann aufs überraschendste mit der Streifung der Zebras.

Alle Nachrichten — und solche sind oft auf das bestimmteste verbreitet worden — über das Vorkommen von wilden Eseln in Deutsch-Ostafrika sind lediglich auf diese Tatsachen zurückzuführen. Dazu kommt noch, daß die Zebras sich häufig hier und da im Staube wälzen und dann bräunlich oder rötlich gefärbt erscheinen können.

Dem Reisenden wird es beim Durchqueren der ostafrikanischen Steppengebiete leicht verständlich, daß auch die Wildpferde Europas in längst vergangenen Zeiten zu den begehrtesten Wildarten der damaligen primitiven Jägerbevölkerung gehörten. Schätzt doch der ostafrikanische

C. G. Schillings phot. *R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.*

Unter einem gewaltigen Affenbrotbaume (Adausonia digitata) hatte ein Rudel Gnus und Zebras Schutz vor den Sonnenstrahlen gesucht, wurde aber bei meiner Annäherung flüchtig. Gewaltige Sandhosen und Wirbelwinde — Kyniamkera der Träger — durchrasten die Steppe und staubwirbelnd verschwanden die Wildherden aus dem Gesichtskreis . . . . .

Träger das süßliche Zebrafleisch außerordentlich hoch und zieht es dem aller andern dortigen Tiere vor, zumal da es namentlich in den Regenzeiten in alten Exemplaren reichlich fett ist. Wir finden also hier in dieser Vorliebe der Karawanenleute für das Zebrafleisch eine Parallele zur Wertschätzung des Fleisches wilder Pferdearten seitens der Höhlenbewohner der Vorzeit.

Interessant und gleichzeitig sehr traurig wäre es, die Anzahl von Zebras sehen zu können, die in früheren Jahren — nicht etwa von den kaum existierenden „Jagdreisenden", sondern von den Askari

Die ausgesprochene „Mimicry" der Zebras im Mimosenwald war hier besonders ausgeprägt.

der Patrouillen und Karawanen getötet worden sind. Ihre Leiber würden einen Teil der unbegreiflich großen Menge von Kugeln enthalten, die im Laufe der Jahre verknallt worden sind. — — —

Die Zebras leben in ausgesprochener Polygamie; eifersüchtig wachen die starken Leithengste über ihren Harem. Häufige Blutauffrischungen zwischen den einzelnen Herden aber werden schon dadurch herbeigeführt, daß die Zebrastuten anderer Herden, wenn von Raubtieren ihrer Hengste beraubt, von anderen Herden aufgenommen werden.

In einer Veröffentlichung über Domestizierung des Zebras, in Dar-es-Salam, fand ich die Ansicht ausgesprochen, daß die wilden Zebraherden durch Inzucht degeneriert seien. Selbstverständlich bedarf es nicht erst der Ausführung, daß diese erstaunliche Behauptung auf einer völligen Unkenntnis einschlägiger Verhältnisse beruht.

Unter Führung eines sorgfältig Wache haltenden Leithengstes fühlen sich die Rudel verhältnismäßig sicher; seine Aufmerksamkeit gilt es zu täuschen, wenn der Jäger sich der Herde nähern will. In eine Staubwolke gehüllt, galoppiert das Rudel der offenen Ebene zu, wenn sein Mißtrauen erwacht ist; häufig hört man dann die eigentümlich hundeartig bellenden Laute, die auch nachts nicht selten ausgestoßen werden. Die Zebras sind außerordentlich bissige und recht bösartige Tiere; die Insassen unserer zoologischen Gärten geben uns dafür alltäglich Beweise.

Neugierig verhoffte das Zebrarudel.

Überhaupt ist Wildheit und Bösartigkeit eine hervorstechende Eigenschaft freilebender Equiden.[1]

Bekanntlich waren Pferde bei der Entdeckung Amerikas dort nicht mehr vorhanden; die dort endemischen Pferdearten waren vielmehr längst ausgestorben. Erst die Konquistadoren brachten aus Europa wiederum Pferde in die neue Welt; der Gefangenschaft Entronnene bildeten bald verwilderte Herden und diese konnten sich im Laufe der Jahre außerordentlich vermehren.

Wir haben es also in Amerika nur mit verwilderten Pferden zu tun. Immerhin ist beispielsweise das Kentuckyponie, wie mir ein so ausgezeichneter Pferdekenner wie Herr C. G. Müller-Doan Gustavs-

[1] Die Haustiere, eine geographische Studie von Eduard Hahn.

ruhe mitteilt, heute noch wegen seiner ungeheuren Wildheit und fast unbesiegbaren Bosheit berüchtigt, Eigenschaften, die sich also in wenigen hundert Jahren wieder so hervorstechend entwickeln konnten.

Wie Eduard Hahn in seinem ausgezeichneten Werke „Die Haustiere" berichtet, waren allerorten die bis in die Neuzeit vielfach hier und da noch vorkommenden halbwilden Pferde zwar wegen ihrer außerordentlichen Widerstandsfähigkeit hoch geschätzt, wegen ihrer Bösartigkeit und Schwierigkeit aber auch gefürchtet. Namentlich in den Hochsteppen Asiens erwiesen sich die alt eingefangenen Wildpferde, auch in der Hand der so außerordentlich geschickten Reitervölker als unbrauchbar.

In letzter Zeit wurden nun vielfache Versuche unternommen, Zebras zu zähmen und dem Menschen dienstbar zu machen, und ins Publikum wurde die Ansicht lanciert, daß das Zebra berufen sei, in kurzer Zeit ein brauchbares Last- und Zugtier für Ostafrika abzugeben! Diese Behauptungen fanden um so mehr Beifall, als ja bekanntlich Pferde dem ungesunden Klima Ostafrikas nicht standhalten, und wenn auch hier und da eine Zeitlang existierend, doch nicht im ernsten Sinne verwendungsfähig sind. Das südliche Somalland bezeichnet seit alters her die Grenze der Existenz- und Verwendungsfähigkeit von Pferden und Kamelen. Wäre das anders, so würden fraglos die berittenen Gallastämme in grauen Tagen südwärts über den Tanafluß sich in die ostafrikanischen Steppen ergossen haben. Erst mit der wohl höchst fraglichen Entdeckung unbedingter Vorbeugungsmittel gegen die Folgen des Stiches der Tsetsefliege, — vielleicht auch der Malaria und anderer Erkrankungen, — wird die Verwendung von Pferden in jenen Ländern vielleicht möglich sein.

Die Versuche, Zebras in Südafrika zu verwenden, haben, soweit ich es habe feststellen können, immer wieder das Ergebnis gehabt, daß die Zebras wie alle anderen auf entsprechend hoher Intelligenzstufe stehenden Tiere wohl zu zähmen seien, daß aber damit noch keineswegs — wie ja das selbstverständlich ist — ein Tier in die Gewalt des Menschen gebracht war, geeignet, ähnlich unseren domestizierten Tieren dem Menschen Sklavendienste zu leisten.

Weder vom Kamel, noch von unserem Rindvieh, ebensowenig vom Pferde wissen wir, wann es vom Menschen unterjocht worden und auf welche Weise die heute vorhandenen Formen herangezüchtet worden sind. Ob nun aber das Pferd diphyletisch oder polyphyletisch entstanden ist, auf jeden Fall ist es das Produkt einer viele tausend Jahre alten Züchtung und Umformung durch die Hand des Menschen.

Vielleicht ist das Zebra auch geeignet, eine solche Umwandlung

C. G. Schillings phot. R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.

. . . vorsichtig witternd nahten sich die Leittiere der großen Zebrarudel zur nächtlichen Stunde abermals an einer andern Stelle dem Wasser . . . das Brüllen der Löwen in der Ferne ließ sie ihre Sinne aufs äußerste anspannen . . .

zu erdulden und zu überleben; keinesfalls aber wird dies im wahren Sinne des Wortes wilde, wehrflüchtige und böse Tier in einer oder in wenigen Generationen geeignet sein, dem Menschen in der Art unseres Pferdes oder Esels Dienste zu leisten. —

Wenn man sich erst klar geworden ist, wie sehr unsere zahmen — namentlich „kaltblütigen" Pferderassen zu Automaten geworden sind, wie sehr sie zu willenlosen Dienern des Menschen wurden — wird man sich nicht der Ansicht zu verschließen vermögen, daß nur sehr, sehr lange Zeitläufte ein solches Resultat zeitigen konnten.

In Südafrika machte man die Beobachtung, daß die Zebras sich wohl mit Ponies einspannen ließen und in ihrer Gesellschaft sich relativ gefügig zeigten, in dem Augenblicke aber — und das ist der springende Punkt — wo harte, andauernde Arbeit in der Art des Pferdes von ihnen verlangt wurde, in diesem Augenblicke legten sie sich einfach hin und starben „an gebrochenem Herzen".

Es ist dies auch für den Kundigen in keiner Weise verwunderlich, und Versuche, die schönen Tigerpferde zu domestizieren, um sie an Stelle unserer Pferde und Esel benutzen zu können, müssen sich auf viele Generationen erstrecken.

Von höchstem Interesse waren mir in dieser Beziehung die Erfahrungen so geschickter Pferdedresseure, wie der Zirkusdirektoren der Neuzeit. Einem mir vorliegenden Briefe eines Zirkusdirektors entnehme ich die Nachricht, daß ein Zebrahengst, welcher bereits mehrere Jahre in Gesellschaft anderer Zebras in der Manege vorgeführt worden war, für einige Stunden unfangbar blieb, als er sich losgerissen hatte und in die Manege entwichen war. Trotz der vereinigten Anstrengungen des gesamten Zirkuspersonals gelang es erst nach mehreren Stunden durch Einschränkung mit Balken und Brettern das gefährliche Tier wieder in seinen Stall zurückzubringen!

Es wirft dies gleichzeitig ein schlagendes Licht auf die uns so geläufige „Zwangsdressur" unserer Equiden, die nicht auf Entwickelung des Verständnisses Rücksicht nehmen kann und will, sondern auf rohen Zwang hinausläuft.

Die unter dem furchtbaren Zwange der Peitsche im Kreise der Manege vorgeführten Dressurkunststücke im Zirkus vermögen den Pferdekundigen über die Unzähmbarkeit im wahren Sinne des Wortes des Zebras nicht zu täuschen. Keinen Augenblick gehen sie hier willig vorwärts; stets widersetzen sie sich jeder Hilfe, jedem Antrieb, und bleiben mit ihren geradezu fabelhaft ungünstigen Ganaschen hinter dem Zügel. Ponies müssen ihnen dabei als „Lehrmeister" beigesellt werden; ihrem Charakter als gesellige Steppentiere entspricht dies übrigens vollkommen.

C. G. Schillings phot. R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.

Löwen witternde Zebras (Hippotigris böhmi Mtsch.) an der Tränke zur Nachtzeit.

Dasselbe Phänomen kann man täglich in südlichen Ländern beobachten, wo drei, vier und mehr Maultiere voreinandergespannt in neunundneunzig Fällen von hundert nur unter Führung eines Spitzenpferdes willig Arbeit leisten, nicht aber allein gehen.

So auch verhalten sich die in England und anderwärts in Vierergespannen mit Ponies eingespannten Zebras. Stets handelt es sich um Spielereien im Sinne des Wortes, bei denen absichtlich nur mäßig ernährte Tiere ein minimales Arbeitsquantum zu leisten haben, niemals aber im Sinne von Haustieren ihr Bestes hergeben müssen.

Dazu kommt noch der Umstand, daß das ganze Gebäude der Zebras keineswegs ein günstiges genannt werden kann. Die einzig noch lebende echte Wildpferdeart der Hochsteppen Innerasiens, z. B. das Equus przewalski, hat ein ganz bedeutend vorteilhafteres Gebäude. Ich fand diese meine Ansicht vollkommen von dem bedeutendsten heute lebenden Hippologen, Herrn Oberlandstallmeister Grafen Lehndorff, bestätigt, als ich einst die Zebras und Wildpferde des Berliner Zoologischen Gartens mit ihm besichtigen durfte.

Alle bisher erreichten Leistungen von Zebras übertreffen in keiner Weise die Dressurkunststückchen, die auch mit anderen Tieren, sogar Raubtieren, Löwen, Tigern usw. erreicht worden sind. Ich stehe sogar nicht an, zu behaupten, daß diese Raubtiere weniger gefährlich und weit zuverlässiger sind, wie die durch ihre furchtbaren Bisse im höchsten Grade gefährlichen Zebras.

Der Charakter unserer heimischen kaltblütigen Pferde hat sich im letzten Jahrhundert erheblich gebessert, da aus Gründen der Zweckmäßigkeit keine bösen Hengste mehr zur Zucht verwandt werden. Immerhin kommen unter unsern schon so lange domestizierten Pferden noch immer so böse Exemplare vor, daß ihre Bändigung zuweilen unmöglich ist.

Aus ebendemselben Grunde kann unmöglich ein wildes Steppentier, wie das Zebra, ohne Züchtung durch lange Zeiträume ein brauchbares gefügiges Last- und Zugtier werden.

In früheren Jahren habe ich mich speziell in vielen Fällen mit der Dressur böser Pferde beschäftigt. Auf Grund meiner Erfahrungen im besonderen halte ich von einer Verwendbarkeit des Zebras in der ersten Generation oder auch überhaupt in den ersten Generationen — besonders aber im Sinne der Lösung der ostafrikanischen Transporttierfrage — nichts.

Erschwerend fällt hierbei noch der Umstand ins Gewicht, daß die deutsch-ostafrikanische Bevölkerung in keiner Weise „pferdeverständig", kaum der Wartung des geduldigen eingeborenen Esels gewachsen ist!

In diesem aber, dem Wanyamwesi- und Masai-Esel haben wir meiner Ansicht nach ein dem extensiven Charakter des Landes ebenso entsprechendes, als auch vorzügliches, bisher sehr unterschätztes Material vor uns.

Diese eingeborenen Eselrassen zeigen sich in hohem Grade genügsam in ihren Ansprüchen in bezug auf Nahrung, dann aber auch relativ recht widerstandsfähig gegen die klimatischen Einflüsse. Von höchstem Phlegma, nehmen sie mit jeder Art von Behandlung vorlieb, und sie würden ein Material abgeben, welches durch konsequente Höherzüchtung in wenigen Jahrzehnten erheblich verbesserungsfähig sein würde. Ihre Kreuzung mit hoch im Blute stehenden Maskateseln, also Tieren, die einem typisch trockenen Klima entstammen und an intensive Ernährung gewöhnt sind, halte ich dagegen heutigentages, wo man der Viehkrankheiten noch in keiner Weise Herr geworden ist, für inopportun, vielmehr geeignet, die vorhandenen Bestände an relativ klimafesten eingeborenen Eseln zu schädigen.

Spreche ich somit der unmittelbaren Verwendbarkeit eingefangener und „gezähmter" Zebras jede Aussicht auf wirklichen Erfolg ab, und erkläre ich die hier und da gehegte Ansicht, demnächst beispielsweise die Schutztruppe mit Zebras „beritten" machen zu können, als Utopie, so möchte ich andererseits doch dringend befürworten, daß umfangreiche Versuche lange Zeit hindurch mit der Umzüchtung der heutigen Zebras zu Nutztieren gemacht werden.

Solches aber kann nach meiner Ansicht nur der Staat in die Hand nehmen. Wenn ich auch sonst ein abgesagter Feind der versuchten Entwickelung der Kolonien durch den Fiskus allein bin und wünschen möchte, daß privates Kapital und privater Unternehmungsgeist unseren überseeischen Kolonien wirtschaftliche Entwickelung bringen mögen, so weit dies möglich, so glaube ich doch, daß in der Zebrazüchtung eine dankbare, ja eine gebotene Aufgabe des Staates liegt.

Bedauerlicherweise hat der Mensch seit grauen Zeiten es nicht mehr verstanden, aus dem reichen Schatze der noch vorhandenen wilden Tierwelt sich nützliche Wirtschaftsgenossen heranzubilden; die verschwindenden Ausnahmen, wie Truthuhn, Kanarienvogel usw. sind kaum der Erwähnung wert.

Hier aber haben wir im Augenblicke, da die Urrassen der Wildpferde in den Hochsteppen Asiens, in ihren letzten noch vorhandenen Beständen, dem Equus przewalski, ihrem Erlöschen entgegengehen, ungezählte Mengen herrlicher wilder Equiden zu unserer Verfügung. Gebieterisch — möchte ich sagen dürfen — erwächst da den Machthabenden die Verpflichtung zu dem Versuche, ob in einer Reihe von

Jahrzehnten das Zebra in der Hand des Menschen sich wandlungsfähig zeigt und geneigt, in den Kreis der Haustiere einzutreten.

Nur so kann es vor völligem Hinsterben bewahrt bleiben. Ob es nun zu den leicht veränderlichen Arten gehört, ob in ihm nicht vielmehr die Neigung prävaliert, als gegebenes Ganzes zu verharren; ob es sich der Kultur anzupassen fähig ist, oder gleich manchen Völkerschaften fremde Einflüsse stolz abweist und lieber untergeht, als sich verändert — alles dies festzustellen, sind nur sachkundige, intensiv betriebene und mindestens viele Jahrzehnte fortgesetzte Zuchtversuche geeignet.

Heute aber, wo ich einen sogenannten Sachverständigen, den ich als Angestellten bei einer deutschen Zebrazucht kennen lernte, lang und breit auseinandersetzen hörte, wie und auf welche Weise in Südamerika ein Farmer jahrelang Rindvieh mit Pferden gekreuzt und diesen seltsamen Sport fortgesetzt betrieben habe, kann ich nur wünschen, daß ernsthafte Leute sich mit dieser, ich meine hochwichtigen, Frage eingehend beschäftigen mögen.

Mit Freude begrüße ich es, daß Gouverneur Graf Götzen das Zebra auf die Liste der völlig zu schonenden Tiere von Deutsch-Ostafrika gesetzt hat. —

Endlos dehnte sich die durstige Steppe am Fuße des Kitumbiuvulkanes aus ....

XVIII.

Löwen.

Äquatorial-Ostafrika ist zweifellos so reich an Löwen, wie irgend ein anderer Teil dieses Kontinents.

Nichtsdestoweniger ist die Aussicht, dort Löwen anzutreffen oder zu erlegen, aus mehrfachen Gründen viel geringer, wie es in Südafrika der Fall gewesen und wie es in anderen Teilen des Landes, wo Pferde leben können, heute noch der Fall ist. Im Somallande beispielsweise wird der Löwe gejagt, indem man, zu Pferde die weite Ebene absuchend, ihn verfolgt, bis er sich ermüdet stellt und dann erlegt werden kann. In Südafrika pflegte man ihn auch mit Hunden zu jagen und von ihnen gestellt zu erlegen.

Beides ist in Ost-Äquatorial-Afrika unmöglich, weil Pferde dort nicht leben können und Hunde nicht gebrauchsfähig sind.

So ist der Jäger auf zufällige Begegnungen angewiesen, bei denen dann oft die Waffen nicht zur Hand sind; oder auch auf den nächtlichen Ansitz, eine Jagdmethode, welche ich im allgemeinen nicht sehr liebe. Ein solcher nächtlicher Ansitz, wobei der Jäger entweder von einem Hochsitze aus schießt, oder aber von der sicheren Dornenboma aus, führt zweifellos häufig zum Ziele. So schoß Graf Coudenhove im Somallande vor wenigen Jahren am Kadaver eines Elefanten sieben Löwen in einer Nacht, und anschaulich schildert er dies Erlebnis in dem über die Reise erschienenen Werke.

Ich schätze diese Schilderung besonders hoch, weil sie mir durchaus wahrheitsgetreu erscheint und ohne jede Ausschmückung.

Graf Coudenhove erzählt uns, wie er durch die immer wieder von neuem im Dunkel der Nacht in unmittelbarer Nähe vor ihm auf-

tauchenden Löwen allmählich aus der Fassung gebracht wurde und so eine wenig beneidenswerte Situation durchlebte.

Ähnlich ist es mir in bezug auf letztere Erfahrung mehrfach ergangen. Habe ich auf diese Weise auch manche interessanten Einblicke in das nächtliche Leben der Tierwelt getan, so muß ich doch gestehen, daß ich die Erlegung von Löwen auf nächste Entfernung aus dem sicheren Dornenverstecke heraus jagdlich nicht hoch einzuschätzen vermag. Die nächtliche Dunkelheit erfordert vielfach ein Schießen mehr oder minder aufs Geratewohl; der so unbedingt in den ungesunden Gegenden notwendige Schlaf wird verhindert, und die Tagesarbeit erleidet durch den nächtlichen Ansitz eine völlige Unterbrechung.

Ich ziehe jede andere Jagdart auf Löwen dem nächtlichen Ansitze vor, selbst den Fang in schweren Tellereisen, an die sich die oft gefährliche Verfolgung des mit den Eisen oft weit flüchtig gewordenen Tieres mit all ihren aufregenden Phasen anschließt.

Der Löwe führt im allgemeinen ein nächtliches Leben, am Tage unter Bäumen und im Gebüsche ruhend.

So kommt es, daß man seiner am Tage höchst selten ansichtig wird. Aber selbst, wenn man ihn sichtet, hat er in den meisten Fällen den Nahenden schon erspäht und verschwindet in der Deckung, meist ehe ein Schuß abgegeben werden kann.

Schon im Jahre 1896 vermochte ich auf Grund meiner Beobachtungen festzustellen, daß Löwen zu gewissen Zeiten rudelweise leben. Unsere Kunde über den Löwen stammt hauptsächlich aus dem Norden Afrikas, also Ländern, in denen er seit Menschengedenken durch die dort ansässigen Völker dezimiert worden war. Zweifelsohne lebte der Löwe ursprünglich überall, so wie heute noch in Ostafrika, zeitweise zu großen Rudeln vereint. Die größte Anzahl von mir in einem Rudel beobachteter Löwen betrug siebzehn Stück; über jeden Zweifel erhabene englische Beobachter aber fanden bei einer Gelegenheit siebenundzwanzig vereint. Zwei oder drei Löwinnen mit Jungen vereinen sich zuweilen zwecks gemeinschaftlicher Jagd. Ebenso findet man männliche Löwen zu mehreren zusammen, ferner männliche Löwen mit zwei Löwinnen, alte Löwinnen allein und sehr alte männliche Löwen — häufig mit defekten Zähnen — als Einzelgänger. Alles dies scheint von der Jahreszeit und von der Fortpflanzungszeit abzuhängen.

Es läßt sich als Regel aufstellen, daß gesättigte Löwen im allgemeinen nicht angriffslustig sind. Im wildreichen Ostafrika sind nun die Löwen selten genötigt zu hungern. Anders aber ist es in weniger wildreichen Ländern, und hier wird der Löwe dann hauptsächlich zum Viehräuber und dem Menschen weit lästiger wie in wildreichen Ländern,

in denen er sogar oft den findigen Eingeborenen durch die Reste eines von ihm geschlagenen Wildes zu einer Mahlzeit verhilft, wobei die Geier ihrerseits wiederum, wenn auch unfreiwillige, Wegweiser für die Eingeborenen abgeben.

Aus dem Vorhergesagten ergibt es sich, daß die Beobachtung des Löwen im allgemeinen nicht leicht ist. Manche Reisende von Ruf, die bekanntesten Afrikadurchquerer, sind niemals eines Löwen ansichtig geworden und noch viel weniger zur eigenhändigen Erlegung eines solchen gekommen.

Mr. Wallihan, mein amerikanischer „Kollege", sagt in seinen schon erwähnten „Camera Shots at Big Game", daß er trotz dreißigjähriger Jagden nur einmal den amerikanischen „Löwen", den Puma, zu Gesicht bekommen habe! Viele hat er erlegt und mehrere in ausgezeichneten Photographien verewigt; aber alle diese waren von Hunden aufgestöbert und gestellt!

Ich erinnere hier auch an das Faktum, daß ich die von mir entdeckte Streifenhyäne (Hyaena schillingsi Mtsch.) nur ein einziges Mal bei Tage in Freiheit sah — trotz einigen neunzig in Fallen von mir gefangenen und der zahlreichen von mir bei Nacht photographisch aufgenommenen Streifenhyänen! Einer meiner zuverlässigsten Gewehrträger, der jahrelang als Askari im Dienste des Gouvernements gestanden hatte, war niemals auf einen Löwen zu Schuß gekommen, obwohl er nach den damaligen Gepflogenheiten, die nunmehr erst durch die Verordnungen des Gouverneurs Grafen Götzen erfreulicherweise abgestellt worden sind, jahrelang ausschließlich mit der Erlegung von Wild beauftragt war und Tausende Stück Wild aller Art erlegt hatte — eine bequeme Art, „veraltete" Patronen aus den Munitionsbeständen verwenden zu lassen!

Durch Zufall begünstigt erleben denn auch wieder Reisende und Jäger das Gegenteil, so z. B. der Herzog A. F. von Mecklenburg und Prinz Lichtenstein im englischen Ostafrika.

In einigen Fällen scheinen junge Löwen sehr früh und schon im Alter von etwa zehn Monaten auf eigene Faust, getrennt von der Mutter, zu jagen. Die jungen Löwen, welche ich beobachtete oder nach Europa mitbrachte, zeichneten sich durch außerordentlich starke Fleckung aus, und ich erinnere mich eines Falles, wo ein „alter Afrikaner" mit großer „Löwenerfahrung" darauf beharrte, daß dies junge Leoparden seien!

Es ist höchst bemerkenswert, daß die ostafrikanischen Löwen im allgemeinen keine so starke Entwicklung der Mähne zeigen, als gefangene Exemplare oder auch die Felle, welche aus Nord- oder Süd-

afrika ſtammen. Das Problem der Verſchiedenheiten der Entwickelung der Mähne iſt noch nicht gelöſt. Es kommen vollkommen mähnenloſe männliche Löwen in Oſtafrika in ausgewachſenem Zuſtande vor, — ſolche habe ich ſelbſt erbeutet — und jedenfalls erſcheint eine außerordentlich ſtarke Mähnenentwickelung als ein Produkt der Gefangenhaltung. Angeblich haben Löwen in ſehr dornigen Gegenden eine geringere Mähnenentwickelung.

Dies deckt ſich aber nicht mit meinen Erfahrungen.

In den von mir bereiſten Ländern bevorzugt der Löwe als Jagdtier hauptſächlich das Zebra, und er teilt dieſe Vorliebe für das Zebrafleiſch mit den Karawanenträgern, die es ebenfalls allem anderen vorziehen. Erwachſene Rhinozeroſſe und Flußpferde — abgeſehen von Elefanten — werden von ihm ſelbſtredend nicht behelligt, alle anderen Tiere bis zur Stärke geringer Antilopen herab mit Einſchluß der Jungen der erſtgenannten beiden Arten jedoch gejagt. Zuverläſſige Beobachter erzählen von ſeinen Angriffen auf Stachelſchweine, die ihm oft übel bekommen.

Die Löwen jagen oft gemeinſchaftlich, ſich das Wild gegenſeitig zutreibend; in vielen Fällen habe ich dies aus den Fährten und nächtlichen Beobachtungen unwiderleglich feſtſtellen können. Durch Gebrüll ſcheinen ſie ſich dabei gegenſeitig zu unterſtützen. Beim Überfall von Tieren, etwa an der Tränke, vermögen Löwen oft erſtaunlich weite Sprünge zu machen; ſolche von vierundzwanzig Fuß Weite habe ich gemeſſen. Mit Vorliebe nehmen dabei die Löwen ihren Standort an einem hochgelegenen Punkte, etwa dem ſteilen Ufer eines Baches, um von dort aus auf die Beute ſchräg herab zu ſpringen. Bäume vermögen ſie nicht zu erklettern im Gegenſatz zum Leoparden.

An Waſſerſtellen zur Trockenzeit verſammeln ſich unter Umſtänden eine erhebliche Anzahl von Löwen. An dem Bache, an dem ich meine beſtgelungenen Aufnahmen von Löwen zur Nachtzeit machte, hatten ſich deren über dreißig verſchiedener Stärke und verſchiedenen Alters verſammelt. Am frühen Morgen vermochte ich das aus den Fährten, da ſie in Trupps zuſammenhielten, zu erkennen. Mit Eintritt der Regenzeit verteilen ſich dieſe Rudel, dem dann ſich vereinzelnden Wilde folgend, über weite Gebiete.

Ich vermag die Richtigkeit der bekannten Erzählungen beiſpielsweiſe des berühmten Löwenjägers Jules Gerard nicht zu kontrollieren, da er über den heute ſpärlich gewordenen Löwen in Nordafrika berichtete. Gerards Löwen waren aber fraglos andere Tiere, wie die von mir beobachteten. Er hat gegen vierzig, viele davon wohl aus ſicherem Verſtecke heraus, erlegt und wurde in der damaligen Zeit wie ein Heros in Algier gefeiert.

Fraglos war Gerard ein Mann von außergewöhnlichem Mute, wenn auch manche seiner Erzählungen in einer Weise phantastisch klingen, daß sie allzu deutlich den Stempel der Unwahrheit tragen. Namentlich seine Erzählung von den Kämpfen der Löwen um eine Löwin, wobei letztere die Rivalen zu einem sehr alten starken Löwen hinzulocken weiß, der sie dann ihr zu Ehren umbringt, ist höchst spaßhaft, aber ich unterschreibe jede Zeile, wenn er an anderer Stelle sagt: Quiconque n'a pas vu un lion adulte à l'état sauvage, mort ou vivant, peut croire à la possibilité d'une lutte corps à corps à l'arme blanche avec cet animal. Celui qui en a vu un, sait que l'homme aux prises avec le lion est la souris dans les griffes du chat.

Jedenfalls aber haben eine Anzahl von Reisenden und Europäern überhaupt sich mit der Gloriole von ihnen erlebter Abenteuer mit Löwen geschmückt, die häufig in das Gebiet der Fabeln zu verweisen sind. Angefangen mit tatsächlichen Schwindlern, welche von ihnen unter „Assistenz" ihrer Leute erlegte Löwen tot oder angeschossen und gelähmt photographierten, und dann als von ihnen mutig angepürschte „wilde" Löwen in Freiheit ausgaben, bis zu den Fabeln jener Sonntagsjäger, die ohne je Löwen gesehen zu haben, aber mit Löwenkrallen an der Uhrkette geschmückt, Löwenjagdgeschichten erdichten oder in Fallen gefangene Löwen mit dem Nimbus des von ihnen „Aug in Aug" erlegten umgeben, gibt es eine ganze Anzahl von Variationen dieser Erlebnisse, die mehr oder minder geschickt erfunden, verbreitet werden und auch häufig in die Tagesliteratur übergehen. Immer wieder finden wir grausige Geschichten von „menschenraubenden" Löwen. Hierbei werden aber alle Unglücksfälle durch Leoparden und selbst Mordtaten durch Menschen nicht selten den Löwen aufgebürdet, ähnlich wie es in Indien — namentlich früher — den Tigern erging!

Seit alten Zeiten wird der Löwe mit einem Nimbus umgeben, der ihn zum König der Tiere gestempelt hat. Ich teile die Ansicht erfahrener Beobachter, daß dieser Ehrentitel weit mehr dem afrikanischen Elefanten gebührt. Doch benehmen sich Löwen je nach ihren Aufenthaltsorten und den sie umgebenden Verhältnissen entsprechend, unterschiedlich; ihr Charakter zeigt sich wie bei vielen anderen Tierarten ganz verschieden, und sie bilden sich in ganz alten und erfahrenen Exemplaren wohl auch zu Menschenjägern aus, den „Maneaters" unter den Tigern in Indien entsprechend.

Auch müssen wir streng unterscheiden zwischen hungrigen und gesättigten Löwen. Erstere sind, wie auch Löwinnen, letztere namentlich zur Zeit, wo sie Junge haben, mehr oder minder angriffslustig und dementsprechend gefährlich. Ich rate gegebenenfalls stets zuerst die

Löwin, dann den Löwen zu schießen, da erstere unter Umständen den auf ihren Gatten feuernden Schützen angreift und sich darin vorteilhaft von dem in solchem Falle viel weniger galanten Löwen unterscheidet! Eingeborene haben mir diese Regel häufig bestätigt.

Nicht hungrige Löwen aber vermeiden in fast allen Fällen eine Begegnung mit dem Menschen sorgfältig. Auch hier aber gibt es Ausnahmen, wie die von mir geschilderte Löwenjagd auf den Hochebenen von Kikuyu beweist.

In der Gefangenschaft haben die Tiergärtner und Dresseure ganz dieselben Erfahrungen gemacht: je nach Alter und Aufzucht, und je nach der mehr oder minder entsprechenden Behandlung und Pflege zeigt sich der Löwe in allen Variationen höchst gutmütig, wie auch unter Umständen sehr bösartig. Was in dieser Beziehung durch richtige Behandlung zu erreichen ist, beweisen die geradezu fabelhaften Vorführungen des Dresseurs Havemann, der in der „Raubtierschule" des Berliner zoologischen Gartens ohne jede Anwendung von Gewalt, lediglich durch richtige Erziehung, in geradezu freundschaftlicher Weise mit seinen Zöglingen verkehrt. Obwohl vielfach behauptet wird, daß der Löwe gleich dem Leoparden in menschlicher Behausung zu nächtlicher Zeit eindringe und Menschen aus denselben verschleppe, sind mir persönlich doch nur wenige ganz verbürgte Fälle bekannt geworden.

Beim Bau der Ugandabahn beispielsweise nächtigten zwei Beamte dieses Unternehmens in einem Eisenbahnwagen, dessen Tür sie der Hitze wegen nicht geschlossen hatten. Durch ein Geräusch geweckt, sah der auf einem erhöhten Lager Schlafende, wie sein auf dem Boden des Wagens nächtigender Kollege von einem Löwen fortgeschleppt wurde. Es scheint, daß das Raubtier den Schläfer durch einen einzigen Biß ins Genick, seiner Gewohnheit entsprechend, getötet hatte. Dieser Vorfall erregte vor wenigen Jahren in Ostafrika allgemeines Aufsehen. Allerdings hatten die Löwen damals einige vierzig der beim Bahnbau beschäftigten Inder, welche häufig im Freien übernachteten, getötet, und waren auf diese Weise zu Menschenfressern ausgebildet worden.

Unter allen Umständen legt der Löwe nächtlicherweise eine große Gleichgültigkeit und Furchtlosigkeit vor den Menschen an den Tag; auch scheut er angezündete Feuer verhältnismäßig wenig, wenngleich diese immerhin einen gewissen Schutz gewähren. Ich habe mehrere Fälle erlebt, wo in den von mir bereisten Gegenden Eingeborene trotz angezündeter Lagerfeuer — die aber vielleicht bereits mehr oder minder erloschen gewesen sein mögen — nicht weit von meinem eigenen Lager von Löwen geraubt wurden, während Überfälle meines Lagers durch Löwen nicht erfolgten.

Immerhin hatten sich einzelne Exemplare zur Nachtzeit zuweilen bis auf drei oder vier Schritte meinem Lager oder meinem Zelte genähert.

In einem Falle hatte ein starker männlicher Löwe während einer sehr dunklen Nacht mein eigenes Zelt beinahe gestreift, um den Bach, an welchem mein Lager aufgeschlagen war, aufzusuchen. Rechts und links hätte er viele Meilen weit das Wasser ungehindert erreichen können. Nach eingenommenem Trunke war er auf genau demselben Wege in die Steppe zurückgewechselt und hatte, etwa zwanzig Schritt

Die Löwin tötete den Esel, um bei ihrem Rückzug durch das aufflammende Blitzlicht auf die Platte gebannt zu werden . . .

von meinem Zelt, einen von der Sonne schneeweiß gebleichten großen Knochen, der dort lange gelegen haben mochte — wie aus seiner Fährte hervorging — einer genauen Inspektion unterzogen, ehe er sich entfernt hatte.

Die am nächsten Morgen unternommene Verfolgung mußte ich nach etwa vier Stunden unterbrechen, da der Löwe in eine steinige Steppe gewechselt war, in welcher die Fährte nicht zu halten war. Ähnliche Gleichgültigkeit gegen Menschen bemerkt man beim nächtlichen Ansitze, wo die Löwen, unbekümmert um den im Dornenversteck sich befindenden Jäger, die angebundenen Esel oder Stiere angreifen und auf drei oder vier Schritt Entfernung erlegt werden. Nach meinen Beobachtungen, welche durch die von mir gemachten Aufnahmen zur

Nachtzeit bestätigt werden, überfällt der Löwe seine Beute, nicht in einem Sprunge hoch in die Luft sich erhebend, sondern vielmehr flach über den Boden mit gewaltiger, unheimlicher Wucht und mit Blitzesschnelle sich auf sein Opfer stürzend, und dasselbe ausnahmslos durch einen Biß ins Genick tötend.

Eine ganz besonders interessante Beobachtung zu machen, war mir im Jahre 1900 vergönnt. Ich folgte viele Stunden lang der Fährte einiger Löwen und geriet dabei plötzlich auf ein Straußennest, mit teils schon ausgekrochenen jungen Straußen, teils im Ausfallen begriffenen Eiern. Zu meinem Erstaunen hatten die Löwen anscheinend die jungen Strauße verschmäht. Nach genauester Inspektion der Fährten aber wurde ich eines besseren belehrt. Die alten Strauße hatten in der klaren Mondnacht offenbar die großen Katzen rechtzeitig wahrgenommen und sie, wie es untrüglich aus den Fährten hervorging, durch geschickt bewerkstelligte Flucht von dem bedrohten Neste hinweggelockt. Etwa hundert Schritte vor dem Neste waren die Löwen, plötzlich in weiten Sprüngen den Straußen folgend, flüchtig geworden, um, nach kurzer Zeit das Vergebliche der Verfolgung einsehend, in ihren gewöhnlichen Schritt zu verfallen. So war es den Straußen gelungen, ihre bedrohte Brut zu retten!

Es war mir von höchstem Interesse, diese Beobachtung machen zu können, die mir einen Beweis lieferte, wie geschickt sich diese großen Erdbrüter vor ihren gefährlichsten Feinden zu schützen wissen.

Die Erfahrungen der Eingeborenen, daß die Löwin gefährlicher und aggressiver wie der Löwe ist, wird durch meine Nachtaufnahmen bestätigt, auf welchen in allen Fällen die Löwinnen den ersten Angriff ausführen, während die Löwen erst in zweiter Linie in Aktion treten. Hier möchte ich wiederum darauf hinweisen dürfen, daß die Löwen im allgemeinen nur nachts zu jagen pflegen, am Tage aber nur während der kühleren Jahreszeit davon eine Ausnahme machen. Während großer Hitze und in den Mittagsstunden ruhen sie im Schatten. Auch gefangene Löwen erweisen sich gegen größere Hitze empfindlich; die Löwendresseure müssen immer wieder die Erfahrung machen, daß an besonders heißen Tagen des Sommers ihre Zöglinge wenig zur Ausführung ihrer „Kunststücke" geneigt sind.

Ich erinnere dabei daran, daß höchst wahrscheinlich in nicht zu lange verflossenen Tagen in Griechenland noch Löwen vorkamen, wie sie heute in Asien, wenn auch sehr vereinzelt, noch leben. Diese Löwen ertragen dort beträchtliche Kältegrade, wenn sie auch nicht so weit nördlich gehen, wie der ihnen nahe verwandte Tiger, der in einer zoogeographischen Abart, dem sibirischen Tiger, im Winter inmitten von

Eis und Schnee lebt und sich zu dieser Jahreszeit durch einen dicken Winterpelz vor Kälte schützt! Im Berliner zoologischen Garten beweist uns das prächtige dort lebende sibirische Tigerpaar durch Fortpflanzung und Gedeihen, daß es, das ganze Jahr im Freien gehalten, sich mit unserem Klima ausgezeichnet abfindet, und die entsprechend weit nordöstlich heimatende asiatische Löwenabart würde sich wohl in unserm Klima ebenso wohl befinden. Auch in den ostafrikanischen Hochländern tritt zur Nachtzeit unter Umständen ein sehr erhebliches Temperaturminimum — fast bis zur Eisbildung - - ein, und Löwengebrüll in lautlos kalter Steppennacht ist besonders weit und klar vernehmbar. - -

Auf der Suche nach Wasser drangen wir in die wilde Bergwelt des mehr denn 4000 Meter hohen Gileivulkanes ein . . .

Ein seltsames Kleeblatt, das ich während mehrerer Tage zusammen antraf: Gnubulle, Thomsongazelle♂ und Giraffengazelle.♀

XIX.

Eine Löwenjagd.[1]

Ende Januar 1897 war ich mit einer kleinen Karawane im Lande Kikuyu angelangt. Ich kam vom Victoria-Nyanza, wo Malaria mich monatelang ans Krankenlager gefesselt hatte.

Allein und verlassen, hatte ich Schweres durchzumachen, und nur der unermüdlichen Pflege zweier englischer Offiziere, Mr. C. W. Hobley und Tomkins im Fort Mumias, war es gelungen, gegen jede Erwartung und menschliche Voraussicht das furchtbare Fieber glücklich zu bekämpfen. Im Mai vorigen Jahres war die Forschungsexpedition, der ich mich hatte anschließen können, von der deutschen Küste mit etwa 420 Mann aufgebrochen und hatte, zuweilen gänzlich unerforschte und unbetretene Länder berührend, den Victoria-Nyanza erreicht.

Die Schilderung der mannigfachen, teils sehr interessanten Erlebnisse dieses Teiles der Expedition ist nicht meine Sache. Ich möchte hier dem freundlichen Leser nur erzählen, was ich am 25. Januar erlebt habe, als ich auf meiner Rückreise zur Küste Kikuyu ein erst vor wenigen Jahren bekannt gewordenes Land durchquerte, um, — so war meine ursprüngliche Absicht — das Meer und Europa in Anbetracht meines fiebergeschwächten Zustandes möglichst bald zu erreichen.

Waren meine Jagderlebnisse bis zur Erkrankung sehr mannigfaltige gewesen, so hatte sich bis zum Eintreffen in Kikuyu nur wenig Gelegenheit zum Jagen geboten; überdies war ich noch viel zu sehr durch das Fieber geschwächt, um überhaupt an anstrengendes Jagen denken zu können. Nachdem wir aber höher gelegene Landstriche erreicht hatten, hoben sich die Kräfte wieder, und zwar überraschend

[1] Abdruck aus dem „Weidmann"; verfaßt 1897.

C. G Schillings phot. *R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.*

Unbeschreiblich groß war meine Freude, als es mir gelang, zu nächtlicher Stunde drei am Bache trinkende alte Löwinnen auf die Platte zu bringen . . .

schnell, und mit diesem auffallenden Umschwunge stellte sich natürlich auch die Lebenslust und Jagdpassion von neuem ein.

Auf den öden Plateaus des Mau-Urwaldes mit ihren unermeßlichen Bambusdickichten und in den Wäldern zwischen dem Naiwaschasee und Fort Smith in Kikuyu hatte ich nicht viel Wild angetroffen; tagelang mußte die Büchse ruhen.

Am 24. Januar genoß ich die Gastfreundschaft eines englischen Stationskommandanten, der, wie dies in so wohltuender Weise in englischen Kolonien stets der Fall ist, nicht nur privatim, sondern auch amtlich in jeder Weise für den Gast und seine Karawane Sorge trug, mich mit leihweise überlassenem Milchvieh, einigen Eseln und Vorräten versah und alles tat, um mich in jeder Weise zu fördern und zu unterstützen.

Mr. Hall, der Kommandant von Fort Smith in Kikuyu, ein sehr liebenswürdiger Herr, ist einer der erfahrensten „afrikanischen Jäger von altem Korn". Bald betraf das Gespräch eines der Hauptthemata dort drüben, die Jagd auf das „big and dangerous game", das große gefährliche Wild, worunter hauptsächlich Elefanten, Rhinozerosse, Büffel, Löwen und Leoparden verstanden werden.

Mr. Hall war einige Zeit vor unserer Ankunft von einem männlichen Rhinozeros, welches er angeschossen hatte, dreimal in die Luft geworfen worden. Es wurden ihm dabei mehrere Rippen zerbrochen, und monatelang mußte er das Bett hüten. Nach seiner Wiederherstellung hatte er ein Rencontre mit einem ebenfalls von ihm angeschweißten Leoparden. Einer seiner Askaris befreite ihn zwar durch einen glücklichen Schuß von dieser gefährlichen Katze, doch hinterließ sie leider Mr. Hall in vielen Verletzungen und der dauernden Steifheit eines Beines einen bösen Denkzettel. Solche Erfahrungen hatten den energischen Mann, der vor diesen Ereignissen Jahre hindurch ohne Unfall eine große Strecke von gefährlichem Wilde erzielt hatte, zwar nicht abhalten können, auch jetzt noch zu jagen, so viel es ihm möglich. Aber er war äußerst vorsichtig geworden und riet jedem dringend ab, allein — ohne Assistenz eines zuverlässigen zweiten Europäers — auf Löwen und anderes gefährliches Raubwild oder auf das Rhinozeros usw. zu jagen.

Die Unterhaltung wurde höchst interessant. — Wir tauschten unsere Erlebnisse aus, und Mr. Hall erzählte mir, daß nur wenige Stunden vom Fort entfernt, nämlich auf den sehr wildreichen „Athiplains", stets viele Löwen zu finden seien.

Korporal Ellis (von der D'Compagnie der Royal Engineers in Chattam) bestätigte dies und lud mich ein, auf meinem Wege Halt zu

Der männliche Strauß zeigte sich in der Nähe des Nestes, in dem er 24 Eier bebrütete, besonders scheu.

Im Herbste unserer Jahreszeit stieß ich häufig auf Straußennester.

machen und nach einem Rasttage im Fort in seinem Lager - - etwa fünf Stunden von Fort Smith — zu übernachten, um dann mit ihm gemeinschaftlich auf Löwen zu jagen. Er selbst hatte vor vierzehn Tagen eine Löwin dicht an seinem Lager geschossen!

Oreich phot. R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.

Der Verfasser befragt einen Ol'morani über die Lebensgewohnheiten der Strauße.

Ich hatte nun nach vielen bisher stets vergeblichen Versuchen, auf Löwen zu Schuß zu kommen, eigentlich kein rechtes Vertrauen mehr dazu, beschloß jedoch, der freundlichen Aufforderung Folge zu leisten.

Nach herzlichem Abschied von Mr. Hall erreichten wir nach mehrstündigem Marsche Korporal Ellis' Lager. Er hatte dort ein Ochsendepot der Regierung unter sich und befehligte eine große Anzahl von Askari.

Ich durfte die Haut der erlegten Löwin besichtigen, und wir verabredeten, am frühen Morgen des kommenden Tages aufzubrechen.

So geschah es denn auch.

Als wir mehrere Stunden Weges bis zum „Mto Nairobi", einem kleinen, zur trockenen Zeit höchst unbedeutenden Flüßchen, zurückgelegt hatten, ließ ich ein Lager aufschlagen und beorderte einige Leute, Brennholz zu holen. Dies mußte etwa vier Stunden weit herbeigeschafft werden, weil es solches inmitten der nur mit Gras bewachsenen „Athiplains" nicht gibt. Korporal Ellis riet zwar dringend ab, in dieser Gegend zu kampieren, weil seiner Ansicht nach nachts die Löwen zu fürchten seien; ich hielt jedoch an meinem Vorsatz fest, offen gestanden immer noch zweifelnd, daß tatsächlich so viele Löwen hier vorkämen.

Korporal Ellis, fünf Mann von unserer Begleitung und ich machten nun einen kleinen Bogen um den oberhalb gelegenen, etwa dreiviertel Stunde lang rechts und links mit dürftiger Deckung bewachsenen Flußlauf, dem Wasserlaufe nachgehend, und dann wieder zum Lager zurückkehrend.

Auf der Ebene zeigten sich zahlreiche Gnus (Connochaetes albojubatus, Thos.), Kuhantilopen (Bubalis Cokei Gthr.), Grantantilopen (Gazella Granti Brooke.), Thomson-Gazellen (Gazella Thomsoni Gthr.), Zebras und Strauße; jedoch war das Wild sehr scheu.

Ich muß gestehen, daß ich, als wir nun schließlich — noch dazu mit schlechtem Winde — dem Fluß folgend, zum Lager zurückgingen, mir absolut kein Resultat versprach. Wir waren etwa eine Viertelstunde unterwegs, zwei unserer Begleiter auf dem einen, wir selbst auf dem anderen Flußufer, als plötzlich der Ruf: „Simba!" „Simba!" — „Simba Bwana! Kubwa sana!" („Ein Löwe, Herr, ein starker Löwe!") uns in die Ohren gellte. — Die auf dem jenseitigen Ufer befindlichen, erschreckt zurückweichenden Leute wiesen, lebhaft gestikulierend, auf ein kleines Binsengebüsch am Wasser.

Den Ruf vernehmen und auskneifen war das Werk eines Augenblicks, auch für meinen Reservegewehrträger Ramadan, einen baum-

starken, sonst erprobten Swahili. Einem ersten Impulse folgend, setzte ich ihm zehn Schritte nach, packte ihn am Halse und herrschte ihm zu, stehen zu bleiben. Er kehrte daraufhin auch um, am ganzen Leibe zitternd, ging mit mir zurück, und wir bemühten uns nun, den Löwen in den Binsen, von denen uns ein etwa vier Meter breiter Wassertümpel trennte, auszumachen. Dies war jedoch vergeblich, trotzdem die am anderen Ufer in höchster Erregung befindlichen Leute immer wieder versicherten, ein starker Löwe liege dort. Doch ziemlich gleichzeitig bewegte sich etwas in den Binsen auf Korporal Ellis zu, — ein Knall, und eine starke Löwin quittierte einen Streifschuß aus des Korporals Henry-Martini-Gewehr; — sie tat einen plötzlichen Sprung vorwärts auf uns zu! In diesem Augenblick hatte ich ihren Kopf einen Moment frei, und ein außerordentlich glücklicher Schnappschuß auf etwa 7—8 Schritte ließ sie im Feuer verenden.

Die Kugel, wie immer ein 4,5-Mantel-Geschoß, saß seitwärts im Genick und hatte, wie stets in solchem Falle, ein sofortiges Verenden herbeigeführt. Ich bewahre sie in meiner Sammlung von 8 Millimeter-Geschossen als Denkwürdigkeit auf.

Meine Freude war unaussprechlich! Der Korporal gratulierte mir herzlich, und unsere Rückkehr ins Lager rief einen Begeisterungssturm unter den Leuten wach.

Zwölf Mann schafften die Beute ins Lager, und wir fanden als Mageninhalt die Reste eines Zebras.

Nach einem kurzen Frühstück brachen wir wieder auf, um etwas Wild für die Küche zu schießen.

Ellis, der vorausging, schoß mehrmals auf große Distanzen nach Kuhantilopen, ohne zu treffen.

Inzwischen machten sich bei mir die Symptome eines Dysenterieanfalls bemerkbar, der, nebenbei bemerkt, erst einige Tage darauf durch eine höchst energische Kur verschwand.

Als ich nach etwa einer halben Stunde dem Korporal folgte, bemerkte ich bald rechts von mir in nicht allzu weiter Entfernung einen Thomson-Gazellenbock, den ich zu erlegen beschloß. Meinen Leuten winkend, stehen zu bleiben, pürschte ich mich an, so gut es ging. — Bald war ich von meinen drei Askari etwa 300 Meter entfernt und ihnen durch mehrere zwischen uns befindliche kleine Bodenerhebungen außer Sicht gekommen. Im Momente, als ich auf etwa 75 Meter den Bock schießen will, nehme ich etwa 100 Meter hinter ihm etwas Gelbes wahr, das ich sofort als Löwenkopf ansprach. Wiederum, im selben Moment, vernahm ich aber von der rechten Seite her einen mir zu gut bekannten Laut und sah, schnell herumfahrend, einen sehr

ſtarken ſchwarzgemähnten Löwen, der auf etwa 100—120 Meter knurrend im Graſe aufſtand.

Allem Anſcheine nach hatte er den pürſchenden Jäger eräugt oder vernommen, und gewiß iſt es ein Glück, daß ich ihm nicht noch *näher* gekommen, was leicht möglich geweſen wäre, da meine ganze Aufmerkſamkeit ſich ja auf die Gazelle gerichtet hatte.

Ich ſtand wie erſtarrt: *Zwei Löwen auf einmal* vor mir — das war doch etwas viel, zumal meine Nerven nach der ſchweren Krankheit noch zu wünſchen übrig ließen! So war die Situation nichts weniger als angenehm; trotz aller Paſſion ſcheint in ſolcher Lage jeder Moment eine Ewigkeit, und dazu trat doch immer ein gewiſſes Bewußtſein verhältnismäßiger Hilfloſigkeit. Es ſtand mir nur *ein* Schuß zu Gebot; denn zu jedem weiteren mußte ich wieder laden, und trotz aller Übung und Schnelligkeit würde ich wohl ſchwerlich mehrmals zu Schuß gekommen ſein, falls der Löwe mich annahm. Der Repetiermechanismus der 8 Millimeter-Büchſe iſt[1] nämlich nach meinen Erfahrungen und denen zahlreicher anderer Schützen *nicht zuverläſſig*, und man zieht daher, wenigſtens in den Tropen, das Einzelladen vor, weil ein Verſagen, reſp. Feſtklemmen des Patronenrahmens die Büchſe gänzlich unbrauchbar macht, eventuell bis zur oft recht ſchwierigen Entfernung des Rahmens.

Zunächſt blieb ich alſo ruhig ſtehen, mit gehobener Büchſe meinem nächſten — nun, ſagen wir ruhig *Gegner*, dem alten männlichen Löwen, Aug in Auge gegenüber. So dauerte es geraume Zeit, — wirklich die bekannte Ewigkeit — für mich, und doch trotz aller Aufregung in der Rückerinnerung ein *unvergleichlich köſtlicher* Anblick! „Der alte Herr" äugte mich, fortwährend dumpf knurrend, an und blieb ruhig ſtehen, den Kopf erhoben und die Rute tief geſenkt. Der andere Löwe, anſcheinend eine Löwin, blieb halbgedeckt durch einige Grasbüſche liegen. Die Antilope hatte inzwiſchen vom erſten Löwen auf kaum 20 Meter Wind bekommen und war natürlich ſofort hochflüchtig geworden.

Ich hegte nun den begreiflichen Wunſch, meine Begleiter möchten auf der Bildfläche erſcheinen, und dies geſchah denn auch, wie ich, nicht wagend mich umzublicken, aus ihren Zurufen ſchloß.

Sie riefen mir von weitem etwas zu, und ich verſtand auch ſo etwas wie „Simba ile kali sana!" („Jener Löwe iſt ſehr böſe!")

Langſam ging ich jetzt Schritt für Schritt zurück und blieb, immer ſchußfertig, erſt in der Nähe meiner Begleiter wieder ſtehen.

---

[1] Es handelte ſich um die damals gebräuchliche Konſtruktion.

Ich winkte ihnen; sie waren aber nicht eher zu bewegen, die uns noch trennenden etwa siebzig Schritte vorwärtszugehen, als bis sie von mir auf das energischste dazu aufgefordert wurden.

Als ich meinen „Baruti Boy", welcher eine Doppelbüchse 450 bereit hielt, und meine zwei anderen Askaris, „Baruti bin Ans" und „Ramadan", dicht bei mir hatte, von denen einer eine mit Posten für den Nachschuß im letzten Augenblick geladene Schrotflinte Kal. 12 trug, konnte ich mich, entgegen allen Bitten meiner Begleiter, nicht halten und sandte dem Löwen, schnell abkommend, eine Kugel zu, welche ihn jedoch nur streifte.

Ich war eben doch nicht ganz Herr meiner Erregung. Aber schnell hatte ich wieder geladen und konnte auf den sich gerade etwas seitwärts wendenden Löwen einen Schuß abgeben. Auch dieser traf nicht gut, nämlich nur eine Hinterpranke etwas hoch. Sofort wendete sich der Löwe blitzschnell um, nahm mich aber doch nicht an, sondern drehte sich unter furchtbarem Gebrüll etwa zehn- bis zwölfmal im Kreise herum, wütend nach der getroffenen Pranke beißend! Er bot fast genau dasselbe Bild wie ein keckernder, krankgeschossener Fuchs oder Schakal.

Dieses „Zeichnen" aber gewährte mir die beste Gelegenheit, ihm noch weitere drei Kugeln zuzusenden, von denen zwei sehr gut Blatt saßen. Bald brach er denn auch zusammen. Als wir uns ihm mit der solch' edlem Wilde gebührenden Vorsicht genähert hatten, war er bereits verendet.

Der zweite Löwe war unterdessen, ziemlich gut gedeckt, flüchtig geworden.

Unser Jubel ging ins Unermeßliche! Korporal Ellis, der während meiner letzten Schüsse auf etwa 200 Schritte herangekommen und Zeuge des ganzen kurzen Vorganges gewesen war, beglückwünschte mich freudig, indem er hinzufügte, solches Weidmannsheil habe allerdings auch er nicht erwartet! Im übrigen müsse ich doch nun zugeben, daß er recht habe, wenn er den starken Löwenbestand dieses Gebietes betone. — Ich sei aber doch sehr unvorsichtig gewesen, zwei Löwen gegenüber so zu handeln, ohne auf ihn zu warten!

Ebenso wie ich morgens nach Erlegung der Löwin zwei Eilboten mit einer Nachricht an Mr. Hall ins Fort Smith zurückgeschickt, so sandte ich nun zwei andere, welche wiederum einen Brief zu überbringen hatten, und zwar war dieser für den später eventuell dieselbe Straße ziehenden Expeditionsleiter bestimmt. Ich machte ihn darin auf die „Löwen-Gelegenheit" aufmerksam, und es ist mir berichtet worden, daß genannter Herr auch tatsächlich einige Zeit später, und zwar auf fast

derſelben Stelle, einmal acht Löwen zuſammen geſehen und erfolglos von weitem beſchoſſen hat. —

Mein zweiter Löwe war ein ſtarker alter „blackmaned lion", ein ſchwarzgemähnter Löwe, deſſen narbenvolle Haut auf manchen ausgefochtenen Kampf mit ſeinesgleichen ſchließen ließ. Es ſei hier bemerkt, daß die Löwen in einigen Teilen Oſtafrikas, unter anderm auch flußaufwärts im Rufutale, oft überhaupt keine Mähne haben, ſondern glatt wie eine Löwin ſind, wohingegen beiſpielsweiſe diejenigen, welche in Kikuyu leben, einem hochgelegenen, relativ kalten Lande, ſehr ſtarke und oftmals ſogar ſchwärzliche Mähnen tragen.

Es folgte nun ein Triumpheinzug ins Lager, dann ſorgfältiges Streifen des zuletzt erlegten und Präparieren der Häute beider Löwen. —

Korporal Ellis hielt es an der Zeit, in ſein Lager zurückzukehren, weil er die Ebene gegen Abend nicht überſchreiten wollte.

Nur um einiges Wild für den Lebensunterhalt zu ſchießen, machte ich mich etwa zwei Stunden vor Sonnenuntergang nochmals auf, und es gelang mir auch, mehrere Thomſon-Antilopen zur Strecke zu bringen. Bei dieſer Pürſche folgte ich einem dann auf weite Diſtanz angeſchweißten Kuhantilopenbock längere Zeit, doch leider ohne ihm den Fangſchuß geben zu können.

Wieder war ich meinen Leuten dabei außer Sicht gekommen, als ich plötzlich genau dasſelbe warnende Knurren wie am Mittage vernahm und, ſeitwärts blickend, erſt einen, dann einen zweiten, dritten und vierten Löwen — alles „gemähnte Herren" — erblickte. Von dem mir nächſten trennten mich nur etwa 125 Schritte!

Diesmal „verlor ich die Nerven", wie man zu ſagen pflegt. Ich verſuchte, mich zurückzuziehen, was aber zur Folge hatte, daß der nächſte Löwe ein paar Sprünge vorwärts machte, dann langſam auf mich zu ſchlich. Ich blieb nun bewegungslos ſtehen, — der Löwe ebenfalls, d. h. er blieb ruhig liegen.

So dauerte es lange Minuten, wenigſtens zehn, wenn ich mich recht erinnere, bis endlich meine Leute in einiger Entfernung zu vernehmen waren.

Als ſie der Löwen anſichtig wurden und auch ſofort meine Situation überblickten, war es zunächſt nur mein treuer „Baruti Boy", — kein Suaheli, ſondern ein Angehöriger des im Verdachte des Kannibalismus ſtehenden Stammes der Manyema —, welcher ſich mit der 450-Büchſe näherte. Langſam folgten ihm dann auch die übrigen; doch nur bis auf eine gewiſſe Entfernung wagten ſie ſich zu mir und waren nicht zu bewegen, ganz nahe heranzukommen.

Die Löwen wurden jetzt unruhig und fingen zu knurren an: Ein majestätischer Anblick, der seinesgleichen sucht! Die gewaltigen Raubtiere zeichneten sich scharf im Scheine der zur Küste gehenden Sonne von dem Boden der Steppe ab, die in welligen Formationen in weiter Ferne sich in flimmernden, ungewissen Tinten mit dem Horizonte vermählte . . . . . .

Da dieses zur Vorsicht mahnende Knurren und überhaupt das ganze Benehmen der Löwen von dem Verhalten der am Vormittage von mir angetroffenen sehr abwich, so nahm ich an, hungrige, also höchst

Sorgfältig brachte Ergeich den jungen gefangenen Löwen lebend und gefnebelt ins Lager . . .

gefährliche vor mir zu haben; -- und da ich eine Reservebüchse nicht zur Verfügung und, wie schon erwähnt, nur eine Kugel zu versenden hatte, so zog ich mich zu meinen Begleitern vorsichtig zurück. Es folgte nun ein „Schauri" (eine Beratung) mit den Leuten, um sie zu veranlassen, mit mir vorwärts zu gehen. Aber vergebens!

Schließlich sandte ich zwei der nunmehr auftauchenden Träger, welche, um das erlegte Wild zu holen, meinen auf die Antilopen abgegebenen Schüssen nachgegangen waren, ins Lager nach Verstärkung. Ehe diese aber eintraf, unternahm ich es doch — jetzt wieder ruhig geworden —, auf eigene Faust zu handeln, nachdem ich meine Leute so weit gebracht hatte, mit mir die Löwen bis auf etwa zweihundert Schritte anzugehen. Ich gab auf den ersten einen Schuß ab, der aber

nicht traf. Sofort nahm der Beschossene uns in weiten Sprüngen an oder — besser gesagt — kam auf uns zu, blieb aber nach etwa zwanzig Sprüngen stehen, brüllte und machte dann langsam kehrt. Alsdann entfernten sich sämtliche Löwen erst im Schritt, darauf im Trabe und endlich in einem schwerfälligen Galopp, wobei zwei und zwei zusammen blieben. — Sie trennten sich später auch paarweise.

Es begann nun eins der spannendsten und interessantesten Jagdabenteuer meiner ganzen Reise.

Wir folgten den letzten beiden Löwen — d. h. den als letztes Paar flüchtig gewordenen beiden „Gemähnten" — wohl gegen eine halbe Stunde über die Ebene, immer der untergehenden Sonne entgegen. Der Dauerlauf wurde nur unterbrochen, wenn die Löwen stehen blieben und nach uns äugten. In solchen Augenblicken gingen wir, sonst aber liefen wir. Der Atem keuchte, nur zwei meiner besten Leute hielten mit mir aus, und in mir war der Wunsch, auch mit diesen Löwen „anzubinden", so brennend geworden, daß ich wahrscheinlich den schnellsten und anhaltendsten Lauf meines Lebens ausführte, obwohl manche gerade im Dauerlauf gewonnene Wette in meiner Erinnerung lebt. Vorwärts! Nur immer vorwärts! Ich muß euch zu Schuß bekommen, — mag es biegen oder brechen!

Bald verringerte sich die Distanz auf etwa 400 Schritte, bald trennten uns 500—600, aber stets ging es keuchend vorwärts über die Ebene dahin! Es schien aber doch alles umsonst: Die Entfernung vergrößerte sich wieder! Da, — ein kurzer Entschluß: Vielleicht geschieht ein Wunder, und die Kugel trifft dennoch ihr Ziel! — Deutlich sehe ich das Geschoß etwa zehn Schritte hinter dem Löwen einschlagen! Aber das nahm er doch gewaltig übel! Er drehte sich um, blieb stehen und brüllte, mit der Rute schlagend. Auch der Entferntere flüchtete nicht mehr weiter. Sofort ein zweiter Schuß, — ein dritter auf den nächsten resp. letzten Löwen. Das Einschlagen der Kugel in seiner Nähe quittiert er durch jedesmaliges Stehenbleiben, Brüllen und Schlagen mit der Rute.

Da! Die vierte oder fünfte Kugel scheint zu sitzen! In weiten Sprüngen nimmt er uns an; aber plötzlich bricht er vorn zusammen, — noch drei, vier taumelnde Sprünge halb schief nach vorn und plötzlich legte er sich, — in höchster Wut mehr knurrend als brüllend. Ich weiß heute noch nicht, wie es möglich war, daß mich bei diesem Anblick alle Vernunft und Vorsicht verließ; — ich lief allein näher heran, schoß auf etwa 120 Meter von vorn und — fehlte. — Und nun kam der kritischste Augenblick: Abermals mehrere wütende Sprünge; schon kniete ich nieder, um ruhiger und also im letzten Augenblicke sicherer abzu-

Original phot. *K. Vogtländers Verlag, Leipzig 1897.*

Die Häute der drei vom Verfasser am 25. Januar 1897 erlegten Löwen. (Vor dem Zelte dieser selbst mit seinem Büchsenträger Baruti.)

kommen, aber da bricht er wiederum zusammen und legt sich! Jetzt! — auf 100 Meter etwa — ein kurzes Zielen, und mein dritter Löwe springt auf, überschlägt sich rückwärts und rührt keine Pranke mehr!

Wir rannten wie unsinnig und vor Freude schreiend auf ihn zu, wiederum, jetzt durch den Erfolg verwöhnt, ohne Vorsicht! — Doch er war verendet: Ein noch weit stärkerer „König der Wüste", als der am Mittag erlegte, und mit noch dunklerer Mähne! Im Nu war er gestreift, nachdem — etwa zehn Minuten später als wir — auch unser Nachtrab sich eingefunden hatte. Kopf und Pranken blieben ungestreift an der Haut. Im Magen hatte er nichts, — im Gegensatz zu den am Vormittage erbeuteten Löwen, deren Mägen, wie schon erwähnt, mit dem Wildbret von Zebras, untermischt mit großen Hautfetzen, angefüllt waren. Deshalb zeigte er sich also viel kampfeslustiger!

Und nun ereignete sich etwas in Afrika (d. h. bei Afrikanern) sehr Seltenes: Die Leute verloren die Richtung, und als wir gerade bei Sonnenuntergang den Rückmarsch antraten, hatten wir uns bald verirrt. Sechs Leute schleppten — abwechselnd zu je dreien — die schwere Haut, und unser Rückmarsch gestaltete sich bei der Angst der Leute, über die „Löwen-Ebene" vorwärts zu gehen, und ihrem „Zusammendrängen wie die Schafe" höchst unbehaglich. Binnen fünfzehn Minuten war es, wie stets in den Tropen, völlig finster und es verflossen etwa zwei Stunden, bis wir endlich, und halb durch einen glücklichen Zufall, das Lager erreichten. Ich selbst mußte während dem wohl oder übel an der Spitze der kleinen Karawane marschieren.

Als wir dann aber das Ziel erreicht hatten, war alles Leid vergessen, und Jubel empfing uns. Beim Scheine der Feuer wurde die Haut noch ausgespannt, um am nächsten Morgen gereinigt zu werden.

Vier Posten hielten in dieser Nacht Wache, doch nur Löwengebrüll in der Ferne ließ sich vernehmen, sonst ereignete sich nichts von Belang.

Am folgenden Morgen erschien eine Deputation meiner Leute vor mir und — taufte mich feierlichst um. Ich wurde nämlich von da ab „Bwana Simba", „Herr Löwe", genannt, statt „Bwana Ndege", „Herr Vogel", denn diesen Beinamen hatte ich schon frühzeitig an der Küste erhalten, weil ich Vogelbälge sammelte und dazu Vögel (zur Verwunderung der Männer oft im Fluge) schoß.

Die treue Büchse aber, die, wie alle meine Waffen, Altmeister Reeb in Bonn mir geliefert, versah ich mit der auf den Schaft eingekratzten Inschrift: „Drei Löwen, 25. Jan. 97".

Wieder gingen Boten nach Fort Smith. — An Mr. Hall schrieb ich abermals Briefe, ihm nun meinerseits en revanche empfehlend, in jener

Gegend zu jagen; und da ich die Absicht hatte, noch mehrere Tage dort zu bleiben, so wurde vom Fort Smith noch etwas Proviant für meine Träger hergeschafft.

Mr. Hall selbst konnte auf meine Einladung hin nicht kommen, weil er den Residenten von Uganda, Mr. Barclay, welcher auf der Rückreise nach England begriffen war, am selben Tage erwartete. Ich lernte ihn später bei Kibwezi kennen und konnte ihm meine Trophäen, von denen er viel gehört, vorzeigen.

Acht weitere Jagdtage in jenen Ebenen brachten mir keinen Löwen mehr zu Schuß! — Nur nächtliches Brüllen mußte mir als Schlummermusik dienen. Doch dieses Gebrüll in afrikanischer Nacht ist so großartig, daß man sich kaum einen Begriff davon machen kann!

Erwähnen will ich noch, daß das Fleisch meiner drei Löwen noch in derselben Nacht von den Hyänen gefressen wurde, ebenso die Knochen: Nichts mehr fanden wir am nächsten Morgen vor!

Allerdings sind in Kikuyu die Hyänen besonders starkzählig vertreten, weil die Wakikuyu (Einwohner von Kikuyu) ihre Toten nicht beerdigen, sondern von den Hyänen fressen lassen.

Für mich wird der 25. Januar 1897 ein Gedenktag bleiben, stets und für immerdar, auch ohne die drei kapitalen Häute, welche von Robert Banzers Meisterhand präpariert und naturalisiert, einen Schmuck meines afrikanischen Jagdzimmers bilden!

Um die Überreste des von mir erlegten Löwen balgten sich die Geier . . .

XX.

Weitere Erlebnisse mit Löwen.

Vorstehend geschildertes Ereignis habe ich hier so erzählt, wie ich es seiner Zeit im „Weidmann" veröffentlicht habe.

Ich hielt es für richtig, meiner damaligen Schilderung nichts hinzuzufügen, da sie unter dem noch frischen Eindruck der Ereignisse niedergeschrieben war.

Im Laufe der nächsten Jahre haben andere Reisende ähnliches Weidmannsheil in den Grassteppen des Hochplateaus von Kikuyu erleben können, ja in einem Falle bin ich in der Zahl der an einem Tage von einem einzigen Schützen erlegten Löwen noch übertroffen worden.

Es handelte sich in allen diesen Fällen um erstklassige österreichische und englische Jäger, denen ausgezeichnete Waffen zur Verfügung standen. Hätte ich solche an jenem Tage besessen, und wäre ich nicht auf meine einschüssige Büchse, der unpraktischen damaligen Konstruktion, angewiesen gewesen, so würde ich wohl eine noch größere Strecke erzielt haben. Unter so schwierigen Umständen, behindert durch die ungünstigen Verhältnisse, die unzureichende Waffe und meine fiebergeschwächte Gesundheit habe ich aber wohl Grund, meine Beute als eine in jeder Beziehung zufriedenstellende zu betrachten.

Ähnliches Jagdglück ist mir, wie gesagt, nie wieder zuteil geworden.

Höchst spannend aber gestaltete sich ein Erlebnis mit einem alten Mähnenlöwen, das ich im Herbste des Jahres 1899 auf dem rechten Ufer des Pangani-Flusses hatte.

Seit einigen Tagen hatten sich Löwen in unmittelbarer Nähe des Lagers gezeigt; fast jede Nacht hörte ich ihr Gebrüll, meist an einer bestimmten Stelle am Flusse. Mir war daran gelegen, eine Anzahl der von mir neu entdeckten gestreiften Hyänen zu fangen, ich hatte daher einige Fallen, — kleine, aber starke Webersche Tellereisen — aufgestellt, um „Kinguguas" und Schakale zu erbeuten. Durch Zufall hatte ein alter Löwe das Eisen abgetreten; er hatte sich an einer Zehe seines linken Vorderlaufes gefangen und selbstverständlich die Kette des Eisens sofort zerrissen. Offenbar hatte er das Eisen deshalb nicht vom Laufe entfernt, weil jeder Versuch dieser Art ihn zu sehr schmerzte. So war er mit dem Eisen flüchtig geworden, um sich Schritt für Schritt zwei Stunden weit in das Dornenpori zurückzuziehen, das am Rande des Steilabfalles der Nyika sich hinzog. Nach und nach hatte er die Falle fast vollkommen mit den Zähnen zertrümmert; Feder aber und Bügel umklammerten nach wie vor seine Zehe.

Früh am Morgen nahm ich die Fährte auf und folgte ihr, wenn auch höchst mühsam, durch den Dornenbusch, jeden Augenblick erwartend, die abgestreifte Falle zu finden.

Plötzlich vernahm ich dicht vor mir das tiefe Knurren des gereizten Löwen; klirrend wurde er im selben Augenblicke mit der Falle flüchtig! Ich war höchlichst erstaunt, daß das gewaltige Tier das so kleine Eisen nicht abzustreifen vermochte. Im dichtesten Dornengestrüpp kam ich, mit äußerster Vorsicht und mit stets schußbereiter Büchse folgend, noch fünf- oder sechsmal in unmittelbare Nähe des Löwen, der jedesmal wieder flüchtig wurde, ohne mir Gelegenheit zu einem Schusse zu geben!

Einige Male wurde ich — undeutlich, aber dicht vor mir — seiner ansichtig, konnte jedoch einen sicheren Schuß nicht abgeben. Aufs Geratewohl aber schießen, wäre unter solchen Umständen fast Selbstmord gewesen.

Wieder höre ich das unwillige Knurren des Flüchtlings. Jeder Nerv ist angespannt; im flimmernden Lichte des blendend vom hellen Sande der Steppe reflektierenden Sonnenlichtes verschwimmen die Konturen; die Dornen, immer dichter werdend, hindern mich aufs äußerste. Da, — ein neues wütendes und gereiztes Geknurr, — das Eisen schlägt einige Male auf den Boden auf, und mit schwerem Gepolter wird das mächtige Tier von neuem flüchtig. Aber ach! Diesmal hat der Löwe sich des Eisens mit einem Prankenschlag auf den sandigen Felsboden entledigt, und wir haben das Nachsehen!

Aber meine geschickten Wandorobbo vermögen noch immer der Fährte des im Anfang zwar in weiten Sätzen flüchtigen, dann aber in ein

Trollen verfallenden Tieres zu folgen; augenblicklich nehme ich die Verfolgung von neuem auf!

Schweißtriefend eile ich so eine Viertelstunde; es folgt eine zweite, und so geht es fort, bis endlich der Löwe, dessen Tatze offenbar sehr schmerzt, dicht vor mir wieder polternd und knurrend die Flucht ergreift.

Man muß es erfahren haben, um glauben zu können, mit welch dröhnender Wucht sich die Flucht eines alten Löwen über harten Steppenboden vollzieht!

So schnell wie möglich folge ich ihm mit fliegenden Pulsen; mehrmals wäre ich seiner beinahe ansichtig geworden. Da — endlich habe ich ihn frei auf einer kleinen Lichtung; er wendet den Kopf nach mir um; meine Büchse knallt, und der Löwe fällt zusammen, wie vom Blitz getroffen, mit dumpfem Gepolter und ersterbendem Knurren. Eine zweite Kugel, aus Vorsicht abgegeben, versichert mich der begehrten Beute, — meine Freude und Genugtuung über die königliche, so hart erworbene Trophäe ist ohne Grenzen!

Jetzt erst kommt es uns zum Bewußtsein, daß wir gegen sechs Stunden dem Tiere gefolgt sind, und quälender Durst macht sich bemerkbar. Aber mit Freuden wird er ertragen; die kaum mehr erwartete königliche Beute läßt uns die übergroße Anstrengung, den Durst und die zahlreichen blutenden Schrammen und Risse der Dornen an Händen und Gesicht mit Freude vergessen.

So hatte ich abermals einen starken Löwen erlegt, wenn auch unter eigenartigen Umständen.

Leider allzu oft bin ich eines oder mehrerer Löwen nur ansichtig geworden: entweder nur auf einen Augenblick und außer Schußweite, oder im hohen Grase auf nächste Entfernung, ohne schußbereit zu sein, oder in Augenblicken, in denen ich die Tiere blitzschnell in der Deckung verschwinden sah. So fand ich eine Löwin in der Nähe eines von ihr gerissenen Zebras. Zahlreiche Geier, die durch die Beute der Löwin angelockt waren und sich auf in der Nähe stehenden Akazien niedergelassen hatten, führten mich zu dem Orte hin, wo die Löwin im Schatten eines Strauches frühmorgens sich gelagert hatte. Aber auf zweihundert Schritte bereits nahm sie, durch Gesträuch gedeckt, die Flucht, um über eine Berglehne hinüber sofort zu verschwinden.

Wiederum fand ich unter nämlichen Umständen einen Löwen und zwei Löwinnen im hohen Grase, ebenfalls ohne einen Schuß auf sie abgeben zu können.

Bei einer anderen Gelegenheit folgte ich einer Schleifspur. Ein

Löwe hatte ein halbwüchsiges Zebra in der Nacht gerissen und das Tier weit durch die Steppe in eine jener periodischen Regenstrombetten geschleppt, um es dort in Ruhe zu verzehren. Eine Weile war ich der Fährte gefolgt und suchte einen Abstieg in die steile Schlucht, als ich bereits die Löwin, — eine solche war es, — fern von mir, einen Augenblick verhoffend, dann flüchtig werdend, verschwinden sah. —

Spät am Nachmittage, von einer vergeblichen Suche nach Elefanten zurückkehrend, bemerkte ich im Dezember 1900 eine größere Ansammlung von Geiern in den Ästen eines kahlen Baumes. Leider mit schlechtem Winde auf sie zugehend, sah ich einen starken Mähnenlöwen in schweren gewaltigen Fluchten über eine Lichtung verschwinden. Die Entfernung betrug annähernd vierhundert Schritte. Ein schnell abgegebener Schuß verfehlte sein Ziel; seine einzige Wirkung war eine Beschleunigung der Flucht des Gewaltigen!

Man kann sich schwer vorstellen, welch einen wuchtigen, imposanten und massigen Eindruck ein in voller Flucht befindlicher Mähnenlöwe auf den Jäger macht!

Ich war an diesem Tage ausnahmsweise von meinem Präparator Orgeich begleitet und beschloß, obgleich wir von einem zehnstündigen Marsch bereits sehr ermüdet waren, dem Tiere zu folgen. —

Augenblicklich nahmen wir die Verfolgung auf und vermochten in diesem Terrain die Fährte gut zu halten. Bemerkenswerterweise führte uns nun der Löwe in einem verhältnismäßig kleinen Revier zwei Stunden lang fast immer im Kreise herum! Oft kam ich in seine unmittelbare Nähe; immer aber wurde er wieder flüchtig, um nach kurzer Zeit wieder in Schritt zu verfallen. So sah ich mich schließlich gezwungen, die Verfolgung aufzugeben, da die Fährte infolge der vielen Kreuz- und Quergänge nicht mehr zu halten war. Mit ein wenig mehr Glück hätte ich hier zu Schuß kommen können, da der Löwe uns mehrere Male im dichten Dornenpori sehr nahe herankommen ließ. Zum Unterschiede von jenem andern von mir erlegten Löwen gab dieser jedoch während der gesamten Verfolgung keinen Ton von sich. Jener knurrte also wohl, weil er in hohem Grade durch den Schmerz gereizt war.

Außerordentlich glücklich lief dann wieder ein Abenteuer mit Löwen für mich ab, das ich am 10. November des Jahres 1903 zwischen Meruberg und Kilimandscharo erlebte.

Ohne Wasser hatten wir in der Steppe lagern müssen, und am nächsten Morgen strebte meine Karawane der nächsten Wasserstelle zu, um sie nach etwa siebenstündigem Marsche zu erreichen. Kurz vor

Erreichung des wasserspendenden Sümpfchens bemerkte ich eine größere Ansammlung von Wild aller Art, auf das ich jedoch keine Jagd machte. Rudel von Oryxantilopen, Zebras und Grantgazellen standen in nächster Entfernung rechts und links von unserm pfadlosen Wege, und ein großes Rudel Giraffen hatte mich auf allernächste Entfernung herankommen lassen, ehe die herrlichen Tiere polternd flüchtig wurden.

Ich marschierte wie gewöhnlich an der Spitze meiner Karawane, wie stets dicht gefolgt von meinen Führern und Gewehrträgern.

Plötzlich deutete ein mich begleitender Ndorobbo auf eine mit trockenem, hohem Grase und stacheligen Sansevieren bewachsene Stelle links vom Wege, mit dem halblauten Ausrufe: „Lungatún!"

Ich riß meine Büchse aus den Händen des Gewehrträgers. Im selben Augenblicke fuhr es mir durch den Kopf, daß sie mit Ganzmantelgeschossen geladen sei, da ich ja keine Absicht hatte, an diesem Tage zu jagen, und ich seit meinem nächtlichen Überfalle durch die Masai den Eingeborenen gegenüber vorsichtiger geworden war. —

Doch hier galt es kein Zögern. Der Schwarze und ich eilten zu der Stelle, wo die Löwen verschwunden waren; starren Blickes deutete der Ndorobbo mit hocherhobenem Arme auf die Stelle hin, wo er zwei Löwen gesichtet hatte! Alles dies ging so blitzschnell, daß an einen Patronenwechsel nicht zu denken war; ich hoffte höchstens noch auf die Möglichkeit eines Schnappschusses auf weite Entfernung.

Links vor uns zogen sich einige Felsenkuppen hin; davor starrte dichter undurchdringlicher Sansevierenwuchs und Dornenbüsche. Atemlos auf den ersteren angelangt, gewahrte ich plötzlich vor mir auf kaum fünfzehn Schritte eine kapitale Löwin, breit vor mir, den ausdrucksvollen Kopf mir zugewandt und die funkelnden Lichter auf mich gerichtet! Ein herrlicher Anblick! So unbeschreiblich kurz er ist, sucht mein Auge doch mit Blitzesschnelle instinktiv in der nächsten Umgebung während des Bruchteils einer Sekunde nach weiteren Löwen — dann reiße ich die gestochene Büchse an den Kopf. Doch ehe dies geschehen, macht die Löwin eine riesige Lançade mit weit ausgestreckten Tatzen vorwärts hoch in die Luft und verschwindet in der Dickung!

Doch ich hatte Zeit gefunden, mit der Büchse mitgehend vor dem Blatte abzukommen, und mit dem Knalle zeichnet sie in der Luft!

Es war ein Augenblick höchster Spannung für mich, denn groß war die Wahrscheinlichkeit, daß das Tier, wenn nicht tödlich getroffen, mich annehmen würde. Nur schnelltötende Geschosse mit Bleispitzen sind in solchen Situationen angebracht, Ganzmantelgeschosse aber höchst bedenklich!

Aber diesmal war ich vom Glücke begünstigt! Fünfzig Schritte

weiter lag die Löwin verendet, mit dem gezirkeltsten Blattschusse, den ich je im Leben abgegeben.

Der männliche Löwe, welchen der Ndorobbo gleichzeitig wahrgenommen, war leider mittlerweile verschwunden.

Mein Präparator, der bald darauf mit den Karawanenleuten erschien und dem ich zu raten gab, was ich wohl erlegt habe, riet mehrfach vergeblich hin und her. Seine Freude war gleich der meinen groß, als er die prächtige Löwin verendet vor sich sah. —

Im Gegensatze zu meinen Erlebnissen füge ich hier die Schilderung

Meine fünfte Löwin. „Fünfzig Schritte weiter lag die Löwin verendet, mit dem gezirkeltsten Blattschusse, den ich je im Leben abgegeben."

einer „Löwenjagd" ein, wie sie aus dem Jahre 1813 Johann Campbell uns hinterlassen hat.

Das waren Jahre, in denen auch in den heute Deutsch-Südwestafrika genannten Ländern noch Elefanten, Nashörner, Giraffen und alles andere Großwild noch nicht in ihren Beständen verringert waren, wo noch den Wachen auf den Bastionen von Capetown allnächtlich die Löwen ein Konzert zum besten gaben . . . . . .

In Südafrika waren zu dieser Zeit Löwen noch häufig, und in der Nähe von Graaf Reynet traf der im Auftrage der englischen Missionsgesellschaft reisende Pfarrer Campbell mit seiner Reisegesellschaft zwei Löwen an, uns in folgenden Worten, an deren Ursprünglichkeit ich nichts ändern möchte, die Erlegung eines derselben schildernd:

„Als wir uns der Quelle naheten, zu deren Untersuchung, ob sie für eine Missions-Station passe, wir gekommen waren, so jagten zwei von unseren Leuten eiligst zu unseren Wagen, worauf der Fuhrmann unseres Wagens sagte, sie hätten einen Löwen gesehen. Sie selbst berichteten uns nun, daß zwei Löwen unten in dem Rohre wären. — Alle Wägen fuhren sogleich auf eine Anhöhe dem Platze gegenüber, wo sie lagen und die Räder wurden eingehemmt, damit das Brüllen oder die Erscheinung der Löwen die Ochsen nicht erschrecke, und mache, daß sie davon laufen, was bei dergleichen Vorfällen häufig geschieht. Hierauf näherten sich 13 Männer gegen 50 Ellen den Löwen mit ihren geladenen Musketen und wir Zuschauer stellten uns auf eine Felsenklippe gegen 50 Ellen hinter ihnen, von 3 bewaffneten Menschen beschützet, wenn die Löwen nicht oder nur schwach verwundet, sich auf uns stürzen sollten. Nachdem alles gehörig bereitet war, so gaben die Leute unten allgemein Feuer auf die Löwen, worauf der eine, das Männchen, sich davon machte, wie es schien, schwach verwundet; allein der andere war so getroffen, daß er nicht davon konnte. Die Hunde liefen nun herbei und machten einen großen Lärmen, wagten sich aber nicht näher als fünf bis sechs Ellen. Beim zweiten Feuern wurde er totgeschossen. Es war eine große und fette Löwin, mit einer fürchterlichen Miene. Sie wurde sogleich aus dem Rohr hervorgezogen und abgebalgt. Einige Zolle vom Schwanz fand man eine Flintenkugel unter der Haut, die sie schon vor langer Zeit haben mußte, weil die Wunde ganz geheilt war. Von unseren Leuten hatte sie viele Wunden erhalten, besonders eine tödliche in ihrem inneren Rachen." —

So spielte sich vor etwa hundert Jahren eine Löwenjagd in Südafrika ab. An anderer Stelle verbreitet sich der Missionar noch häufiger über die Lebensweise des Löwen, selbstredend nach Hörensagen, und erzählt unter anderem, daß der Löwe einen Ochsen auf dem Rücken forttrage, ein Schaf aber in seinem „Munde". Er begründete dies mit der so verschiedenen Schwere der Tiere!

Wenn auch zugegeben werden muß, daß in jenen Tagen die Erlegung von Löwen mit den damaligen primitiven Schießgeräten sehr viel bedenklicher war, als es heute mit vollendeten Waffen der Fall ist, so kann es doch nicht erstaunen, daß in verhältnismäßig kurzer Zeit diese Raubtiere überall vernichtet worden sind, wo der Mensch dauernd festen Fuß faßte. Wir sehen hier Europäer mit „gegen 13 Musketen" vorsichtig den Kampf aufnehmen; wieviel weniger Mut gehört dazu, als der starken Katze mit Schwert und Speer entgegenzutreten, wie dies der Eingeborene seit grauen Tagen zu tun pflegt!

Noch aber hatte die Stunde des Wüstenkönigs nicht geschlagen — heute aber verschwindet auch er mit reißender Schnelligkeit. Berichtete mir doch Le père Guillemé, ein Missionar, der lange Jahre am Tanganyika tätig gewesen, daß die „Weißen Väter" dort im Laufe von vier Jahren allein siebenunddreißig Löwen getötet haben — größtenteils durch Strychnin, mit dem sie die Reste vom Löwen gerissenen Wildes vergifteten. — — —

Im Jahre 1900 hatte ich ein Zusammentreffen mit drei Löwen, das leicht für mich hätte verhängnisvoll werden können. Nach fast

Die Löwin hatte sich im Dunkel der Nacht dem Apparat so sehr genähert — die Entfernung betrug nicht mehr als fünf Meter — daß ihre Konturen etwas unscharf sich abzeichneten.

zehnstündigem Marsche war meine Karawane in der trockensten Zeit am Fuße eines Berges eingetroffen, und die ermüdeten Leute hatten das Lager aufgeschlagen. Ich unternahm, dem Laufe eines Baches folgend, eine kleine Exkursion unterhalb des Lagers, gegen meine Gewohnheit nur mit einer Schrotflinte bewaffnet. Fruchttauben (Vinago calva nudirostris Sw.) lenkten bald meine Aufmerksamkeit auf sich, und ich folgte mehreren, die im dichten Buschwerk des Baches einer größeren Gruppe von Fruchtbäumen zugestrichen waren. So hatte ich mich etwa tausend Schritte vom Lager entfernt, es außer Sicht verlierend. Die Tauben zeigten sich äußerst scheu; plötzlich stieß ich bei ihrer Verfolgung auf die Fährten mehrerer Löwen.

Unwillkürlich folgte ich diesen noch etwa zweihundert Schritte, und war gerade im Begriffe, das Bett eines Wildbaches hinabzusteigen, welcher

zur Regenzeit dem Bache Wasser zuzuführen pflegte, als ich plötzlich links neben mir einen Schatten wahrzunehmen glaubte. Mich umwenden und auf eine Entfernung von etwa fünfundzwanzig Schritt eine Löwin wahrnehmen, die in ruhiger Gelassenheit mich anäugte, war das Werk einer Sekunde. Die Löwin stand auf einer kleinen Lichtung im Dornbusche; sie hatte offenbar ihr Lager dicht am Bache inmitten dichter grüner Grasbüsche gehabt. Fast im selben Augenblicke sah ich in der Nähe der Löwin, etwa sechs oder acht Schritte von ihr entfernt, und halb von Gräsern verdeckt, zwei andere Löwen sich fortbewegen. Auf so nahe Entfernung wirkten alle drei Tiere unbeschreiblich imposant und überwältigend auf mich ein.

Wie gebannt verharrte ich an meinem Platze. Meine Schrotflinte war mit Patronen Nr. 8 geladen; andere Geschosse führte ich nicht bei mir!

Einige Sekunden standen sich so Katzen und Mensch gegenüber, und in meiner kritischen Situation empfand ich den lebhaftesten Ärger, so gegen meine Gewohnheit unzureichend bewaffnet das Lager verlassen zu haben.

Aber ruhig und gleichmütig wendete sich die Löwin von mir ab, machte einige Schritte am Rande der Schlucht und verschwand dann plötzlich mit einigen weiten Fluchten in den Büschen. Ihre Genossen waren schon vor ihr unsichtbar geworden.

Bewegungslos verharrte ich noch eine Minute auf meiner Stelle und suchte dann begreiflicherweise eiligst das Lager auf, um mich nunmehr gut zu bewaffnen. Aber die sofort unternommene Verfolgung war vergeblich, da die Fährten der Löwen nicht zu halten waren.

In größter Eile errichtete ich eine Fangstelle; die Falle wurde mit einem weißen Stier geködert.

Nach zehn Uhr erscholl denn auch das zornige Gebrüll des Wüstenkönigs, und am nächsten Morgen früh fand ich einen starken, gut gemähnten Löwen in der Falle, die er mehrere hundert Meter weit in die Dornen mitgeschleppt hatte. Er hatte sich nicht im geringsten mit der Kette und dem Eisen am Strauchwerk verhangen. Eine photographische Aufnahme quittierte er mit einem, trotz seines schweren eisernen Anhängsels, überraschend schnell und entschlossen ausgeführten Angriff; erst dicht zu meinen Füßen brachte ich ihn durch einen guten Blattschuß zur Strecke. Die nächste Nacht ergab in den Fallen zwei Löwinnen. Nach diesem gut gelungenen Fange machten sich in den nächsten Nächten keine Löwen mehr am Bache bemerkbar, so daß ich mit Bestimmtheit annehmen darf, die drei mir so nah Begegneten gefangen zu haben.

Bemerkenswert war es, daß eine Löwin, bevor sie den aufgestellten Stier angriff, einen Servalluchs aus einer anderen kleinen Falle herausgeholt und verzehrt hatte.

Es sei hier bemerkt, daß die Löwen, wie auch alle andern Katzen, ihre in den Fangeisen festgeklemmten Läufe wenig oder gar nicht beschädigen, im Gegensatz zu Hyänen, Schakalen, Füchsen und andern Tieren. — Den Grund hierfür sehe ich in dem relativ ruhigen Verhalten der Katzenarten, das sie in allen schwierigen Situationen an den Tag zu legen pflegen. —

Wenn ja auch der Leser meine Ansicht über die „relative" Ungefährlichkeit des Löwen in wildreichen Gegenden zur Tageszeit kennt, so muß ich doch gestehen, daß mir nach Jahren noch in ruhigen Stunden die schaffende Phantasie wieder und wieder Bilder solch spannender und kritischer Situationen hervorzaubert, ähnlich den eben beschriebenen Ereignissen. Inmitten sonnverbrannter, fahler Dornwildnis malt die Erinnerung deutlich zwei gelblich schimmernde Raubtieraugen und ihre Trägerin in unbeschreiblicher, ruhiger, kraftbewußter Gelassenheit.

Inmitten ihres dornigen Reiches zeichnet sich so die Löwin, in Sprungweite vor mir, vom fahlen Hintergrunde plastisch und fast mit Händen greifbar ab!

Aber leider muß der Reisende und der Weidmann, um solches in Wirklichkeit erblicken zu können, Jahre und Jahre drüben wandern! Auch dann noch ist es ein seltenes Glück, Ähnliches zu erleben.

Selbstredend ereignen sich zuweilen Ausnahmen von dieser Regel. So erlegte der Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg auf einem seiner ersten Pürschgänge in Deutschostafrika einen kapitalen Löwen, in der Tat ein Weidmannsheil sondergleichen!

Unvergeßliche Stunden größter Anspannung aller Nerven habe ich im Jahre 1899 verbracht, angesichts der Fährten von vierzehn Löwen, welchen ich fünf Stunden lang in einer mit dichtem Dornbusch und Sansevierendickichten bewachsenen Gegend folgte.

Eine so bedeutende Anzahl von Löwen in einem Rudel hatte ich vorher niemals angetroffen. Die Eindrücke der mächtigen Pranken, welche, namentlich wenn die Tiere auseinander gingen, in größter Klarheit in dem mit feinem Staube bedeckten Boden der Steppe abgeprägt waren, wirkten auf das geschulte Jägerauge in einer ganz unbeschreiblich ausdrucksvollen und imposanten Weise ein, als Schriftsprache von markantester Deutlichkeit!

Wie ich schon an anderer Stelle erwähnt habe, hat es etwas Faszinierendes, sich so von den Fährten verfolgten Wildes aufs Geratewohl in die weite Steppe führen zu lassen. Wenn es sich aber, wie hier, um

das stärkste Raubtier des Erdballs handelt, packt den Jäger ein seltsam kompliziertes Gefühl von Erwartung und Spannung, — gemischt mit einem gewissen Bangen!

Die geschäftige Phantasie, hier in der weiten Einöde nur wenig abgelenkt, zaubert tausend und tausend verschiedene Bilder hervor und malt sich immer wieder die Situationen aus, in denen man endlich die Verfolgten antreffen wird!

Aber leider — oder vielleicht diesmal zu meinem Glücke — bemerkten mich die zahlreichen Löwen, im Schatten mehrerer Akazien ruhend, als ich im Begriff war, einen Hügel zu erklettern, und plötzlich wurde mir zwischen den Felsen der Anblick des ganzen Rudels für nur wenige Sekunden: dann waren die Tiere auch schon verschwunden!

Als ich atemlos die Stelle erreichte, wo die Löwen gelagert hatten, kam ich gerade noch zur rechten Zeit, um sie tief unter mir am Fuße des Hügels im Dickicht verschwinden zu sehen.

Ein intensiver Löwengeruch bewies mir neben den vielen Fährten, daß keine Halluzination mich getäuscht hatte!

Solche Augenblicke sind hart für den Jäger, aber immerhin wenigstens für den Beobachter unbezahlbar, denn ganz gewiß wurde nicht allzu vielen Europäern ein solch gewaltiger Anblick zu teil, und fraglos war ich der einzige auf der ganzen Welt, der zu dieser Zeit und in dieser Stunde den Fährten von vierzehn Löwen folgen konnte . . . . .

Ähnlich erging es mir, allerdings mit einer geringeren Anzahl von Löwen oder auch mit einzelnen Exemplaren, noch häufig während meines afrikanischen Aufenthaltes.

Ganz besonders unglücklich aber war ich in jagdlicher Beziehung, als ich auf den allerstärksten und ältesten Mähnenlöwen stieß, den ich jemals in der Freiheit angetroffen habe.

Auf Wasserböcke pürschend gewahrte ich ein verhoffendes, von mir seltsamerweise im Augenblicke nicht richtig angesprochenes Stück Wild in der schrägen Beleuchtung der Sonne, halb vom Gebüsch verdeckt.

Doch eine Sekunde darauf wußte ich, daß ein kapitaler Mähnenlöwe dort vor mir stand, der leider im selben Augenblicke sich wuchtig polternd herumwarf und flüchtig wurde.

Meine Kugel kam zu spät, und nur wenig Schweiß zeigte mir, daß ich nicht ganz gefehlt hatte.

Groß waren meine Enttäuschung und mein Ärger, als etwa vierzehn Tage später die Überreste eines mächtigen, männlichen Löwen dicht bei jener Stelle gefunden wurden. Diese Überreste lagen in so undurchdringlichem Dornendickicht, daß sogar die Geier sie nicht aufzufinden

vermocht hatten. Das Fleisch war von Maden vollkommen verzehrt, aber aus der außergewöhnlich großen Anzahl langer Mähnenhaare ersah ich, daß das Tier eine wundervolle, schwärzliche Mähne gehabt hatte. Nur der Schädel wurde mir auf solche Weise gerettet: Es ist der mächtigste Löwenschädel, den ich je erbeutet, allerdings mit einigermaßen defekten Zähnen, die mir verkündeten, daß ich es mit einem sehr bejahrten Löwen zu tun gehabt hatte.

Wenn ich auch nicht mit absoluter Sicherheit annehmen darf, daß diese Reste von dem Löwen herrührten, auf den ich geschossen hatte, so ist es immerhin doch im allerhöchsten Grade wahrscheinlich.

Unter den siebenunddreißig von mir in mit Kette und Anker versehenen Rud. Weberschen Schlageisen gefangenen Löwen, waren einige alte, starke Exemplare, die sich mit der Falle auf weiter als eine Stunde vom Fangplatze entfernt hatten. Ihre Erlegung erforderte manche schwierige und sehr gefährliche Nachsuche, da sie unter solchen Umständen ja so viel wie möglich dichte Deckung aufsuchen.

Leider standen mir zum Löwenfang unter den von mir mitgeführten Eseln und Rindern stets Exemplare zur Verfügung, die ohnehin einem qualvollen Tode durch Erstickung verfallen waren. Der Stich der Tsetsefliege ließ immer wieder neue Todeskandidaten erstehn, für die der schnelle Tod durch einen einzigen Biß der machtvollen Katzen eine Erlösung bedeutete.

Oft hatten sich die gefangenen Löwen derartig in Schilf und Gras hineingearbeitet, daß ich sie selbst auf zehn Schritte Entfernung nicht ausmachen, vielmehr die Tiere erst nach Erklettern eines in der Nähe stehenden Baumes von oben her erlegen konnte.

Wohl mein interessantester Löwenfang war die Erbeutung einer ganzen Löwenfamilie von neun Stück, bestehend aus drei alten Löwinnen und sechs zu mehr als zwei Drittel ausgewachsenen, jüngeren Löwen.

In der ersten Nacht fingen sich drei, in der zweiten vier Löwen und in der dritten Nacht die beiden letzten Mitglieder des Rudels; dies ist der einzige Fall, in dem eine der alten Löwinnen eine Ziege annahm. Ich hatte die Falle jedoch so gestellt und die Ziege derartig mit Dornen verbaut, daß das Tier vollkommen unbeschädigt blieb, namentlich da die Löwin nach erfolgtem Fange sich weit in den nahe gelegenen, schilfigen Sumpf zurückgezogen hatte.

Dort verhielt sie sich so still, daß einer meiner Leute mit einem Stock in der Hand, ohne jede Ahnung der gefährlichen Nachbarschaft, fast mit der Löwin zusammenprallte! Glücklicherweise ging dies Ereignis aber durch einen merkwürdigen Zufall ohne Schaden für den Träger ab. Von Schrecken ergriffen suchte der Mann jedoch das Weite, und trotz aller

unſerer Zurufe nahm er, wie vom böſen Geiſt beſeſſen, Reißaus, um erſt im Lager Halt zu machen!

Man muß es freilich geſehn haben, mit welcher Schnelligkeit ſich Löwen und ſogar Leoparden und gefleckte Hyänen, trotz der gegen dreißig Kilo ſchweren Falle, deren Anker ſich noch dazu überall ins Erdreich einbohrt, fortzubewegen verſtehn! — — —

Einige Stämme des Wanyamweſivolkes verſpeiſen Löwenwildpret mit Vorliebe. Sie glauben durch den Genuß des Fleiſches ſtark und mutig zu werden; auch ſchätzen ſie außerordentlich das bei alten Löwen zuweilen in anſehnlicher Menge vorhandene Fett.

Jene neun von mir in drei Nächten gefangenen Löwen fanden denn auch ſämtlich ihr Grab in den Mägen meiner Wanyamweſi, obwohl mir ihr Obmann nach dem ſiebenten Löwen erklärte, daß er ſich nunmehr wiederum für eine Weile anderes Wildpret wünſche!

Eine etwas ſeltſame und exotiſche Verſion von „Toujours perdrix"!

Das in Kürbisflaſchen mitgeführte, ausgelaſſene Fett der Löwen bildete aber noch tagelang eine viel gewünſchte Delikateſſe meiner braven Wanyamweſi.

Faſt an derſelben Stelle, an der jener neunfache Löwenfang mir glückte, verſuchte ich ein Jahr ſpäter, mich einer alten Löwin zu bemächtigen, die mehrere geringe Junge, nach den Fährten zu urteilen, führte.

Allein in drei aufeinander folgenden Nächten beſuchte dieſe Familie zwar meine Fallen, ohne aber den Köder irgendwie zu beachten.

Es war lange Zeit mein heißer Wunſch, alteingefangene, lebende Löwen nach Europa zu bringen, und der Berliner Zoologiſche Garten hatte mir dazu in entgegenkommendſter Weiſe auseinandernehmbare transportable Kiſten zur Verfügung geſtellt. Allein die Unmöglichkeit, ein gegen fünfhundert Pfund wiegendes Tier zuſammen mit einem dreihundert Pfund wiegenden, eiſernen Transportkaſten durch Träger mitten aus der fernen Wildnis bis an die Küſte zu bringen, ließ mich von dieſem Beginnen abſtehen.

Seit Römerzeiten iſt dies ja nicht mehr gelungen. Alle importierten Löwen ſind vielmehr jung gefangen und in Gefangenſchaft aufgezogen, auch die ſogenannten „forest bred lions" in England oder die als „Aufmerkſamkeiten" verſchenkten Löwen exotiſcher Machthaber. Auf welche Weiſe ſich die Alten jener großen Anzahl von Löwen zu bemächtigen wußten, die in ihren Arenen der Schauluſt dienten, iſt, ſoviel ich weiß, nicht bekannt. Sie müſſen aber in dieſer Beziehung eine außerordentliche Geſchicklichkeit beſeſſen haben, denn viele Hunderte von Löwen auf einmal ſind gelegentlich in der Arena getötet worden, wobei

C. G. Schillings phot. *R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.*

Während eine Löwin den Stier durch einen furchtbaren Biß ins Genick tötete, stürzte ein Mähnenlöwe von hinten auf die Beute .... Einen kurzen Augenblick beleuchtete das Blitzlicht in der rabenschwarzen Nacht diese Szene aus dem Kampfe ums Dasein .....

Die Platte dieser Photographie ist etwas verdorben, aber durch die Kunst des Herrn Riesling gerettet worden, ist allerdings, als einzige, retouchiert.

jedoch nicht ausgeschlossen ist, daß es sich teilweise auch um jung aufgezogene Tiere handelte, die bei dem damaligen noch so großen Löwenreichtum aus den weiten Provinzen des römischen Reiches zu diesem Zwecke zusammengebracht wurden.

Ich brauche hier nicht erst zu erwähnen, daß die in unsern Zoologischen Gärten befindlichen importierten Löwen sämtlich ganz jung eingefangen worden sind.

Wie dem auch sei: Der in der Wildnis geborene, aber von Menschen aufgezogene, namentlich aber der in der Gefangenschaft geborene Löwe gibt dem Beschauer in seiner ganzen Art und in seinem Auftreten nur ein schwaches Bild, einen schwachen Abglanz von der herrlichen, imposanten Erscheinung des Königs der Tiere mitten in der freien, großen, von ihm beherrschten Steppe.

Aber wie ich dies auch an anderer Stelle schon angeführt, habe ich in afrikanischer Wildnis den Sinn des Goetheschen Ausspruchs: „Mein Gemüt neigt zur Devotion", besonders oft verstehen lernen, und ich stehe nicht an zu erklären, daß mir Aug' in Aug' mit den großen gewaltigen Raubtieren und gewaltigen Dickhäutern dieser Ausspruch ebenso häufig vorgeschwebt hat, wie angesichts des Kampfes wildentfesselter Elemente, sei es gewaltiger Seestürme, sei es jener unsagbar großartigen, mit betäubendem Krachen das Lager zur Nachtzeit überflutenden, tropischen Gewitter.

Das Gefühl aber des Jubels und des Sieges über wehrkräftige Gegner, die des Jägers Brust unwillkürlich empfindet, wurde mir stets getrübt durch die Empfindung, daß wir heutigentags mit allzu überlegenen, fernwirkenden Waffen den Gegner bekämpfen. Dieses Gefühl stimmte mir den Triumph und die Freude des Jägers erheblich herab. —

Geschickt verstehn es die Träger kleine Zelte aufzustellen oder zu improvisieren ...

XXI.

Leopard.

Unter den Raubtieren Ostafrikas spielt der Leopard unzweifelhaft die hervorragendste Rolle.

Unvergleichlich viel häufiger als der Löwe ist er tatsächlich „überall und nirgends".

Seine im Käfig anscheinend so grelle und auffallende Färbung verschwimmt in der Freiheit so vollkommen mit der Umgebung, macht seinen Träger derartig unsichtbar, daß es dem Leoparden möglich ist, unbemerkt selbst am Tage Menschen in nächster Umgebung an sich vorbeigehen zu lassen.

Der Leopard hat keine besonders ausgesprochene Vorliebe für bestimmte Aufenthaltsorte, jedoch sagen ihm felsige, von schroffen Bergzügen unterbrochene Örtlichkeiten mit reichlicher Deckung am meisten zu.

Leoparden sind ausgezeichnete Kletterer und verbringen den Tag oftmals in der luftigen und schattigen Höhe der Baumkronen. Ich kenne einen Fall, in welchem ein einen Mangobaum besteigender Neger von einem auf ihn herabspringenden Leoparden auf der Stelle durch Aufreißen der Halsschlagadern getötet worden ist. Mehrere Ereignisse ähnlicher Art sind mir zuverlässig berichtet worden.

Es ist außerordentlich schwer zu beschreiben, mit welcher Blitzesschnelle Leoparden sich fortzubewegen pflegen, sei es im Angriff, sei es, wenn sie vor dem Menschen flüchtig werden.

Ich bin mit diesem so häufigen Raubtiere verhältnismäßig selten, nur zwölfmal nach meinen Tagebüchern, auf nähere Distanz zusammengetroffen, — ungerechnet die zahlreichen von mir gefangenen Leoparden; immer aber war dieses Zusammentreffen ein überraschendes.

Besonders interessant war mir eine Begegnung mit einem Leoparden in unmittelbarer Nähe der Stadt Pangani, am Tage meines Ausmarsches zum Antritt meiner großen Reise 1899. Von nur einem Manne begleitet war ich nochmals zur Stadt zurückgekehrt, um noch einige Reserveträger anzuwerben. Diesen voran eilte ich gegen Abend abermals meinem Lager zu, als ich plötzlich durch das Gekreisch einer Herde von Pavianen aufmerksam gemacht wurde. Aus dem Schreien und Schelten der Affen schloß ich, daß ein Leopard ihnen nachgestellt hatte, und da unfern vom Pfade einige starke, alte männliche Paviane von einem Affenbrotbaume herab mit allen Zeichen der Wut in das Dickicht blickten und tiefe grollende Laute hören ließen, versuchte ich, mich diesem Orte zu nähern, die gespannte und gestochene Büchse in der Hand.

Das Dickicht war fast undurchdringlich und es schien mir, als ob sich der Leopard, — ein solcher konnte nach dem Benehmen der Affen nur in Frage kommen — unterhalb des Baobabs mit einem von ihm gerissenen Paviane beschäftige.

Nach einigen Schritten in der Richtung der Affen hörte ich jedoch etwas im Dschungel flüchtig werden, und gleichzeitig verfolgten die Paviane, immerfort kreischend und schreiend, dieses „Etwas", jedoch in der sicheren Höhe ihrer Baumkronen. Da das Gehölz nun etwas lichter wurde, so konnte ich meine Verfolgung schneller fortsetzen und bemerkte, im Begriffe eine Schlucht hinabzuklettern, links von mir auf etwa dreißig Schritte einen starken Leoparden, der tatsächlich einen halberwachsenen Pavian getötet hatte und ihn, am Genick gepackt, mit sich schleifte. Das Tier bemerkte mich im Augenblicke, als ich, durch einige Zweige gehindert, die Büchse zum Schusse hob, und war mit einem blitzschnellen Sprung verschwunden, den Affen zurücklassend. Kreischend folgte ihm die Affenherde in den Zweigen; leider mußte ich der fortgeschrittenen Zeit wegen unbedingt meinen Marsch zum Lager fortsetzen und konnte nicht durch Ansitz in der Nähe einen Versuch machen, das Raubtier zu erlegen. Übrigens wird der „chui" seinerseits gelegentlich vom Löwen gejagt und gerissen; zwei Fälle dieser Art sind mir mit Bestimmtheit bekannt geworden.

Mehrmals bin ich durch Zufall an verschiedenen Orten der Steppe in allernächste Berührung mit Leoparden gekommen, wenn ich, namentlich in den Mittagsstunden, mich ihren Lagerstätten, die meist im Hochgrase gelegen waren, genähert hatte.

C. G. Schillings phot. *R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.*

Eine gefleckte Hyäne tauchte aus dem Dunkel der Nacht auf, als das Blitzlicht flammte . . .

Einmal trat ich dabei fast auf einen Leoparden, der auf freier kahler Steppe zwischen dürftigen Grasbüscheln ruhend so dicht vor meinen Füßen flüchtig wurde, daß ich im Augenblicke heftig erschrocken unwillkürlich einen Schritt zurückfuhr, um ihn dann leider zuerst zu fehlen und mit der zweiten Kugel anzuschweißen, ohne jedoch seiner habhaft zu werden.

Büchsenschüsse auf einen dergestalt flüchtigen Leoparden gehören übrigens zu den schwierigsten, die es gibt. Auch kann sich der Jäger fraglos freuen, wenn er unter solchen Umständen das Raubtier völlig fehlt, denn angeschossene Leoparden gehören in der Regel zu den allergefährlichsten Gegnern. Dennoch, — auch als ich durch Erfahrung gewitzigt und mit Leoparden, namentlich auch solchen in den Fallen, recht vorsichtig geworden war, — konnte ich mich nicht enthalten, von mir zufällig angetroffene Leoparden unter allen Umständen zu beschießen, wenngleich ich mir noch so häufig vorgenommen hatte, dies nur unter günstigen Umständen zu tun.

Ein Ereignis jedoch, welches im allerhöchsten Maße für mich hätte gefährlich werden können, zeigte mir wiederum, daß der Leopard vor allem durch die Schnelligkeit seines Angriffes ein im höchsten Maße ernster Gegner werden kann.

Ich hatte die Schleifspur im Sande aufgenommen, die ein, ein erbeutetes Stück Wild fortschleppender Leopard hinterlassen hatte. Vorsichtig näherte ich mich einer Regenschlucht, in welche die Fährte mich führte. Durch Umkreisen dieser sich bald verlaufenden Schlucht stellte ich fest, daß das Raubtier nirgendswo aus der Schlucht ausgewechselt war: gleich darauf nahm ich den Leoparden wahr, der sich unter dem verzweigten Wurzelwerk eines vom Regen unterwaschenen Baumstammes über der von ihm gerissenen kleinen Antilope niedergelegt hatte.

Mensch und Tier erblickten sich gleichzeitig! Schlangenartig glitt der Leopard, seine Beute im Stich lassend, um eine Ecke der Schlucht, die Flucht ergreifend! Blitzschnell gelang es mir, — dabei leider etwas nach hinten abkommend, — meinen Schuß abzugeben; fast gleichzeitig kündete mir das Geschrei einiger meiner zurückgebliebenen Leute am Eingange der Schlucht, daß sie des Tieres ansichtig geworden waren. Vom Anschusse an zeigte sich reichlicher Schweiß; vorsichtig suchte ich Schritt für Schritt, vom Rande abwärts spähend, nach dem Leoparden, den ich etwas unterhalb der Schußstelle auch bald zusammengekauert, halb von einigen Wurzeln verdeckt erblickte. Die Entfernung zwischen ihm und mir betrug fünfundzwanzig Meter. Der Rand der Schlucht war steil und schwer zu erklettern.

C. G. Schillings phot. R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.

Fast genau um die Mitternachtsstunde lieferte mir mein Blitzlicht eine schwer zu erlangende Natururkunde: einen prächtigen Leoparden, nämlich in einem alten, starken männlichen Exemplare.

Nunmehr ereignete sich folgendes:

Im Augenblicke, wo ich, meine Büchse hebend, nach meiner Gewohnheit schnell auf das Blatt des Tieres abkommen will, saust der Leopard wie ein Blitz auf mich zu. Im nächsten Momente scheint er mich bereits zu berühren!

Das Ganze ereignete sich so fabelhaft schnell, ist, — ich fühle es — so außerordentlich schwierig in Worte zu fassen, daß es Nichtaugenzeugen niemals zu verdolmetschen sein wird!

Schon hat das Tier meine Füße, sich in den Rand der Schlucht krallend, erreicht, schon fühle ich es im nächsten Augenblicke an mir hängen — da springt der Leopard mit eben der Schnelligkeit, mit der er gekommen, zurück und verschwindet abermals in der Schlucht!

Während des ganzen Vorganges, der nur den Bruchteil einer Sekunde umfaßte, war ich, obwohl sonst blitzschnell mit der gestochenen Büchse Bescheid wissend, nicht fähig gewesen, sie an den Kopf zu reißen!

Nur mein und der zwei mich begleitenden Leute unwillkürliches Zurückprallen, hatte wie durch ein Wunder das Raubtier veranlaßt, die Flucht zu ergreifen.

Nie wird mir diese Situation, nie der gereizte kurze knurrende Ton der erbosten Katze aus dem Gedächtnis entschwinden. Nachträglich stellte ich fest, daß reichliche Schweißtropfen des krankgeschossenen Tieres wenige Zentimeter von meinen Fußstapfen im Sande verspritzt waren, dort, wo ich gestanden hatte; sogar meine Gamaschen wiesen solche Tropfen auf, Beweise, wie nahe das Tier mir gewesen!

Wenige Minuten später entdeckte ich den Leoparden abermals, und diesmal verhinderte eine gutsitzende Kugel jeden weiteren Angriff.

Ich aber sagte mir, daß nur ein ganz selten glücklicher Zufall, nicht aber meine Geschicklichkeit mich gerettet habe.

Solche Angriffe von Leoparden können höchst fatal verlaufen. Mr. Hall, mein Gastgeber im Fort Smith in Kikuyu, hat mir am Vorabende des Tages, an dem ich meine drei Löwen dort in der Nähe schoß, unter anderen interessanten Geschichten erzählt, daß er in der Nähe des Naivasha-Sees auf Antilopen jagend, durch unvorsichtiges Schießen auf einen „Chui" erheblich verunglückt sei.

Er war als Rekonvaleszent kaum vom Krankenbette aufgestanden, auf das ihn ein unglückliches Rencontre mit einem Nashornbullen geworfen hatte, als er in Begleitung eines Askari, zum ersten Male wieder jagend, auf Impallahantilopen pürschte.

Ein Leopard hatte die gleiche Absicht, wurde aber von Mr. Hall in diesem Beginnen durch eine Kugel gestört. Blitzschnell warf sich das Raubtier auf den Schützen und krallte sich an ihm fest; zweifellos

würde es ihn getötet haben, wenn nicht der begleitende Askari die Katze vom Leibe seines Herrn aus nächster Entfernung heruntergeschossen hätte. Wiederum hatte Mr. Hall ein längeres Siechtum zu überstehen und zerrissene Sehnen eines Beines ließen leider eine dauernde Lahmheit zurück.

Bei zwei anderen Gelegenheiten bin ich von krankgeschossenen Leoparden angegriffen worden, vermochte aber in beiden Fällen die erbosten Tiere noch glücklich zu erlegen. Ich kann nur zur größten Vorsicht bei der Jagd auf diese Tiere raten. Die Eingeborenen behaupten, daß Leoparden auch zu ausgesprochenen Menschenräubern würden, ähnlich den „man-eaters" unter den Tigern in Indien. Zweifellose Beweise dafür sind mir jedoch nicht beigebracht worden, obwohl ich durchaus nicht bestreiten will, daß einzelne gewitzigte alte Leoparden sich in dieser Richtung hin spezialisieren. Gelegentlich raubt der Leopard jedenfalls mit großer Entschlossenheit auch Menschen.

Ein höchst drastischer Fall wurde mir von Herrn von Gordon erzählt, welcher in Begleitung seines Bruders und des verstorbenen Herrn von Tippelskirch in Deutsch-Ostafrika vor einigen Jahren Folgendes erlebt hat.

Zur Abendzeit saßen die Herren rauchend in der Nähe ihrer Zelte am Lagerfeuer, als plötzlich der dicht neben ihnen ruhende Foxterrier einen schwachen Laut ausstieß und im selben Augenblicke verschwunden war! Wie ein Blitz hatte ihn ein Leopard so dicht vor den Füßen seiner Herren entführt! Allgemeines Schießen und Geschrei führte zu nichts. Der Hund war verschwunden.

Das Erstaunliche aber ist, daß am nächsten Abend, wohl von demselben Leoparden, im selben Lager ein Negerweib geraubt, diesmal allerdings jedoch etwa achtzig Schritte entfernt fallen gelassen wurde. Der Vorfall mit dem Hunde hatte die Lagernden veranlaßt, ihre Schußwaffen mehr zur Hand und bereit zu haben und das Tier ließ daher, durch das schnelle Feuer erschreckt, die Unglückliche fallen — jedoch tot mit durchbissener Kehle.

Die Hauptnahrung des Leoparden besteht im allgemeinen aus Affen und kleineren Antilopen und Gazellen; in bergigen Wäldern stellen sie auch den Baumschliefern, in felsigen Gegenden dagegen den Klippschliefern mit Vorliebe nach.

Andauerndes Schmähen der Impallahantilopen zur Nachtzeit und das Lautgeben der Buschböcke, vor allem aber das wahnsinnig furchtsam erklingende Geschrei der auf Felsen oder hohen Bäumen nächtigenden Pavianherden wird meiner Ansicht nach stets durch die plötzlichen Angriffe von Leoparden verursacht. Zur Nachtzeit werden Angriffe auf

die schlafenden Affen den schönen Räuber wohl stets zum Ziele führen, wenn auch ein ausgewachsener männlicher Pavian gewiß kein zu verachtender Gegner für ihn sein dürfte; übertreffen doch die Reißzähne eines solchen alten Affen an Länge die des Leoparden!

Bemerkenswert kontrastiert der Charakter des Leoparden mit dem des Löwen. Blutdürstige, schwer zu bändigende Wildheit ist jenem eigen. Schon ganz junge Tiere bekunden dies auf das deutlichste.

Junge Leoparden wurden mir im Monat Februar gebracht. Auch in Sansibar erhielt ich um dieselbe Zeit zwei Junge, welche ich mit nach Europa nahm.

Die Stimme des Leoparden, ein eigentümlich knurrender, fauchender, charakteristisch katzenartiger Schrei, ist namentlich gegen Abend und zur Nachtzeit häufig hörbar; auch nachmittags habe ich sie indessen einige Male vernommen.

Eine große Anzahl von Autoren behaupten, daß Leoparden nicht oder nur höchst selten Aas anzugehen pflegen, daß sie vielmehr fast ausschließlich lebende Beute rauben, um deren Blut zu trinken.

Ich kenne wohl keinen drastischeren Beweis für eine immer wieder aus einem naturgeschichtlichen Buche ins andere übernommene fälschliche Behauptung in bezug auf die Lebensweise eines Tieres. Mit mehr oder minder großem Nachdruck, beim Leser den Anschein erweckend, als ob diesen Behauptungen eigene Beobachtungen zu Grunde lägen, finde ich den Lehrsatz aufgestellt: Der Leopard reißt nur lebende Tiere und verschmäht Aas. —

Ich habe gegen vierzig Leoparden gefangen; diese alle wurden von mir fast ausschließlich in Tellereisen erbeutet, welche ich mit Geschreide oder irgend welchen verendeten Tieren geködert hatte. Mehr als das! Die in der Nähe derartiger Köder mit lebenden Ziegen aufgestellten Fallen reizten den Leoparden weniger als jene andern.

Wie mir übrigens berichtet wurde, hat meine Fangmethode in Ostafrika Schule gemacht, nachdem ich vor Jahren schon so außerordentliche Fangresultate erzielte. Meine Fangart wurde natürlich durch die Hunderte meiner Träger überall im Lande geschildert.

Mir ist mein Fangresultat aus zweierlei Gründen vollkommen erklärlich. Einesteils pflegen Leoparden nach meinen vielfach erfolgten Beobachtungen die Reste der von ihnen geschlagenen Tiere, nachdem sie die Eingeweide verscharrt, Herz und Leber aber zuerst verzehrt haben, im Astwerk der Bäume und Sträucher aufzuhängen, nicht selten in bedeutender Höhe. Diese Eigentümlichkeit des Leoparden verhilft fraglos öfters einem anderen seines Geschlechtes zu einer Mahlzeit, die dieser nicht selbst erbeutet hat. Infolge dieser Gewohnheit wird also

die Aufmerksamkeit des Leoparden durch irgend welche Fleischreste, die er auffindet, stets erregt.

Andererseits aber ist diese schöne Katze mit einem guten Teil von Schlauheit und Klugheit begabt, Eigenschaften, welche sie häufig längere Zeit die für sie bestimmten Fallen vermeiden lassen. Ein gut gestelltes und verblendetes Eisen, mit Aas geködert, wird nun seinen Argwohn weniger erregen, als eine mit einer lebenden Ziege versehene Holzfalle.

Hatte ich einen Leoparden im Eisen gefangen, so durfte ich fast mit Sicherheit auf den Gatten des Paares in den nächsten Nächten rechnen.

Ich habe männliche Leoparden gefangen und geschossen, die 145 Pfund Gewicht erreichten; die Weibchen bleiben erheblich geringer.

Im Eisen ist der Leopard ein außerordentlich gefährliches Tier. Kennzeichnend für seine Wildheit ist es, daß er sich beim Nahen des Menschen diesem so weit als irgend möglich zu nähern versucht und dabei wütend faucht und knurrt. Falls er sich unter solchen Umständen, schlecht gefangen, aus dem Eisen befreien könnte, so würde er sich zweifellos mit größter Wut auf den Nahenden stürzen.

Soweit es die Kette der Falle erlaubt, klettert der Gefangene gern an Bäumen in die Höhe.

An einem Morgen wurde mir berichtet, daß ein Leopard sich in einem kleinen Eisen gefangen habe, welches mein Präparator Orgeich am Abend vorher aufgestellt hatte.

„Et is jut jestellt!" meinte er lakonisch; „er wird fast sitze!"

Diese im gemütlichen rheinischen Plattdeutsch abgegebene Versicherung versetzte mich in den Glauben, daß das Eisen wie gewöhnlich mittels einer Kette an einem Baumstamm befestigt worden sei.

Meine Annahme erwies sich jedoch als ein Irrtum. Als ich mich der Fangstelle genähert hatte, einer wenig bebuschten Örtlichkeit im Pori, sauste plötzlich in des Wortes wahrster Bedeutung auf 150 Schritte von mir entfernt ein Leopard auf mich zu, Eisen, Kette und einen daran befestigten Holzknüppel mit größter Leichtigkeit nach sich schleppend!

Das alles geschah so unbeschreiblich schnell, daß ich nur mit knapper Not hinter einen kleinen Dornenbusch springen konnte, von wo ich das wütende Tier auf nicht mehr als zehn Schritte mittels eines glücklichen Schusses tötete.

Bei einer anderen Gelegenheit, im Anfange meiner schweren Erkrankung 1902 an den Ufern des Panganiflusses, war ein alter, sehr starker Leopard mit dem Eisen und einem daran befestigten Anker ziemlich weit von der Fangstelle in ein Schilfdickicht flüchtig geworden, wo ich ihn erst nach längerer Verfolgung der Fährte ausmachen konnte.

C. G. Schillings fec. *R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.*

Mein Präparator Wilhelm Orgeich, der alle Mühen und Beschwerden getreulich teilte. Tag für Tag, unterstützt von vielen Schwarzen seinen Arbeiten obliegend, hat er im Laufe der Jahre niemals auch nur einen Schlag an einen Eingeborenen ausgeteilt . . . .

Der Schilfsumpf, nunmehr ausgetrocknet, war fast undurchdringlich; rätselhaft schien es mir, wie das Tier mit Eisen, Kette und Anker so weit hatte vorwärts gelangen können.

Auf Schritt und Tritt war der Leopard zu erwarten.

Wir, — Hauptmann Merker und ich — folgten mit einigen Schwarzen der Schleifspur des Eisens. Unseren Begleitern wurde die Situation bald unheimlich und nur unsere zuverlässigsten Leute harrten bei uns aus.

In das mit erstickender Hitze erfüllte Dickicht drangen wir so mit gespanntester Aufmerksamkeit Schritt für Schritt ein, mit langen Stangen dabei von Zeit zu Zeit uns einen Weg bahnend.

Plötzlich ein Knurren und ein deutlich vernehmbares Klirren der Kette!! Jetzt war guter Rat teuer! Indessen, wir zwei „Wasungu" (Europäer) drangen vorsichtig in die Schilfwildnis ein. Zuweilen vernahmen wir wieder und wieder das ominöse Knurren und das Klirren der Kette.

Bei der absoluten Trockenheit des Bodens war eine Fährte nicht auszumachen; wir glaubten daher eine Zeitlang es mit einem nicht völlig ausgewachsenen Löwen zu tun zu haben.

Weiter und weiter dringen wir vorwärts. Da plötzlich ein stärkeres Knurren, und drei Schwarze entfliehen in angstvoller Hast, dabei rufend und versichernd, sie hätten deutlich den Kopf eines gemähnten Löwen gesehen!!

Steif und fest bleiben sie bei ihrer Behauptung. Langsam suchen wir nun Zoll für Zoll durch Niederschlagen des Schilfes mit den Stangen freiere Aussicht zu gewinnen, Hauptmann Merker und ich mit hocherhobenen Büchsen, in der fast jede Bewegung hemmenden Örtlichkeit stets auf das Erscheinen des Raubtieres gefaßt!

Aber merkwürdig — trotz des immer wiederholten Knurrens ist es uns nicht möglich, genau die Aufenthaltsstelle des Raubtieres auszumachen; ein weiteres Vordringen aber ist wegen der steigenden Undurchdringlichkeit des Schilfes jetzt nicht mehr möglich.

Wir beschließen nunmehr durch Abgabe von Schüssen in der ungefähren Richtung den vermuteten Löwen zu töten. Jedoch vermochten weder der Hauptmann noch ich, so auf das Geratewohl einen erfolgreichen Schuß anzubringen. Wie es sich später herausstellte, lag der Leopard in einer durch Flußpferde ausgetretenen Moraştpfütze gut verdeckt. Ich weiß nicht mehr, wie viel Munition wir — mit schwerem Herzen — vergeuden mußten! Endlich mußte es einem von uns gelungen sein, den Leoparden tödlich zu treffen, wie aus dem Schweigen des Tieres nunmehr hervorging. Jetzt dauerte es noch eine ganze

Weile, bis wir, Zoll um Zoll vordringend, endlich das getötete Tier erblickten, einen kapitalen alten männlichen Leoparden!

Dieses Ereignis beweist wiederum deutlich, wie wenig man sich auf die immer und immer wieder phantastisch ausgeschmückten Angaben der Schwarzen verlassen kann. Hatten sie doch deutlich einen gemähnten Löwen vor sich erblickt!

Den ebenfalls im Masaigebiet, wenn auch sehr selten vorkommenden Geparden (Cynaelurus guttatus Herm.) habe ich nur zweimal zu Gesicht bekommen und kann daher wenig über ihn berichten. Der Leopard aber, der „Chúi" der Waswahili „ol ugaru géri", der Masai und „Mellilta", der Wandorobbo, streift noch in unzähligen Tausenden von Exemplaren allnächtlich durch die Nyika. Er wird den letzten Löwen noch lange überleben.

Prinz Löwenstein übte sich mit großem Eifer im Präparieren ornithologischer Objekte.

XXII.

Jagdhyänen, Luchse und kleinere Säuger.

Unter den mancherlei kaleidoskopartig in der Erinnerung vorüberziehenden Bildern aus afrikanischer Tierwelt haften mir besonders jene flüchtigen Augenblicke im Gedächtnis, wo ich die wilde Jagd der Wildhunde (Lycaon pictus Temm.) beobachten konnte.

Meist ganz unerwartet, weit in der trockenen Steppe, aber auch am Karawanenweg in der Nähe der Küste und im Ried in der Nähe des Wassers, so habe ich an ganz verschiedenen Örtlichkeiten plötzlich die schönen Jagdhyänen flüchtige Augenblicke gesichtet, wie sie dicht hinter dem auserwählten Wilde in langen Sprüngen dahinsausten, zwei oder drei diesem dicht auf den Fersen, die übrigen aber weiter zurück folgend, um bei Gelegenheit ihrem Opfer den Weg abzuschneiden. So schnell, wie das wundervolle Bild dieser Jagd sich bot, staubwirbelnd oder im Ried mehr erratbar denn sichtbar durch hier und da auftauchende Köpfe von Verfolgern und Verfolgtem – so schnell verschwindet es wie ein Phantom. – –

Ich habe gefunden, daß der wilde Hund in den von mir bereisten Gebieten verhältnismäßig selten ist. Das Gleiche erkundeten die bewährtesten Beobachter in Britisch-Ostafrika.

Wild aller Art, selbst die stärksten Antilopen fallen den Jagdhyänen zum Opfer; dicht bei der Eisenbahnstation Korrogwe sah ich sie einen Wasserbock jagen, den ein Beamter der Bahn dann vor den Hunden erlegte. Ein ganzes Rudel von vierzehn Stück fand ich einst sogar die riesige Elenantilope jagend; aber auch kleine Antilopen habe ich sie verfolgen sehen.

C. G. Schillings phot. *R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.*

Mit größter Gier packte eine aus dem Dunkel der Nacht auftauchende Hyäne den Kadaver des Esels und schleppte ihn fort ....

Im Jahre 1899 war ich einst der Schweißfährte eines von mir krank geschossenen Elenbullen bereits vier Stunden weit gefolgt, als ich plötzlich, schnell vorwärtsschreitend, ein um die Mittagsstunde im Schatten einer Akazie ruhendes Rudel von Wildhunden seitwärts bemerkte. Mit eingekniffenen Ruten stoben die Hunde nach allen Richtungen davon; gleich darauf aber versammelten sie sich in flüchtigster, scheuester Haltung und bellten mich nun in auffallend hohen hundeartigen

Ein treffendes Beispiel von Mimikry bot der Anblick eines von mir krankgeschossenen Elenantilopenbullen im Wundbett. Die Schatten der Dornenzweige zeichneten sich auf seiner Decke ab und ließen ihn mit der Umgebung verschwimmen.

Tönen an. Die Laute klangen wie wa wau, wa wau, wa wau, in regelmäßigen kurzen Kadenzen von allen Hunden zugleich ausgestoßen, wobei sie sich mir, ähnlich sehr scheuen Haushunden, mit gespitzten Ohren bis auf fünfundzwanzig Schritt näherten, um immer wieder in unbeschreiblich flüchtiger Art seitwärts fortzuprellen und dann das Spiel von neuem zu beginnen!

Ich war so gefesselt von dem seltsamen Anblick, daß ich nicht schießen wollte, vielmehr regungslos mit meinen Leuten niederkauernd ver-

harrte und so die Hunde veranlaßte, allmählich näher zu kommen, wobei sie ihr dumpfes Bellen in hoher Tonlage immerfort hören ließen.

Aus diesem Benehmen vermag ich mir die Behauptung von Angriffen auf Menschen leicht zu erklären: meine Leute behaupteten mit Bestimmtheit, daß sie unbewaffnete Menschen häufig zerrissen. Das ruhige und furchtlose Verhalten meiner Leute angesichts der zahlreichen Hunde stimmte allerdings mit ihren Worten wenig überein, konnte jedoch auch vielleicht in ihrem Vertrauen auf meine Schießfertigkeit seine Begründung finden.

Ich weiß nicht, wie lange dieses Spiel gedauert haben würde. Nach etwa zehn Minuten aber schienen die Hunde ihre Neugierde befriedigt zu haben; einige verschwanden im dürren Grase, und ich hielt es an der Zeit, durch eine glücklich gelingende Doublette mich zweier Exemplare zu versichern, worauf die anderen mit Blitzesschnelle die Flucht ergriffen.

J. G. Millais[1] berichtet aus den „guten alten Tagen" in Südafrika, daß ein gut berittener Mann von Durchschnittsgewicht eine helle Pferdeantilope (Hippotragus equinus) nach vier, einen Wasserbock nach drei, einen alten Kudubullen nach zwei englischen Meilen Verfolgung durchschnittlich „hallali" machte, selten aber nur die dunkle Pferdeantilope (Hippotragus niger) und das Gnu. Nach diesem Maßstabe glaube ich auch die Chancen des Entkommens dieser verschiedenen Wildarten, wenn vom Lycaon pictus verfolgt, einschätzen zu müssen.

Die Jagdhyänen jagen sowohl auf der Fährte wie à vue; durch oft wiederholte furchtbare Bisse greifen sie zunächst die Bauchwände der verfolgten Tiere an, die Eingeweide herausreißend und so auch große Antilopen überwältigend. Zweimal habe ich dies Anspringen beobachten können; englische Autoren und Eingeborene bestätigen mir zudem meine Beobachtungen.

Die außerordentlich bunten Farben des wilden Hundes kommen auf eine gewisse Entfernung wenig zur Geltung. Die Tiere sehen vielmehr einfarbig dunkel aus, zeichnen sich also erheblich von ihrer Umgebung ab. Das Bedürfnis, in ihrem Haarkleide mit der Umgebung zu harmonieren, haben sie ja auch nicht, da sie ihre Beute nicht zu beschleichen pflegen, sondern deren Fährte aufnehmend, sie im schnellsten Laufe verfolgen.

Um die Mittagsstunden fand ich einmal fünf und einmal zwei einzelne wilde Hunde im Schatten ruhend auf; ein anderes Mal kam ich gerade hinzu, als ein Rudel von ihnen eine Giraffengazelle niedergerissen hatte. Im ganzen scheinen sie, wie schon erwähnt, in den

[1] J. G. Millais, A Breath from the Veldt.

C. G. Schillings phot. R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.

Szenerie aus dem schmalen Flußuferwald des Panganiflusses mit Rigelien und Tamarinden. (Zeitaufnahme.)

Masailändern nicht allzu häufig vorzukommen, und ich habe während meiner mehrjährigen Beobachtung der dortigen Tierwelt nicht im entferntesten die Überzeugung gewonnen, daß sie derartig schädlich sind, wie es von anderer Seite behauptet worden ist. —

Ich halte es überhaupt für vollkommen verfehlt, den Sündenbock unter den „schädlichen" Tieren zu suchen. Der Kulturmensch stellt durch planmäßige Vernichtung gewisser Tierarten auch den Bestand anderer, ihm nützlicher und angenehmer Arten in Frage!

Wir übernehmen bei unserem Eindringen in fremde Länder einen Bestand an Tieren, der sich harmonisch als ein Ganzes entwickelt und durch Auslese der schwächeren Mitglieder gesund, stark und schön erhalten hat.

Merzen wir allzu rigoros gewisse uns unsympathische Tiere aus diesem großen Kreise aus, so schädigen wir das Ganze, denn unfehlbar tritt Degeneration ein. Der Kundige weiß, wie unser heimisches Wild durch übermäßige Hege der schwächeren und durch stete Verfolgung der starken Exemplare bereits degeneriert ist.

Welcher ungeheure Wildreichtum — ich muß das immer und immer wieder betonen — findet sich überall da, wo der Mensch noch nicht die „Segnungen" seiner Kultur eingeführt hat. Wo es aber beispielsweise viele wilde Hunde gab, da wimmelte es auch von Wild und umgekehrt! Erst der Kulturmensch vernichtet so Jagdhyäne wie Wild!

Gefangengehaltene Jagdhyänen zeigen neben einer außerordentlichen Wildheit und großen Bissigkeit eine ausgesprochene Abneigung gegen zahme Haushunde. Der Gedanke ist daher kaum ernst zu nehmen, durch Kreuzung so heterogener Tiere einen in den Tropen brauchbaren Jagdhund zu produzieren, abgesehen davon, daß die Möglichkeit einer solchen Kreuzung höchst unwahrscheinlich ist. Der Gedanke stammt aus der Zeit, in der man gleicherweise den ostafrikanischen Ländern ohne Wahl tropischste Fruchtbarkeit und Üppigkeit vindizierte. Derartige Kreuzungsversuche wären immerhin von wissenschaftlichem Interesse.

Der Anblick eines Rudels Jagdhyänen in voller Fahrt erweckte mehr als alles andere in mir den Wunsch nach einem guten Jagdpferde.

Unwillkürlich dachte ich der hinter der Meute verlebten Stunden in Europa, und mehr denn je trat mir das Gefühl des Gefesseltseins an die Scholle ins Bewußtsein, an die sandige Scholle, die Schritt für Schritt immer wieder abgemessen werden mußte, während die Welt der Vierfüßler sie souverain durchkreuzte und, kaum sichtbar geworden, schon in der Ferne verschwand! — — —

Unter den übrigen kleineren Raubtieren Ostafrikas finden wir unter andern einige schön gezeichnete Wildkatzen und Luchse.

Unter den Katzenarten übertrifft den Leoparden an Häufigkeit der **Serval** (Felis serval Schreb.), eine hochbeinige, auf gelbem Grunde wundervoll schwarz getupfte buschliebende Katzenart.

Bei der ausschließlich nächtlichen Lebensweise der Servale erbeutete ich sie wohl häufig in Fallen, traf sie jedoch zur Tageszeit nur einige Male, zufällig von mir aufgescheucht, an. Auch erforderte es längere Zeit, bis es mir gelang, ein vollkommen melanistisches Stück zu fangen.

Dämmriges Zwielicht herrschte im Urwalde des westlichen Kilimandscharo. Die seltsamen Baumschliefer (Dendrohyrax validus True.) huschten an der rissigen Borke der Urwaldriesen überall empor . . . . .

Bei meinen vielen Pürschgängen auf Elefanten an der Westseite des Kilimandscharo traf ich an einer bestimmten Stelle inmitten des dem eigentlichen Bergmassiv vorgelagerten hügligen Terrains der Hochsteppe, unmittelbar in der Nähe des Gürtelwaldes in ungefähr 2000 Meter Höhe, immer und immer wieder eine schwarze scheue Katze.

Der Zufall wollte es, daß ich, auf das Erscheinen der Elefanten weit unter mir in den Schluchten des Mischwaldes wartend, zwar häufig beobachten konnte, wie sie nach Katzenart die tauschweren Gräser und

Baumzweige, die ihren Weg versperrten, mit eleganten Sprüngen nehmend in der Dickung wieder verschwand; nie jedoch bot sich eine Gelegenheit sie zu erlegen.

Aufgestellte Fallen führten anfangs nicht zum Ziel, denn die gefleckten Hyänen waren es, die sich in ihnen allnächtlich fingen. Doch überraschte mich eines Morgens, als ich die Fallen nicht selbst revidierte, mein Präparator mit den hocherfreuten Worten: „Da ham mer de schwarze Serval!"

Und richtig! Eine wundervolle schwarz gefärbte, im hellen Lichte jedoch deutlich die schwarzen Abzeichen hervortreten lassende Katze, ein weibliches Stück, hielt er mit diesen Worten empor. Anscheinend sind diese melanistischen Servale, wie auch die von mir zum ersten Male nachgewiesenen Ginsterkatzen, einfarbig schwarz gefärbt. In schräger Beleuchtung aber gewahrt man deutlich die ursprünglich normale gefleckte Zeichnung der Haare, wie mir Ähnliches nur bei Pferden, bei einer gewissen Art von Apfelschimmeln wieder bekannt ist. Am nächsten Morgen hatte sich in derselben Falle ein normal gefärbter männlicher Serval gefangen, wohl der Gatte des Paares, wie ich annehmen darf.

So war ein von mir lang gehegter Wunsch erfüllt! Jene regenwolkenverhangene, große einsame Bergwelt, welche mit fast undurchdringlichem Pflanzenwuchs bedeckt, sich wochenlang gleichsam wie ein verbotener Garten immer und immer wieder meinen Blicken bot, — nicht rastenden Auges allmorgendlich stunden- und abermals stundenlang mit dem Glase nach Elefanten und anderen Vertretern der Tierwelt abgeäugt wurde; — jene schweigende Stille, nur manchmal unterbrochen vom unendlich melancholischen Rufe des Orgelwürgers, vom klatschenden Fluge und Gegurre des balzenden großen Taubers (Columba arquatrix Tem.), und inmitten all der sattgrünen, tau- und regentriefenden Wildnis die Erscheinung des plötzlich auftauchenden und ebenso schnell wieder verschwindenden seltsamen großen schwarzen Luchses, — alles dies schuf ein Bild eigenartigsten märchenhaften Reizes. Das gemahnte mit zwingender Gewalt an Tage der Vorzeit: Vor mir ein gletscherbedeckter Riesenvulkan in finsterer Majestät, tief unten im Tale Riesenelefanten vergesellschaftet mit Giraffen, die schwankenden Schrittes so wenig in unsere nüchternen Tage zu passen scheinen wie die verfehmten Zahnträger — dazu der kaum auftauchend schon wieder verschwundene tiefschwarze Luchs, den ich lebend bis dahin nie erschaut . . . . . .

Seltener begegnete ich der grauen Wildkatze (Felis aff. lybica Olivier), die, sehr ähnlich unserer Hauskatze, langgeschwänzt und scheu, hauptsächlich in der Ebene vorzukommen scheint. Vor dem Hunde gelang

es mir, ein Exemplar zu erlegen. Drei andere erbeutete ich, welche zufällig vor mir im Hochgrase flüchtig wurden. Meine Fallen lieferten sie mir ebenfalls hier und da; im ganzen jedoch wird sie der Jäger selten antreffen. Diese Katze steht in ihrem Aussehen und ihrer Lebensweise unserer zahmen Hauskatze außerordentlich nahe, dürfte wohl auch in einer nah verwandten Art ihre Stammform darstellen.

Ebenso fand ich manchmal den ostafrikanischen Vertreter der Luchse, den Carracal (Caracal nubicus Fitz.) zufällig vor mir flüchtig werdend.

Hunderte von Geiern, einige Marabus und mehrere Schakale fanden reich gedeckten Tisch am Aase der von Löwen gerissenen Giraffe ... im Hungerjahre 1899 freilich fand ich noch weit größere Ansammlungen aller dieser Tiere an den Leichen verhungerter Eingeborener vereinigt ..

Gelegentlich der Beobachtung von Zwergantilopen (Madoqua kirki Gthr.) näherte sich mir ein, wohl ebenfalls aus guten Gründen für diese kleine Wildart interessierter Luchs bis auf zwanzig Schritte. Das war eine erwünschte Gelegenheit, den so selten sichtbaren Gesellen in der Freiheit ungestört zu beobachten, bis ich ihn mir durch einen Schuß sicherte.

Ihm verdanke ich übrigens eine der merkwürdigsten Doubletten, die sich wohl ein Jäger im äquatorialen Afrika ausdenken kann. Im Monat März fand ich täglich dicht bei meinem Lager etwa 64 Strauße, welche, da sie sich in der Mauserzeit befanden, nicht von mir gestört, desto öfter aber mit dem Glase beobachtet wurden. An einem gegebenen Tage wollte ich jedoch einen männlichen Straußen erlegen, als Belegexemplar für die Sammlungen des Königlichen Museums in Berlin.

Nach längerer mühseliger Pürsche hatte ich mich dem Strauße bis auf etwa zweihundert Schritt genähert. In dem Augenblicke, wo ich ihm eine gut sitzende Kugel gab und der riesige Vogel, wie vom Blitz getroffen, flügelschlagend zusammenstürzte, wurde ich durch ein in dem mir als Deckung dienenden Busche plötzlich entstehendes Geräusch heftig erschreckt und glaubte es schon mit einem Leoparden zu tun zu haben! Sofort aber überzeugte ich mich, daß ein Wüstenluchs, welcher in dem Busche gelagert hatte, vor mir flüchtig geworden war, und meine zweite Kugel ließ den Luchs im Feuer verendet ein Rad schlagen. — Das war eine unvergeßliche Doublette — Luchs und Strauß! — — —

Ich glaube nicht, daß die Wüstenluchse in Ostafrika annähernd so häufig vorkommen, wie im Norden und Süden des Kontinentes.

Schlanke und kleine Vertreter des Katzengeschlechts finden wir endlich in den Ginsterkatzen, die ein zur Tageszeit wohl verstecktes Leben führen und nicht selten in Fallen erbeutet werden.

Sogar unter dem Wellblechdache des Verkaufsraumes eines griechischen Händlers in Moschi konnte ich eine Ginsterkatze erlegen, die sich unter dem Giebelbalken des Daches, - - sichtbar für die Blicke der zahlreichen im Laden verkehrenden Menschen, — ein schlechtes Versteck gewählt hatte.

An anderer Stelle erwähnte ich bereits das Vorkommen schwarzer Exemplare der Ginsterkatze am Kilimandscharo. Diese geschmeidige Schleichkatze besitzt eine außerordentlich feine Witterung und ist daher in für sie aufgestellten Fallen leicht zu erbeuten.

Im allgemeinen bekommt der Jäger und Beobachter alle diese kleinen Raubtiere infolge ihrer nächtlichen Lebensweise kaum im Freileben zu Gesicht, und weder Ginsterkatzen noch Honigdachse, weder die großen Ichneumone noch Zibetkatzen, welch letztere ich an der Küste beobachten konnte, und viele andere nächtliche Räuber sind zur Tageszeit leicht aufzufinden.

Auch Fischotter glaube ich nur einmal in zwei Exemplaren am Kingani bemerkt zu haben; am Victoriasee dagegen fand ich nur ihre Felle bei den Eingeborenen.

Alles dies verhält sich in Afrika genau wie in Europa. Wenn ich in vergangener Jugendzeit an den heimischen Eifelbergen im väterlichen Parke Marder, Iltis, Wildkatze, Fischotter und Fuchs zu überlisten wußte und mir hier meine Sporen für meine spätere afrikanische Tätigkeit verdiente — im Freileben gesichtet habe ich alle diese Tiere nur selten und nur für kurze Augenblicke. Wer die Fauna eines fremden Landes völlig kennen lernen will, muß sein Leben auf fremder Erde verbringen!

C. G. Schillings phot. *R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.*

Gefleckte Hyäne (Crocutta germinans Mtsch.) und drei Schakale (Thos. schmidti Noack) nachts am Aase. Im Hintergrund eine zweite sich nähernde Fleckenhyäne.

In der flimmernden Sonnenglut lagen die kahlen Lafittiberge lang gestreckt vor meinen Blicken ...

XXIII.

Erdferkel und Stachelschweine.

Einige höchst seltsame Bewohner der Steppe bekommt der Reisende und Jäger, sofern er nicht ausnahmsweise vom Glücke begünstigt wird, wohl niemals zu Gesicht, wenn er nicht etwa diese beiden seltsamen Gesellen mit großer Mühe und Zeitverlust aus ihren Bauten hervorgräbt. Ich meine das **Erdferkel** (Orycteropus wertheri Mtch.) und das **Stachelschwein** (Hystrix africae-australis Ptrs.).

Einer der ausgezeichnetsten englischen Kenner der afrikanischen Tierwelt, Mr. Jackson, sagte mir vom Stachelschwein lakonisch: „Never seen!"

Bei fast zehnjährigem Aufenthalt in Ostafrika war es Mr. Jackson niemals gelungen, ein Stachelschwein in der Freiheit zu erblicken, obwohl er stets eifrig nach diesen Tieren ausgespäht hatte!

Der Grund ist leicht erklärlich: das Stachelschwein ist ein Nachttier, welches sich frühzeitig in seine Erdhöhlen zurückzieht und das Tageslicht scheut. So kommt es, daß ich wohl hunderte Male einzelne verlorene Stacheln dieses Tieres in Dornenpori gefunden, niemals aber, ebensowenig wie andere Reisende, das Tier selbst habe in Freiheit beobachten können. In seltenen Fällen wurde mir ein oder das andere Stachelschwein von Eingeborenen gebracht, nachdem sie das Tier aus seiner Höhle ausgegraben hatten.

Die überall in der Steppe zerstreuten, oftmals außerordentlich großen und hohen Termitenhügel, besucht zur Nachtzeit — wie es scheint allerdings nur zur feuchten Jahreszeit — aus dem Erdboden auf-

tauchend, den Milliarden ihrer Erbauer, den Termiten nachstellend, ein seltsames Wesen.

Ein über anderthalb Zentner Gewicht erreichendes, höchst seltsam gestaltetes, langschwänziges, mit außerordentlich starken scharfen Krallen bewehrtes, langschnäuziges Tier bemüht sich, die Paläste der Termiten zu zertrümmern, und schlürft gierig die zu Hunderten an seiner fadenförmig weit hervorgestreckten Zunge kleben bleibenden Ameisen herunter.

Professor Matschie sagt vom Erdferkel[1] in treffender Weise, daß es den Rüssel des Schweines, den Kopf des Ameisenbären, die Ohren des Esels, die Beine des Gürteltiers und den Leib des Känguruhs zu einem der sonderbarsten Geschöpfe vereinige. Wir sehen also ein Tier nach dem Rezepte jenes Malers vergangener Tage, der aus den einzelnen Körperteilen bekannter verschiedenartiger Tiere Fabelwesen erstehn ließ — — —

Das Erdferkel mittelst Nachtphotographie zu verewigen, wie es in der nächtlichen Masai Nyika an den Termitenbauten sein Wesen treibt, wäre gewiß ein erstrebenswertes, ein wichtiges „Naturdokument" lieferndes — aber auch höchst mühsames Unterfangen, das mir leider versagt blieb. —

Dies so seltsam gestaltete Tier entsteigt also in dunklen, feuchten Nächten seinen Bauten und schweift in der Steppe umher, den Termiten nachstellend. Zu Hunderten finden wir an geeigneten Stellen seine großen tiefen Bauten; dutzende Male bin ich bei der Verfolgung irgend eines Wildes, wenn die Steppe mit Gras bedeckt war, plötzlich in einer dieser Röhren bis an den Gürtel versunken; aber zur trockenen Jahreszeit wäre es vergeblich, in diesen Röhren Fallen zu stellen oder die Tiere ausgraben zu wollen.

Die Bauten sind nämlich weit verzweigt und reichen bis zu sehr beträchtlichen Tiefen in den Schoß der Erde herab. Auch scheinen die Tiere in der trockenen Zeit einen Winterschlaf zu halten und nur zur nassen Jahreszeit nächtlicherweile in der Steppe umherzuschweifen.

Die Eingeborenen wissen sich hier und da des Tieres zu bemächtigen, und auf diese Weise gelang es mir, einige Bälge und Skelette nach Deutschland zu überführen, wo das Königliche Museum für Naturkunde in Berlin im Laufe all der Jahre bisher kaum zwei oder drei Exemplare dieses seltsamen Geschöpfes erhalten hatte, nach dem Hauptmann Waldemar Werther vor einigen Jahren das nach ihm benannte erste Exemplar der wissenschaftlichen Untersuchung zugänglich gemacht hatte.

---

[1] P. Matschie, „Bilder aus dem Tierleben".

C. G. Schillings phot. *R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.*

Szenerie vom Rufuflusse unweit der „Höhnel-Schnellen", Kataraktten, die von L. v. Höhnel, dem bekannten Teilnehmer und Geographen der Graf Telekischen Expedition zum Rudolf- und Stefaniesee, im Rufuflusse entdeckt wurden.

Zweimal nur begegnete ich in der Steppe dem schönen, schwarzweiß gefärbten Honigdachs (Mellivora ratel Sparrm.), der, ebenfalls ein ausschließlich nächtliches Leben führend, nur in höchst seltenen Fällen dem Europäer zu Gesicht kommt. Mit Vorliebe nimmt der Honigdachs Aas an und wird deshalb nicht selten in Fallen erbeutet. Seine Lebenszähigkeit ist ganz außerordentlich und übertrifft noch bei weitem die unseres heimischen Dachses.

Vor Jahren überraschte ich in der Steppe einen alten Honigdachs mit einem sehr kleinen Jungen und konnte beide fangen.

Seltsam zierliche Wesen, fuchsartig, mit außerordentlich auffallenden großen Lauschern, tauchen hier und da in der Steppe auf — oder entfliehen, wenn wir ihre flach unter der Erdoberfläche angelegten Bauten betreten, eiligst vor unseren Füßen: es sind die Löffelhunde (Otocyon megalotis Desm.). Dieses zierliche Tier lebt fast ausschließlich von Insekten, und die Mägen der von mir erlegten enthielten in allen Fällen große Mengen von Käfern. Im Juli fand ich größere Ansammlungen erwachsener Exemplare, bis zu zehn Stück, in einem Baue vor.

Jedem Reisenden und jedem einigermaßen in der Beobachtung der Tierwelt Geübten müssen hier und da in der Masaisteppe nicht selten vorkommende, zierliche, marderähnliche Tiere auffallen: die Mangusten.

In mehreren Arten, von der Größe des großen Wiesels bis zu dem einer Katze, leben sie teilweise in großen Gesellschaften als Aftergäste in den Termitenbauten, in denen auch häufig die Erdeichhörnchen ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben.

Die Mangusten ziehen in Gesellschaft weit in die Steppe auf Raub aus, alles Lebende überfallend, alles Genießbare verzehrend, sei es aus dem Tier- oder Pflanzenreich. So durchs Gras der Steppe dahinhuschend, oftmals dicht aneinander gedrängt, machen diese Gesellschaften unter Umständen den Eindruck einer großen grauen, unheimlich schnell dahingleitenden Schlange. . . . . .

Doch schon richtet sich hier und da eines der kleinen Wesen murmeltierartig auf, sichert, — die anderen folgen seinem Beispiel, und mit hellem Warnungspfiff eilen sie nunmehr alle blitzschnell ihrem Bau oder den nächst gelegenen Verstecken zu. Jetzt kann es lange dauern, bis das anziehende Schauspiel ihres Lebens und Treibens sich wieder unserm Blick bietet. Haben wir jedoch, sorgfältig den Wind beachtend, ein Versteck in der Nähe des großen Termitenhügels gewählt, und harren wir eine oder mehrere Stunden auf ihr Erscheinen, so sehen wir erst eins, dann mehrere Köpfchen aus den Röhren ihrer Burgen hervorlugen, und bald ist ihr großer Erdpalast wiederum belebt von ihrem Treiben.

Miteinander spielend und sich balgend, dann wieder aufgerichtet vorsichtig sichernd, huschen die kleinen Kobolde um den Termitenhügel hin und her, alle Augenblicke verschwindend und unerwartet an einer anderen Stelle wieder zum Vorschein kommend.

Ähnlich verhalten sich die zierlichen Erdeichhörnchen, die nicht in großen Gesellschaften, sondern einzeln oder paarweise unter der Oberfläche des Steppenbodens ihre Röhren gegraben haben oder Termitenbauten bewohnen.

So kann mitten in öder Steppe plötzlich unerwartet regstes Tierleben dem Erdboden entsteigen und dem Tierfreund reizvolle Unterhaltung gewähren! Zuweilen finden wir die Mangusten in Gesellschaft der Klippschliefer (Procavia), welche ebenfalls nicht selten in Termitenbauten ihre Behausung aufgeschlagen haben.

Häufiger jedoch finden sich diese eigentümlichen Tiere in den felsigen Revieren der Berge, wo sie in großen Kolonien, je nach den Jahreszeiten am Fuße der Berge, in der Hochsteppe oder auch zur Trockenzeit in größeren Höhen sich aufhalten.

Sie, wie auch die in Wäldern, namentlich Bergwäldern auf Bäumen wohnenden Baumschliefer (Dendrohyrax) sind am nächsten unter allen heute lebenden Tieren verwandt mit den Nashörnern, eine Tatsache, die dem Laien wohl unerwartet scheint.

In drei verschiedenen Arten: Procavia johnstoni Thos., Pr. mossambica Ptrs. und Pr. matschiei Neumann, bewohnen die Klippschliefer; in zwei Arten: Dendrohyrax validus True und neumanni Mtsch, die Baumschliefer Deutschostafrika, und alle diese seltsamen, zwerghaften Platthufer tragen nicht wenig zur Belebung der Urwälder wie der Felsenwüsten bei. —

Ihr Benehmen ist ein murmeltierartiges; sie sind scheu, und namentlich alte, erfahrene Klippschliefer sind nicht leicht zu berücken.

Typisch durch ihr lärmendes Schnarren und eigentümliches Geschrei sind die Baumschliefer für den Hochwald des Kilimandscharo.

Wenn die Sonne kaum untergegangen ist, und die Lagerfeuer aufflammen, hören wir plötzlich zu unseren Häuptern im Urwald ein Rascheln, ein merkwürdiges Fauchen und Kichern der dort ihr Wesen treibenden Zwerge. Gleich Kobolden huschen sie an den Stämmen der Bäume empor und die ganze Nacht über währt zu unseren Häuptern ihr Leben und Treiben.

Auch in den tiefer in die Steppe verlaufenden, bewaldeten Schluchten vernahm ich zur Nachtzeit ihren Schrei, ihr Murksen und Schelten, wenn ich mit nur wenigen Leuten, der Elefantenfährte folgend, im Freien übernachtete.

Im Geäst der alten Kigelien und Sterkulien sowie anderer Laubbäume waren sie die ganze Nacht über vernehmbar, und ihre seltsamen Töne mischten sich mit denen eines Angehörigen der Ornis, des um die ersten Morgenstunden häufig seinen Ruf erschallen lassenden Centropus superciliosus Hempr.

„Tippu-Tippu" nennen die Küstenleute diesen Kuckuck, dessen dut, dut — du, du, du — dut dut — du du wechselseitig von mehreren der sich antwortenden Vögel durch die Stille der Nacht erklingt . . . . . .

Auch zur Tageszeit werden die Baumschliefer häufig sichtbar. Wenn man in den feierlich stillen, düsteren Urwald eintritt, dessen dichte Belaubung das Tageslicht zu einem geheimnisvollen Düster herabstimmt, so scheint zuweilen dieser Wald öde und bar allen Tierlebens. Nun aber geht plötzlich mit scharfem Warnruf eins der schönen, rotfüßigen Frankoline zu unseren Füßen auf, und erschreckt durch seinen Warnungsruf huschen an den Stämmen der uralten Juniperus procera und anderer Baumriesen hier und da kaninchenähnliche Tiere geschickt empor, um im selben Augenblicke in den Löchern und Rissen des Astwerks zu verschwinden. Das sind die Baumschliefer, „Peléle" der Eingeborenen, deren Pelzwerk nicht nur von diesen zu Mänteln verarbeitet und geschätzt, sondern auch neuerdings von den Europäern exportiert wird.

Die Eingeborenen fangen den „Peléle" in Schlingen, und ungeheure Mengen der kleinen Fellchen wurden in den letzten Jahren zur Ausfuhr gebracht. Die Verfolgung des Baumschliefers ist sogar ebenso wie die des Bega-Affen derartig intensiv betrieben worden, daß das Tier sich schon in sehr bemerkenswerter Weise vermindert hat.

Die den Eingeborenen auferlegte Hüttensteuer treibt sie dazu, der Tierwelt weit über den eigenen Bedarf nachzustellen, um durch Verkauf an Händler den Betrag der Steuer entrichten zu können.

Welch ungeheure Mengen an Wildfellen in den Handelsemporien zusammenströmen, habe ich in Aden und Marseille beobachten können, in welchen Hafenstädten Tausende und Tausende, aus Antilopenfellen bestehende Ballen verladen werden.

Es ist ein offenes Geheimnis, daß der allergrößte Teil dieser Felle von gewerbsmäßig jagenden Eingeborenen eingeliefert wird, im Auftrage der für europäische Firmen fungierenden Aufkäufer.

Die englische Regierung hat längst den schmählichen Handel mit Antilopenhörnern auf den Aden anlaufenden Dampfern durch einen sehr hohen Ausfuhrzoll — das einzige wirksame Wildschutzmittel — unterbunden.

Die Hunderttausende von Antilopenfellen aber werden ungehindert exportiert, und zwar als Viehhäute deklariert!

C. G. Schillings phot. R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1902.

Das scheidende Tagesgestirn ließ das Lager noch einmal in allen Tinten eines unbeschreiblich schönen äquatorialen Sonnenuntergangs erglühen . . . (Zeitaufnahme mit orthochromatischer Perutzplatte.)

Leicht aber konnte ich mich an den Ballen bei mehreren Sendungen überzeugen, daß es ausschließlich Wildfelle waren, die man geschickt in Kuhhäute verpackt hatte. In früheren Zeiten wurden sie ganz offen, nur etwas verschnürt, expediert; heute aber verhüllt man die Ballen mit Baſtmatten.

In Oſtafrika aber geht es im kleinen, wie dort im großen: unzählig ſind die Fellchen der „peléle" der Bega-Affen und vieler anderer in Maſſen getöteter und verhandelter Tiere. — — —

Die Beſtimmungen des Wildſchongeſetzes und die Anforderungen des überſeeiſchen Handels ſind eben faſt unvereinbar.

Sieht man aber die Tauſende und Tauſende von Ballen mit als Kuhhäute deklarierten Antilopenhäuten in dem Laderaum der mächtigen Ozeandampfer verſchwinden, hört man ſtundenlang das Klirren der Ladeketten und das Raſſeln der Ladekräne, unterbrochen von den rauhen Rufen der verſtauenden Mannſchaft, ſo erſcheint dies wie ein Symbol der eindringenden Hochkultur in die fernſten Länder . . . . . .

Und dann wagt man noch, von dem „Sportjäger", von dem „zoologiſchen Sammelreiſenden" als „Wildvernichter" zu ſprechen, weil erſterer — ich habe ſelbſtverſtändlich nur den fairen guten Jäger im Auge — ſich ſeine Trophäen mühſam erjagt — weil der andere in mühevollſter Arbeit eine Anzahl von Präparaten der Wiſſenſchaft dienſtbar macht? —

Während der Norden Afrikas, deſſen Küſtenländer zoogeographiſch zum Mittelmeergebiet gehören, eine unſerm deutſchen Schwarzwilde ſehr ähnliche Form von Wildſchweinen beherbergt, finden wir weitverbreitet ſüdlich der Sahara andere Arten von Wildſchweinen.

Im Gebiete der Maſailänder heimatet eine geradezu phänomenal häßliche Art, das Warzenſchwein, deſſen Name ja ſchon andeutet, daß es dem menſchlichen Auge nicht ſchön erſcheint. Tatſächlich bietet namentlich der mit zahlreichen Warzen und Hautprotuberanzen beſetzte Kopf dieſes Tieres einen ebenſo grotesken wie häßlichen Anblick.

Die zweite Art, das Flußſchwein, hält ſich mehr in der Nähe bewohnter Gegenden auf, und ich kam infolgedeſſen ſeltener mit ihm in Berührung. Das Warzenſchwein aber iſt namentlich in der Nähe des Kilimandſcharo recht häufig zu finden, und bietet dem Jäger in ſtarken alten Keilern ebenſo erfreuliche Jagd wie auch anſehnliche Trophäen in Geſtalt ſeiner mit ſtark gekrümmten Hauern verſehenen Schädel.

Die Wildſchweine werden, wie allerorten, ſo auch in Afrika Pflanzungen und Feldern außerordentlich ſchädlich und ſind, wie überall, zur Nachtzeit nur ſehr ſchwer von den Feldfrüchten abzuhalten. Das Warzenſchwein aber iſt durch ſein mächtig ausgebildetes Gebräch in den Stand geſetzt, auch in der unbewohnten Steppe durch Wühlen und

Brechen allerorten genießbare Stoffe aufzufinden und nimmt, wie ich dies mehrfach erfahren habe, auch Aas an, wo es solches findet.

Die Schweine sind mit ungeheuer feinen Sinnen in bezug auf Gehör und Witterung begabt, während ihr Gesicht sehr schwach ist. Starke alte Keiler haben infolge ihrer Rückenmähne, flüchtig, namentlich im Hochgrase, eine entfernte, aber bei entsprechender Beleuchtung oft täuschende Ähnlichkeit mit männlichen Löwen; mehr wie einmal wurde ich von meinen Trägern alarmiert, weil sie flüchtige Schweine für Löwen hielten.

Eine Eigentümlichkeit des Warzenschweines ist es, daß es sich nicht selten in den Bauen des merkwürdigen Erdferkels aufhält, namentlich bei großer Hitze; besonders geringere Stücke findet man öfters zu mehreren in diesen Röhren.

Angeschossene Warzenschweine klappen stark mit dem Gebräch und versuchen den Schützen anzunehmen, weshalb einige Vorsicht geboten ist. In ihrer grauen einförmigen Färbung gleichen die Warzenschweine überraschend dem Boden der Steppe und sind außerordentlich schwer wahrnehmbar, wenn sie sich, — selbst in dürftiger Deckung — in der Steppe eingeschoben haben.

Länger wohl, wie die meisten andern Angehörigen der ostafrikanischen Fauna werden die Wildschweine trotz der Verfolgung durch den Kulturmenschen sich erhalten. Gibt es doch heutigentages noch Schwarzwild in freier Wildbahn im übervölkerten Deutschland nicht allzu selten!

In den fieberschwangeren Ländern Ostafrikas mögen sie da noch manches Jahrhundert ihr Wesen treiben!

Während der Niederschrift dieser Zeilen hat sich, wie es scheint, in Ostafrika abermals eine neue, bis dahin völlig unbekannte Gattung von Wildschweinen, — in der Mitte zwischen Warzenschwein und Flußschwein stehend — vorgefunden, abermals ein Beweis, wie unbekannt die reiche Fauna dieses Erdteiles heute noch ist!

Die gewaltigen Elenantilopen trollten langsam den Bergabhang hinab . . .

XXIV.

Hyänen und Schakale.

Im Gegensatz zu dem so bemerkenswert scheuen, schwer erklärlichen Auftreten der gestreiften Hyäne, macht sich die gefleckte Hyäne (Hyaena crocuta) überall in Ostafrika für jedermann bemerklich.

Sie übt im Verein mit den Geiern und den Kropfstörchen eine prompte Sanitätspolizei aus. Nur selten ereignet es sich, daß ein größeres Säugetier dem Verwesungsprozesse unterliegt; stets kommen ihm die Hyänen zuvor, auch bei aufgefundenen menschlichen Leichen.

Die Tierwelt Afrikas wandert über weite Gebiete. Je nach den Regenzeiten und den Zeiten der Trockenheit sind die Aufenthaltsorte der Tiere sehr verschiedene — genau wie auch die des nomadisierenden Menschen!

Auch die Hyänen streifen wandernd hin und her, und wo sich Hungersnöte infolge von Dürren oder kriegerischen Ereignissen einstellen, sammelt sich oft eine überraschend große Anzahl von Hyänen an. Die größeren Raubtiere, Löwen und Leopard, tragen ein gut Teil zur Ernährung dieses Tieres bei; mit ihrem unendlich feinen Geruchssinn ist die „Fissi" schnell zur Stelle, wo die starken Katzen die Reste ihrer Beute zurückgelassen haben.

Hyänen räumen mit fabelhafter Schnelligkeit selbst mit einem großen Aase auf; sie vermögen ungeheure Mengen von Fleisch und Knochen zu verschlingen, und selbst Knochen von ganz erheblicher Dicke wissen sie mit ihren machtvollen Gebissen zu zertrümmern.

Ihre Lebensweise ist vornehmlich nächtlich. Heißen Sonnenschein lieben sie keineswegs; jung gefangene und gezähmte Exemplare sind, selbst ausgewachsen, nicht fähig, in sonnendurchglühter Steppe mit der Karawane Schritt zu halten. Bezeichnender und charakteristischer für die

C. G. Schillings phot. R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.

Zuerſt kam ein Schakal an die Tränke, um verhoffend vom Blitzlicht feſtgehalten zu werden.

Beurteilung des Landes und seiner klimatischen Verhältnisse kann wohl kaum etwas sein!

Bei bedecktem Himmel gewahrt man zuweilen die Tiere bereits am späten Nachmittage nach Beute ausgehend; im allgemeinen aber verbringen die Hyänen die Tageszeit im Schatten von Büschen, in Höhlen und unter Felsen.

Junge fand ich mehrere Male in unseren Frühlingsmonaten; die Zahl des Wurfes schwankt zwischen drei und vier Stück.

Die Umgebung der in die Erde gegrabenen, fuchsbauähnlich angelegten Baue ist von den Jungen platt getreten. Zahlreiche Schädel

Tagelang harrten die Geier unfern meines Zeltes auf Fleischabfälle ....

und Knochen liegen umher, und Geier sitzen mitten unter den jungen Hyänen bereits zur frühsten Morgenstunde umher, ein Zeichen, daß sie auf Bäumen am Hyänenbau übernachteten. Mehrmals habe ich gefunden, daß mit dem Haushalte der Hyänen sich eine Anzahl von Mönchsgeiern, Gänsegeiern und Kappengeiern vergesellschaftet und unbekümmert um die jungen und alten Hyänen sich bei diesen zu Gast geladen hatten.

Es war ein eigenartiger Anblick, die großen Geier mitten unter den jungen Hyänen auf dem Erdboden zu sehn.

Auch am Aase bemerkte ich häufig Hyänen zur Tageszeit, unbekümmert um die Hunderte von Geiern, um Marabus und Schakale. Keine dieser drei Tierarten bezeigte Furcht vor den andern, sondern alle

C. G. Schillings phot. R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.

Eine der ersten „Natururkunden", die mir mein Blitzlicht zur Nachtzeit verschaffte, war das Bild einer gestreiften Hyäne, wie sie einen Zebrakopf fortschleppt . . .

waren bestrebt, sich tunlichst schnell am Aase zu sättigen, wobei die Schakale, aber auch die Hyänen sich an dem Kadaver größter Säugetiere mit Vorliebe in der Bauchhöhle versteckten. So habe ich in der Hochsteppe zwischen den Gileï- und Donje l'Eng-ai-Vulkanen einst fünf Hyänen aus dem Kadaver eines von gewerbsmäßigen Elefantenjägern getöteten Elefanten plötzlich bei meiner Annäherung entweichen sehn.

Mit Einbruch der Dunkelheit pflegen die Hyänen heulend das Lager zu umkreisen; unter Umständen scheuen sie sich auch nicht, es nächtlicherweile zu betreten, um dort aufbewahrtes Fleisch, ja selbst ungenießbare Gegenstände, wie auch Häute, Lederstücke u. s. w. davonzuschleppen.

Meine nächtlicherweile aufgenommenen Bilder zeigen, mit welcher Gier die Hyänen sich auf ausgelegtes Aas zu stürzen pflegen. Ihre dabei bekundete Kraft ist erstaunlich, so vermag eine gefleckte Hyäne einen Esel weit fortzuschleppen, wie der Leser aus der dies nachweisenden, von mir erzielten „Nachturkunde" ersehn wird. Auch menschliche Leichen sah R. Böhm sie in vollem Galopp fortschleifen!

Bemerkenswert ist die große Scheu und Vorsicht der Hyänen, wenn man es unternimmt, sie zur Nachtzeit beim Luder von einem Ansitze aus zu erlegen oder zu photographieren. Schon R. Böhm mußte dies zu seinem Leidwesen erfahren. Er machte wie ich die Bemerkung, daß die während der Anwesenheit des Jägers sich fernhaltenden Hyänen sich sofort beim Aase einstellten, wenn er seinen Ansitz, auch nur für kurze Zeit, verlassen hatte. Diese Scheu und Vorsicht überrascht indes bei einem so feinnasigen, so außerordentlich auf seinen Geruchssinn angewiesenen Tier in keiner Weise.

Junge Hyänen sind dicht und markant gefleckt; im Alter verlieren sie ihre Tupfen mehr oder minder, und die Färbung wird einheitlicher. Räudige Exemplare sind nicht selten; während der Zeit der Hungersnöte, wo die Hyänen reiche Nahrung an den Leichen verhungerter Menschen finden, habe ich ganz außerordentlich feiste Hyänen erlegt.

Die „Fissi" der Waswahili, „Iwiti" der Wanyamwesi, „ol egodjine" der Masai und „arvijét" der Wandorobbo, benimmt sich — ganz wie beispielsweise unser europäischer Fuchs — sehr verschieden in den verschiedenen Gegenden und unter unterschiedlichen Umständen. Manchmal sehr scheu, ist sie an anderen Orten außerordentlich frech, begnügt sich hier mit Aas und Abfällen, um dort Menschen und Vieh anzufallen. Eine Anzahl Esel habe ich durch sie verloren. In dunklen, regnerischen Nächten ist man von ihren Angriffen am meisten gefährdet.

Es dürfte den Leser überraschen, daß eine der bis zum Jahre 1899 meist umstrittenen Fragen in bezug auf die Fauna Deutsch- und Britisch-

C. G. Schillings phot. R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.

Eine gestreifte Hyäne nachts an den Resten eines Maultieres.

C. G. Schillings phot. *R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.*

. . . Drei Schakale (Thos schmidti Noack) tauchten aus dem Dunkel der Nacht auf . . .

C. G. Schillings phot. *R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.*

. . . Blitzschnell wie ein Schatten verschwand der Schakal mit dem Antilopenlauf im Dunkel der Nacht . . .

Ostafrikas das Vorkommen oder Fehlen einer gestreiften Hyänenart gewesen ist.

Eine Autorität auf zoologischem Gebiete wie Professor Matschie vertrat mangels gegenteiligen Beweismaterials seit langem die Ansicht, daß entweder nur die Zibethhyäne (Proteles cristatus Sparrm.) in diesen Ländern vorkomme oder daß, wenn eine gestreifte Hyänenart dort nachgewiesen werde, dies eine für die Wissenschaft neue Art sein müsse.

Auf Grund seiner über die Verbreitung der über weite Länder hin vorkommenden Tierarten aufgestellten Thesen glaubte er diese, wie sich herausstellte, richtige Ansicht vertreten zu müssen.

Eine ganze Anzahl von Reisenden hatte ihre Aufmerksamkeit damals schon der Tierwelt gewidmet, einige auch das Vorkommen einer zweiten gestreiften Hyänenart — außer der gewöhnlichen gefleckten Hyäne — vermutet. Der Nachweis aber war bis da niemand gelungen, selbst so ausgezeichneten Beobachtern nicht, wie Richard Böhm, Hunter und anderen. Hauptmann Waldemar Werter glaubte eine gestreifte Hyäne gefunden zu haben. Eine Verwechselung mit der Zibethhyäne schien jedoch auch bei ihm nicht ausgeschlossen, wenngleich ich persönlich glaube, daß Herr Werther tatsächlich eine gestreifte Hyäne gesehn hat.

Der fast dreijährige Aufenthalt des bekannten Zoologen Oskar Neumann in Deutsch- und Britisch-Ostafrika schien nunmehr endgültig zu bestätigen, daß diese Teile Ostafrikas nur die gefleckte Hyäne beherbergten. Allerdings berichtete dieser Reisende nach Erzählungen von Eingeborenen vom vermutlichen Vorhandensein eines hyänenähnlichen Raubtieres, welches paarweise vorkommend, an den Meeresküsten lebe und Fische fresse.

Im Herbste 1896 an den Ufern des großen, zwischen Kilimandscharo und Viktoria-Nyanza gelegenen Natronsees weilend, beköderte ich eines Abends ein Tellereisen mit einem Kuhreiher.

Am nächsten Morgen fand ich eine gestreifte Hyäne in diesem Eisen. Alfred Kaiser, durch seinen vieljährigen Aufenthalt am Sinai wohl vertraut mit dem Aussehen gestreifter Hyänen, bestätigte die Identität dieses Tieres mit dem ihm aus Arabien wohl bekannten.

Somit schien eine Verwechselung mit der Zibethhyäne ausgeschlossen; die feineren Unterschiede hingegen dieses Exemplares von den schon bekannten Streifenhyänen, waren freilich ohne Zuhilfenahme von Vergleichsmaterial nicht zu erkennen.

Meine damaligen sofortigen Mitteilungen erregten dennoch bei den Fachgelehrten Zweifel; leider waren meine Nachrichten nicht durch Einsendung des Tieres zu unterstützen.

C. G. Schillings phot. R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.

Das aufflammende Blitzlicht überraschte eine „Fissi", die in äußerster Gier den toten Esel gepackt hatte und ihn fortzuschleppen versuchte ....

Immer noch fehlte der absolute, wissenschaftliche Nachweis; höchst eigentümlicherweise konnte dieser bis dahin auch aus Britisch-Ostafrika nicht erbracht werden, selbst nicht von so guten Beobachtern, wie F. J. Jackson, A. H. Neumann, Lord Delamere und anderen.

Dies war vielmehr meiner im Frühjahre des Jahres 1899 unternommenen großen Sammelreise ins Masailand vorbehalten.

Systematisch mittelst Fallen dieser Hyäne nachstellend, gelang es mir, sechsundsechzig Häute und Schädel, wie auch ganze Skelette der Untersuchung zugänglich zu machen. Nunmehr waren alle Zweifel endlich gehoben!

Ein hocherfreuter Brief Professor Matschie's verkündete mir, daß die Hyaena schillingsi Mtsch. nunmehr endgültig in die Reihen der wissenschaftlich anerkannten Tierarten Ostafrikas aufgenommen sei.

Meine Freude war außerordentlich groß!

Was ich hier berichte, beweist deutlich die große Schwierigkeit der Erforschung einer unbekannten Fauna. Man sollte sagen, daß ein so gemeines Raubtier, wie die Hyäne, sich unzählige Male dem Jäger und selbst dem Nichtjäger unter den Reisenden bemerkbar gemacht haben sollte, namentlich durch nächtlichen Raub, und daß sie vor allen Dingen den Eingeborenen wohlbekannt gewesen wäre!

Von alledem war nachweislich nichts der Fall. So wenig ein so vorzüglicher Beobachter, wie Stuhlmann während seines Verweilens am Semliki jemals Kunde vom späterhin entdeckten, so berühmt gewordenen Okapi erhalten, so wenig einige Antilopen, wie beispielsweise Damaliscus hunteri, ferner Tragelaphus euryceros u. a. Europäern bis vor kurzer Zeit zu Gesicht gekommen, so wenig war die häufig vorkommende gestreifte Hyäne nachweislich bemerkt worden.

Die Erforschung der Fauna in Ländern, wie Ost- und Zentralafrika ist, wie aus diesen Tatsachen hervorgeht, höchst schwierig!

Freilich nach meinen Feststellungen und der Aufstellung dieser Art durch Professor Matschie wurde vielfach behauptet, daß dieser oder jener das Tier längst gekannt habe! Solche Behauptungen sind recht wohlfeil.

Das im Jahre 1899 erschienene, in meinem Buche mehrfach erwähnte englische Werk „Great and Small Game of Africa", an welchem die vorzüglichsten englischen Kenner afrikanischer Tierwelt mit gearbeitet haben, erwähnt die gestreifte Hyäne als nur im Somallande vorkommend.

Wie ist es nun möglich, daß ein so häufiges Tier sich so der Beobachtung zu entziehen wußte? Die Beantwortung dieser Frage ist nicht leicht, berührt sich aber mit der Tatsache, daß man ja auch Löwen und andere Raubtiere so selten zu Gesicht bekommt.

Gehörte doch auch der so berühmt gewordene Schuhschnabel (Balaeniceps rex) nach seiner Entdeckung in den Nilsümpfen jahrelang zu den gänzlich unerreichbaren Wünschen ornithologischer Sammler!

Wie selten erspäht der Europäer auf seinen Gängen durch Wald und Feld einen Fuchs; wie stolz bin ich, in meiner Jugend sechsmal die wilde Katze (Catus ferus L.) in meinen heimischen Eifelbergen beobachtet und sie dreimal erlegt zu haben!

Bei meinem viermaligen Aufenthalte in Ostafrika habe ich ein einziges Mal die gestreifte Hyäne am Tage erblicken können! Nächtlicherweile beim Ansitze habe ich sie dann noch zweimal bemerkt; hundertundeinundzwanzig dagegen habe ich in Fallen erbeutet! Könnte ein drastischerer Beweis gegeben werden für die Schwierigkeit des Auffindens und der Beobachtung scheuer Tierarten mit nächtlicher Lebensweise!? Dabei ist allen Eingeborenen, die der Tierwelt einigermaßen kundig sind, die „Kingugua" wohl bekannt. Zeigt man ihnen eine erbeutete, so wissen sie sofort mit dem Tiere Bescheid; Erkundigungen und Fragen aber nach diesem doch verhältnismäßig leicht und bestimmt durch Worte zu kennzeichnenden Tiere begegnen meistens erstaunlicher Unkenntnis, dann aber auch der Indolenz und dem Mangel an Neigung der Eingeborenen zu Mitteilungen Europäern gegenüber.

Die „Kingugua" ist dabei sehr viel mehr gefürchtet, wie die gefleckte Hyäne; sie steht allgemein in dem Rufe, gefährlicher und angriffslustiger zu sein. Ich lasse es dahingestellt, inwieweit dies begründet ist. Vielleicht führte die große Scheu des Tieres zu ungerechtfertigten Vermutungen über seine Wildheit, und ich habe häufig die Beobachtung machen können, daß die Eingeborenen „meine Hyäne" im Verdachte von Viehräubereien und selbst Überfällen von Menschen hatten, wenn fraglos Leoparden die Übeltäter waren.

In Gefangenschaft sind gestreifte wie gefleckte Hyänen sehr zutraulich. Kann ich doch ein im Berliner Zoologischen Garten befindliches Exemplar selbst bei der Fütterung vom soeben gereichten Fleischstück fortrufen! Das Tier zieht dann eine Liebkosung der Stillung seines Hungers vor.

Im Jahre 1902 brachte ich mit größter Mühe eine heute noch lebende Hyaena schillingsi, die ich im Lafittigebirge fing, von dort in einem eisernen Käfig an die Küste und nach Europa. Der schwierige Transport auf den Schultern von gegen 40 Trägern war jedoch nur durch die Energie meines ausgezeichneten „Ombascha Ramadan" durchzuführen, da ich selbst schwer erkrankt war.

Jedenfalls aber habe ich unwiderleglich und mit Sicherheit festgestellt, daß die gestreifte Hyäne an manchen Orten mindestens ebenso häufig, wie die gefleckte Hyäne vorkommt. In den Fallen benahmen

C. G. Schillings phot. R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.

Mit Anbruch der Dunkelheit erschien zuerst eine Fleckenhyäne am Bache und schlürfte gierig das ersehnte Naß ...

C. G. Schillings phot. *R. Voigländers Verlag, Leipzig 1904.*

Eine gefleckte Hyäne war es, die sich zuerst an den Resten eines der Tsetsefliege erlegenen Maultieres zur Nachtzeit gütlich tat. Der zwischen gefleckten und gestreiften Hyänen stark sich äußernde „Vetternhaß" ist wohl die Ursache, daß nur selten beide Arten an einem Aase sich gemeinschaftlich einfinden . . .

sich die Tiere weniger angriffslustig und wütend, wie ihr gefleckter Vetter. Stets bemühten sie sich, wenn im Eisen gefangen, sich zu verstecken, in höchst charakteristischer Weise den Kopf auf die Erde drückend — gewissermaßen den „Vogel Strauß" zu spielen —, ganz im Gegensatz zu der knurrenden und sich zur Wehr setzenden gefleckten Hyäne.

Dem Laufe des Paganiflusses folgend, in der Umgebung des Kilimandscharo, am Meruberge, Ngaptuk, Dönje-Erok, den Ndjiri-Sümpfen, im Matiom-Gebirge, bei den Kibaya-Masai, den Vulkanen Kitumbin, Gileï und Donje l'Eng-ai am Natronsee, in Ukambani, im Paregebirge und im zum Umbaflusse abwässernden Gebiete, überall habe ich die Hyaena schillingsi gefunden, und teilweise ebenso häufig wie die gefleckte Hyäne.

Eine allgegenwärtige Erscheinung in der Steppe sind die **Schakale**, deren Leben und Treiben sich hauptsächlich, aber keineswegs ausschließlich, zur Nachtzeit bemerklich macht.

Der schön gefärbte Schabracken-Schakal (Thos schmidti Noack) ist überall sehr häufig; außer diesem treuen Genossen und Kameraden der Hyänen fand ich in gebirgigen Gegenden noch eine zweite größere Art (Canis holubi Lorenz).

Zur Nachtzeit, wenn sich tiefe Stille über die Steppe herabgesenkt hat, vernimmt unser Ohr außer dem Geheul der Hyänen die klagendbellende Stimme der Schakale, die das Lager umkreisen und oft zur frühen Morgenstunde noch rührig sind, wenn die scheuen Hyänen bereits längst ihre Schlupfwinkel aufgesucht haben.

Mit diesen stehen sie in engster Symbiose; unter Umständen auch scheuen sie nicht die Gesellschaft des Löwen. Freilich macht dieser, wie auch der Leopard, zuweilen von seinem Herrenrecht Gebrauch, und in knappen Zeiten fand ich die frischen Überreste von Schakalen in der Nähe der Löwenmahlzeiten. Sie kündeten mir, daß einer der allzu frechen Gesellen der königlichen Ungnade des Löwen zum Opfer gefallen war!

Wie ich schon erzählte, nahm mir ein solcher auch bei einer Gelegenheit einen Serval-Luchs aus der Falle und verschmähte nicht, ihn zu verzehren.

Im allgemeinen jedoch streifen die Schakale vereinzelt in der Steppe umher, und auf die weitesten Entfernungen tragen ihnen die regelmäßigen Luftströmungen des äquatorialen Afrika die Witterung zu, die ihnen verkündet, daß ein Aas ihrer harrt.

Hatte ich an geeigneter Örtlichkeit einen Köder ausgelegt, so dauerte es oft nicht lange, bis einer oder mehrere Schakale, wie schnell dahinhuschende Phantome in äußerster Scheu aus dem Dunkel der Nacht

C. G. Schillings phot. R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.

Gefleckte Hyäne versucht nächtlicherweile einen in der Nähe meines Lagers angebundenen Ziegenbock zu überfallen, wird aber durch den Knall des Blitzlichts verscheucht ...

auftauchten, um gespensterhaft und windesschnell wieder zu verschwinden, oder auch, vertraut geworden, mit den Hyänen zusammen ihre Mahlzeiten zu halten.

Wo Hyänen mit ihrem furchtbaren Gebiß den ersten Angriff auf den Kadaver eines der Tsetsefliege erlegenen Maultieres machten, wurden sie von den oft zahlreich erschienenen Schakalen unterstützt. Hyänen und Schakale sind die eigentlichen Totengräber der Steppe, und auch mit den größten Kadavern wissen sie in kürzester Zeit fertig zu werden. Meine Nachtbilder geben hierüber den besten Aufschluß!

Nichts drückt der schnellen Vergänglichkeit in einsamer äquatorialer Steppe einen prägnanteren Stempel auf, als die schnelle Metamorphose der Riesenleiche eines Elephanten oder andern Dickhäuters.

Lag das gewaltige Tier unmittelbar nach Eintritt seines Todes in eindrucksvoller Größe vor uns: am nächsten Tage hatten die entstandenen Verwesungsgase den Körper unter dem Einflusse der tropischen Hitze bereits ins Unkenntliche aufgetrieben und entstellt!

Aber auch die Hyänen und Schakale hatten bereits in der Nacht ihre Angriffe versucht; Hunderte von Geiern bedeckten die umherstehenden Bäume, hatten sich auf dem Aase niedergelassen, und ringsumher war das Gras der Steppe niedergetreten und durch ihr Geschmeiß weiß bekälkt.

In den nächsten Nächten war fast schon der ganze Kadaver des riesigen Tieres von den vereinten Hyänen und Schakalen verzehrt. In früher Morgenstunde setzten die Geier das Werk der Bestattung fort, so daß in kürzester Frist nur noch das von der borkigen Haut des Elefanten bedeckte riesige Skelett übrig blieb.

Die nächste Regenzeit weicht die Hautreste auf und macht sie so geeignet, nun auch bis auf den letzten Rest von den Hyänen und Schakalen verzehrt zu werden. Jetzt sind nur noch die auf dem Erdboden zerstreuten Knochen übrig geblieben.

Ein Steppenbrand, dazu vorher schon der Einfluß der tropischen Glutsonne, macht die Knochen mürbe und zerfallend; nur der gewaltige Elefantenschädel widersteht eine Reihe von Jahren den Einflüssen der Witterung. Wie aber neues Leben stets aus den Ruinen emporblüht, so fand ich auch hier in den weiß gebleichten Schädeln der riesigen Rüsselträger Vogelnester oder sorglich errichtete Nester von Mäusen, die in der Stirnhöhle des Elefanten Schutz und Zuflucht vor ihren Feinden gefunden hatten. Doch im Laufe weniger Jahre zerfällt auch der Schädel, und nichts mehr kündet von dem Drama, das sich hier abgespielt . . .

Auch zur Tageszeit trifft man nicht selten die Schakale an. Ihre Allgegenwart läßt es leicht begreiflich erscheinen, daß diese klugen und

Dutzende von Nashörnern hatten die „vertrauenswürdigen Fundi" an der Quelle hingeschlachtet, um ihre Hörner zu verhandeln. Die Wandorobbo führten mich zu ihren Überresten, von denen durch die Tätigkeit der Geier, Schakale und Hyänen nicht viel übrig geblieben war . . .

unendlich feinnasigen Tiere eine große Rolle in den Sagen und Märchen der Steppenvölker spielen.

In unserem Vaterlande ist Reinecke Fuchs die im Volksmunde poetisch ausgestaltete Personifikation von List, Klugheit und praktischer Gewandtheit im Kampfe ums Dasein. Dieselbe Rolle spielt in Ostafrika der „Umbua witu" der Waswahili, der „endéré", der Masai oder „l'eloandé" der Wandorobbo.

Hatte ich am Tage ein Wild erlegt und zog mich von den Überresten zurück, um die einfallenden Geier zu beobachten, so ereignete es sich nicht selten, daß einer oder mehrere Schakale von weitem aus der Steppe in schnurgerader Richtung herbeieilten, um sich unter die Masse der Geier zu mischen, einen Teil der Beute heischend.

Dies bewies mir zur Genüge, wie unendlich fein das Geruchsorgan der Schakale ausgebildet ist. In Klappfallen unverletzt gefangene, die ich häufig im Lager längere Zeit angefesselt beobachtete, zeigten sich individuell höchst verschieden, wie dies bei einem so klugen Tiere kaum anders zu erwarten ist.

Die Stunden aber, in denen ich wohlversteckt und mit günstigem Winde Gelegenheit hatte, an einem größeren Aase die Ansammlungen Hunderter von Geiern, zahlreicher Kropfstörche, einiger gefleckter Hyänen und einer Anzahl von Schakalen in ihrem Streit um die Beute beobachten zu können, gehören mit zu den genußreichsten meiner afrikanischen Tierbeobachtungen.

Leider verhinderte meist die Abwesenheit jeglicher Sonnenstrahlen gerade zu diesen Stunden gelungene photographische Aufnahmen, wie denn überhaupt der Camera-Jäger allzusehr auf günstiges Licht angewiesen ist. Es war wie ein Verhängnis, daß lange begehrtes Wild mir so selten bei günstiger Beleuchtung vor das Objektiv kam. Daß andere in dieser Beziehung glücklicher sein werden, möchte ich hoffen. Ich wünsche jedem, der Ähnliches unternimmt, daß er ebenfalls und noch bessere Natururkunden erlange, wie ich sie schaffen durfte!

Aber leider liegt zwischen noch so sachgemäßer Ausrüstung und noch so heißem Wünschen und Begehren wie immer im Leben noch vieles andere, vor allem ein wenig Weidmannsheil, und jeder Jäger weiß, wie oft dieses uns im Stiche läßt! Dies ist in erhöhtem Maße der Fall, wenn es sich darum handelt, noch mehr oder weniger unbekannte Tiergeheimnisse in ferner jungfräulicher Steppe Afrikas zu belauschen!

Ein starkes Rudel der scheuen Oryxantilopen wechselte aus dem Pori in die offene Boga . . .

XXV.

Ostafrikanische Antilopen

Im „Tierreich" sagt Ludwig Heck: Eine Antilope ist jeder echte Hornträger, der keine Ziege, kein Schaf oder Rind ist.

Damit definiert man wohl am zweckmäßigsten die zahlreichen Arten der unter dem Sammelnamen „Antilopen" einrangierten Horntiere, an denen die ostafrikanischen Steppen so reich sind.

Unter den sogenannten Antilopen zeichnen sich zwei Arten besonders durch ihre Größe und Stärke aus; es ist das große **Kudu** (Strepsiceros strepsiceros Pall.), „Ormalu" der Masai, und die **Elenantilope** (Oreas livingstoni Sclat.), von den Masai „O'ssírwa", von den Küstenleuten „Mpófu" genannt.

Das Kudu, dessen Männchen den größten und stärksten Hornschmuck aller afrikanischen Antilopen trägt, ist ein Bewohner bergiger Gegenden und kommt im Masaigebiet nur selten vor.

In Unyamwesi soll es stellenweise nicht selten sein, und ich besitze ein paar riesige „Rekordhörner", welche angeblich aus dem Hinterlande von Useguha stammen.

Nach den Erkundungen O. Neumanns 1893 mußte es im Paregebirge, wenn auch nicht häufig, zu finden sein. Im Jahre 1899 machte ich eine Reise vom Panganiflusse aus ins Paregebirge und lagerte am Fuße des mittleren Paregebirges, um auf Kudus zu pürschen. Ich traf das seltene und scheue Wild auf den mit Kandelaber-Euphorbien bestandenen Berghängen sehr vereinzelt an und fand nach mehreren vergeblichen Pürschen ein Rudel von vier Tieren mit einem Bock, den ich erlegte.

Während des Tages verbargen sich die Kudus in den Euphorbienbeständen der Vorberge, und nur sehr früh am Morgen sah ich sie,

äußerſt ſcheu, an den Berghalden äſend, über die ſie von weitem wechſelten.

Jetzt, — es war im Frühjahr, — in der heißeſten Jahreszeit, waren die Bergabhänge kahl verbrannt; nur ſporadiſche leichte Regen hatten hier und da junge Gräſer und friſche Blätter erzeugt, welche die Kudus aufſuchten. In der brennenden Sonnenglut, im felſen- und ſteinüberſäeten Terrain war die Pürſche inmitten der ſtachlichten Vegetation höchſt ſchwierig.

Leider mißglückten meine Verſuche, die wundervollen Kudus (Strepsiceros imberbis Blyth.) lebend im Bilde feſtzuhalten.

Leider fand ich damals ſchon in jeder Hütte der Eingeborenen einen oder mehrere Vorderlader, mit denen ſie bereits dieſem großen, eine begehrenswerte Beute bildenden Wilde ſo eifrig nachgeſtellt hatten, daß es faſt ausgeſtorben war.

Sonſt habe ich das große Kudu im Maſaigebiet nur noch am Gileïvulkan zu Geſicht bekommen. Es muß aber auch am Steilabfall des „großen Grabens“ am Natronſee vorkommen, da die Eingeborenen von Nguruman zahlreiche aus den Hörnern der Kudus gefertigte Bagurmas (Signalhörner) beſaßen. Auch im Süden Deutſch-Oſtafrikas iſt das große Kudu noch häufig, wenigſtens brachte ein mir bekannter Offizier der Schutztruppe aus der Gegend von Tabora ſehr viele durch Askari erbeutete Kuduhörner mit an die Küſte.

Ist meine eigene Bekanntschaft mit dem großen Kudu nicht sehr umfangreich, so fand ich das bedeutend schwächere und geringere kleine Kudu (Strepsiceros imberbis Blyth.) erfreulicherweise noch recht zahlreich.

Ist nun das große Kudu im Masaigebiet sehr selten geworden, so ist das Vorkommen des wundervollen kleinen Kudus als ein sehr lokales und zerstreutes zu bezeichnen.

Nach meinen Feststellungen nennen die Masai diese prächtige Wildart „O'ssirám", während es die Wandorobbo mir mit „Njaigo" bezeichneten.

Ein Rudel von etwa dreißig Elenantilopen (Oreas livingstoni Sclat.) konnte ich im Bilde teilweise festhalten.

Die schönen, weißgemähnten dunkelgefärbten Böcke und die mehr braungefärbten hornlosen Weibchen gewähren, wenn man ihrer plötzlich ansichtig geworden, einen ebenso überraschenden wie herrlichen Anblick. Die weißen Streifen auf ihrem Haarkleide lassen das Tier außerordentlich mit der Umgebung verschwimmen, so wie dies auch bei Zebras von mir beschrieben worden; die weiße Streifung der Kudus wirkt täuschend wie das durch Geäst und Gezweig fallende Sonnenlicht! Die ganz außerordentlich großen Lauscher befähigen das ausschließlich im dichten Dornenbusch lebende Wild, auch das kleinste verdächtige Geräusch wahrzunehmen. Die Haltung der Böcke ist eine stolze und imposante, ganz besonders, wenn sie, des Menschen ansichtig geworden, einen Augenblick verhoffen.

An den östlichen Ndjirisümpfen war das kleine Kudu früher zweifellos ebenso zahlreich wie an anderen geeigneten Örtlichkeiten der Masai-Nyika; tragen sie doch im Munde der Masai heute noch den Namen „Ngare - „O'ssiram" (Ngare = Wasser, O'ssiram = kleines Kudu). Leider wurde dies Kudu durch die Rinderpest sehr dezimiert. Mein Freund Mr. Hobley fand, wie F. J. Jackson in „The Badminton Library" berichtet, im Jahre 1891 mehrere durch diese entsetzliche Krankheit frisch getötete Exemplare im englischen Ostafrika.

Das kleine Kudu ist ein Tier des Flachlandes.

Ein prächtiges Beispiel von Mimikry bot ein von mir krank geschossener Gnubulle im Wundbett, indem die Schlagschatten des Mimosengesträuchs sich auf seiner Decke abzeichneten . . .

Bei dem steinigen Charakter der von ihnen bevorzugten Örtlichkeiten in der Steppe ist die Pürsche auf dieses Wild besonders schwierig. Sie pflegen in kleinen Sprüngen — von einem Bock und einigen Tieren — während des Tages zu ruhen, morgens und abends aber auf Äsung auszugehen. Häufig lassen sie den Schützen bis in ihre unmittelbare Nähe kommen, um dann, flüchtig werdend, oftmals in geradezu ungeheuren Fluchten auf Nimmerwiedersehen zu verschwinden. Lange Zeit habe ich mich bemüht, eine brauchbare Aufnahme dieser Antilope zu erlangen; aber die einzige gute, die ich erzielte, ging mir durch eine Reihe von unglücklichen Umständen verloren. Da diese Antilopen meistens im Schatten von Büschen stehen oder aber bei nicht voller Sonnenbeleuchtung anzutreffen sind, so sind photographische Aufnahmen

C. G. Schillings phot. R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.

Meine drei zahmen Weißbartgnus folgten frei der Karawane bis zur Küste und gelangten 1897 als erste lebende Exemplare dieser schönen Art glücklich nach Europa.

begreiflicherweise besonders schwierig. — Als ich mit großem Glück einst am Kitumbin-Vulkan einen kapitalen Kudubock gewahrte, der in stolzer Haltung verhoffend, mich auf achtzig Schritte hatte herankommen lassen, zitterte meine Hand bei der Teleaufnahme ein wenig, und das Bild wurde verdorben. Was die meisten von andern Camerajägern versuchten Teleaufnahmen aus freier Hand stets hatte verderben lassen, ein unruhiges Halten des Apparates, trat diesmal auch mir, angesichts des so heiß begehrten Objektes störend in den Weg und ließ das Bild mißlingen: das Kudu hatte auf der entwickelten Platte nur eine verschwommene Ähnlichkeit mit einer Antilope!

Die Hörner alter Böcke habe ich ganz außerordentlich abgestoßen und verwittert gefunden, so daß man hätte glauben können, es mit bereits lange in der Steppe liegenden Hörnern zu tun zu haben. Das kleine Kudu wird ganz besonders häufig von Leoparden gerissen; auf Bäumen aufgehangene Reste habe ich mehrere Male gefunden. In der trockensten Zeit äst dieses Wild besonders viele Sansevieren; ich habe Kudumägen zuweilen vollständig mit den langen Fasern dieser Pflanze angefüllt, gefunden.

Die größte und stärkste Antilope des schwarzen Erdteils überhaupt, die Elenantilope (Oreas livingstoni Sclat.) erinnert in ihrem Aussehen und ihrem Benehmen sehr an ein Rind. Auf den ersten Blick wird dies namentlich beim Anblick eines der alten kapitalen, gegen 900 Kilo und mehr Gewicht erreichenden Bullen ins Auge fallen, die massige imposante Erscheinung dieser gewaltigen, durch stark entwickelte Halswammen ausgezeichneten Antilopen nähert sich zweifellos am meisten dem Rindertypus. Ich fand die Weibchen stets gestreift; die Bullen im späteren Alter verlieren indes die Streifung vollkommen. Während ich niemals unregelmäßige Hornbildung bei letzteren bemerkte, variieren die Kühe vielfach in Form, Länge und Gestaltung der Hörner; man findet bei ihnen sowohl sehr gedrehte, gewundene, als auch ganz glatte Hörner.

Längere Zeit hindurch hatte man geglaubt, daß auch die Elenantilope durch die Rinderpest, gleich dem Büffel, in Deutsch-Ostafrika fast ausgerottet sei. Das ist erfreulicherweise nach meinen Feststellungen nicht der Fall. Die an Köpfen zahlreichste Herde fand ich im Lande Kikuyu; es waren siebenundvierzig Stück, welche jedoch, in Gesellschaft von Straußen äsend, auf den weiten flachen Ebenen nicht anzupürschen waren. Am Nakurosee erlegte ich meine erste Elenantilope, zwei andere bei Kibwezi im englischen Gebiete; in späteren Jahren jedoch habe ich viele Hunderte von Elenantilopen gesichtet, sowohl einzelne alte Bullen im Herbste unserer Jahreszeit, als auch kleinere und größere Rudel beider Geschlechter das ganze Jahr über.

C. G. Schillings phot. R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.

Schnaubend wurden die Gnus ... flüchtig, um nach seltsamen Evolutionen ... neugierig Front zu machen ...

Die Elenantilope ist erstaunlicherweise eine ausgezeichnete Bergsteigerin. Hans Meyer und Hauptmann Merker haben sie beispielsweise in Höhen von fast 5000 Meter auf dem Plateau des Kilimandscharo gefunden. Professor Meyer ist der Ansicht, daß es sich hier um eine Bergform der Antilope handelt, welche jahraus, jahrein in diesen Höhen lebt und die Ebene vermeidet. So lange er oder andere diese Ansicht nicht durch erlegte Exemplare unterstützen können — die dann unweigerlich sich als zoogeographische Art von den Tieren der Ebene unterscheiden lassen müßten, — muß ich seiner Ansicht entgegentreten, gestützt auf meine vieljährigen Beobachtungen.

Die Elenantilope führt vielmehr, wie viele andere Säugetiere Afrikas, ein Wanderleben, sich in ihren Aufenthaltsorten den verschiedenen Jahreszeiten anpassend, und zur trockenen Jahreszeit in bedeutende Höhenlagen der Berge aufsteigend. Wie ein großer Teil der Tierwelt der ostafrikanischen Steppe in permanenter Wanderung, den oft sehr unregelmäßigen Regenzeiten entsprechend, seine Standorte ändert, heute im Gebirge oder der Hochsteppe, morgen in der Niederung oder gar an der Seeküste zu finden ist, so wandert auch die Elenantilope innerhalb eines ungeheuren Gebietes weit umher, immer frische Äsung suchend. So wurde sie öfters dicht an der Küste des Indischen Ozeans, in der Umba-Nyika erlegt.

Elenantilopen erreichen in den männlichen Exemplaren ein ganz bedeutendes Gewicht, annähernd das eines starken Ochsen, und in starken alten Männchen annähernd eine Höhe von fünf Fuß.

Das Herz des Jägers schlägt begreiflicherweise höher, wenn er dieses kapitalen Wildes zum ersten Male ansichtig wird.

Bei Annäherung von Gefahr pflegen sich die zerstreut äsenden „Singoita", wie die Wandorobbo sie nennen, anfänglich zusammenzudrängen, um zuerst im Trabe, dann aber in schwerfälligem, aber förderndem Galopp flüchtig zu werden. Bevor sie in diesen verfallen, führen sie regelmäßig in höchst charakteristischer Weise einige sie hoch in die Luft erhebende Fluchten aus, die, zum ersten Male gesehen, einen erstaunlichen Eindruck auf den Beobachter machen, da er dem schweren Tiere diese Behendigkeit nicht zugetraut haben würde. Ebenso zeichnen Elenantilopen in einer ganz außerordentlich markanten Weise auf die Kugel, eine Tatsache, die ich stets und ohne Ausnahme habe feststellen können.

Ich fand die Elens oft sehr weit vom Wasser entfernt; sie haben die Fähigkeit, es zwei und mehr Tage entbehren zu können. Sie nähren sich keineswegs nur von Gras, sondern auch von Stauden und Baumschößlingen; weiden aber mit Vorliebe die grasbedeckten Abhänge gewisser Höhenzüge ab.

Nach ihren gewohnten seltsamen Evolutionen, Kapriolen, Hirschsprüngen und allen andern möglichen „Schulen über der Erde", die das bestdressierte Schulpferd auszuführen vermag, wurden die Gnus flüchtig.

Dicht an meinem Lager standen neugierig Weißbartgnus, die, von mir geschont, immer zutraulicher wurden.

Wissend, daß die Elenantilopen Berge besteigen, war ich doch sehr überrascht, als ich sie zum ersten Male dicht am Gürtelwalde, mitten in dem aus undurchdringlichem Jasmin, Vernonien und Smilaxdickichten gebildeten Dschungel, in mehr als zweitausend Meter Höhe antraf, als

sie im Begriff waren, bergaufwärts zu wechseln. Ich habe das schöne Wild dann wieder über dem Gürtelwald in der Region der Stauden wahrgenommen. Sehr häufig aber fand ich die Elenantilopen in den grasigen Lichtungen, welche auch die Nashörner lieben, aber auch im dichten Hochwalde auf den verschiedenen Bergen der Masaisteppe in Höhe von 2000—2400 Meter.

Da ich um dieselbe Zeit das Tier in den Ebenen seltener fand, glaube ich, wie gesagt, annehmen zu dürfen, daß diese Antilope zur trockenen Jahreszeit die Berge zu bevorzugen pflegt.

Junge, eben geborene, bemerkte ich im November. In den meisten Fällen fand ich die Elenantilopen nicht mit anderen Antilopen vergesellschaftet, die sehr alten Bullen sogar stets allein. Nichtsdestoweniger zeichneten sich diese Antilopen, wo ich sie auch immer beobachten konnte, durch große Friedfertigkeit aus; selbst angeschossene Bullen setzten sich nur wenig zur Wehr.

Ihre Hörner waren in einzelnen Fällen außerordentlich zerstoßen; ich lasse dahingestellt, ob dies durch Reiben an Baumstämmen oder durch Kämpfen mit anderen Bullen geschehen war. Während bei jüngeren Exemplaren die weißen Streifen deutlich sichtbar sind, verschwinden sie im Alter mehr und mehr; bei alten Bullen sind sie kaum mehr wahrnehmbar. Diese Bullen werden mit zunehmendem Alter immer dunkler und weisen eine ausgesprochene, ins Bläuliche stechende Färbung auf.

Das Wildpret der Elenantilope, namentlich jüngerer Exemplare zur feuchten Jahreszeit, zählt zu den ganz besonders vortrefflichen Leckerbissen unter dem dortigen Wilde. Die Häute der Bullen bedürfen einer recht schwierigen Präparation, da sie besonders am Hals von einer außerordentlichen Dicke sind und sehr leicht in Fäulnis übergehen. —

Charakteristisch für den afrikanischen Kontinent sind die Gnus, „Njumbo porrini" von den Waswahili, „aingát" von den Masai und „Ngaita" von den Wandorobbo genannt.

Wenngleich das nunmehr in seiner Heimat, Südafrika, leider nur noch gehegt lebende Weißschwanzgnu (Connochaetes gnu Zimm.) in jeder Beziehung in seinen Eigenschaften charakteristischer und ausgeprägter erscheint, wie das blaue und das Weißbartgnu, so verleiht doch letztere zoogeographische Art, das Weißbartgnu (Connochaetes albojubatus Thos.), den Salzsteppen der Masaihochländer einen faunistischen Stempel höchster Eigenart. — Größer und stärker als das südafrikanische Gnu, gleicht es, namentlich von weitem gesehen, sehr viel mehr dem Büffel, als sein kleinerer südafrikanischer Vetter. Der erste Anblick eines oder einiger Gnubullen, wie sie in trotzigster Haltung, unbeweglich, wie

C. G. Schillings phot. *R. Voigländers Verlag, Leipzig 1904.*

Nach Anbruch der Dunkelheit erschien ein alter Gnubulle am Sumpfe und verhoffte vorsichtig, bevor er sich dem Wasser näherte.

mit dem Boden verwachsen, nach dem Fremdling hinüberäugen, erweckt dem Europäer unzweifelhaft das Gefühl, Büffel vor sich zu haben, freilich nur dann, wenn er dem mächtigen afrikanischen Wildbüffel noch nicht in der Wildnis begegnet ist.

Zur Zeit meiner ersten Reise war die Frage noch nicht entschieden, welche Art des Gnus die Masailänder bewohnt; heute wissen wir, daß nur das Weißbartgnu dort vorkommt. Es unternimmt weite Wanderungen, je nach den Regenzeiten, ist im höchsten Grade gesellschaftsliebend, und fast stets finden wir es zusammen mit Zebras, Straußen und anderen Antilopen.

Ein seltsames Trio, bestehend aus einem alten Gnubullen, einer weiblichen Giraffengazelle und einem Thomsonbock habe ich wochenlang an einer bestimmten Stelle beobachten und auch einmal photographieren können.

Gnus wie auch Zebras begnügen sich oft lange Zeit mit salzhaltigem Wasser, welches anderen Tieren nicht zusagt. In der Trockenzeit finden wir sie monatelang in der Nähe der Natronseen, wo sie das kurze, frische Gras äsen, welches beim Eintrocknen der periodischen Seen dicht am Wasser hervorsprießt.

Nähert man sich den Herden in abgelegenen Ländern, wo die Gnus den Europäer noch nicht kennen, so ist es nicht schwierig, auf nahe Schußdistanz heranzukommen. Namentlich alte Herdenbullen lassen den Schützen zuweilen bis auf zweihundert Schritte und weniger auf freier, flacher, deckungsloser Boga herankommen, bevor sie prustend flüchtig werden, während ihre Herden sich einige hundert Schritte weiter entfernt halten. So ist es dann leicht, starke Bullen zu erlegen. Sehr alte männliche Exemplare aber halten sich getrennt von den Herden, einzeln oder zu zweien und dreien auf, und scheinen von den im besten Alter befindlichen Bullen abgekämpft, bezw. abgeschlagen zu werden. Solche sehr bejahrten Tiere fand ich mehrere Male mit fast ganz weißen, im Haarkleid gebleichten Köpfen.

Schnaubend werden die Gnus vor dem Jäger flüchtig, um nach seltsamen Evolutionen, neckisch spielenden Luftsprüngen, neugierig Front zu machen, dieses Spiel häufig wiederholend. Es liegt dies Gebahren in einer seltsamen Eigenart aller Gnuarten begründet. Ihre Luftsprünge und Kapriolen sind höchst charakteristisch; sie führen diese auch in der Gefangenschaft aus, und man kann sie hier förmlich durch eigene Luftsprünge dazu auffordern.

Diese Eigenart ist keineswegs etwa durch Oestridenlarven veranlaßt, unter denen sie, wie zahlreiche andere Antilopen, leiden. Meine gefangenen Exemplare in Europa spielten und tollten an schönen Sommer-

C. G. Schillings phot. *R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.*

Zebras und Weißbartgnus zeigten sich hier aufs engste vergesellschaftet, zwei Kranichgeier und eine Anzahl Impallah-Antilopen vervollständigten dies paradiesische Tierbild friedlichster Symbiose.

tagen auf das lebhafteste auf ihrem Laufplatz; die nach ihrem Tode erfolgte Sektion ergab die völlige Abwesenheit von Oestridenlarven.

Eine von mir neu entdeckte Oestruslarve, die noch der Beschreibung harrt, scheint indes beim Weißbartgnu zuzeiten weit verbreitet; es wäre von großer Wichtigkeit festzustellen, ob meine Beobachtung dieser Larven im Magen der Gnus von anderer Seite bestätigt werden kann oder vielleicht auf einem Zufall beruhte.

Allen Tiergärtnern sind die Luftsprünge der Gnus wohl bekannt. Am charakteristischten zeigt sich dies beim südafrikanischen Gnu, dessen eigenartige Luftsprünge und Kapriolen so grotesk sind, daß sie sich mit Worten kaum beschreiben lassen. Ähnliches dürfte unter den Wiederkäuern nicht wieder vorkommen. J. G. Millais hat diese hervorstechende Eigenart des ja leider nur noch gehegt vorkommenden Weißschwanzgnus zeichnerisch unübertrefflich wiedergegeben.

Zum großen Teil ist dieses spielende Springen auch wohl begründet in der Kampfeslust der Bullen untereinander, die sich vielfach innerhalb der Herden äußert.

Das Gnu gehört, wie man in früheren Tagen im Kaplande festgestellt hat, zu den durch einen gut berittenen Mann kaum zu einem „Stillstand" zu bringenden Tieren; sein „Stehvermögen" ist auch im angeschossenen Zustande geradezu erstaunlich, seine Vitalität überraschend.

Bemerkenswerterweise zeigt sich das Gnu in der Freiheit dem Menschen gegenüber überaus furchtsam und ängstlich. Wollte es von seiner Kraft und seinen gefährlichen Hörnern Gebrauch machen, so würde es zweifellos dem Menschen so gefährlich oder gefährlicher als der Büffel werden können, namentlich da sein Sehvermögen recht gut ist. Bosheit dem Menschen gegenüber zeigt es immer erst in der Gefangenschaft, übertrifft dann freilich an Gefährlichkeit die meisten anderen Antilopen.

Ich war so glücklich, die ersten lebenden Weißbartgnus im Jahre 1900 nach Europa bringen zu können. Es gelang mir durch freundliche Vermittlung des Hauptmanns Merker, von einem alten Araber in Britisch-Ostafrika zwei Bullen und eine Kuh im Alter von etwa zwei Jahren zu erstehen. In Begleitung zweier Kühe, mit denen die Gnus aufgezogen waren, folgten sie meiner Karawane bis zur Küste und gelangten glücklich nach Deutschland. Da sie den Rindern frei folgten, war es nicht leicht, Flüsse mit ihnen zu übersetzen; ich mußte sie jedesmal werfen und fesseln, um sie durch die Flüsse an Stricken durchziehen zu lassen.

Einen Bullen schenkte ich dem Berliner Zoologischen Garten und hoffte, die beiden anderen, damals noch ganz zahmen Tiere zu Zuchtversuchen verwenden zu können.

Auf den Koppeln in Weiherhof liefen sie anfänglich frei umher. Glücklicherweise hatte ich dem Bullen beim Herausnehmen aus dem Transportkasten, — den ich nebst den beiden anderen mit meinem Präparator aus einem in der Hafenstadt Pangani gekauften alten Zaune aus europäischem Holz selbst gezimmert hatte — die dolchspitzen Hörner etwas abstumpfen lassen.

Hoch erfreut nahm sich ein bewährter Pferdepfleger der seltsamen Fremdlinge an. Seine neuen Pfleglinge selbstverständlich vom utilitarischen Standpunkte aus beurteilend, meinte er:

„Dat sin liebe Dierchere! Ich wett', die kann mer' nächstens melke!"

Überraschend schnell jedoch änderte sich der Charakter der von den Reisestrapazen erholten, gut gepflegten Tiere.

Eines Tages weigerte sich denn auch der Mann, die große Umzäunung seiner Pfleglinge, wie dies notwendig war, zu betreten.

„Dat sin kein liebe Dierchere mehr, dat sin Teufele! Dat Weib, dat is ja noch brav, aber der Mann von de beide, tauch niz!"

Einige Tage verreist gewesen, glaubte ich nun mit den Tieren selbst noch fertig werden zu können; mit einer langen Fuhrmannspeitsche bewaffnet, unternahm ich es, den gegen mich Front machenden Bullen in die Flucht zu schlagen.

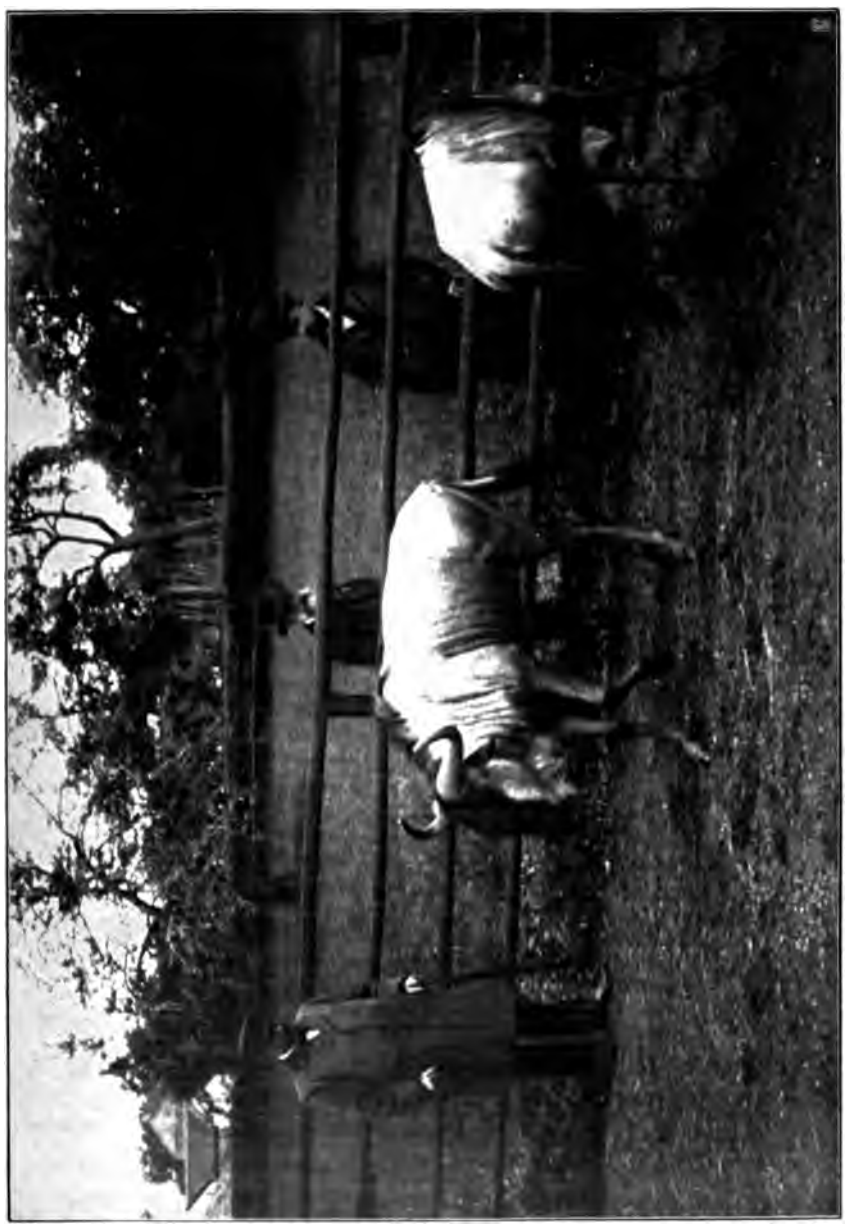
Schneller bin ich jedoch in meinem Leben nicht umgestoßen und einige Fuß hoch in die Luft befördert worden!

Nur durch ein Wunder entging ich ernsten Verletzungen oder einem schlimmeren Lose. Jetzt vermochten nur noch drei oder vier energische, mit Peitschen bewaffnete Männer zusammen, die Tiere fortzutreiben. Nach acht Tagen jedoch respektierte der Gnubulle auch diese vereinigten Kräfte nicht mehr, zeigte sich gegen die stärksten Peitschenhiebe unempfindlich und mußte mit seiner Gefährtin in eine, mit starken Pfählen abgegrenzte Umzäunung gebracht werden. Seine Bosheit steigerte sich hier von Tag zu Tag und verwandelte sich allmählich in eine geradezu unglaubliche Wildheit.

Denselben Werdegang machte sein Reisegefährte im Berliner Zoologischen Garten durch; alle drei Tiere erlagen jedoch leider nach einiger Zeit der Tuberkulose.

Bis zur Niederschrift dieser Zeilen sind weitere Weißbartgnus bezeichnenderweise lebend nicht nach Europa gelangt; hoffentlich wird dies demnächst wieder einmal gelingen.

Unter allen Antilopenarten sind es die Gnus, die die weite offene Steppe, — die Boga — am meisten lieben und hier ihren Aufenthalt vorzugsweise nehmen.



C. G. Schillings phot. R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.

Ein Paar Weißbartgnus (Connochaetes albojubatus Thos.) auf den Koppeln in Weiherhof Gürzenich, vom Verfasser zum ersten Male lebend importiert. Im Hintergrunde Professor P. Matschie, Konservator Kerz und Dr. L. Heck.

Im glühenden Sonnenbrande liegt in unendlicher Weite der hellfarbige, rötlich schimmernde Lateritboden vor unseren Blicken, und Hunderte von gedrungenen, je nach der Beleuchtung in verschiedenen Tinten dem Auge sich bietenden Tierkörpern beleben die öden Flächen. . . . .

Taucht in den Mittagsgluten in der Ebene die so oftmals geschaute Fata Morgana — uns bläuliche Wasserflächen vortäuschend — auf, so scheinen die Gnus, die Zebras sich mitten im Wasser zu bewegen . . . .

Um die Mittagsstunde halten einzelne Gruppen von Gnus ihre Siesta unter den vereinzelten, dürftigen Dornenstrauchbäumen von Salvadora persica und andern Bäumen; zur übrigen Tageszeit aber sieht man die Wildrudel über die Ebene zerstreut.

Es tritt dann so recht in Erscheinung, daß hier wie überall das Leben in der Tierwelt auch insofern ordnenden Gesetzen unterliegt, als die vereinigten in der Vollkraft der Jahre stehenden männlichen Individuen dieser Gnuherden die alten greisenhaften Stiere abkämpfen und dauernd dem sozialen Verbande des Rudels fernhalten. So sehen wir denn links und rechts die alten Bullen wie vorgeschobene Posten einige hundert Schritte abseits von der Herde, und bemerken, daß ihre Annäherung stets von den jüngeren Herdebullen zurückgewiesen wird.

In den Hungerjahren 1899/1900 konnte ich nicht selten eine Art ernsten Kriegsspieles zwischen Gnus und Eingeborenen in der staubdurchwirbelten Steppe zwischen Kilimandscharo und dem Meruberge aus der Vogelperspektive beobachten. Aber obwohl die Eingeborenen, jede Deckung benutzend, sich den Gnurudeln zu nähern versuchten — immer wieder wußten diese ihren Feinden zu entfliehen, gewarnt durch ihre Vorposten, alte Gnustiere, die allerorten die Rudel flankierten. — — —

In den Steppengebieten, durch welche die englische Ugandabahn den Reisenden zum Viktoria-Nyanza befördert, wird man manchenorts große Herden von Gnus und vielen anderen Antilopen dicht am Schienenwege wahrnehmen. Es ist den englischen Behörden durch strengste Verordnungen gelungen, hier unmittelbar an der großen Verkehrsader mit Erfolg Wildreserven zu schaffen.

Mit eiserner Energie gingen die Behörden hierbei vor, und der erste Übertreter der Verordnungen, ein höherer englischer Beamter, soll dem Vernehmen nach mit sehr hoher Geldstrafe gebüßt worden sein. Ein derartig praktisch durchführbares Vorgehen innerhalb eines kontrollierbaren Revieres ist aller Anerkennung wert. Es unterscheidet sich in bemerkenswerter Weise von dem „Schutzsystem" durch Verordnungen, die für weitentlegene Steppengebiete wohl erlassen, aber niemals überwacht werden können, während in der Nähe der Stationen das Wild ausgerottet wird.

Der Wildreichtum, den ich dort habe beobachten können, lange bevor ein eiserner Schienenweg den Indischen Ozean mit dem größten zentralafrikanischen See verband, ist so zum großen Teil erhalten geblieben und gibt einen deutlichen Fingerzeig, was durch zweckmäßige Anordnungen in der Nähe der zu bauenden Eisenbahnen auch im deutschen Ostafrika zu erreichen wäre! — — —

Riesen unter den Antilopen heimaten außer den genannten drei Arten in manchen Teilen Deutsch-Ostafrikas; es sind die großen Pferde-

Die scheuen Oryxantilopen (Oryx callotis Thos.) überlistete ich zum zweiten Male mit dem Teleapparat . . .

antilopen, Hippotragus niger und Hippotragus equinus, beide von den Waswahili Palla Halla genannt. O. Neumann hat noch eine dritte Art für das Südmasailand nachgewiesen.

In den eigentlichen Masaihochländern ist erstere Art nicht zu finden; vielmehr birgt ein sich kaum über 100 Kilometer landeinwärts erstreckender Küstenstreifen der Linie Mombas-Tanga-Pangani-Sadaani hauptsächlich dieses herrliche Wild. Die verwandte Art finden wir im Süden des Landes, im abflußlosen Gebiete. Aus den zahlreichen frischen Hörnern, die ich bei den Händlern in Sansibar häufig fand, und die nach ihrer Aussage alle aus deutschem Gebiete stammten, ferner aber aus den Erfahrungen verschiedener Reisenden ist es festzustellen, daß die schwarze Pferdeantilope in dem Gebiete der Küste nicht selten vorkommt.

In den Ländern am Kilimandſcharo fehlt die „Palla halla". Den Eingeborenen war ſie völlig unbekannt; erſt im Gebiete des Ngare-Dobaſch ſah ich die verwandte, helle Pferdeantilope (Hippotragus equinus), die ich auch ſpäter wieder unweit der Landſchaft Kikumbulia einmal beobachten konnte.

Ich glaube nicht, daß in den Ländern am Kilimandſcharo Pferdeantilopen je vorgekommen und dann erſt durch die Rinderpeſt ausgerottet ſind; kamen ſie jedoch dennoch hier vor, ſo haben ſie wohl niemals zu den häufigen Erſcheinungen gezählt.

In voller Freiheit aufgenommene photographiſche Aufnahmen der prächtigen Pferdeantilopen wären ein jeder Weidmannskunſt und -Ausdauer würdiges Unterfangen, das mir leider nicht vergönnt war.

Deſto häufiger, unzählige Male, traf ich auf eine ebenſo ſchöne wie ſcheue, hauptſächlich in den trockenſten, ariden, fern von Waſſerquellen gelegenen Steppengebieten wohnende Antilope, die Oryxantilope (Oryx callotis Thos.).

In zahlreichen Arten in Afrika und Arabien verbreitet, erreicht dieſe Antilope im Süden des Kontinents in dem, leider nach neueren Nachrichten in Deutſch-Südweſtafrika in den letzten Jahren ſehr dezimierten „Gemsbock" der Kapländer (Oryx gazella) ihre ſtärkſte Ausbildung und die anſehnlichſte und längſte Hornzier. Letztere iſt bei den männlichen Tieren ſtets ſtärker, gedrungener und kürzer ausgebildet, wie bei den Weibchen; letztere tragen dafür bedeutend längere, dünnere und ſpitzere Hörner. Eine 1900 von mir erlegte Kuh trug nur ein Horn; das zweite war abgebrochen. Dieſe Antilope erinnerte mich ganz auffallend an das engliſche Wappentier, das bekannte, ſagenhafte Einhorn.

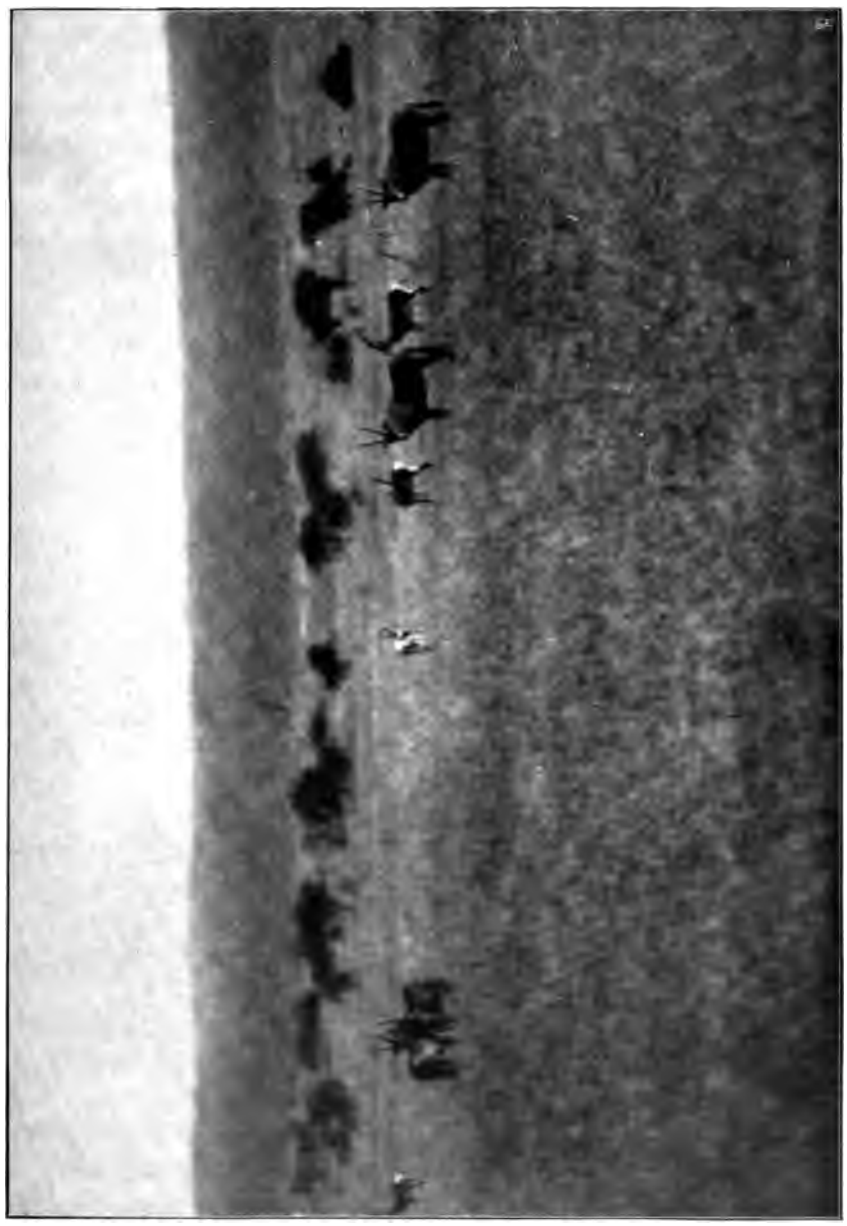
Die in Deutſch-Oſtafrika aber vorkommende Oryxart iſt die mit Haarbüſchen verzierte, „ſchönohrige" Oryx.

Den Waſwahili iſt dieſe Antilope unter dem Namen „Chiróa" bekannt, den Maſai als „ol' gamassárok" und den Wandorobbo als „Songóri".

In der Regenzeit ſind dieſe großen Antilopen ganz außerordentlich dickwanſtig und feiſt.

Bevor ich ſie in den Maſailändern jagte, hatte man dort wenig Kunde von ihrem Vorkommen; ich fand ſie jedoch äußerſt zahlreich in Herden bis zu ſechzig Stück, meiſt aber in kleineren Rudeln und, wie bei den meiſten Antilopen, alte ſtarke Böcke vereinzelt lebend. —

Ihr außerordentlich der Färbung der Steppe gleichkommendes Haarkleid, ihre Eigentümlichkeit, fernab in der Einſamkeit zu leben, iſt



C. G. Schillings phot. *R. Voigländers Verlag, Leipzig 1904.*

. . . hier fand ich die scheue Oryxantilope (Oryx callotis Thos.) in Symbiose mit der großen Gazelle (Gazella granti Brooke) . . . letztere jetzt im Juni von Oestriden sehr geplagt . . . ich entdeckte eine noch unbekannte Hypodermaart an denselben . . .

die Urſache, daß ſie verhältnismäßig ſelten von Europäern beobachtet und erlegt wird. Hat doch ein ſo ausgezeichneter Jäger, wie F. C. Selous, wie mir berichtet worden, im vergangenen Jahre mehrere Wochen vergeblich verſucht, im britiſchen Gebiet die von ihm noch nicht erlegte „Chiróa“ zu erbeuten.

Dieſe Antilope lebt oft wochenlang weitab vom Waſſer und bedarf deſſen nur ſelten; der nächtliche Tau und waſſerhaltige Pflanzen genügen ihr zeitweiſe vollkommen. Nur zur größten Trockenzeit ſucht ſie das Waſſer auf.

Außerordentlich kurz und gedrungen in ihrer Erſcheinung, beſitzt dieſe Antilope in ihren langen und ſpitzen Hörnern ungeheuer gefährliche Waffen und dürfte darum ſelbſt den Leoparden keineswegs zu fürchten haben.

Sie iſt ſo wenig bergliebend, wie das Gnu, vielmehr ein Tier der Ebenen. Scheuen Charakters vermeidet ſie bewohnte Gegenden nach Möglichkeit. Eben geſetzte Kälber fand ich im Dezember. Ihre Mütter wehrten geſchickt die übrigen Mitglieder des Rudels vor allzu großer Annäherung an ſie ſelbſt und die Jungen ab, wie ich dies ſchöne Wild auch zuweilen bei einer Art Kampfſpiel beobachten konnte, wobei die einzelnen Tiere geſchickt mit ihren ſpitzen und gefährlichen Hörnern die ſpielenden Stöße ihrer Genoſſen parierten. Gleich dem Gnu zeigt es eine beſondere Vorliebe für die Geſellſchaft von Zebras. Nicht ſelten fand ich Oryxantilopen, namentlich einzelne Bullen zur Tageszeit ruhend, ſelbſt auf kleinen Blößen inmitten ausgedehnter Suedabüſche. Hier hatten ſie ſich aber ſtets ſo niedergetan, daß ſie ſich unterhalb des Windes durchs Auge ſichern konnten; oberhalb des Windes befand ſich oft außerordentlich günſtige Deckung zum Anpürſchen. Unmöglich aber wäre es unter ſolchen Umſtänden für Raubtiere oder den Jäger ſich ihnen des ungünſtigen Windes halber zu nähern.

Auch die Oryxantilope gehört zu den zäheſten Wildarten; nur ein ſehr gut ſitzender Schuß bringt ſie zur Strecke. Die ausgewachſenen Weibchen ſind ſtets mit bedeutend längeren Hörnern geziert, wie die Männchen, deren Hörner ſtets kürzer, aber, namentlich an ihrer Baſis viel ſtärker und dicker ſind.

Auch dieſe ſchöne und intereſſante Antilope iſt lebend meines Wiſſens noch niemals nach Europa gelangt. — — —

Geweihtragende Wiederkäuer fehlen in Afrika vollkommen, mit Ausnahme zweier auf den äußerſten Norden des Kontinentes beſchränkter Hirſcharten.

Einige Arten der Waſſerböcke (Cobus) erinnern jedoch auffallend in ihren Gewohnheiten, Haltung und Betragen an Hirſche; namentlich

C. G. Schillings phot. *R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.*

In äußerſter Scheu näherten ſich die graziöſen Impalla-Antilopen (Aepyceros suara Mtsch.) der Quelle. Als mein Blitzlicht flammte, hatte ein Bock eben das Waſſer erreicht ....

die weiblichen Stücke gleichen in bemerkenswerter Weise den Tieren unseres Rothirsches. Die männlichen Wasserböcke tragen einen stattlichen Kopfschmuck in Gestalt von leierförmig gebogenen Hörnern. Im allgemeinen beobachtete ich den „Curo" der Waswahili in der Nähe des Wassers und in der Nähe von Sümpfen; er tritt jedoch auch in die offene Steppe, und zieht sich während der trockenen Jahreszeit auch in Bergwälder zurück, dort gute Deckung und Schutz vor den Fliegen findend.

Einen Augenblick verhoffte der Wasserbock — ein weibliches Stück —, mir so Gelegenheit zu einer blitzschnell ausgeführten Aufnahme aus nächster Entfernung bietend.

Cobus ellipsiprymnus nennt die Wissenschaft den im Masaigebiet heimatenden Wasserbock, den die Masaisprache mit „ol' emaingó" und die Wandorobbosprache als „ndoi" bezeichnet.

An der Meeresküste liebt der Wasserbock besonders die Nähe der salzhaltigen Creeks. Außerordentlich zahlreich fand ich ihn in der Nähe sumpfiger Flußufer, wo die Anzahl der von mir an einem Tage beobachteten Wasserböcke oft mehrere Hundert betrug. Wie bei allen Antilopen, sondern sich auch die Wasserböcke in nach Geschlechtern getrennte Rudel ab; man findet aber zur selben Jahreszeit auch einzelne Böcke bei den oft sehr zahlreichen Rudeln von Tieren. Ganz besonders liebt der Wasserbock in Flüssen gelegene Inseln, zu denen er, unbekümmert um die Krokodile, an seichteren Stellen durch die Flußarme wechselt. Dem Wasserbock ist ein höchst charakteristischer Geruch eigen,

der sich an den Standorten dieses Wildes besonders intensiv und auf weite Entfernung bemerkbar macht. Dieser teerartige Duft durchdringt auch das Wildpret, so daß dessen Genuß Europäern wenig zusagt.

Die weiblichen Wasserböcke zeichnen sich durch große Scheu und Aufmerksamkeit aus und geben stets zuerst das Zeichen zur Flucht; der oder die bei ihnen befindlichen Böcke pflegen dann stets den Beschluß des flüchtigen Rudels zu machen. Die Lebenszähigkeit dieser Antilopen ist ebenso bemerkenswert, wie die der meisten anderen afrikanischen Horn-

Die schrägen Sonnenstrahlen ließen die Kuhantilopen fast weiß erscheinen . . .

träger. Ich glaube beobachtet zu haben, daß der Wasserbock hauptsächlich Gräser äst.

Im März des Jahres 1897 zog ich allein mit einer kleinen Karawane vom Kilimandscharo der Küste zu, dem linken Ufer des Rufu folgend. Unter meinem zahmen Rindvieh befand sich auch eine schwarzweiß gefärbte Kuh. Ich bemerkte vor mir auf etwa zweihundert Schritte Entfernung plötzlich etwas Schwarzweißes und hielt dies für jene schwarzweiße Kuh, welche mit meiner Ziegenherde vorangetrieben worden war. Doch gleich darauf bemerkte ich, daß es ein männlicher Strauß war, welcher zur Mittagsstunde ein Sandbad genommen hatte und nun flüchtig wurde. Kaum eine Stunde darauf sah ich zu meiner größten Überraschung, - diesmal der Karawane voranmarschierend — abermals etwas Weißes vor mir durch die Büsche schimmern. Als ich mich erstaunt

mit dem Glase vergewisserte, was dies sei, stellte sich das weiße Etwas zu meiner freudigsten Überraschung als ein schneeweißes, weibliches Exemplar des Wasserbocks heraus. Zu meiner größten Enttäuschung fehlte ich das Tier auf weite Entfernung und in begreiflicher Aufregung.

Drei Tage blieb ich nun an dieser Stelle, vergeblich nach dem seltenen Tiere suchend: — ich habe es niemals wieder zu Gesicht be-

Von höchstem Interesse war mir die glücklich gelingende Aufnahme einer weiblichen Giraffengazelle — „Njogga-Njogga" der Wajwahili, „Nanjad" der Masai, „Moile" der Wandorobbo — in voller Flucht ....

kommen! Etwa ein Jahr später wurde es, wie mir berichtet worden ist, von zwei Europäern an derselben Stelle wiederum vergeblich bejagt.

Merkwürdigerweise waren weiße Wasserböcke meinem alten Karawanenführer nicht unbekannt. Vor Jahren hatte er annähernd an derselben Stelle mehrere Stück „Nyama nyaupe" (weißes Wild) wahrgenommen, ebenso die ihn damals begleitenden Leute. — — —

Die sogenannten Kuhantilopen sind in vielen Arten weit über Afrika verbreitet. Trotz ihrer stets vorhandenen, unverkennbaren Familienähnlichkeit weichen sie in der Färbung und namentlich in der Hörnerbildung sehr voneinander ab.

„Punju" nannten sie meine Wanyamwesiträger; mit „Kongoni" bezeichneten sie die Küstenleute; die Masai nannten sie „Logoandi" und

im älteren Idiome „Lojulúdjula“. Als Wandorobbobezeichnung der Tiere konnte ich „roboht“ erkunden.

Im Gebiete der Masaisteppe findet sich das Kongoni der Küstenleute (Bubalis cokei Gthr.), ein braungefärbtes, wie alle Kuhantilopen merkwürdig überbautes Tier. Niemals in dichter Deckung sich aufhaltend, ist es ein ausgesprochener Bewohner der Ebene, wo es scheu und vorsichtig einmal rege geworden, ein außerordentliches Stehvermögen entwickelt und sich höchst ausdauernd erweist. Je nach den Erfahrungen, die die Kuhantilope mit dem Menschen gemacht hat, ist sie oft sehr schwer zu berücken; wird jedoch das alte Leittier eines Rudels, sei es nun ein Bock oder weibliches Stück erlegt, so hält es leider oft nicht schwer, einige andere Mitglieder der Herde zu töten.

Dieses auf den ersten Anblick so fremdartig und unschön aussehende Wild bewegt sich über den unebenen Boden der Steppe mit einer Leichtigkeit, die nicht in Worte zu fassen ist. Gleich Sprungfedern scheinen die stahlharten Läufe federnd das Tier über den Boden zu tragen; unter Umständen wird die Flucht eingeleitet durch ein höchst charakteristisches Traben, eine Art Stechtrab mit weit nach vorne geworfenen Vorderläufen.

Sind die Antilopen sehr flüchtig geworden, so tragen sie den Kopf tief nach vorne gesenkt. Die Lebenszähigkeit dieses ausschließlich von Gräsern sich nährenden Wildes übertrifft nach meiner Ansicht die aller anderen afrikanischen Antilopen; ich habe alte Böcke mit vier und mehr durchaus tödlichen, schweren Schüssen sehr lange verfolgen müssen, ehe ich ihnen den Fangschuß geben konnte. Das Haarkleid dieser Wildart schimmert unter Umständen bei entsprechender Beleuchtung weißlich, wie es treffend aus einer Abbildung dieses Werkes hervorgeht.

In offenen, spärlich mit Akazien, Salvadora und Terminalien bewachsenen Bergabhängen, wie auch in der freien Ebene finden wir das „Kongoni“ besonders häufig, oftmals vergesellschaftet mit Straußen, Zebras, Gnus und Grantgazellen oder anderen Wildarten. Junge Tiere dieser Antilope, nur wenige Tage alt, die ich hauptsächlich im März und April gefunden habe, vermögen mit einer Leichtigkeit die Flucht zu ergreifen, welche der Flüchtigkeit der Alten vollständig entspricht. Einem solchen, wenige Tage alten Tiere, dessen ich mich durch einen Dauerlauf bemächtigen wollte, habe ich hauptsächlich, — allerdings in Verbindung mit schwerem Malariafieber —, jene qualvolle Herzaffektion zu verdanken, die meiner dritten afrikanischen Reise ein vorschnelles Ziel setzte.

Den Kuhantilopen, wie auch vielen anderen Antilopen, sind außer den charakteristischen Thränendrüsen Drüsen an den Läufen eigen, deren

C. G. Schillings phot. *R. Voigländers Verlag, Leipzig 1904.*

Einen Augenblick verhofften die Kuhantilopen (Bubalis cokei Gthr.), um dann im Hochgras der Steppe flüchtig zu werden . . .

Eigenart, soviel mir bekannt, noch wenig erforscht ist. Die Drüsen haben wohl den Zweck, durch Absonderung einer bestimmten Witterung die gegenseitige Auffindung der Tiere in der Wildnis zu erleichtern.

Dem Jäger gewährt diese Antilope keine besonders anziehende Jagd, da ihre flachen Hörner in keiner Weise erwünschte Trophäen bieten.

Längere Zeit hindurch vermag die Kuhantilope ohne Wasser zu leben, und die bemerkenswerte Fähigkeit mancher afrikanischer Wiederkäuer, mit sehr wenig Wasser existieren zu können, finden wir auch bei dieser Art besonders ausgebildet.

In den zum Viktoria-Nyanza abwässernden Gebieten lernte ich in früheren Jahren noch zwei andere schöne Arten der Kuhantilopen[1] kennen, nämlich die Leierantilope (Damaliscus jimela Mtsch.) und Jacksons' Hartebeest (Bubalis Jacksoni Thos.). Auch glückte mir in Britisch-Ostafrika 1897 die Erlegung einer damals in nur zwei oder drei Exemplaren bekannten Kuhantilope (Bubalis neumanni Rothschild). Zu jener Zeit hatte ich leider noch nicht den Plan gefaßt, das afrikanische Wild im Bilde festzuhalten. — — —

Die schöne und graziöse Impallah-Antilope, die Suara der Karawanenträger, deren Männchen mit prachtvollen leierartig ausgelegten Hörnern geschmückt ist, findet sich sowohl in kleineren Sprüngen, wie auch in großen Rudeln bis zu zweihundert Exemplaren, niemals auf den Ebenen, wohl aber in buschigem und mit lichtem Walde bestandenem Gelände. Sie ist befähigt, ungeheuer weite und hohe Fluchten zu machen, die das Tier mehrere Meter über den Erdboden erheben. Diese Fluchten werden von der Antilope meistens in dem Augenblicke ausgeführt, wo sie erschreckt das Weite sucht. Bei abgegebenen Schüssen ändert oft dies schöne Wild verwirrt mehrmals die Richtung, wobei die einzelnen Tiere, sich kreuzend, durch- und übereinander springen, — in sonnendurchfluteter Parklandschaft ein Anblick von berückendem Reize! Adel, Grazie, stählerne Spannkraft, wundervolle lebenskräftigste Schönheit sind hier aufs engste vereint!

Scheu und zierlich, nimmt die Impallahantilope stets auf ihre Sicherheit sorgfältig Bedacht, und der warnende Schreckton der Böcke erklingt sowohl zur Tages-, wie auch zur Nachtzeit. Der beiden Geschlechtern eigene Warnungston läßt sich am besten durch ein sehr scharf durch Mund und Nase herausgestoßenes „Tjú" verdolmetschen. Junge Impallah-Antilopen fand ich im Dezember; ihre Mütter hielten sich in der Nähe der großen Rudel auf.

Die Impallah liebt ganz besonders eben hervorsprießendes junges Gras; sie weiß dieses auf weite Entfernungen zu erkunden. Infolge

[1] Paul Matschie, „Die Säugetiere Deutsch-Ostafrikas".

dieſer Vorliebe wechſelt ſie ſehr oft ihren Standort. In der trockenſten Jahreszeit hält ſie ſich in unmittelbarer Nähe der Quellen und Bäche auf, wo man ſie ſtets in den Senkungen, denen friſche Gräſer entſprießen, wieder auffinden kann. Die Eingeborenen benutzen das, indem ſie kleine Strecken der Steppe abbrennen, auf denen ſchnell junge Grastriebe wachſen. Zu dieſen eilt die Antilope von weitem herbei, und häufig trifft man das ſchöne Wild dann zwiſchen den halb verkohlten Solanum-Stauden auf ſchwarz verbranntem Steppenboden.

Im Herbſt des Jahres 1899 bemerkte ich inmitten eines etwa zweihundert Stück zählenden Pallahrudels am Mto-Nyuki am Kilimandſcharo ein völlig weißes weibliches Stück.

Die Erlegung dieſes Stückes gelang mir zu meiner größten Freude nach einer langen und wegen der Kopfzahl der vielen vorſichtigen Tiere beſonders ſchwierigen Pürſche. Die Verfolgung geſtaltete ſich ſo ſchwierig, da die Niederungen an dieſem Bache vielfach mit faſt undurchdringlichen Sanſevieren-Dickichten bedeckt ſind. Erſt nach der dritten Kugel konnte ich mich der ſo ſehr begehrten Beute bemächtigen, und jetzt zeigte ſich, daß das Tier mit einem männlichen, völlig normal gefärbten jungen Böckchen trächtig war. Die erlegte Antilope war kein Albino, ſondern hatte normal gefärbte Augen. Längere Zeit darauf iſt dem Vernehmen nach durch eingeborene Jäger wiederum eine weiße Antilope dieſer Art erlegt worden, die nach Europa gebracht wurde.

Eine von Robert Banzer in Öhringen für mich aufgeſtellte Gruppe zeigt dies ſeltene Stück von dem von mir erbeuteten melaniſtiſchen Servalluchs und zwei anderen Servalen überfallen, und bildet eine höchſt anziehende kontraſtreiche Gruppe meines „afrikaniſchen" Jagdzimmers.

Aus der Reihe der im weſtlichen Afrika in ganz beſonders ſchönen, großen, durch meiſt außerordentlich ſtark verlängerte Hufe dem Leben im Sumpfe angepaßten Tragelaphusarten kommt im Norden Oſtafrikas nur der Buſchbock (Tragelaphus masaicus Neum.), die „Mbawara" der Waſwahili vor, im Kimaſſai „Sárga" und von den Wakamba „Nsoia" genannt. Dieſe Art iſt, obwohl an die Nähe des Waſſers gebunden, wie ſchon aus der Bildung ihrer Schalen hervorgeht, keineswegs ein Sumpftier, ſondern lebt auch in hoch gelegenen Bergwäldern und iſt in ihrem Vorkommen an ſehr beſtimmte deckungsreiche Örtlichkeiten gebunden. Ich fand den Buſchbock ſowohl in der Nähe der Küſte in dichtem Geſträuch, als auch an Flüſſen und in 2000 Meter Höhe auf den Bergen der Maſaiſteppe. Dieſe Antilope gibt einen eigentümlichen Schreckton, weithin hörbar, von ſich, läßt den Jäger zur Tageszeit oft ſehr nahe herankommen, ehe ſie plötzlich die Flucht ergreift, und geht frühmorgens

und abends auf Lichtungen zur Äsung aus. Unter allen Umständen liebt sie sehr dichten und üppig bestandenen Busch. Alte Böcke verlieren allmählich die schöne braune Färbung und weiße Fleckung und werden im höheren Alter immer dunkler. Die Eingeborenen behaupten, daß diese Antilopenart unter Umständen, wenn verwundet, sich sehr angriffslustig und gefährlich zeige. Ich fand mehrmals, daß krankgeschossene Buschböcke ein tiefes rehbockartiges Klagen ausstießen. Einige Stämme verschmähen das Wildpret des Buschbockes. Im März beobachtete ich diese Antilope bei Arusha Chini mit geringen Kälbern.

Infolge ihrer schattenreichen Aufenthaltsorte gelang es mir leider nicht, eine brauchbare photographische Abbildung zu erzielen.

Eine Fülle von herrlichen Antilopenarten bieten dem Weidmann im schwarzen Erdteil Gelegenheit zu anziehenden Pürschgängen. Aber freilich, die begehrteste Trophäe des deutschen Jägers, das kapitale Hirschgeweih, muß ihm dort versagt bleiben!

Dafür aber entschädigen ihn zahlreiche Hornträger in reichlicher Weise, und auch heute noch winken dem forschenden Jägersmann dort drüben in Urwald, Sumpf und Steppe Trophäen von höchstem Reize — unentdeckte unbekannte Wildarten!

C. G. Schillings phot. *R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.*

Die Zahl der Zebras, Gnus, Kuhantilopen und Gazellen spottete jeder Beschreibung. Einzelne Strauße und ein Giraffenrudel zeigten sich in weiter Entfernung. Der reine Steppenwind war mit dem starken Geruch der prägnanten Witterung so vielen Wildes gesättigt!

Gewaltige Wildmengen belebten die weite Salzsteppe . .

XXVI.

Gazellen und Zwergantilopen.

Die beiden häufigsten Gazellenarten der Masai-Nyika sind die Grant-Gazelle (Gazella Granti Brooke.) und die sehr ähnlich gefärbte, aber bedeutend kleinere Thomson-Gazelle (Gazella thomsoni Gthr.).

Die große und schöne Grantgazelle, deren Böcke prächtig geschweifte, und deren Weibchen stets ebenfalls schöne lange, wenn auch schwächere Hörner tragen, wurde erst im Jahre 1860 durch Speke und Grant in Ugogo aufgefunden und bekannt, auf ihrem Wege zum damals von ihnen entdeckten Victoria-Nyanza. Die kleinere Gazellenart, die „Goilin" der Masai, verdankt dem englischen Reisenden Thomson erst 1883 ihre Entdeckung.

In oft vielköpfigen Rudeln finden wir die stattliche Grantgazelle im ganzen Masailand, höchst selten in einzelnen Exemplaren, oft aber in Herden, die entweder nur aus weiblichen Tieren und nur aus Böcken bestehen, oder auch aus einer Anzahl weiblicher Tiere mit einem oder einigen Böcken.

Einzelne weibliche Grantgazellen fand ich in den Sommermonaten häufig inmitten großer Grasflächen, und es gelang mir dann zuweilen, ihre Kälber aufzustöbern, die in der Nähe verborgen waren.

Sind diese etwas herangewachsen, so sucht ihre Mutter mit ihnen wiederum das Rudel auf. Diese Gazellen meiden den Wald, finden sich in ihm nur in der Formation lichten Buschwaldes, äsen jedoch nicht nur Gräser, sondern auch Blätter und einige Baumfrüchte, namentlich häufig die Früchte einer großen Solanumart.

Die Hörner der Männchen weichen sehr voneinander ab; manchmal sind sie sehr weit auseinandergebogen, aber auch wieder sehr eng

zuſammengeſtellt. Ich fand jedoch beiderlei Hörner an ein und derſelben Örtlichkeit vor und ſammelte eine große Reihe in allen verſchiedenen Formen. Dieſes Wild hat die Eigentümlichkeit, beim Flüchtigwerden außerordentlich viele Haken zu ſchlagen; man bemerkt dies namentlich von den weiblichen Stücken, die in der Flucht ſtets die Führung übernehmen, während der Bock oder die Böcke des Rudels bedächtig den Beſchluß zu machen pflegen. Die Böcke ſehen außerordentlich gravitätiſch aus, wenn ſie, mit ſteif gehaltenem Hals die ſchwere Laſt der Hörner tragend, langſam fortziehend nach dem Jäger äugen; ihre Weibchen aber ſind die Grazie und Beweglichkeit ſelbſt und wiſſen erfreulicherweiſe

In den menſchenleeren Einöden waren Grantgazellen häufig und wenig ſcheu . . Zweifellos werden ſich mehrere, gut voneinander unterſcheidbare Arten dieſer herrlichen Gazelle ergeben, wenn erſt unſere Muſeen über ein genügendes Material verfügen werden . . .

dort, wo ſie bereits viel gejagt worden, alle Liſten des Jägers häufig zuſchanden zu machen.

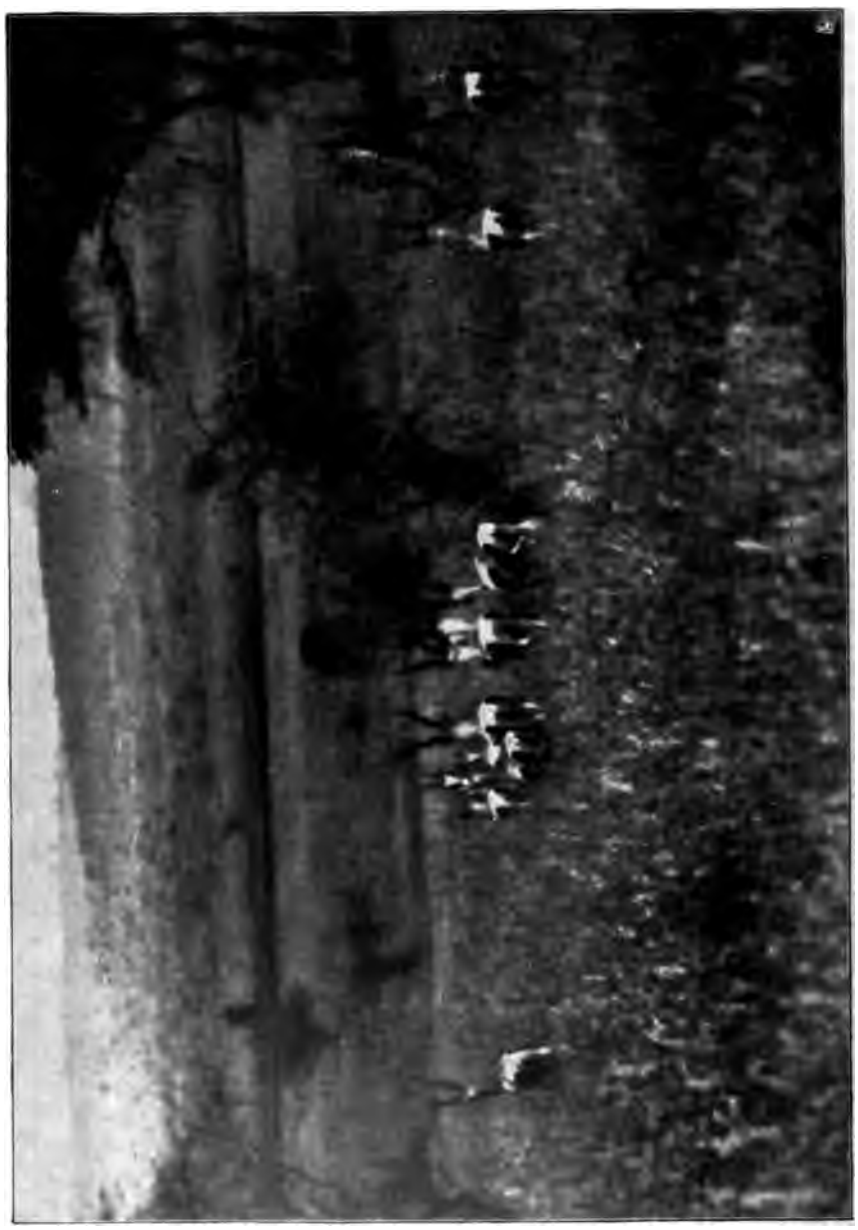
Die Grantgazelle wird in unſern Frühlingsmonaten außerordentlich von einer von mir entdeckten Hypoderma nov. spec. gequält, leidet zur ſelben Zeit auch ſehr unter den Bremſen, die ich ebenfalls in einer neuen Art (Pangonia nov. spec.) an ihnen fand. Die Larven des erſtgenannten Schmarotzers durchlöchern die Decke des Wildes beim Verlaſſen ihres Wirtstieres; davon befallene Stücke machen einen außerordentlich jämmerlichen Eindruck und ſind ſchlecht im Wildpret. Dieſe Gazelle iſt nicht an das Waſſer gebunden, ſondern man findet ſie häufig außerordentlich weit von Waſſerplätzen entfernt in der Steppe.

Durch ein mit einem Paare ſtattlicher ſpitzer Hörner geſchmücktes Grantgazellenweibchen bin ich einſt in große Gefahr geraten. Mein Freund Alfred Kaiſer hatte gelegentlich meiner erſten Anweſenheit in Oſtafrika mit mir in der Gegend des Meruberges einen Spaziergang unternommen. Wir raſteten neben einer Fallgrube der Eingeborenen, in der ſich ein Nashorn in der Nacht gefangen hatte, als wir plötzlich auf weite Entfernung auf einem Hügel vor uns eine einzelne Grantgazelle bemerkten. Mit der mir vollkommen unbekannten Büchsflinte meines Freundes bewaffnet, pürſchte ich die Gazelle an und ſchoß auf dreihundert Schritt — ein näheres Anpürſchen war nicht möglich —

Grantgazellen mit weit ausgelegten Hörnern waren am ol Donjo l'Engai nicht ſelten . . . ihre Rudel geben der oſtafrikaniſchen Steppe ein fauniſtiſches Gepräge von großem Reiz . . .

mit entſprechend geſtelltem Viſier die großkalibrige Kugel auf das Tier. Auf den Schuß wurde ſie außerordentlich flüchtig und kam — ich vermute, daß ihr Junges nicht weit von meinem Standorte im Graſe verſteckt war — mit lautem, blökendem Geſchrei, ſtark ſchweißend, flüchtig den Hang hinab auf mich zu. Im Anfange traute ich meinen Augen nicht, merkte jedoch bald den Ernſt der Situation, und es gelang mir im letzten Augenblicke, die erboſte Gazelle wenige Schritte vor meinen Füßen mit dem zweiten Laufe im Feuer ein Rad ſchlagen zu laſſen. Wäre mir dies nicht gelungen, ſo hätte mich das Tier unzweifelhaft mit ſeinen Hörnern durchbohrt. Man bedenke, wie gefährlich ein zahmer Rehbock unter Umſtänden für Menſchen werden kann!

Von einem ähnlichen Betragen dieſer Gazellenart habe ich nie wieder gehört; Kaiſer aber und ich werden dieſe Szene wohl niemals vergeſſen.



C. G. Schillings phot. R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.

Immer wieder ließ ich auf Rudel der schönen Grantgazellen.

C. G. Schillings phot. R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.

Im Hochgrase in voller Flucht befindliche Grantgazellen-Böcke.

Die ähnlich gefärbte und gestaltete Thomsongazelle oder Zwerggazelle ist eine bei weitem ausgeprägtere Bewohnerin offener Grasflächen. Sie scheint ausschließlich auf die Masailänder beschränkt zu sein und ist nicht nur bedeutend kleiner als die Grantgazelle, sondern auch geistig ihr nicht ebenbürtig und nicht so zierlich und edel.

Das Benehmen der Thomsongazellen hat vielmehr etwas, ich möchte sagen, ungemein Schafartiges. Die Tiere lassen sich, wo sie noch nicht beschossen worden sind, auf offener Steppe bis auf etwa hundertundzwanzig Schritte angehen, ziehen dann langsam vor dem Schützen her und zeigen in jeder Weise ein unintelligentes Wesen. Sie sind ausschließlich Grasfresser. Die Böcke, die man nicht selten — im Gegensatz zu den Grantböcken, allein antrifft, tragen verhältnismäßig sehr lange und starke Hörner, die manchmal sehr dicht mit den Spitzen zusammengestellt sind, niemals jedoch weit auseinandergebogen verlaufen, wie bei manchen Grantgazellen.

Höchst bemerkenswert ist es, daß die weiblichen Thomsongazellen fast ausnahmslos verkrüppelte und schlecht ausgebildete Hörnchen tragen; man findet auffällige Deformationen sehr häufig. Auch erlegte ich einst einen Zwerggazellenbock, der bei ganz normaler Form der Hörner und normaler schwarzer Färbung ihres unteren Teiles völlig pigmentlose weiße Hornspitzen aufwies. Deformationen der Hörner bei Böcken habe ich dagegen nie gefunden. Beim Flüchtigwerden pflegen sich diese Gazellen anfangs in einer höchst stöckrichten steifen Haltung fortzubewegen. Niemals jedoch tragen sie den Kopf bei der Flucht hoch, sondern — namentlich in voller Flucht — nach Art der Bubalisarten auffallend tief, wobei das ganze Gebäude des Tieres flach und langgestreckt erscheint. Nur beim Traben wird der Kopf etwas höher getragen, namentlich von den Böcken.

In der Nähe der von Masai geweideten Viehherden findet man häufig Zwerggazellen ganz vertraut mitten unter dem zahmen Vieh äsend, namentlich unter den Ziegenherden.

Wild jeder Art zeigt sich überhaupt den niemals Wildfleisch verzehrenden Masai gegenüber außerordentlich vertraut.

Die Böcke fand ich zuweilen derartig eifrig miteinander kämpfend, daß ich sie fast mit Händen fangen konnte. Diese kleine Gazelle zeichnet eine höchst auffallende Eigenschaft aus, die ich eigentümlicherweise von anderen Autoren nicht erwähnt gefunden habe. Wo und wann man nämlich auch die Tiere erblickt, bewegen sie ihre langen Wedel sehr stark und heftig hin und her, ganz besonders, wenn sie argwöhnisch nach dem sich Nahenden äugen und auch wenn sie flüchtig werden.

Unter allen Umständen vermag man an diesem Schwanzwedeln die Thomsongazelle zu erkennen!

Hier und da findet man sie in Gesellschaft und Gemeinschaft anderer Wildarten lebend. So habe ich einen einzelnen Bock zusammen mit einer weiblichen Giraffengazelle und einem alten Gnubullen tagelang beobachten können.

Auf dem linken Ufer des Panganiflusses habe ich diese Zwerggazelle niemals bemerkt, sonst aber sehr häufig gefunden. In außerordentlich großer Anzahl, nach vielen Tausenden Stück, sah ich sie am Nakuro und Elmenteita-See im englischen Gebiete.

Die zierlichen Zwergantilopen (Nesotragus moschatus von Dub.) konnte ich lebend an die Küste bringen.

Im August fand ich kürzlich gesetzte Kälber, zur selben Zeit aber auch sehr kleine Embryonen.

Die Zwerggazellen bilden eine eigenartige Zierde der Salz- und Natronsteppen in der weiten Nyika. Hoffentlich bietet ihnen die unendlich große ostäquatoriale Steppe noch lange Schutz und Heim, zusammen mit den schönen Grantgazellen!

Unter den Gazellen finden wir in Afrika zwei einander ähnliche Arten, die in jeder Beziehung auf das erstaunlichste, ich möchte fast sagen, übertriebenste ihren öden Aufenthaltsorten angepaßt sind.

Man denke sich eine übermäßig schlanke und graziöse, fast einfarbig bräunlich gefärbte, gehörnte Miniaturgiraffe, die noch dazu befähigt ist, sich nach Ziegenart auf den Hinterläufen aufzurichten, um

so an Büschen und Bäumen zu äsen. Eigentümlich gestaltete Hörner schmücken die männlichen Tiere, die Weibchen sind hornlos. Die eine Art, die Clarke-Gazelle (Ammordorcas clarkei Thos.), ist bisher nur innerhalb ganz beschränkter Örtlichkeiten des Somalilandes festgestellt worden; gegenteilige Angaben dürften mit Bestimmtheit irrtümlich sein. Das Verbreitungsgebiet der anderen Art, der sehr ähnlichen Wallersgazelle (Lithocranius walleri Brooke), ist bei weitem ausgedehnter und erstreckt sich nach meinen Beobachtungen weit hinein in die Steppen Deutsch-Ostafrikas. — Bis zur Feststellung dieser eigentümlichen Gazelle in Deutsch-Ostafrika im Jahre 1896 durch mich war diese den Waswahili unter dem Namen „Njogga-Njogga", den Masai aber als „Nanjád" und den Wandorobbo als „Moile" bekannte Gazelle, für jene Gebiete nicht nachgewiesen worden. Allerdings erwähnte Graf Teleki, wie von Höhnel in dem wundervollen, die große Entdeckungsreise beider Herrn zum Rudolf- und Stefanie-See beschreibenden Werke ausführt, einer übermäßig schlanken, von ihm erlegten Gazelle in der Nähe des Panganiflusses, ohne indes weitere Angaben zu machen. Ich vermute, daß es sich in diesem Falle um die ihm nicht bekannte Wallersgazelle gehandelt hat.

Zu einer meiner ersten interessanten Beobachtungen gehörte es, als ich in der Nähe von Buiko am Fuße des Süd-Paregebirges einen Bock dieser schönen Gazellenart in dem Augenblicke wahrnahm, da er sich, grell beleuchtet von der untergehenden Abendsonne, auf den Hinterläufen aufgerichtet hatte, um — zur Trockenzeit — die spärlichen Blätter niedriger Mimosen abzuäsen. Ich war überrascht von dem seltsamen, unerwarteten Anblicke, und glaubte es einen Augenblick mit einer jungen Giraffe zu tun zu haben! Hierbei muß man die Schwierigkeit richtiger Taxierung der Größenverhältnisse, namentlich unbekannter Objekte, in der klaren Luft der Steppe in Rechnung ziehen! Gleich darauf aber erkannte ich meinen Irrtum. Aus Abbildungen war mir das Aussehen der Wallersgazelle bekannt, und freudig fuhr mir der Gedanke durch den Kopf, daß ich durch meine Wahrnehmung eine hier gar nicht erwartete Wildart aufgefunden hatte. Groß war mein Wunsch, der Gazelle habhaft zu werden, aber bei der unsicheren Abendbeleuchtung fehlte ich das so schmale, fast messerartig dünne Tier spitz von hinten zu meinem lebhaftesten Mißvergnügen. Auch meine zweite Kugel verfehlte das wie ein Schatten verschwindende seltene Wild.

Am nächsten Morgen jedoch erlegte ein anderer Europäer ein weibliches Stück dieser Art. Zu meiner Freude wurde so meine Beobachtung bestätigt, deren Mitteilung am Abend vorher Zweifeln begegnet war — und nach Lage der Sache gerechtfertigten. — Es war

C. G. Schillings phot. *R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.*

Die ſeltſame Giraffengazelle (Lithocranius walleri Brooke) **konnte ich 1896 für Deutſch-Oſtafrika feſtſtellen. Ein Bock dieſer ſchönen ſcheuen Gazelle wurde von mir ſichernd im Bilde feſtgehalten.**

dies einer der treffendsten Beweise für die damalige höchst oberflächliche Kenntnis der Verbreitung ostafrikanischer Tierarten, gerade wie meine spätere Auffindung der gestreiften Hyäne und die Feststellung ihrer außerordentlichen Häufigkeit.

Bald konnte ich beobachten, daß die Giraffengazelle außerordentlich häufig und überall zerstreut vorkommt, ein nur dem kundigen Weidmann erreichbares Wild. Inmitten dichster Dornenwildnis vermag sie zu leben, weit ab vom Wasser. Dabei ist sie mit der Fähigkeit begabt, inmitten ödester wasserlosester Aufenthaltsorte, dennoch genügend frische Triebe, dünne Zweige, grüne Blätter zu finden, deren sie ausschließlich zu ihrer Ernährung bedarf. Inmitten einer Vegetation von Euphorbien, Cissus quadrangularis, Sanseviera cylindrica, Sanseviera Volksenii und Strauchakazien fühlt sich die Giraffengazelle in der hungrigsten Steppe wohl. Die früheren Angaben, daß sie sich hauptsächlich von vertrocknetem Grase in der Nähe der Regenstrombetten ernähre, habe ich absolut nicht bestätigt gefunden. So weit verbreitet diese Gazelle ist, so sehr ist sie doch an einen ganz bestimmten Charakter der Steppenflora gebunden, der weit leichter durch Erfahrung kennen zu lernen, als zu beschreiben ist. Sowohl innerhalb ausgedehnter Akaziensteppen, wie auch inmitten hügeliger Landschaften ist sie nicht selten. Üppigere Vegetation aber meidet das Tier, ebenso Wälder. Früh gegen Morgen und gegen Abend ist sie rege; die übrige Tageszeit wird im Schatten von Akaziensträuchern verbracht. Bei nahender Gefahr pflegt sie, wie in Erz gegossen, zu verhoffen, wobei ihr übermäßig langer Hals stark und gerade aufgerichtet wird.

Hat sich die Gazelle über die Nahenden orientiert, so gleitet sie fast zu einer Linie ausgestreckt, mit weit vorgebogenem Halse, lautlos wie ein Schatten über den Boden zur nächsten Deckung. Erstaunt nimmt der folgende Jäger wahr, daß sie wie vom Boden verschlungen seinen Blicken entschwunden ist und bleibt. Von einem Hügel aus kann man so wahrnehmen, daß sie, stets unter geschickter Benutzung der vorhandenen Deckung, außerordentlich bald aus dem Gesichtskreis entschwindet. Diese Eigentümlichkeit, ihre dem Boden so angepaßte Färbung, ihre messerartige Schmalheit und ihre Vorsicht machen es erklärlich, daß die vielen früheren Reisenden sie nicht wahrgenommen haben.

Zur Mittagstunde in der heißen Zeit pflegte ich sie besonders gern zu jagen. Es bedarf allerdings eines die furchtbare Hitze nicht scheuenden Jägers und großer Passion, um diese Jagd auszuüben; dann aber kann sie an geeigneten Örtlichkeiten höchst interessant und ergiebig werden. Wie zahlreich die Wallersgazelle im Norden Deutsch-Ostafrikas vorkommt, beweist der Umstand, daß ich in der Nähe des Kitumbin-Vul-

kanes zur Mittagzeit innerhalb weniger Stunden fünf Wallersböcke zur Strecke brachte und außerdem vierzehn weibliche Tiere hätte erlegen können!

Diese Jagdart ist höchst anstrengend. Es gilt innerhalb des so mühsam zu durchkreuzenden Dornenrevieres möglichst lautlos und nicht zu langsam sich fortzubewegen und entweder das Verhoffen des Tieres wahrzunehmen, oder aber eine Kugel flüchtig anzubringen. Eine allzu langsam ausgeübte Pürsche wird häufig diese Miniaturgiraffe veranlassen, flüchtig zu werden, ehe der Schütze sie zu sichten vermag. Von höchstem Reize ist die Beobachtung einzelner Giraffengazellen oder kleinerer Rudel, die ich bis zur Stärke von acht Stück vereinigt fand, wenn sie gegen Abend ihrer Äsung nachgehen, und sich dabei, wie gesagt, zuweilen auf den Hinterläufen aufrichten. Das geschieht jedoch nicht allzu häufig und hauptsächlich zur trockenen Zeit, in der die Gazelle besonders rege sein muß, um ihre starken Ansprüche und Bedürfnisse in bezug auf frische Vegetation zu befriedigen.

Dieses in so unwirtlichen Gegenden heimatende Tier vermochte bisher menschliche Hand weder lebend in der Gefangenschaft zu erhalten, noch viel weniger aber nach Europa überzuführen. Gleich dem herrlichen Kilimandscharo-Seidenaffen (Colobus caudatus Thos.) scheint sie an so außerordentlich fein differenzierte Existenzbedingungen gebunden, daß Ersatz dafür ihr vom Menschen nicht geboten werden kann. So sehr auch ein Meister der Tieraufzucht, wie Menges, sich im Somalilande darum bemühte: dies schöne Ziel zu erreichen, blieb ihm versagt. Bedauerlicherweise; denn für uns in Europa gäbe es kein interessanteres Prototyp der afrikanischen Steppenfauna, als dies ihr graziöses, eigenartig schönes, so eifersüchtig bewahrtes Schoßkind. — —

Wer meine Ansicht über die Differenzierung der Tierpsyche kennt, weiß freilich, daß ich die Fehlversuche des Haltens der Giraffengazelle in Gefangenschaft vor allem auch auf unbefriedigte psychische Bedürfnisse zurückführe: Man versuche vor allem, etwaigen Gefangenen Freunde in Gestalt von Ziegen beizugesellen! Nichtsdestoweniger ist es eine bedauerliche Tatsache, daß eine Anzahl der hervorragendsten Mitglieder der afrikanischen Fauna kaum je lebend nach Europa gelangen wird. Die Kinder der Steppe sind eben allzu subtil und delikat trotz ihrer „unwirtlichen" Heimat! — — —

Unter den Antilopen von annähernd derselben Größe wie die Giraffengazelle finden wir die Riedböcke weit verbreitet. Zwei sehr verschiedene Aufenthaltsorte ließen Riedböcke der sumpfigen Ebenen und solche der Berge entstehen; aber sowohl diese wie jene finden wir wieder sehr genau verschieden, je nach ihren geographischen Wohn-

gebieten. Eine kahle Stelle und Drüse unter dem Ohr kennzeichnet alle Riedböcke ohne Ausnahme.

Eine eigenartig schöne Erscheinung in bergigen Revieren ist der Masai-Bergriedbock (Cervicapra chanleri Rothschild), durch Aussehen und Lebensweise wohl zu unterscheiden von den Riedböcken der Niederungen.

Etwa um die Zeit meines ersten Aufenthaltes in Afrika fand der amerikanische Reisende Chanler in Britisch-Ostafrika einen langhaarigen grauen Riedbock, welcher ausschließlich auf Bergen vorkam.

Der Erste, der dieses schöne Wild, eine zoogeographisch dem südafrikanischen Rooi-Rehbock (Cervicapra fulvorufula) nahestehende Wildart, in Deutsch-Ostafrika fand und heimbrachte, war ich. Er bildet zur Zeit der Niederschrift dieser Zeilen noch eines der seltensten Objekte unserer Museen.

Ausschließlich im Gebiete der Berge, mindestens aber hoher Hügel, habe ich diesen Riedbock aufgefunden. Ich muß sagen, daß sein Name kaum zutreffend ist, da er nicht im Ried lebt, sondern teils innerhalb mäßig hoher Stauden und Büsche, teils auf den Halden und Kuppen im Bergrevier. Hier finden wir ihn recht zahlreich in kleinen Sprüngen bis zu fünf Stück auf den westlichen Abhängen des Kilimandscharo und auf allen Bergen der Masaisteppe. Ich kann meine Verwunderung nicht unterdrücken, daß frühere Beobachter ihn nicht bemerkt haben. Chanlers Riedbock ist nicht unbedingt ans Wasser gebunden, findet sich vielmehr auch auf trockenen, grasigen Hügeln. In solcher Umgebung hat ihn späterhin auch Lord Delamere in der Nähe des Rudolfssees erlegt.

Durch große Teile Westafrikas finden wir in verschiedenen Arten je einen Riedbock der Ebene und einen Riedbock, der auf Bergen lebt. Chanlers Riedbock ist die für die Masaisteppe in Frage kommende, auf Bergen lebende Art. Ausgezeichnet ist dies Wild durch einen seltsam langen Wedel, die sympathische isabell-gräuliche Färbung, die weiße Unterseite und die eigenartig lange Behaarung. Je nach der Beleuchtung erscheint das Tier verschiedenartig gefärbt, immer aber ist es durch den langen auffallenden Wedel leicht kenntlich.

Der Bergriedbock bildet zusammen mit dem Buschbock (Tragelaphus masaicus Neumann) und dem Klippspringer (Oreotragus schillingsi Neumann) eine anziehende, zoologische Staffage der Berge und Höhen, und alle drei Tierarten gewähren dem unverdrossenen Jäger und Beobachter, der unter äquatorialer Sonne mit Genuß zu pürschen fähig ist, reizvolle Jagden. Gegen Abend trifft man bei vorsichtiger Pürsche die kleinen Sprünge dieses Riedbockes an den Berghängen äsend

an; zur sonstigen Tageszeit werden sie hier und da vor dem Menschen flüchtig, ähnlich dem gewöhnlichen Riedbock. Die Hörner dieser Antilope erreichen niemals die Stärke ihres Vetters aus dem Ried der Ebenen und Sümpfe; seine Färbung gewährt ihm trefflichen Schutz inmitten seiner felsigen, steinigen Wohnorte.

Ein naher Verwandter ist der eigentliche Riedbock (Cervicapra wardi Thos.), der, weit über Afrika verbreitet, die Masailänder in dieser zoogeographischen Art bewohnt. Seine Größe bleibt sehr erheb-

In den grasigen Berghalden des Gilei-Vullanes gelang mir endlich in etwa 3000 Meter Höhe die Aufnahme eines Bergriedbockes (Cervicapra chanleri Rothschild).

lich zurück hinter der der südafrikanischen Riedböcke, und seine stärksten Hörner erreichen nicht einmal annähernd die Stärke seines südlichen Vetters.

Morgens und abends findet man ihn einzeln und in kleinen Gesellschaften, stets in der Nähe des Wassers in den grasigen, deckungsreichen Ebenen, wo er um die übrige Tageszeit der Ruhe pflegt.

Durchquert man die mit Hochgras bestandenen Ebenen, die von dichten Stauden bedeckten Plateaus, oder Schilf und Binsen, so wird dieser Riedbock, — der häufig den Menschen außerordentlich nahe herankommen läßt — mit einem plötzlichen, sehr schnellen und heftigen Sprunge flüchtig. Mehr als einmal bin ich durch ihn erschreckt worden, gefährliches Wild vermutend; immer aber ist seine Erlegung während

der Flucht außerordentlich schwierig, da er mit größter Gewandtheit Haken schlägt, und, vom Hochgras verdeckt, mit der Büchse kaum zu erlegen ist. Eine Schrotflinte würde ihn leicht zur Strecke bringen, — müßte aber stets gespannt zur Hand sein!

Im Panganitale verwandte ich einst einen ganzen Tag darauf, eines starken männlichen Riedbockes habhaft zu werden, um eine komplette Riedbockfamilie in diesem Saisonkleide für das Museum zusammenzustellen, bis es mir endlich gelang, eine gute Kugel in voller Flucht anzubringen.

Wo erstickende Hitze brütend über den moorigen Binsenmorästen liegt, die, von einzelnen Schilfkaupen unterbrochen, sich am Flusse dahinziehen, uns nur wenige Meter weite Fernsicht gestattend — da ist das echte und rechte Reich des Riedbockes!

Im August fand ich die weiblichen Stücke trächtig, die Böcke aber außerordentlich scheu und erst nach langem Bemühen konnte ich einige alte, starke Böcke erlegen.

Im allgemeinen wird die Pürsche zur Morgen- und Abendstunde am erfolgreichsten sein; man hat aber sehr mit dem Umstande zu rechnen, daß die Riedböcke durch einen pfeifenden Warnungston sich gegenseitig von der Annäherung des Jägers zu verständigen pflegen. Dieser Warnungston wird auch von Wasserböcken wohl verstanden; ebenso achtet die Vogelwelt auf ihn. Erschallt der pfeifende Ton durch Schilf und Binsen, so steigen oft plötzlich erschreckte Ibisse und Reiher aus Lachen und Tümpeln in die Lüfte empor.

Angeschossene Riedböcke haben die Gewohnheit, außerordentlich dichte, schützende Schilfdickichte aufzusuchen, und sind dann sehr schwer aufzufinden.

Der Riedbock müßte nach seiner Lebensweise und durch seine Aufenthaltsorte ganz besonders geschützt scheinen, fähig, auch nach Eindringen der Kultur noch in größerer Anzahl zu existieren. Besser als Steppentiere, die nur auf freien Flächen zu leben vermögen, müßte er als deckungliebendes Tier imstande sein, sich auch dann noch zu schützen.

Leider berichtet das ausgezeichnete Werk: „Great and small Game of Africa“,[1] daß der beispielsweise in Natal, Zululand und Betschuanaland einst häufige Riedbock jetzt sehr selten geworden, und auch in Transvaal und Swaziland nicht mehr häufig zu finden sei. — — —

In den Bergen der Nyika lebt eine prächtige Miniaturgemse, der Klippspringer, den ich in einer neuen Art (Oreotragus schillingsi Neumann) auffand.

---

[1] London, Rowland Ward 1899.

Wie ein Federball fliegt dies herrliche, mit dichtem, grau-grünlich-weißem Grannenhaar bedeckte Geschöpf von Fels zu Fels, dabei einen hellen Warnungspfiff ausstoßend. —

Der Klippspringer wird von den Masai, so weit ich feststellen konnte, „n'gossoirú" genannt. Ich fand diese schöne Bergantilope überall im abflußlosen Gebiete an Bergabhängen sowohl, als auch im zerrissenen, felshügelbedeckten Steppengebiete des Masaihochlandes.

Buschsteppe und Waldungen aber sind belebt von einer Reihe anziehender Zwergantilopen. Die Schopfantilope (Cephalolophus harveyi Thos.), der Ducker (Sylvicapra ocularis Ptrs.), die Windspielantilope (Madoqua kirki gthr.), das Steinböckchen (Raphiceros neumanni Mtsch.), das Moschusböckchen (Nesotragus moschatus van Dub.) und andere Arten zwerghaft kleiner Gesellen unter den Antilopen habe ich oft erlegt und für unsere Museen gesammelt. Um sie aber photographisch festzuhalten, fehlte meist an ihren Aufenthaltsorten das rechte Licht!

Vielleicht wird es später gelingen, auch diese zierlichen Gnomen afrikanischer Wildnis auf die Platte zu zaubern!

Zuweilen erblickt man nur aus weiblichen Tieren bestehende Rudel von Grantgazellen . .

Raphia- und Dumpalmen, Tamarinden und Baobabs fanden sich in der Nähe des Flusses, im Hintergrund gewahrte man die Ausläufer des Südparegebirges.

XXVII.

Affen.

Die anthromorphen Affen, die mächtigen und noch wenig erforschten Gorillas und die Chimpansen, bis vor kurzem nur von der Küste im Westen Afrikas bekannt, wurden neuerdings auch in Deutsch-Ostafrika vereinzelt in den Wäldern seiner westlichen Grenze aufgefunden.

Der Père Guillemé, der lange Jahre am Tanganyika gelebt, alle seine Gefährten unter den Missionaren dem tückischen Klima hatte erliegen sehn und nun wiederum mit gegen zwanzig weißen Vätern hinauszog, teilte mir schon 1899 mit, daß am urwaldbedeckten Mzauaberge im Westen des Tanganyika in einer Höhe von gegen 1700 Meter der „Soko" genannte Chimpanse vorkomme. —

Auch in dem Grenzgebiete Deutsch-Ostafrikas wurde später dieser Menschenaffe aufgefunden, ein deutschostafrikanischer Gorilla aber (Gorilla Beringei Mtsch.), ist erst kürzlich vom Kivusee durch Hauptmann von Beringe bekannt geworden und von Professor Matschie zu Ehren seines Entdeckers benannt worden. Diese Art unterscheidet sich, wie mir Herr Professor von Hansemann bestätigt, auch im Schädelbau wesentlich von den bisher untersuchten Gorillas der westafrikanischen Küstenländer.

Unvergeßlich wird allen Besuchern der allgemeinen deutschen Geweihausstellung im Jahre 1900 der in einer westafrikanischen Pflanzung zufällig erlegte, kolossale Gorilla bleiben, welcher dort in einem männlichen Exemplare ausgestellt, höchst wahrscheinlich nicht einmal die volle

C. G. Schillings phot. *R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.*

Mein „Bega“ (Colobus caudatus Thos.), **der als einziges Exemplar seiner Art zwei Jahre im Berliner Zoologischen Garten lebte.**

Größe zeigte, die dieser riesige Menschenaffe, „der Schrecken des Urwaldes", in sehr alten Männchen zu erreichen vermag . . . . . .

Phantastische und ausgeschmückte Berichte über diesen riesigsten, heute lebenden Affen besitzen wir in der Afrikaliteratur früherer Zeit zur Genüge. Einem Deutschen aber, von Koppenfels, haben wir dann wieder Nachrichten über dieses Tier zu verdanken, und wüßten vielleicht noch mehr über seine Lebensweise und seine Gewohnheiten, wenn dieser Berichterstatter nicht, von Büffeln schwer verwundet, in die Heimat zurückgekehrt und den Folgen dieser Verletzungen erlegen wäre.

Kürzlich erst aber wurde uns wiederum durch Zenkers zuverlässige Forschungen erfreuliche Kunde über diesen Urwaldbewohner, dessen Lebensweise inmitten seiner Urwälder zu ergründen mir stets als lockendes Ziel vor Augen schwebt . . . . . .

Im größten Teile von Deutsch-Ostafrika und im besonderen in den von mir bereisten Gebieten, den Masaihochländern, sind weder Chimpanse noch Gorilla zu finden. Dahingegen bergen sie einige Arten einer hochinteressanten, eigentümlich gestalteten Affenart, die, scheu und zurückgezogen auf hohen Bäumen im Walde lebend, sich fast ausschließlich von Blättern ernährt.

Es sind die Seidenaffen (Colobus),[1] große, lang und seidenartig behaarte, mit buschigen Schwänzen gezierte, schwarzweiße Tiere mit ernsten, bärtigen Gesichtern, deren wohl zweifellos schönste Art, der „Bega" der Eingeborenen (Colobus caudatus Thos.), in den Bergwäldern des Kilimandscharo und des Merubergs heimisch ist. Die „Begas" sind daumenlos, und mit hastigen, ungestümen Bewegungen rupfen sie ihnen erwünschte Blätter von den Zweigen und führen sie zum Munde. Oftmaliges Rülpsen unterbricht ihre Nahrungsaufnahme, die nur morgens und abends stattzufinden pflegt. Gefangene Exemplare pflegen niemals Beißversuche zu machen, bevor sie nicht mit den Händen ihren Gegner umklammert und dem Munde möglichst nahe gebracht haben.

In kleineren und größeren Gesellschaften finden sich diese wundervoll ihren Aufenthaltsorten angepaßten, melancholischen Tiere in den Kronen der Urwaldriesen. Wo diese im Schmucke lang herabwallender, grauweißer Bartflechten dunkle Wälder bilden, heimatet der „Bega", in gewaltigen Sprüngen von Ast zu Ast, von Baumkrone zu Baumkrone sich fortbewegend. Lang weht sein buschiger, weißer Schwanz, und die Behaarung seines Körpers, im Sprunge sich ausbreitend, gibt dem Tiere etwas höchst Eigenartiges und ruft den Eindruck hervor, als wenn jene, ihm so ähnlichen Bartflechten plötzlich Leben gewönnen, um in Tiere verwandelt, in das Dunkel des Urwaldes zu entfliehen . . . .

[1] P. Matschie, Bilder aus dem Tierleben.

Auf den Erdboden kommt der „Bega" wohl nur höchst ausnahmsweise. Trinkwasser findet er genügend in den Höhlungen der alten Bäume, und infolge seiner langen Beine kann er sich auf dem Erdboden nur schwer vorwärts bewegen, dabei den Eindruck eines recht hilflosen Wesens hervorrufend.

Fern von menschlichen Ansiedlungen, die keinen Reiz für ihn haben, fand ich den „Bega" manchmal nicht besonders scheu, sogar neugierig. Leider unterliegt er, wie so viele andere Tiere, beim Eindringen der Kultur des Europäers einer nachdrücklichen Verfolgung, da sein Pelzwerk sehr begehrt ist. Diese Verfolgung, die mit dem Feuergewehr, von manchen Eingeborenen aber auch mittelst der lautlos ihr Ziel erreichenden Giftpfeile ausgeübt wird, hat seine Scharen schon erheblich gelichtet.

Dies ist um so mehr zu bedauern, da der Bega ein dem Menschen in keiner Weise schädliches Tier ist, — sehr im Gegensatz zu den oft empfindlicher Schaden anrichtenden Pavianen und Meerkatzen.

Der schöne Seidenaffe hat manches gemein mit den Stämmen wilder Völker, die dahinschmelzen vor der Berührung mit der Kultur und lieber untergehen, als ihr irgendwelche Konzessionen zu machen. Ein freier, unabhängiger Bewohner des tropischen Urwaldes, in dem Laube seiner Wohnbäume mühelos reich gedeckten Tisch findend, hat er sich gleich manchen anderen Tierarten, gleich dem Elchhirsch des nordischen Waldes, einer so bestimmten Lebensweise angepaßt und verlangt in gewisser Beziehung Lebensbedingungen so fein differenzierter Art, daß er nicht imstande ist, auch nur um eine Kleinigkeit von diesen abzuweichen.

Sein sehr großer, fast wiederkäuerartiger Magen bedarf unglaublicher Mengen von aromatisch duftenden Blättern verschiedener Art; nur ab und zu verzehrt der Bega auch Baumfrüchte. Irgendwelche andere Nahrung scheint er zu verschmähen, wenngleich hier und da Vogeleier oder junge Vögel, vielleicht auch gewisse Insekten ihm zur Beute fallen werden. Namentlich gegen Morgen, jedoch auch während des Tages läßt dieser Affe einen eigentümlichen Chorgesang hören, bestehend aus einem schwer zu beschreibenden Summen und Surren, das der Neuling nicht für die Stimme eines Affen halten würde.

Wenn gegen Morgen dichte Nebel über dem feuchtigkeitsgesättigten Urwald liegen, ein alles durchdringender Tau in schweren Tropfen an Blättern und Zweigen hängt, und tiefe Stille über den Wäldern lastet, schwillt dieser Gesang, leise beginnend, zu erheblicher Stärke an, um verstummend, immer wieder von neuem zu erklingen. So vermag der Jäger, der Beobachter, den „ol goroi" der Masai leicht aufzufinden, und hoch oben in den gewaltigen Baumkronen der Juniperus procera

und anderer Urwaldriesen, sieht er dann wohl die merkwürdigen Sänger in gigantischen Sprüngen im Schmuck ihres wallenden Haarkleides in überraschender Schnelligkeit die Flucht ergreifen und verschwinden.

Außer diesem Gesang gibt der „Bega" häufig einen kurzen, grunzenden Laut von sich.

Im Herbste des Jahres 1899 konnte ich zum ersten Male feststellen, daß die Colobusaffen schneeweiß geboren werden, um sich dann allmählich umzufärben. Sie werden von einer ebenfalls damals von mir entdeckten Zeckenart (Ixodes schillingsi Neum.) in manchen Wäldern außerordentlich gepeinigt. Diese Zecken saugen sich ausschließlich an den Augenlidern der Affen fest, und so entstehn schlimme, eiternde Entzündungen der Augen.

In den Oasen Kahe und Aruscha-Chini, die durch mit hohem Baumwuchs bestandene Wasserläufe mit dem Hochwald des Kilimandscharo in Verbindung stehn, fand ich vor längeren Jahren ebenfalls eine große Anzahl von „Begas", die sich aber, wie Professor Hans Meyer schon bemerkt hat, durch kürzeres Haar von den Seidenaffen der Bergmassive unterscheiden.

Hier wurden diese Affen von den Eingeborenen nicht verfolgt, vielmehr, wie mir berichtet worden ist, als heilig geschützt. Den Nachstellungen der mit Hinterladern jagenden Askari der Station Moschi haben diese Bestände des harmlosen Tieres nicht lange standhalten können. Die Soldaten kamen in früheren Jahren mit zahlreichen Patronen, öfters auf mehrere Tage, lediglich zur Affenjagd in die Oasen, und heute gehört das Tier — wenn es überhaupt in ihrem Bereiche noch zu finden ist — zu den Seltenheiten.

Schon im Jahre 1900 habe ich drei Tage gebraucht, um die dem königlichen Museum für Naturkunde in Berlin sehr erwünschten „Begas" der Kahe-Oase in drei Exemplaren zu erlegen.

Aber nicht nur hier, sondern auch überall am Berge hat neuerdings wieder eine intensive Verfolgung eingesetzt. Bei den einzelnen Händlern, sowohl Griechen wie Indern, fand ich häufig viele Hunderte von Fellen dieses Affen auf einmal, bereit zur Versendung nach Europa. Ein Missionar beschäftigte sich in seinen Mußestunden so erfolgreich — zum Verkaufen — mit der Erlegung dieses in guten Exemplaren immerhin an Ort und Stelle vier bis sieben Mark wertenden Affen, daß er, wie ich aus seinem Munde vernommen habe, in einem Monat bis zu achtzig Stück und mehr erbeutete! — — —

An der Westküste Afrikas kommt eine dem Seidenaffen des Kilimandscharo sehr ähnliche Art vor, die vor Jahren bereits einmal zum „Modetier" erhoben und nach amtlichen Angaben in vielen Hundert-

tausenden von Exemplaren exportiert worden ist. So dürfte es nicht lange währen, bis auch die Bestände in den isolierten und verhältnismäßig nicht umfangreichen Wäldern des Kilimandscharo und des Merubergs vernichtet worden sind. Neuerdings ist auf die Erlegung dieses Affen ein Schußgeld gesetzt worden. Diese Verordnung ist hoch erfreulich und anerkennenswert; wer aber will sie und ähnliche dieser Art kontrollieren?

Bei meinen Streifereien in den Bergwäldern fand ich häufig dünne, nicht viel mehr denn stricknadeldicke, eigens zur Erlegung des „Bega" angefertigte Giftpfeile. Sie waren von den Eingeborenen vergeblich auf die Beute abgeschossen und so verloren worden. Gerade diese Affenfelle, die einem ganz bestimmten Geldwerte entsprechen, werden den Händlern auf Bestellung von den Eingeborenen mit Vorliebe geliefert.

Vor der europäischen Invasion aber erlegten die Eingeborenen den „Bega" nur, um sein Fell als Fußschmuck der Masai-El-morane zu verwenden.

Oft hat man in früheren Jahren versucht, junge Tiere dieser schönen Affenart großzuziehen und nach Europa zu bringen. Alle diese Unternehmungen schlugen fehl; die diffizile Natur und der delikate Charakter dieser einsiedlerischen Affen boten immer wieder neue Schwierigkeiten. Die Jungen blieben im Wachstum zurück, erreichten kaum das Meer oder bestenfalls die europäische Küste, um dort zu sterben.

Auf Grund dieser Erfahrungen beschloß ich, mich in den Besitz eines alt eingefangenen Tieres zu setzen. Nach vielfältigen Schwierigkeiten und vergeblichen Bemühungen gelang es mir, ein altes Männchen durch einen Streifschuß am Kopf in meine Gewalt zu bringen. Nun aber begannen erst die Schwierigkeiten. Der Affe verweigerte aufs energischste die Aufnahme irgendwelcher Nahrung. Die Pflege seiner Kopfwunde war zudem nicht angenehm. Das Tier versuchte stets, mit den Armen die Hände seines Pflegers erfassend, ihn zu sich heranzuziehen und unter unwilligem Grunzen von seinem starken Gebiß Gebrauch zu machen. Bei der Pflege der Kopfwunde wurde ich später in liebenswürdiger Weise von dem Arzte der Station in Moschi unterstützt, dessen Kunst ihre Heilung dann auch gelang.

Vorher aber war es mir endlich, nach tagelangen, vergeblichen Bemühungen gelungen, den Affen dahin zu bringen, die Blätter und Triebe einer Fagara, die ich als Hauptfutter des „Bega" erkundet hatte, anzunehmen und zu verzehren. Waren diese Blätter im geringsten welk, so verweigerte sie mein „Bega" aufs energischeste; oftmals am Tage mußte frisches Material beschafft werden, was nicht selten mit großen Schwierigkeiten verknüpft war. Die Anpassung an eine ganz bestimmte

Lebensweise ist beim Colobus so sehr in bestimmte starre Bahnen gelenkt, daß das Tier ihm dargereichte Zweige stets mit hastig reißendem Griff ihrer Blätter zu entkleiden versucht, wie er das im Freileben zu tun gewöhnt ist. Langsam und bedächtig einen Gegenstand aufzunehmen, wird zudem diesem Affen schon durch die Daumenlosigkeit seiner Hände erschwert.

Nur sehr langsam gelang es mir allmählich, ihn auch an Bananen zu gewöhnen. Der herkulischste und bewährteste Schwarze meiner gesamten Karawane wurde sowohl zum Pfleger als auch zum Transporteur des Tieres während des Marsches ernannt. Dieser Mann, ein Angehöriger des Stammes der Wadigo, war in seiner Jugend von den Masai in die Steppe entführt worden, zur Zeit, als diese, noch nicht durch die Rinderpest verarmt, ihre Streifzüge behufs Viehraub selbst bis nach Tanga an die Meeresküste ausdehnten. Inmitten der Masai aufgewachsen, eignete er sich besonders zur Pflege von Vieh und Tieren aller Art.

Der sechs Fuß hohe Schwarze mit dem gutmütigen Kindergesicht, in der Hand einen mächtigen primitiven Sonnenschirm und unter dessen Schutz der sorglich mittels eines Lederriemens mit ihm verbundene und in eine Decke gehüllte Bega, der immer wieder grimmig versuchte, seinen Pfleger zu beißen — bot namentlich dann einen Anblick von erschütternder Komik, wenn Mensch und Affe, uneinig geworden, unter den spöttischen Zurufen der übrigen Träger wieder Frieden schlossen und „Feradji Bili" mit seinem Schützling endlich seinen Weg fortsetzen konnte.

Aber wiederum galt es verschiedene Schwierigkeiten zu besiegen. Auf dem Marsch zur Küste gelang es mir nur mit großer Mühe, den Affen namentlich mit Schlingpflanzen verschiedener Art zu ernähren, da die ihm besonders zusagende Fagara hier nicht wuchs. Dann aber auch machten sich bei dem Tiere Fiebererscheinungen geltend, denen ich durch Chinin zu begegnen versuchte.

Endlich aber gelang sein Transport zur Küste und seine Überführung nach Europa, wo er unter der Pflege meines Freundes Dr. Heck im Berliner Zoologischen Garten zwei volle Jahre als einziges jemals lebend nach Europa gebrachtes Exemplar lebte.

Hauptmann Merker hat später durch Fällen einiger Bäume, auf die sich Colobus-Affen in der Nähe von menschlichen Ansiedlungen begeben hatten, drei schöne alte Exemplare einfangen lassen. Der wiederum von mir gelegentlich meiner vierten Rückkehr vom schwarzen Erdteil versuchte Transport dieser zoologischen Raritäten nach Europa mißlang jedoch diesmal trotz aller Bemühungen, hauptsächlich, weil die schon

C. G. Schillings phot. R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.

. . . Nicht nur, wie der Laie glaubt, im Gezänk der Bäume spielt sich das Leben der Pavianherden ab, sondern sie sind auch Bewohner der öden Steppe . . .

längere Zeit aneinander gewöhnten Tiere sich doch in der engen Haft auf dem Dampfer unterwegs plötzlich gegenseitig ernstlich beschädigten. So erreichte nur ein Weibchen den Berliner Garten, um jedoch leider nach drei Tagen bereits das Zeitliche zu segnen.

Im Gegensatz zum Pavian und zu anderen Affen, aber auch im Gegensatz zu den zwar stets melancholischen, aber in Gefangenschaft sich ihren Pflegern außerordentlich nähernden Menschenaffen, weisen alt eingefangene Begas jede Annäherung zurück und leiden sichtbar unter der Trennung von ihren geliebten einsamen Bergwäldern. Ihr Benehmen hat niemals etwas Äffisches oder Komisches, ist vielmehr stets würdig, ernst, gemessen und zurückhaltend. Das Benehmen der Tiere schien mir stets ein Abglanz ihrer ernst gestimmten dunklen Wohnstätten — der mächtigen Baumkronen finsterer Bergurwälder. — — —

Welch anderen Anblick gewähren sowohl im Freien wie in der Gefangenschaft die verschiedenen Arten der allbekannten Paviane!

Nicht, wie der Laie vielfach glaubt, im Geäste der Bäume spielt sich in den tropischen Ländern das Leben der Pavianherden ab, sondern sie sind Bewohner der öden Steppe, die sie weithin durchqueren, in der sie bestimmte ausgedehnte Reviere aufs genaueste kennen, und der sie, dank ihrer Klugheit, in den verschiedenen Jahreszeiten die besten Seiten abzugewinnen verstehen.

Wir müssen unterscheiden zwischen Pavianen, die die Steppen bevorzugen und solchen, die im Gebirge leben.

Ein ausgeprägter Steppenbewohner ist der gelbe Pavian, den die Wissenschaft mit dem Namen Papio ibeanus Ogilb., der Küstenneger mit dem Namen „Njani", der Masai mit „ol'dólal" und der Ndorobbo mit „Kircije" bezeichnet.

Nur in der Nacht sucht dieser im engsten sozialen Verbande großer Herden lebende Affe seine Schlafbäume auf. Am Tage durchstreift er die verschiedenen Formationen der Steppe, der Busch- und Uferwälder, um seiner Nahrung nachzugehen. Diese besteht zum nicht geringen Teile in Gräsern, dann aber auch in Baumfrüchten, Blättern, Grassamen und allen möglichen Insekten und niederen Tieren, selbstredend auch aus gelegentlich gefundenen Vogeleiern und jungen Vögeln. Ich habe niemals Anhaltspunkte dafür gewonnen, daß die Paviane, wie dies behauptet worden ist, auch erwachsenen Zwergantilopen nachstellen, zweifele jedoch nicht, daß unter Umständen ganz junge, eben geborene Tiere dieser Art von den Affen getötet und verzehrt werden mögen.

Den Pavianherden folgt auf Schritt und Tritt der Leopard, ihr schlimmster Feind, und nach ihm und anderen Verfolgern spähen die höchst wachsamen älteren Tiere der Herde stets auf das sorgfältigste

aus. Nichts ist interessanter, als das Treiben und Gebaren einer solchen aus hundert und mehr Mitgliedern zählenden Pavianherde zu beobachten.

Auf einem umgestürzten Baumstamme, nur wenige Meter über dem Boden, haben drei oder vier erfahrene Anführer, Umschau haltend, Platz genommen. Unter ihrer Aufsicht fühlt sich die Herde vollkommen sicher. Sowohl die enorm großen alten Männchen, deren Reißzähne an Stärke und Länge die des Leoparden bedeutend übertreffen, wie auch die Weibchen, an die angeklammert wir entweder kleine Junge erblicken oder denen schon erwachsenere in unmittelbarer Nähe folgen, dann aber auch eine große Anzahl mittelgroßer Tiere — sie alle ergehen sich nun sorglos in der Waldlichtung, fortwährend Grashalme auszupfend,

Die Paviane machten noch einen Spaziergang in die Steppe, ehe sie ihre Schlafbäume aufsuchten . . .

Steine umkehrend, Heuschrecken und andere Insekten erhaschend oder auch miteinander Kurzweil aller Art treibend. . . .

Inmitten dieser Affenherde, nur wenige Fuß von den einzelnen Tieren entfernt, habe ich manchmal Impallah-Antilopen, auch Zwergantilopen, dann aber auch Wasserböcke und selbst Strauße bemerkt. In dem sozialen Zusammenleben aller dieser Tierarten, in ihrem gegenseitigen Verständnis und Zusammenhalten ist der Antrieb immer wieder die Scheu und Angst vor den Raubtieren, deren sie sich, so vereinigt, am besten erwehren können, durch ihre verschiedene Befähigung zu sehen, zu wittern oder zu hören.

Namentlich um die Mittagstunde pflegen die mancherlei verschiedenartigen Tierarten stundenlang an ein und derselben Stelle in dieser Weise ihr Wesen zu treiben.

Aber plötzlich ändert sich dies Bild! Irgend eines der Tiere hat mich bemerkt oder von mir Wind erhalten — ein Honiganzeiger um-

flattert mich plötzlich schreiend — eine Spatelracke verrät meinen Standort durch ihr heiseres Gekrächz — und wie der Blitz stiebt all das versammelte tierische Leben staubaufwirbelnd in alle Winde!

Ein aus nur wenigen quiekenden und knurrenden Tönen bestehendes Warnen hat die Affengesellschaft sofort in Bewegung gesetzt; die auf dem Baumstamm Wachthaltenden plumpsen herab, sie und die jüngeren Tiere nebst den Weibchen stürmen von dannen. Den Beschluß machen die starken alten wehrhaften Familienväter mit gesträubten Rückenmähnen und eigentümlich schiefgehaltenen Schwänzen, zwar unter permanentem Umschauen, aber im eiligsten Galopp.

Dies höchst charakteristische „Umschauen" während der Flucht und ohne anzuhalten kenne ich nur von Pavianen und gefleckten Hyänen!

Es ist für mich zweifellos, daß die Paviane auf einfache Weise durch ihre Stimme den verschiedenartigsten Gefühlen Ausdruck zu geben wissen, und daß die alten Tiere im Falle einer Gefahr Befehle in ihrer „Sprache" abgeben, die von allen ihren Angehörigen sofort verstanden werden.

Auf der Flucht zeigt sich ihre soziale Organisation auf leicht erkennbare Weise. Die älteren Tiere teilen den jüngeren und unerfahreneren rücksichtslos Püffe und Knüffe aus, um sie zu eiliger Flucht zu nötigen. Auf mehrere hundert Schritt sehen wir Mitglieder der Herde blitzschnell hier und da Baumstämme einige Fuß hoch erklimmen, um abermals Umschau zu halten, und dann kündet uns eine weit sich dahinziehende Staubwolke, daß die Herde ihr Heil in ferner Flucht sucht. — —

Die Sehschärfe der Paviane muß eine ganz außerordentliche, selbst die der Naturvölker unendlich übertreffende sein. Meine im Lager gefangen gehaltenen Paviane erkannten mich auf unglaubliche Entfernungen, wenn ich mich von Streifereien zurückkehrend wieder dem Lager näherte.

Von höchstem Interesse ist es ebenfalls, eine etwa gegen 4—5 Uhr nachmittags das Wasser besuchende Pavianherde zu beobachten, wie sie vorsichtig sich ihren Tränkplätzen nähert, um ihren Durst zu löschen.

Hier gilt es vor allem, das tückische und gefährliche Krokodil zu vermeiden. Niemals pflegen die Paviane ihren Durst zu stillen, ohne daß einige ältere erfahrene Exemplare von Bäumen am Ufer oder vom Ufer selbst herab sorgfältig den Wasserspiegel beobachten und nach Krokodilen Ausschau halten. Beim Erblicken einer der gefährlichen Echsen erschallt sofort ein Warnungston; wie der Blitz fahren die trinkenden Tiere vom Wasserspiegel zurück, retten sich in Baum und Strauch, und ein unwilliges allgemeines Grunzen und Quieken gibt ihrem Ärger

über die Störung Ausdruck, und ihrer Angst vor dem bösen verborgenen Feinde. Von ihrer hohen Warte herab halten die erfahrenen alten Paviane nunmehr jede Bewegung der Krokodile im Auge, um sich erst nach längerem Harren endlich zu entschließen, sich wieder dem Wasserspiegel zu nähern und ihren Durst vorsichtig zu löschen, übrigens tunlichst an seichten, den Krokodilen weniger Gelegenheit zum Angriff bietenden Stellen.

Mit dem Eintritt in die eigentlichen abflußlosen Gebiete der Masailänder — in das Gebiet des „Großen ostafrikanischen Grabens" — begegnen wir in den Gebirgen einer ganz anderen, dunkelgrünlich gefärbten Art von Pavianen (Papio neumanni Mtsch.), welche O. Neumann dort Anfang der neunziger Jahre entdeckt hat.

Sie leben in großen Herden an Bergabhängen. Mit Vorliebe pflegen sie an steilen, höchst unzugänglichen und schroffen Felswänden zu übernachten, sich so tunlichst vor den Nachstellungen der Leoparden sichernd. Fröstelnd in der Kühle des Morgens, hocken sie aneinandergedrängt auf den Felsen, und erst langsam unter dem Einfluß der belebenden Sonnenstrahlen erwacht die Herde zu neuem, regem Leben, denn Paviane sind licht- und sonneliebende Geschöpfe.

Mit einem guten Glase kann man das Tun und Treiben dieser Affenherden oft stundenlang verfolgen. Die Bergwände scheinen dann von einem primitiven Menschengeschlecht bewohnt, Gebirgsbewohnern, die sich in jene unzugängliche Felsenwelt zurückgezogen haben. Erstaunt musterten mich zuweilen die beträchtlich großen und starken Anführer der Affenherden, auf vorspringenden Felsen sitzend, während die Weibchen und die jüngeren Tiere sich in großen Mengen weiter in den Hintergrund zurückgezogen hatten.

Affen zu töten, gehört nicht zu den Vergnügungen tropischer Jagden. Ihr Sterben ist vielmehr so menschlich, daß der Jäger nur mit Überwindung, zum Zwecke wissenschaftlicher Untersuchungen sein Geschoß auf diese Tiere richtet.

Die ursprüngliche und boshafte Wildheit in den Zügen alter sterbender Paviane wird durch die Nähe des Todes gemildert, und der Ausdruck des Leidens und der Todesangst ist in den Mienen, in den verglasenden Blicken dieser Tiere allzu deutlich für den Beschauer zu lesen.

Ich erinnere mich einiger besonders unangenehmer Augenblicke, als ich einem mächtigen alten Pavian, den ich angeschossen hatte, in eine Felshöhle gefolgt war, wo ich das Tier antraf, wie es sterbend die Hände auf die Todeswunde drückte.

Bei einer anderen Gelegenheit erreichte ich an der Spitze meiner Karawane nach fast zwölfstündigem Marsche, halb verdurstet, die Aus-

läufer einer Bergquelle. Innerhalb der umgebenden schroffen Felsenwelt zeigte sich keine Spur von tierischem Leben, als plötzlich einer meiner Leute mit dem Ausdruck der Angst und dem Rufe „Mtu Bwana!“ „Ein Mensch! Herr!“ auf eine menschenähnlich sich erhebende Gestalt hinwies, die sich hinter einem Felsblock auf etwa hundert Meter in der grellen Abendbeleuchtung vor uns zeigte.

Der vermeintliche Mensch aber war ein uralter Pavian, der, den Rückzug seiner Herde deckend, nach uns ausspähte, und in seiner ganzen Erscheinung dem Träger und fast auch mir den Eindruck eines sich aufrichtenden Menschen gemacht hatte.

Weithin erklingen innerhalb der Felsen die Warnstimme und die empörten Ausrufe der Affen beim Anblick von Menschen. Unter Umständen wird ihr Schreien und Lärmen sehr laut und durchdringend, namentlich zur Nachtzeit, wenn die Affen sich gegenseitig vor den Leoparden warnen.

Wenn plötzlich in dunkler Nacht sich dies angstvolle Schreien, die hohen Fisteltöne der Jungen, das tiefe Brummen und Knurren der alten Affen vernehmen läßt, gefolgt vielleicht für kurze Augenblicke von dem lauten Geknurr des furchtbaren Feindes der Affen, des Leoparden, so wird dies ein nächtliches Konzert, das zweifellos mit zu den eindrucksvollsten Naturlauten afrikanischer Bergwelt gehört. Immer wieder läßt sich das angstvolle Aufschreien einzelner Mitglieder der Affenherde vernehmen, und selbst nach langer Zeit noch kündet uns hier und da ein einzelner Schrei, daß die Herde auf ihrer Hut ist. . . .

Im Gegensatz zu den Meerkatzen, die die Masailänder in drei verschiedenen Arten beleben, und zu einigen anderen Affenarten sind Paviane höchst charaktervolle Gesellen. In der Gefangenschaft schließen sie sich aufs innigste an ihre Herren oder von ihnen bevorzugte Menschen an, hassen aber ebenso konsequent gewisse andere Leute, die ihnen nicht sympathisch sind. An einem von mir mitgebrachten Exemplare, welches mir außerordentlich zugetan war, versagten alle Künste eines der bekanntesten Tierdresseure, der unzählige andere Tiere bedingungslos seinem Willen unterwarf.

Ein anderer Pavian war viele Jahre in Moschi, vor den Toren des Forts angekettet, gefangen gehalten worden. Ein Freundschaftsverhältnis innigster Art hatte sich zwischen dem großen, gefährlich aussehenden Pavianmännchen und einem kleinen, etwa anderthalbjährigen eingeborenen Kinde entwickelt. Aus der in der Nähe gelegenen Hütte kroch das Kind auf allen Vieren zu dem Affen hin, und hier spielte das kleine Wesen furchtlos mit seinem großen Freunde alltäglich mehrere Stunden in einer höchst anziehenden und possierlichen Weise.

In der Weihnachtsnacht des Jahres 1899, als wir alle innerhalb der Wallmauern des Forts einen Angriff der Eingeborenen erwarteten, die gesamte Bevölkerung der Station jedoch sich gegen neun Uhr abends plötzlich einer Schafherde gleich in die schützenden Mauern gedrängt hatte, riß sich auch dieser Pavian, von Angst befallen, in einer völlig unbegreiflichen Weise von seiner Kette los und flüchtete mit dem Menschenstrom ins Fort. — — —

Der vom Baume heruntergejagte Nachtaffe wurde von meinen Leuten ergriffen.

Myriaden von Mosquitos lauerten am Papyrusrande der Sümpfe auf Beute ...

XXVIII.

Pürschgänge in der Nyika.

Viele hundert erfolgreicher, aber auch erfolgloser Pürschgänge habe ich in der Masai-Nyika erlebt. Ich bitte nun den Leser, mir im Geiste auf einigen solchen Gängen zu folgen, die ich herausgreife, um tunlichst genau ein Bild aus meinen Erlebnissen wiederzugeben.

Mit Tagesanbruch verlasse ich in Begleitung von einigen dreißig Trägern das Lager. Jeder Mann führt nur eine Kalebasse mit Wasser mit sich. Lautlos, in einer Reihe, folgen sie mir und den Wandorobbo-Führern. Unmittelbar hinter mir gehen die Träger meiner photographischen Apparate und meine Büchsenträger. Alle Mann sind daran gewöhnt, — es erfordert dies allerdings viel Übung und Geduld — auf ein lautloses Zeichen von mir sofort auf den Boden niederzufallen und sich möglichst unsichtbar zu machen. —

Beim Verlassen des Lagers ist es unmöglich zu wissen, ob nicht die Notwendigkeit eintreten wird, weitab, irgendwo in der Steppe zu nächtigen; Streichhölzer werden daher sorglich stets in einer kleinen Tasche mitgeführt. Sind die Streichhölzer, „Kiberiti" von den Trägern genannt, einmal nicht vorhanden, so müssen wir freilich durch die Masai und Wandorobbo das Feuer auf ihre primitive Art erzeugen lassen. Ein Holzstab wird so lange zwischen beiden Händen gequirlt, bis seine Spitze durch die Reibung auf einem zweiten hölzernen Stabe, die nun durch heftiges Hin und Herschwenken angefachte, und in Verbindung mit leicht brennbarem trockenen Grase oder Laube aufflammende Glut entstehn läßt.

Ein zuverläſſiger Mann trägt meinen Rock, andere aber einige kleine Beile und Stricke. Ich ſelbſt pflege nie während des Tages einen Rock zu tragen; ein bodenfarbiges rohſeidenes Hemd, weit geöffnet, die Ärmel aufgekrempelt, ſagt mir dort unterm Äquator am meiſten zu.

Sehr weite, ſtarke und ſchwere, ſcharf benagelte Schnürſchuhe allerbeſten Machwerkes, zwei Paar Strümpfe übereinander gezogen, um die Hitze möglichſt abzuhalten, weiche Ledergamaſchen, erdfarbiges Beinkleid und ein doppelter, ſehr breitrandiger und gut ventilierter Filzhut vervollſtändigen meine höchſt einfache Gewandung.

Die Überliſtung eines Straußenhahnes (Struthio masaicus Neum.) und zweier Hennen mittelſt des Teleapparates erforderte mühſelige Pürſchen . . .

Einen Tropenhelm habe ich im Innern nur ganz ſelten getragen. Der grelle Sonnenbrand bleicht alle Kleidungsſtücke allmählich gleichmäßig aus. Tant mieux! Wenn die Kleidung, durch manche Strapazen mehr oder minder zerfetzt und immer erdfarbiger geworden iſt, um ſo mehr erreiche ich eine mir erwünſchte Mimicry. Je mehr der Jäger ſein Äußeres der Landſchaft anpaßt, um ſo mehr wird er fähig ſein, ſich den aufmerkſamen Augen der Tierwelt, die er belauſchen will, zu entziehen.

Es wäre unmöglich, ſich durch Dornen und Dickicht durchzuwinden und rückſichtslos in oft ſehr ſcharfem Tempo den Weg zu nehmen, wenn nicht die Rückſicht auf alle Äußerlichkeiten fortfallen würde. Auch die leider erforderliche Brille und ein langer Vollbart verſchönern das Äußere des Jägers nicht gerade.

Erfreulich wäre es, wenn es durchgeführt würde, daß der mir begegnende Eingeborene einzig und allein meine weiße Hautfarbe, nicht aber etwa nur eine Uniform respektierte. Leider aber habe ich die Beobachtung gemacht, daß im Laufe der Jahre der Neger, wo er öfters mit Europäern in Berührung kam, auch in dieser Hinsicht schon zu „nüancieren" angefangen hat.

Dies macht sich besonders an der Küste auffällig bemerkbar, ist aber auch im Innern hier und da symptomatisch. Als ich in Britisch-Ostafrika reiste, waren die schwarzen Askari angewiesen, auch vor dem weißen Manne, der Gast des Forts war, zu salutieren. Solches wird im deutschen

Der Schneedom des Kilimandscharo, oft monatelang den Blicken durch Wolken und Nebel verhüllt, wurde plötzlich aus weiter Ferne sichtbar ...

Afrika nach meiner Erfahrung als unmöglich und unangängig — überhaupt undiskutabel erachtet. — — —

Meine Brille, mit bestem Goldgestell versehen, ist freilich eine Quelle von Unzuträglichkeiten, wenn sie, durch die Transpiration trübe geworden, mir hinderlich wurde. Ich mußte daher nicht selten auch ohne sie fertig zu werden versuchen. Tröstend aber wirkte dabei der Umstand auf mich ein, daß nach augenärztlichem Gutachten meine Sehschärfe mit korrigiertem Auge die der allerscharfsichtigsten Europäer völlig erreicht und an die Sehschärfe der Naturvölker angrenzt. Diesem Sehvermögen habe ich selbstredend manche gelungene Beobachtung zu verdanken.

Wasser für meinen Gebrauch führte ich jahrelang in doppelten leinenen Säcken mit; ich kann diese nur auf das dringendste empfehlen. Tunlichst pflege ich das Wasser abkochen zu lassen, habe aber auch in unzähligen Fällen mit dem Inhalt irgend einer trüben Sumpflache vorlieb nehmen und mich daran erquicken müssen.

In klarer Morgenfrische aber zeichnen sich die dräuend dunklen öden Felsdome des Mawenzi, jener zweithöchsten Erhebung des Kilimandscharo ab.

Messerscharf vom Himmel sich abhebend, zieht sich der fast 5000 Meter hohe Gebirgssattel hin, der den Mawenzi mit dem Kibogipfel verbindet. Dieser liegt vor uns eisumgürtet und schneebedeckt in der kalten feierlichen Gewandung seiner Gletscher, gerötet von den Morgensonnenstrahlen in der kühlen klaren Morgenluft, in ruhiger, gewaltigster, unnahbarer Majestät.

Sehnsüchtig heftet sich der Blick an jene einsamen Welten; welche Fülle von Naturschönheit breitet sich hier vor unseren Augen aus, welche Fülle von organischem Leben aller Art mag zwischen unserem Standorte weit draußen in der Steppe und jenen Bergesgipfeln leben und weben!

Die immerwährende Bewegung aber der Wolken und Nebel dieser Hochgebirgslandschaft, der Wechsel in Farben und Schatten, Stimmungen und Reflexen zaubert uns ein landschaftliches Theater vor Augen, das in erhabenster keuschester Reinheit auf den empfänglichen Beschauer einwirkt.

Aber unsere Aufgabe ist es heute, viele Stunden weit in die Steppe einzudringen. Wir müssen uns von dem reizvollen Anblick alpiner tropischer Majestät trennen; auf Schritt und Tritt aber gemahnen uns die zerstreuten Lavablöcke, wie diese öde Steppengegend einst der Schauplatz gigantischer Kraftäußerungen jenes Vulkanriesen gewesen ist.

Ungeheure geotektonische Kräfte, das Antlitz der Erde umgestaltend, türmten hier gewaltigste Vulkane auf. Diesen Kräften, die — nach Hans Meyer — zur Eozänzeit gewaltig einzusetzen begannen, ist im späteren Verlaufe die Bildung der „großen afrikanischen Grabensenke" zuzuschreiben, des abflußlosen mit Vulkanen besetzten Gebietes, das wir nun durchstreifen.

Nach demselben Autor aber birgt der Kilimandscharo heute keine nordischen Formen der Säugetierwelt, wie die abessinischen Alpenländer, weil die „Woge borealen Lebens" in der Diluvialzeit, — während der eine überall nachweisbare stärkere Vergletscherung der Hochgebirge universell nachweisbar ist, — nicht bis zum Äquator vordringen konnte.

Die feuerspeienden Schlünde des Kilimandscharo sandten einst weithin in die Runde Lavamassen, die bis auf den heutigen Tag Zeugen sind jener unheimlichen und vielerorten keineswegs erloschenen Kraftäußerungen unserer Erdrinde. — —

Zu unserer Rechten dehnen sich papyrusbestandene Sümpfe aus, die westlichen Ndjirisümpfe, in einer tiefen Depressionsstelle gelegen.

trocknenden Sumpfbecken das Jahr über auch einer sonst überaus reichen Sumpfflora die Bedingungen zum Gedeihen gewährt.

Die eigenartige Pistia stratiotes „Jungejunge" der Waswahili ist hier besonders häufig, während Ceratophyllum und die von mir aufgefundene nordische Schwimmpflanze Pothomachaeton überall zu finden ist. Letztere hat bereits offenbar einige endemische Mitglieder der Flora mehr und mehr unterdrückt.

Längst ist die Vogelwelt erwacht. Im Dickicht eines Akazienwaldes vernimmt mein Ohr die gleichmäßige wohlbekannte Strophe eines farbenprächtigen, geschickt sich im Geäst verborgen haltenden Würgers. Seine viertönige, gleichmäßig ansteigende, „Kütü tititi" klingende Kadenz läßt er immer und immer wieder von neuem vernehmen. Nashornvögel (Lophoceros erythrorhynchus Tem.) fliegen in sicherer Entfernung vor uns her von Baum zu Baum, neugierig die fremdartigen Erscheinungen betrachtend. Eine Weih (Circus ranivorus Daud.) gleitet über den Sumpf; wundervoll gefärbte Racken (Coracias caudatus L.) streichen schreiend hin und her. Eine Trappe (Otis gindiana Oust.) erhebt sich geschickten, seltsam hin und her schwankenden Fluges und verschwindet mit lautem „raga-garaka-raga garaka" in der Richtung der Steppe. Diese Trappe weiß die seltsamsten Flugkunststücke auszuführen; sie überschlägt sich in der Luft wie Tümmlertauben, schwenkt nach oben und unten und scheint aus dem Flug ein Spiel und einen Sport zu machen, wie ich es ein zweites Mal von keinem Mitglied der Ornis kenne!

Der charakteristische, so tausendfach vernommene Ruf dieser Trappe wie der mancher anderer Charaktervögel der ostafrikanischen Steppe bildet eines der mnemotechnischen Hilfsmittel, mittelst derer ich mich autosuggestiv jeder Zeit zurückzuversetzen vermag in die Fülle von Licht, Wärme, Weite und Einsamkeit, von unberührter Natur dieser Steppe ...

Trotz der Morgenstunde liegt hier am Sumpfrande brütende Wärme über der Landschaft.

Eine Fülle von Erscheinungen aus der Vogelwelt zeigt sich auf Schritt und Tritt; der Boden aber ist in der Nähe des Sumpfes belebt von jungen Taufröschen (Rana madagascariensis).

Eine merkwürdige, blindschleichenartig aussehende Wurmschlange (Melanoseps ater) wird eingesammelt und zum Lager zurückgeschickt, gleich darauf aber einer gegen fünf Meter langen gewaltigen Pythonschlange der Rückzug in die Dickung abgeschnitten. Sie wird getötet, um ihrer Haut sofort entkleidet zu werden.

Rüstigen, weitausgreifenden Schrittes bewegt sich meine kleine Karawane vorwärts. Zur Linken zieht sich nun ein weithin ausge-

dehntes, von Wechseln der Flußpferde durchkreuztes Buschwerk der seltsam monotonen Suedabüsche (Sueda masaica) hin.

Jetzt plötzlich aus einer kleinen Sumpflache hervorstürmend, die binsenbestanden sich gegen die Steppe hinzieht, wird ein ganzes Rudel der eigenartig häßlichen Warzenschweine gegen die Steppe hin flüchtig, von uns bei der Morgenkuhle gestört. — Schnell reicht mir der geübte Gewehrträger meine Büchse; ich entsichere, steche, und es gelingt mir, aus der kleinen Rotte einen Überläufer zur Strecke zu bringen, der in hastender Flucht fast schon die schützenden Suedadickichte erreicht hatte. Sofort wird ein Mann, den ich aus der Reihe der mir Folgenden hervor-

Der gewaltige Elenbulle zeichnete auf meine Kugel, wurde flüchtig und ließ mich dann nahe herankommen.

suche, beauftragt, das Schwein ins Lager zu bringen, woselbst es mir einen erwünschten Braten liefern wird, Decke und Schädel aber meine Sammlung bereichern werden.

Ohne Aufenthalt schreiten wir weiter. Zahlreiche Flußpferdwechsel kreuzen nun allenthalben die sumpfigen Gelände; einige sind frisch begangen und zeigen mir auch die Fährten eines alten Tiers mit seinen noch ganz geringen Jungen. Diese riesigen Bewohner des Sumpfes aber haben sich längst beim Morgengrauen in die sichere Tiefe der Gewässer zurückbegeben.

Ein heller, jauchzend über die Sümpfe gellender Schrei aus einer Vogelkehle ertönt über unseren Häuptern. Jener herrliche Charaktervogel ostafrikanischer wasserreicher Gegenden, der Schreiseeadler (Ha-

liaetus vocifer Daud.) ist es, der so das Morgenlicht begrüßt, mit hellklingendem gliü gli gli gliü gli gli. Ein zweiter in der Nähe auf einem kahlen Baume aufgeblockter Adler läßt uns vertraut dicht herankommen, ehe er abstreicht.

„Nyama Bwana!" flüstert jetzt mein Gewehrträger, und richtig: ein Riedbock zeigt sich in einiger Entfernung, auf einer freien grasigen Stelle äsend. Noch hat uns die schöne, gelblich gefärbte, über rehgroße Antilope nicht bemerkt, und minutenlang kann ich sie beobachten, wie

Gnus und Zebras zeigten sich auf den salzinkrustierten Ebenen am Natronsee in großen Mengen.

sie junges, an den Sumpflachen entsprossenes Gras äst, von Zeit zu Zeit verhoffend, aufmerksam auf ihre Sicherheit bedacht.

Es ist ein weibliches Stück und ihre Erlegung hat für mich keinen Reiz. Wir schreiten weiter und in hohen Sätzen wird der Riedbock unsichtbar.

Bald darauf wird mir der verhältnismäßig seltene Anblick einer einzelnen Kuduantilope (Strepsiceros imberbis Blyth.). Es ist ebenfalls ein Weibchen und das schöne Geschöpf ist gleich darauf in wenigen Fluchten im nahen Dickicht verschwunden, bevor mir noch eine photographische Fernaufnahme gelungen war. - - - - -

Freier und öder wird die Salzsteppe, und ärmer an tierischem Leben. Nur einige Trauerkiebitze (Hoplopterus speciosus [Lcht.] Wagl.) verfolgen uns in ruckendem Fluge, dabei ihren außerordentlich leisen,

C. G. Schillings phot. *R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.*

. . . Hier fand ich die von mir entdeckte Giraffe (Giraffa schillingsi Mtsch.) besonders häufig in den Mimosenwäldern . . . ein wundervolles Beispiel von Mimicry — denn nur wenig hoben sich die herrlichen „Labágerata" der Wandorobbo, „Umerut" der Masai, „Twigga" der Küstenleute von ihrer dornigen fahlen Umgebung ab . . .

Dort, wo den Storch seine mächtigen Schwingen in Sicherheit gebracht haben, werden nicht weit vom Wasser zwei kleine Gazellen flüchtig; sie prellen mehrmals höchst charakteristisch nach rechts und links, und ziehen dann langsam, Schritt für Schritt, in die Steppe hinaus, lebhaft mit den Wedeln hin und her schlagend. Es sind Thomsongazellen (Gazella thomsoni Gthr.). Neugierig äugen sie zu mir hinüber; von Zeit zu Zeit senken sie äsend ihre Köpfe, um sie jedoch plötzlich wieder zu erheben. Jetzt erblicken wir weiter im Hintergrunde auf der ausgedehnten Ebene eine größere Anzahl der schönen braunen, mit schwarzen Hüftbinden geschmückten Tiere. Es ist nicht zu verkennen, daß ihr Benehmen ein in mancher Beziehung ziegenartiges ist. Ihre Scheu ist keineswegs groß, und wir freuen uns, das wohlbekannte Wild wiederum so vertraut zu erblicken. Bis auf fast 150 Schritte lassen sie uns heran, um dann in einer mit Worten kaum zu schildernden, stöckrigen, steifen Haltung ihr Heil in der Flucht zu suchen, die gar bald in ein Traben mit bei den Böcken steif erhobenem Kopfe übergeht.

Aufmerksam geworden durch die flüchtigen Thomsongazellen, — die „Goilin" der Masai, — äugen jetzt eine Anzahl der ihnen nah verwandten, prächtigen Grantgazellen zu uns herüber. Mehrere weibliche Stücke scharen sich um einen prächtigen, mit anderthalb Fuß langen, leierförmig ausgelegten Hörnern geschmückten Bock. Jetzt werden sie flüchtig, und mehrmals in der Flucht die Richtung wechselnd, schlagen sie plötzlich einen Bogen um mich und meine Begleitung, um nun in unserem Rücken mit gutem Winde die fremdartigen Besucher zu mustern.

Ein dunkler, auf einer Stelle in der Steppe unbeweglich verharrender Punkt, etwa einen Kilometer von uns, wurde von mir längst als ein alter, einsamer Gnubulle (Connochaetes albojubatus Thos.) angesprochen. Spitz von vorn, das mächtige Haupt uns zugewandt, sucht das Gnu zu ergründen, was sich ihm nahe. Nur ein heftiges Hin- und Herschlagen mit dem buschigen Schwanze verrät seine Neugier.

Nun aber erheben sich nach anfänglichem Laufen fünf oder sechs der dem Jäger über alle Begriffe verhaßten Spornkiebitze (Stephanibyx coronatus Bodd.) über unsere Köpfe in die Luft, nach ihrer Gewohnheit lärmend und scheltend hin und her streichend. Ringsumher dienen sie allen Tieren als Warner vor nahender Gefahr. Noch immer verharrt der Gnubulle in ausgesprochen neugieriger Haltung. Wir nähern uns ihm immer mehr, scheinbar jedoch rechts von ihm abbiegend; ich gebe Befehl, daß alle meine Leute nicht nach ihm hinblicken.

Doch die Kiebitze verlassen uns nicht; der Gnubulle wird durch sie allmählich gewarnt und wird nun flüchtig steif gesenkten Kopfes, in anscheinend kurzen, aber doch sehr fördernden Sprüngen.

Von Zeit zu Zeit macht er Halt und wirft sich mit einer jähen, plötzlichen Bewegung herum, immer mit dem Schwanze heftig schlagend und zu uns herüber äugend.

Die lästigen Kiebitze haben uns nun endlich verlassen, und langsam versuche ich mich von neuem seitwärts an den Bullen „heranzudrücken". Nach einiger Zeit gelingt mir dies auch, und ich habe Gelegenheit, auf das große, scharf sich von dem hellen Steppenboden abzeichnende Wild eine Kugel auf 200 Meter anzubringen.

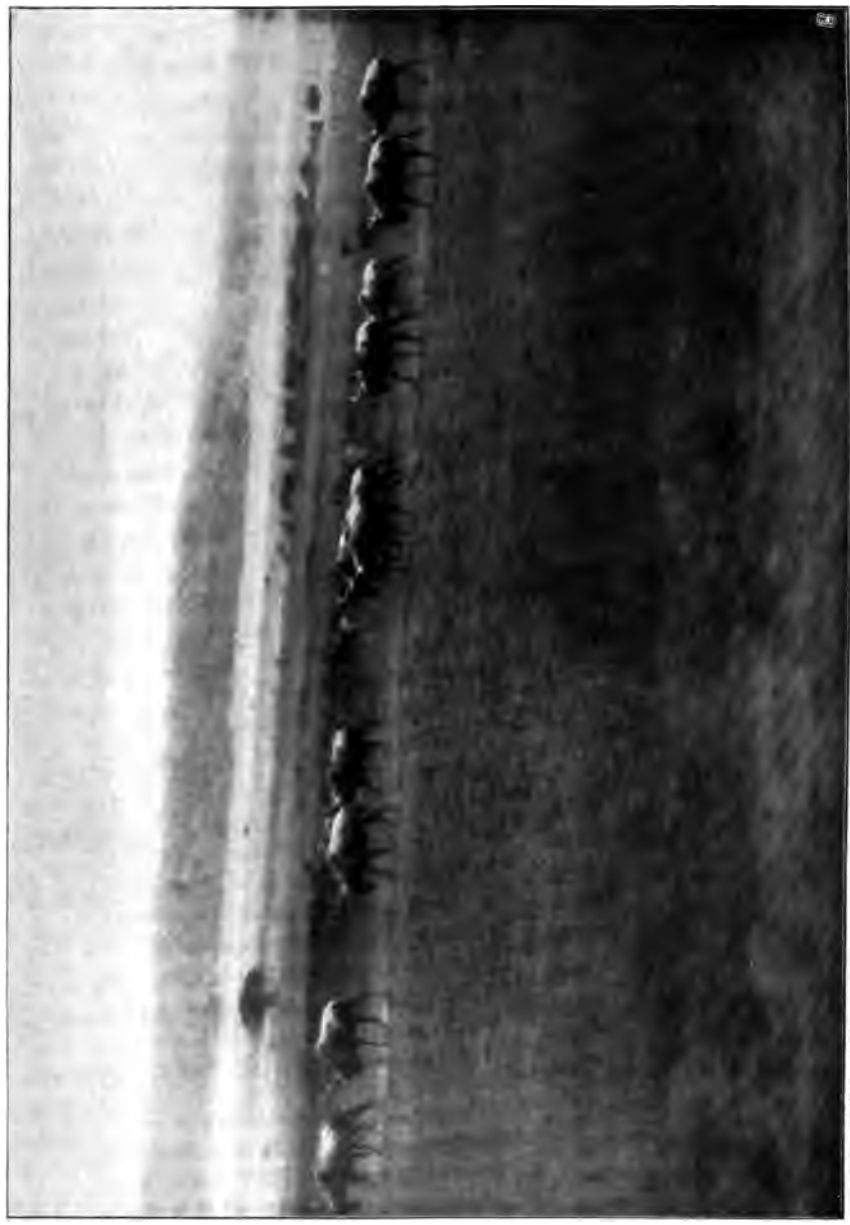
Das Gnu ruckt zusammen und zeichnet gut auf meinen Schuß, wird aber sofort auf drei Läufen flüchtig. Ich sehe, daß meine Kugel zu weit nach hinten sitzt. Sofort nehme ich die Fährte des angeschossenen und zwischen Akaziensträuchern verschwundenen Wildes auf.

In diesen Teilen Afrikas, wo weder Pferde noch Hunde dem ungesunden Klima standhalten können, gibt es nur ein Mittel, krankgeschossenes Wild zu erlangen: das ist die sofortige Aufnahme der Verfolgung, dieselbe Jagdart, die in nördlichen Ländern bei Elchen angewandt wird. Denn schon in kürzester Zeit macht der Sonnenbrand die Schweißfährte fürs Auge unkenntlich; rege gewordenes Wild kreuzt die Fährte, und Geier und Schakale schneiden das eingegangene Stück an, ehe der Jäger zur Stelle sein kann.

So folge ich eine halbe Stunde der gut sichtbaren Schweißfährte, als sie uns in einen ziemlich bedeutenden Sumpfarm führt. Mit Benutzung der Wechsel von Flußpferden und Wasserböcken hat das Gnu seinen Weg gesucht und zwingt uns, knietief im Wasser watend, ebenfalls den hier seichten Sumpfarm zu durchqueren.

Inmitten desselben, auf einer größeren, sich aus dem Wasser erhebenden Fläche, wird, verdeckt durch dichte Vegetation, das Gnu plötzlich wieder flüchtig, ohne daß es mir möglich wäre, einen Schuß anzubringen; — jetzt weiß ich, daß eine sehr lange Verfolgung notwendig sein wird!

Angeschossene Gnus gehören zu den zähesten und widerstandsfähigsten Wildarten Afrikas. An und für sich ist die Widerstandskraft und Unempfindlichkeit der meisten afrikanischen Wildarten Verwundungen gegenüber eine ganz erstaunlich große. Diese Tatsache wird von allen erfahrenen Jägern ohne Ausnahme zugegeben. Die Lebenskraft afrikanischer Tierarten ist bei weitem höher, als die europäischen Wildes. Sie ist so erstaunlich viel höher, daß ich oftmals nach den Gründen gesucht habe. Eine hinlängliche Erklärung finde ich nur in einer ge-



C. G. Schillings phot. R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.

Weißbartgnus wechselten aus der offenen Boga zum Wasser.

C. G. Schillings phot. R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.

Weißbartgnus, Kuhantilopen und Zebras bedecken die im glühend heißen Sonnenbrande vor mir liegende Steppe in großen Mengen . . . .

wissen Degeneration der heimischen Tierwelt, bei der bereits seit langer Zeit die natürliche Auslese der schwachen Mitglieder mehr oder minder ausgeschaltet ist. Wie mir scheint, wird diese Degeneration gerade durch das so verschiedene Verhalten afrikanischen und europäischen Wildes prägnant bewiesen. Entsprechend diesem Verhalten der Tiere zeigt uns ja auch der afrikanische Mensch, abgesehen von einer unglaublichen körperlichen Leistungsfähigkeit, selbst bei schwersten Verwundungen ein „Heilfleisch", welches den Neid jedes Europäers und das Erstaunen der Ärzte erregen muß.

Bei der weiteren Verfolgung des Gnus stoßen wir Schritt für Schritt auf zahlreiche Vertreter der Sumpfornis; die sonderbaren Schattenvögel (Scopus umbretta Gm.) gehen leisen Fluges hier und da vor uns auf. Zierliche schwarze Sumpfhühnchen (Ortygometra pusilla obscura Neum.) schlüpfen zu unseren Füßen in die Schilfdickung, eilig sich unseren Blicken entziehend. Prächtig schneeweiße Edelreiher mustern die fremdartigen Erscheinungen der Menschen und bringen sich rechtzeitig in Sicherheit. Mit warnendem Geschnatter streichen Nilgänse (Chenalopex aegyptiacus L.), von uns aufgescheucht, freien Wasserblänken zu; auch das merkwürdig gestaltete Blatthühnchen (Parra africana Gm.) flattert, nur einen Augenblick sichtbar, zwischen den Binsenkaupen empor. An trockeneren Stellen aber verfolgen unsere Schritte stets ein oder mehrere Männchen des schönen schwarzweißen Trauerkiebitzes. — Jedes Paar dieser Kiebitzart beherrscht um diese Zeit im Sumpfe ein gewisses abgegrenztes Revier, sein eignes kleines Reich, aus dem es jeden Nebenbuhler eifersüchtig vertreibt. Irgendwo innerhalb dieses seines Gebietes bebrütet das Weibchen die schön gefleckten Eier; die Sorge und der Argwohn des Männchens angesichts der fremden Erscheinungen ist uns daher wohl verständlich.

Jetzt nimmt uns wiederum die trockene Steppe auf, und vorwärts durch Bestände von Salvadora, Akazien und Terminalien gelangen wir in ein hier und dort wenigstens einige Deckung gewährendes Steppengebiet. Aber das schon einmal auf der Schweißfährte rege gemachte Gnu hat gleichmäßig seinen Weg fortgesetzt, immer auf drei Läufen.

Längst jedoch hatte ich mir zur Regel gemacht, einer einmal aufgenommenen Fährte auch hier in Afrika unter allen Umständen zu folgen, solange sie zu halten und das Folgen möglich war.

So geht es eine fernere Stunde in die Steppe hinaus, als endlich die scharfen Augen meiner Begleiter das Gnu zu bemerken glauben, etwa anderthalb Kilometer vor uns langsam sich vorwärts bewegend. Sie haben sich nicht getäuscht. Die nächste Viertelstunde zeigt mir mehrere Stellen, wo der Verfolgte Halt gemacht und ziemlich viel Schweiß ver-

loren hat; auch zwei Knochensplitter werden gefunden. Jetzt beginnt eine Region monotoner Suedabüsche; gedeckt von ihnen, meine Leute weit zurücklassend, gelingt es mir, mich an das Gnu eiligst heranzupürschen und einen glücklichen Fangschuß abzugeben.

Meine Träger eilen herbei. Eine Anzahl von ihnen häuten unter meiner Leitung vorsichtig das erlegte Tier ab; Haut und Schädel mit den Hörnern wandern zurück ins Lager, um dort sorgfältig präpariert und konserviert zu werden. Andere Träger werden mit dem Wildpret heimgesandt. An den Resten des Gnus aber sammeln sich, nachdem wir uns eine kleine Strecke weit zurückgezogen haben, bald eine Anzahl

Die heiligen Ibisse strichen dicht über mein Versteck.

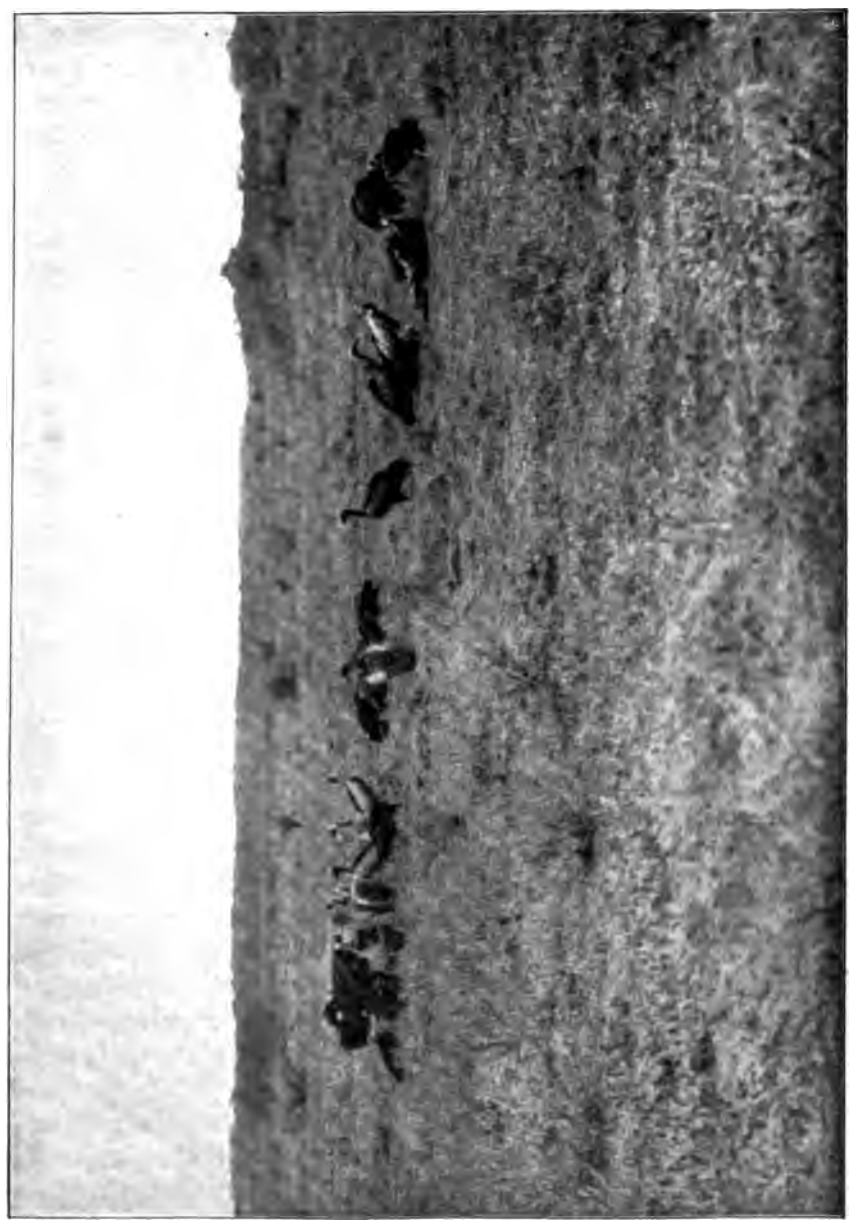
von Geiern und Marabus. Neugierig schwebte bereits längere Zeit über meinem Haupte einer der fast nirgends fehlenden Schmarotzermilane (Milvus aegyptius Gm.), sich uns häufig auf nur wenige Meter im Fluge nähernd. Diese Vögel verfolgen den Menschen, wissend, daß sie irgend eine Beute durch ihn zu erwarten haben. Während der Milan, dem sich bald noch zwei andere hinzugesellen, auf den Boden stoßend, kleine Fleischreste aufnimmt, braust es in den Lüften, und schräg herab aus Wolkenhöhe saust ein dunkler, vogelartiger Klumpen auf die Reste des Gnus nieder.

Kurz vor dem Boden erst breitet der Geier seine Schwingen aus, gleichzeitig dabei seine Fänge vorwärtsstreckend; geschickt mildert er so die Wucht des Sturzes. Gierig, mit hüpfenden, ungeschickten Bewegungen eilt er alsdann zu den Überresten meiner Beute. Ihm folgen aus ver-

ſchiedenen Richtungen andere und wieder andere ſeiner Artgenoſſen. Gleich großen Fallſchirmen ſeltſam die langen Ständer vorwärts ſtreckend, ohne Flügelſchlag, laſſen ſich Kropfſtörche (Leptoptilos crumenifer Tem.) zu den Geiern hinab. Niemals aber landen ſie etwa auf dem ſie lockenden Kadaver; vorſichtig vielmehr erreichen ſie den Erdboden in einer gewiſſen Entfernung von ihm. Geier auf Geier ſauſt nun pfeifenden Fluges aus der Höhe herab; außer den kleinen, faſt ſtets zuerſt ankommenden Mönchsgeiern (Neophron monachus Tem.), die mit ihren ſchwachen Schnäbeln zerſtreute Fleiſchbrocken aufleſen und ſchüch-

Ein weißbrüſtiger Seeadler (Haliaetus vocifer Daud.) hockte dicht bei meinem Lager auf.

tern an größeren Stücken zerren, ſind jetzt auch ihre großen ſtarken Verwandten aus luftigem Reiche erſchienen. Der ſtattliche Rüppelsgeier (Gyps rüppeli Bp.) in ſeinem einfachen, ſandfarbigen Federkleide, der lebhaft gefärbte und, wie ſchon ſein Name andeutet, gehäubte Kappengeier (Lophogyps occipitalis Burch.), und der von mir entdeckte Gänſegeier (Pseudogyps schillingsi Erl.) ſchließen ſich in mehreren Exemplaren ihnen an. Wiederum ein neuer, mächtiger Vogel läßt ſich aus hohen Regionen in der eben beſchriebenen Weiſe pfeilſchnell und ſauſend nieder! Es iſt der mächtige Ohrengeier (Otogyps auricularis Daud.), deſſen Vorkommen in Deutſch-Oſtafrika ich zuerſt feſtſtellte, und der der größte und ſtattlichſte ſeiner Artgenoſſen iſt.



C. G. Schillings phot. *R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.*

Da ich die Geier nicht verfolgte, brachten sie mir allmählich dasselbe Vertrauen entgegen, wie sie es den Eingeborenen — nicht aber mord- und raubsüchtigen Europäern gegenüber zeigen. Hunderte harrten dicht bei meinem Lager auf Abfälle.

In unglaublicher Hast zehren nun all die versammelten Vögel an den Resten, die sie lockten. Mitten in ihr streitendes und flügelschlagendes Getriebe stoßen geschickt die Schmarotzermilane hernieder; sie fangen die im Kampfgewimmel hin und her fliegenden Fleischbrocken aus der Luft auf, zerkleinern sie in den Lüften mit ihren Fängen und verzehren sie so. Ebenso sichern sich die Kropfstörche ihren Anteil an der Beute. In kaum glaublich kurzer Zeit haben die versammelten Vögel, deren keifende, zischende Laute der Wind zu uns herüberträgt, reinen Tisch gemacht. Die gesättigten laufen mit kleinen hüpfenden Schritten etwas abseits und erheben sich dann in die Lüfte, um schweren Fluges mit gefülltem Kropf nahgelegene Bäume aufzusuchen und sich dort in Ruhe dem Verdauungsgeschäfte hinzugeben.

In der Nähe verborgen, gelang es mir, mannigfache, fesselnde Aufnahmen dieses Lebens und Treibens der Geier zu machen. Aber auch, wenn ich mich nur der Beobachtung dieser reizvollen Szenen aus dem Kampf ums Dasein hingab, waren die Bilder, die sich mir boten, immer wieder neu und fesselnd. — — —

Die kurze Rast war uns zustatten gekommen; nach etwa einer Viertelstunde setze ich meinen Weg in fernere Steppengebiete fort. Nunmehr breitet sich eine Ebene kahl und lang hingezogen aus, deren Grasvegetation längst vertrocknet und deren Oberfläche allenthalben unterminiert und unterhöhlt erscheint. Über unsern Häuptern schwebt ein Pärchen der schönen Gaukleradler (Helotarsus ecaudatus Daud.), jener wundervollsten Flieger, die ich kenne. Sie beherrschen das Reich der Luft in souveränster, unvergleichlichster Weise und bieten namentlich zur Paarungszeit dem Auge des Wanderers die herrlichsten Flugschauspiele. In der Nähe der dürftigen Sträucher und Stauden verschwinden hier und da die murmeltierartig lebenden, schlanken und behenden Erd-Eichhörnchen, langgeschwänzt und in ihrer Färbung aufs vortrefflichste dem rötlichen Steppenboden angepaßt. Vorsichtig Umschau haltend nach den Nahenden, richten sie sich auf den Hinterläufen auf, um eiligen Laufes ihre Schlupflöcher zu erreichen. Nun sichern sie aufgerichtet nochmals, um dann in der Tiefe für längere Zeit zu verschwinden.

Die Erbeutung der keineswegs seltenen, ja stellenweise außerordentlich häufigen Tiere ist infolge ihrer Vorsicht keineswegs leicht. Manche Arten bewohnen mit Vorliebe verlassene Termitenhügel. Haben sie sich in die schlotförmigen Röhren dieser ihrer Hochburgen zurückgezogen, so dauert es häufig längere Zeit, bis sie vorsichtig wiederum am Tageslicht erscheinen. Nur bei gutem Winde und unter Beobachtung aller Vorsicht gelingt es nun, sie zu überlisten. Lange Zeit pflegen sie

nur das Köpfchen aus ihren Röhren hervorzustecken und so, Umschau haltend, zu verharren. Gibt man, ehe sie wiederum ganz zum Vorschein kommen, auf sie Schüsse ab, so verschwinden die Beschossenen unweigerlich in der Tiefe der Hügel; dort sind sie, bei der außerordentlichen Festigkeit der Termitenbauten, stets für den Schützen verloren.

Wie erwartet, werden nun Mengen solcher größerer Säugetiere sichtbar, die sich zur Tageszeit fern vom Wasser aufzuhalten pflegen. In dem hügeligen Terrain stoßen wir von Zeit zu Zeit auf jene Dünentälchen, in welchen die schon bei leichteren Regenfällen sich sammelnde, nach stärkerem Regen länger anhaltende Grundfeuchtigkeit frischere Gräser erzeugt, als die weite durstende, trockene Steppe. Kleine Rudel von Grantgazellen (Gazella granti, Brooke) finden sich, sowohl solche bestehend aus einigen weiblichen Stücken, nebst einem schön gehörnten Bock, als auch Ansammlungen von ausschließlich männlichen oder weiblichen Tieren. Sie zeigen sich vertraut, ziehen langsam vor uns her und schlagen, flüchtig geworden, charakteristische Haken, immerfort ihre Richtung dabei ändernd. Dies anscheinend zwecklose Beginnen führt aber die Gazellen fast stets in weitem Bogen unterhalb unseres Windes, und ich halte dies Verhalten daher für eine, ihnen eigene und von ihnen beabsichtigte Taktik.

Zieht ein Rudel Grantgazellen trollend vor uns her — die weiblichen Stücke, graziös und elegant, so recht das Prototyp einer idealen Gazelle — so pflegen die Böcke steif gehaltenen Hauptes, würdevollen Schrittes den Beschluß zu machen. Ihre schwere, weit ausgelegte Hornlast auf dem außerordentlich starken, robusten, kurzen Halse gibt ihnen etwas Selbstbewußtes und Würdiges. Den weiblichen Gazellen dieser Art ist stets eine größere Vorsicht und Scheu eigen; nach meinen Beobachtungen führen sie das ganze Jahr hindurch Junge, die, wenn noch gering, im Hochgrase versteckt liegend, von der sich nunmehr abgesondert haltenden Mutter gesäugt werden. Die Jungen pflegen sich auf den Boden ausgestreckt zu drücken, wenn eine Gefahr droht; genau wie die Alten werden sie flüchtig, indem sie mannigfache Haken schlagen, anfänglich in den Wind, später aber in Kreise abschwenkend mit ihm.

In einer der tiefer gelegenen Stellen der Steppe verhofft nunmehr ein ganzes Rudel braunrötlich gefärbter großer Antilopen. Es sind Kuhantilopen (Bubalis cokei Gthr.), jene bemerkenswert häßlichen, überbauten Antilopen, die in Lebenskraft und Unempfindlichkeit gegen Schüsse womöglich das Gnu noch übertreffen.

Die Kuhantilopen jener Gegend haben für mich ein spezielles Interesse, da wir heute noch nicht genügend über die Differenzierung der lokalen Arten unterrichtet sind. Daher unternehme ich eine mühselige

Pürsche auf das Rudel. Schleichend, streckenweise auch schlangenartig über den Boden kriechend, nähere ich mich ihnen. So in unmittelbarer Berührung mit dem glühendheißen Erdboden empfinden Knie und Hände des Kriechenden auf das empfindlichste die ungeheure dem Boden entstrahlende und von ihm reflektierende Hitze. So heiß ist die Erde, daß die Hand kaum die Hitze zu ertragen vermag, trotzdem meine Hände längst abgehärtet, durch die photographischen Manipulationen ohnehin rissig geworden und nicht gerade verwöhnt sind. — Meine Hände, die stets freigetragenen Arme und mein mit Ausnahme der heißesten Stunden ebenfalls nicht selten gänzlich unverhüllt den Einwirkungen des Tagesgestirns dargebotener Oberkörper haben seit langem eine bräunliche Färbung angenommen, so zwar, daß sie bei den Rückfahrten aus dem schwarzen Erdteil nicht selten selbst das Erstaunen alter gebräunter Seefahrer erregt haben.

Eine halbe Stunde wohl dauert meine Pürsche; neugierig äugen die Leittiere der Antilopenherde immer noch nach jener Stelle, wo auf kilometerweite Entfernung meine Leute im Schatten einer Euphorbie zurückgeblieben sind.

Während meines Ankriechens stoße ich zwei Hasen (Lepus victoriae Thos.) aus ihrem Lager heraus; viele Haken schlagend, suchen die kaninchengroßen Tiere ihr Heil in der Flucht.

Endlich bin ich auf Schußweite herangekommen, und eine Doublette lohnt meine Mühe. In langen, gleichmäßigen Fluchten, die Köpfe tief zur Erde gesenkt, in eine Staubwolke gehüllt, verschwinden die überlebenden zehn Antilopen in der Ferne. Diesmal gelang es mir ausnahmsweise, die so lebenszähen Tiere mit je einer Kugel zur Strecke zu bringen.

Wiederum entspinnt sich das bereits bei der Erlegung des Gnubullen beschriebene Bild der Abhäutung und der Entsendung ins Lager, und ebenso das Erscheinen der Geier. Ich aber dringe mit den fünfzehn übrigbleibenden Leuten immer weiter in die Steppe vorwärts.

Nach einiger Zeit erblicke ich zwei der überschlanken Giraffengazellen. Mein Gewehrträger hat sie zuerst erspäht und mich mit den Worten: „Nyama Bwana!“ auf die Tiere aufmerksam gemacht. „Ndio, Njogga-Njogga,“ antwortete ich ihm mit Benutzung der Kisuahelibezeichnung der Giraffengazellen. Unmittelbar darauf sind beide Gazellen auch schon flüchtig geworden. — — —

Viele tief ausgetretene Wechsel der Nashörner kreuzen sich an einzelnen Stellen, alle zu den Ndjirisümpfen führend; sie erglänzen weithin im Sonnenlicht, da die auf den Wechseln frühzeitig niedergetretenen Gräser heller und bleicher von der Sonne ausgedörrt werden, wie

die mehr dunkelgelblichen Gräser der Steppe. Diesen bequemen, von zahlreichen „Pharus“ frisch begangenen Pfaden folge ich nun für eine weitere Stunde und nehme nach geraumer Zeit die von der Nacht herrührende frische Fährte eines ausnahmsweise starken Nashornes auf.

Das Tier hat den Wechsel verlassen und wird meiner Vermutung gemäß in einer Entfernung von nicht unter drei, vielleicht aber auch fünf und mehr Stunden in der Steppe sich niedergetan haben.

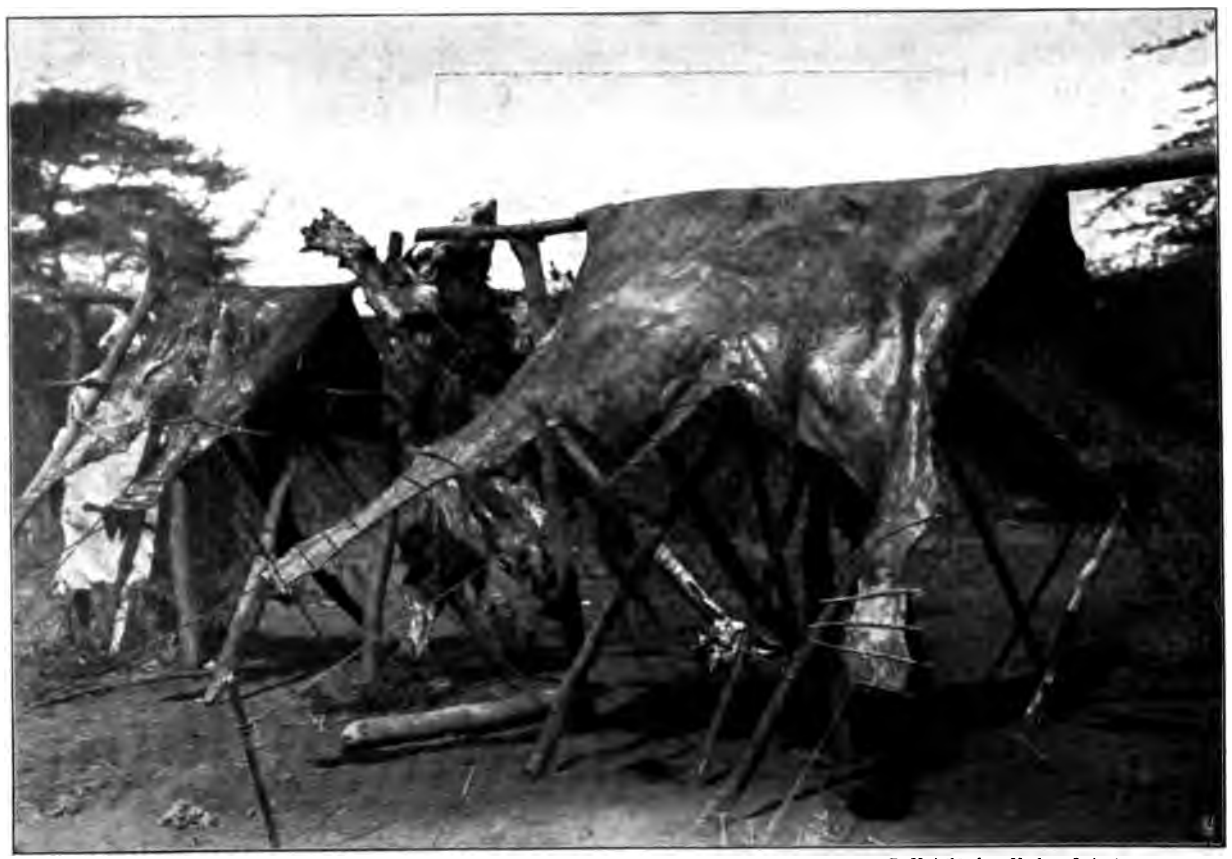
Nach Rücksendung der verschiedenen Leute ins Lager sind nur aus-

Eifrig war mein Präparator Orgeich beschäftigt, mit seinen schwarzen Gehilfen Vogelbälge zu präparieren ... im sonnenglühenden Lager war dies oft keine leichte Arbeit ...

gesucht gute Träger zurückgeblieben, denen ich jede Leistung zumuten, auf die ich mich vollkommen verlassen kann.

Es ist eine eigentümliche Sache um die Brauchbarkeit der Karawanenleute bei schwierigen Unternehmungen, die mit ihrem eigentlichen Berufe als Träger nichts zu tun haben. Außer meinen, mir seit Jahren bekannten, immer wieder mitgenommenen Leuten fanden sich auf meinen verschiedenen Reisen stets wieder neue, brauchbare, teilweise auch sehr fährtenkundige Schwarze; so waren es fast immer dieselben Leute, die mich auf schwierigen Unternehmungen zu begleiten hatten. —

Ich glaube bestimmt beobachtet zu haben, daß die Fähigkeit, Durst zu ertragen, ganz verschieden bei den unterschiedlichen Stämmen und Völkerschaften ausgebildet ist, je nachdem sie in wasserreichen oder wasserarmen Gegenden heimisch sind.



C. G. Schillings phot. *R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.*

Eine der schwierigsten Präparationsarbeiten ist wohl die tadellose Konservierung von Giraffenhäuten. Meine in den Museen von Berlin, München, Karlsruhe u. a. O. befindlichen Giraffen erforderten wochenlange angestrengte Arbeit am Orte der Erlegung . . .

C. G. Schillings phot. R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.

Große Mühe erforderte die Präparation der dicken Haut des ersten von mir erlegten Büffelstiers.

Zuverlässige Beobachter haben mir erzählt, daß das arabische Pferd bis zu drei Tagen wirklich dursten kann und doch noch leistungsfähig bleibt, wenn auch freilich bedingt. Solcher Anspruchslosigkeit in bezug auf Wasser kann sich selbstredend kein europäischer Pferdeschlag rühmen, weshalb ich auch die Verwendung europäischen Pferdematerials beispielsweise in Südwestafrika für unzweckmäßig halte.

Meine sonst außerordentlich brauchbaren und von mir sehr geschätzten Wanyamwesi, also Einwohner des relativ stark bevölkerten und gut bewässerten Landes Unyamwezi, konnten den Durst niemals so lange ertragen, wie die an Entbehrungen aller Art gewöhnten, kriegerischen Masai-El-morane und Wandorobbo. In Abstufungen verschiedener Art fand ich unter meinen Leuten die verschiedenste Fähigkeit, mehr oder minder längere Zeit ohne Wasser leben zu können und leistungsfähig zu bleiben.

Ich selbst freilich vermochte es auch mit den bedürfnisvollsten in dieser Hinsicht nicht aufzunehmen; wie hätte dies auch anders sein, wie hätte der Mensch aus kaltem wasserreichen Norden mit einem Neger um die Wette dursten können!

Hierbei kommt vor allem in Betracht, daß der durstende Eingeborene, wenn auch erheblich unter den Qualen des Durstes leidend, dennoch zur Nachtzeit sich mit stoischer oder stumpfsinniger Ruhe dem Schlafe hinzugeben vermag, während der durstende Europäer, soweit ich beobachten konnte, nicht fähig ist, den ihn stets beherrschenden Gedanken nach Wasser auszuschalten und so die Wohltat des Schlafes zu genießen.

Wasser! Ich fühle deutlich, wie schwierig es ist, wirklichen, ernsten, brennenden, furchtbaren Durst jemandem zu schildern, der ihn, wie die meisten Europäer niemals empfunden hat. Die Qualen des Durstes steigen je nach den Temperaturverhältnissen in dem Maße, als die brennende Sonnenhitze und die trockene Wärme den Körper transpirieren läßt und ihm so Wasser entzieht. Ruhig im Schatten irgendwo lagernd, würde der Mensch selbstredend viel länger dursten können, als der in der Sonnenhitze vorwärts schreitende Wanderer. Aber lagernd kommt man nicht ans Wasser, und Durstende werden daher stets gezwungen sein, zu versuchen, so schnell wie möglich das nächste Wasser zu erreichen.

Man berichtet, der Mahdi habe seine Feinde dadurch vom Leben zum Tode befördert, daß er sie verhungern ließ, aber unter Darreichung von Wasser. Die Todesqualen pflegen sich, wie es scheint, dann unter normalen Verhältnissen erst um den siebzehnten Tag einzustellen. Von diesem Tage ab erschien der Mahdi mit seinem Gefolge in den Kerkern, um sich an den letzten Qualen seiner Gegner zu ergötzen.

Der Durst aber tötet, je nach den Temperaturverhältnissen, Men-

schen schon in zwei bis höchstens drei Tagen, wie ich es leider durch Erfahrung bestätigt gefunden habe. Aber unter ungünstigsten Verhältnissen genügt schon ein kurzer, sehr heißer Tag, um auch einen nicht beladenen Eingeborenen zum Niedersinken zu bringen.

In Europa, in wassergesegneten Ländern ist das unentbehrliche Naß etwas so Selbstverständliches, so Alltägliches, daß es dort wohl niemand so leicht zum Bewußtsein kommt, wie hochgeschätzt Wasser an manchen Punkten unserer Erdoberfläche ist.

Der Adorobbo führte mich zu einer Wasserpfütze, und wir konnten uns nach fast vierundzwanzigstündigem Dursten endlich wieder satt trinken, obwohl der Inhalt der Pfütze gelb und dick wie Erbsensuppe war . . .

Dreimal habe ich selbst ernstlich und sehr erheblich unter Wassermangel leiden müssen. Das erstemal hatten kriegerische Verhältnisse die Karawane, der ich mich damals hatte anschließen können, in der Gegend von Nguruman am Nguasso-Nyiro einige Tage aufgehalten. In heißestem Sonnenbrand hatte ich jagend und beobachtend den ganzen Tag die Steppe durchzogen und eine Anzahl von Trägern wildpretbeladen ins Lager zurückgesandt. Um zehn Uhr vormittags erquickte meine durstende Kehle das letzte brühwarme Wasser aus der großen Feldflasche. Nunmehr hieß es, bis zum Abend zu dursten, wo ich gewiß war, im weit entfernten Lager Wasser zu finden. Stunde auf Stunde verrann; immer neue Erscheinungen aus dem Tierleben fesselten den damaligen Neuling gegenüber afrikanischem Tierdorado und ließen mich meinen Durst vergessen.

Auf dem Rückwege trat das seltene Ereignis ein, daß meine zwei letzten Begleiter sich verirrten; in schnell hereinbrechender Dunkelheit gerieten wir in die tausendfachen Irrgänge eines Dornendickichts, und zur Nacht, bereits von Dornen zerstochen und verletzt, war es unmöglich, weiter vorwärts zu dringen. Wir hatten die Richtung verloren, waren zuletzt im Kreise umhergeirrt, und nunmehr wurde es mir klar, daß wir inmitten des dornigen Pori die Nacht verbringen mußten. Auf einer wenige Fuß breiten, vegetationslosen Stelle kauerten wir nieder, und als mein Fuß an einen harten Gegenstand stieß, erwies sich dieser als ein wohl von der Rinderpest herrührender, halb vermoderter Büffelschädel.

In der Hoffnung, im Lager gehört zu werden, verfeuerte ich unvorsichtigerweise fast alle meine Patronen, jedoch vergeblich; es erfolgte keine Antwort.

Todmüde, von Dornen zerkratzt, in zerrissenen Kleidern, die Zunge buchstäblich am Gaumen klebend, kauerte ich nun unter einem von zahlreichen Lianen durchwachsenen astreichen Baumstrauche nieder, meine Büchse mit den letzten vier mir gebliebenen Schüssen umspannend.

Ein Nachtaffe ließ sein gellendes Geschrei vernehmen, eine Eule antwortete ihm. In die vollkommene Finsternis mit gespanntester Aufmerksamkeit hinaushorchend vernahmen unsere Ohren allenthalben um uns her ein Knistern und Rascheln im Laub und im dürren Geäst. Zum Ersteigen geeignete Bäume waren nicht vorhanden; kein Schritt vorwärts wäre im stachligen Dickicht möglich gewesen. Aneinandergekauert, auf dem Büffelschädel sitzend, verfloß uns so Minute auf Minute; endlos dehnten sich die Stunden aus.

Obwohl das Ohr nichts vernommen hatte, fahren wir jetzt in höchstem Schrecken auf!

Nicht weiter als zehn Schritte von uns entfernt, erschallt plötzlich das Geheul einer uns unsichtbaren, unvernehmbar herangeschlichenen Hyäne! Schon hebe ich die Büchse, aber da fährt mir der Gedanke durch den Kopf, daß ich meine wenigen Patronen vielleicht für ernstere Gegner brauche. Durch Rufen und Werfen mit abgebrochenen Stücken des Büffelschädels und Erdbrocken vertreiben wir das Tier aus unserer Nähe.

Aber die „Fissi" entfernt sich nicht weit, umkreist uns vielmehr heulend Stunde um Stunde, ab und zu von uns durch Rufen fern gehalten.

Eine seltsame Zwiesprache zwischen Raubtier und Mensch dort in einsamer Wildnis!

Das Nahen der Hyäne hat mich daran erinnert, wie lautlos Löwen und Leoparden uns zu beschleichen vermöchten, und lebhaft malt sich

die erregte Phantasie solches immer wieder aus. Aber wiederum überwiegen die Qualen des Durstes alle anderen Gefühle. Die Schläfen pochen, kurz und heftig hämmert das Herz, subjektive, höchst wundersame Halluzinationen lösen sich aus, das Blut ist verdickt, und immer brennender und zehrender verlangt der Organismus nach Wasser.

Unter den tausenderlei Gedanken und Ideen, die fieberhaft mein Hirn durchkreuzen, tritt immer wieder der Hauptgedanke in den Vordergrund: Wasser, Wasser!

Was gäbe ich jetzt für einen Becher Wasser! Besäße ich eine gewisse Summe Geldes — sagt sich die Phantasie — und nichts weiter, wäre diese Summe mein ganzer Besitz, so würde ich gern ein Drittel, nein, die Hälfte um einen Schluck Wasser geben! Nicht doch! Bedingungslos die ganze Summe! — Rauschende, kühle Quellen, Wassernixen, und tausend ähnlichen Spuk zaubert das gequälte Gehirn sich hervor. Aber alles ist nutzlos und ich, wie meine in dumpfer Resignation dahinbrütenden Schwarzen müssen dursten, dursten. — — —

Immer kleiner, immer unfühlbarer und schneller wird der Pulsschlag, quälender der Durst — wir selbst lethargischer. — — —

Der einzig wertvolle Besitz zu dieser nächtlichen Stunde ist die Waffe und das Gefühl, unter Umständen mit für andere eintreten, den Farbigen aber ein Beispiel geduldiger Überwindung des Durstes geben zu müssen, obwohl sie nicht annähernd so leiden, wie ich selbst. —

So verrinnt schleppend und schleichend langsam Stunde auf Stunde. Die Hyäne weicht nicht von hinnen, bis wir sie schließlich kaum noch beachten.

Als hätte sich alles gegen uns verschworen, bleibt der Nachthimmel hier in der Nähe der Bergzüge wolkenverhangen und lichtlos. Drückend heiß und schwül bleibt infolgedessen die Temperatur; die brennende Hitze, die die Erdrinde am Tage aufgesogen, wird nicht im geringsten durch Ausstrahlung zum Weltenraum hin vermindert.

Da endlich trifft ein wohlbekannter Ton aus Vogelkehle mein Ohr: ein kleiner Fliegenfänger grüßt den nahenden Morgen mit leisem Zwitschern. Noch aber lastet Dunkelheit über der Steppe. Doch nun verschwindet sie schnell, und wir können, immer noch umherirrend, immer noch ohne Ahnung über die einzuschlagende Richtung, wenigstens wieder vorwärtsschreiten! Nach stundenlangem Umherirren, Erklimmen von Bäumen behufs Orientierung finden wir endlich den trocknen Bachlauf, der, hier bereits versiegt, am Bergfuße unser Lager mit reichlichem Wasser speist. Atemlos folgen wir seinem Laufe aufwärts, und die erste geringe Wassermenge, die wir in seinem Bette antreffen, gewährt uns endlich die über alles ersehnte Labung.

Es klingt vielleicht schwer verständlich: aber ich habe mich an diesem Morgen im Lager gebadet, habe immer und immer wieder mit Händen ins Wasser gegriffen, habe immer wieder getrunken und mich an dem köstlichen Naß erfreut, wie im Märchen der Geizhals am aufgestapelten Goldschatz. Aber von einem englischen Reisenden, dem ich dies erzählte, habe ich gehört, daß er Ähnliches erlebt und ähnlich gehandelt hat.

Es gleichen sich die auf gleicher Entwickelungsstufe stehenden Men-

Wasser! Wasser! Endlich wieder Gelegenheit zu einem erquickenden Bade!

schen sehr, und ähnliche Ursachen lösen bei ihnen ähnliche Empfindungen und ähnliche Handlungen aus.

Also Durst dieser Art unter der Äquatorsonne muß man selbst empfunden haben, um ihn zu verstehen und um beurteilen zu können, wie sehr man unter seinen Qualen leidet. — — —

Die Fährte des Nashorns führt mich nunmehr in durchaus öde Teile der Steppe, anscheinend jedes höheren tierischen Lebens bar. Da wir zuweilen längere Zeit die sich kreuzenden, mehr oder minder undeutlicher werdenden Wechsel benutzen, so leitet uns die Fährte Stunde um Stunde weiter vom Lager ab.

Auch das ist dem Europäer ein recht unbekanntes Gefühl, daß er jeden Schritt, den er vorwärts tut, heimkehrend unweigerlich abermals hinter sich bringen muß!

Hier in der Wildnis klingt ihm nicht das Signal: „Jagd vorbei!“ Erſt wenn das Lager erreicht iſt, und ſelbſt dann nicht immer, darf er den Jagdzug des Tages als beendet erachten. Nur ſo weit darf die Verfolgung einer Fährte ausgedehnt werden, daß das Lager oder eine Waſſerſtelle erreicht werden kann.

Zuweilen hat das Nashorn, welches wir verfolgen, ſeinen Tribut von Dornenſträuchern, namentlich von den Zweigen der Salvadora persica und von Capparidae-Zweigen erhoben, auch ſtachelige Aloepflanzen hier und da aufgenommen. Aber es war anſcheinend ſchon

Neugierig trieben ſich Meerkatzen in den Zweigen einer trockenen Akazie umher ...

geſättigt, als es ſich hier weit in die Wildnis zurückzog, ſorgfältig auf ſeine Sicherheit bedacht. Vielleicht ein dutzendmal kann ich es unterwegs erwarten, dort, wo ſich innerhalb der Regenſtrombetten üppigerer Pflanzenwuchs findet, in mit Vernonien und Mpele-Mpeleſträuchern bewachſenen Oaſen; — ſchnaubend kann es jeden Augenblick dicht vor mir erſcheinen! — — —

Aber ſtumm und ſchweigſam müſſen wir immer weiter der Fährte folgen, nicht wiſſend, ob es möglich ſein wird, unſer Ziel zu erreichen. Doch, da der Wind dauernd günſtig weht, gebe ich die Verfolgung nicht auf; nicht oft ſteht eine Fährte ſo gut und gibt ſo die Möglichkeit der Verfolgung! Jetzt ſtoßen wir auf zwei Sandhühner (Pterocles exustus Tem.), die hier weitab vom Waſſer vor uns aufgehen und klatſchenden Fluges mit lautem „dj'-ödjö'-djö-wie“ nicht weit von uns

wieder einfallen. Wo aber mag der ersehnte Dickhäuter sich niedergetan haben? Schon fallen die Sonnenstrahlen schräg, als plötzlich an einer sehr freien Stelle unter einem kleinen Akazienbaum unser Wild sichtbar wird, nach seiner Gewohnheit mit dem Hinterteile dicht am Stamm und den Kopf nach vorn niedergetan.

Nunmehr die Nerven zusammengenommen! Nur von meinem zuverlässigsten Büchsenträger begleitet nähere ich mich dem Tiere so vorsichtig wie möglich; da das Rhinozeros ausnahmsweise nicht von Madenhackern begleitet ist, gelingt es mir kriechend, mich auf sechzig Schritte heranzupürschen. Wendet man sich bei solchen Gelegenheiten rückwärts, um dem Gewehrträger irgend welche Befehle im leisen Flüsterton zu geben, so ist es von höchstem Interesse, seine starren erregten Mienen zu beobachten, die um so drastischer auf den Europäer einwirken, als das Weiße der Augen sich in der Physiognomie des Farbigen unter solchen Umständen besonders abhebt.

Noch immer schlummert das Nashorn ohne Ahnung einer Gefahr. Der Unkundige könnte es für einen Termitenhügel, die mächtigen Hörner für dürre, abgebrochene Baumäste halten. Die Färbung des Tieres, das sich unterwegs mehrere Male in dem Staube der Steppe gewälzt hat, deckt sich vollkommen mit seiner Umgebung; die spitzen Ohren, „Lauscher" in des Wortes wahrster Bedeutung, wehren durch lebhaftes Hin- und Herbewegen die kleinen zudringlichen Fliegen ab und verraten so, daß Leben in dem Koloß ist.

Das Tier wird wie gewöhnlich von sehr kleinen stechenden Musciden geplagt, die wahrscheinlich eine neue Gattung repräsentieren, am nächsten mit Lyperosia Rond. verwandt und im Jahre 1903 von mir in einer neuen, völlig unbekannten Art entdeckt worden sind.

Am Mto Nairobi fand ich bereits 1899 die Nashörner sehr geplagt von Östriden-Larven, die in einer bisher unbekannten Form (Gyrostigma conjungens Enderlein) zu vielen Hunderten ihre Metamorphose im Magen ihrer gewaltigen Wirtstiere durchmachten. Wenn man bedenkt, daß diese ekligen Schmarotzer bis zu 32 Millimeter lang und 14 Millimeter breit werden, so begreift man, wie sehr sie die Nashörner unter Umständen peinigen können, und wie diese bestrebt sind, wenigstens ihre anderen Quälgeister, die Fliegen, abzuwehren. —

Mein Nashorn hat von dem nahenden Feind noch nichts gemerkt. Ich werfe abermals einen Blick auf meine Büchse; sie ist längst gestochen und in Ordnung. Auch zwischen das Visier hat sich nichts geklemmt; von den schrägen Sonnenstrahlen beleuchtet, bietet mir das gewaltige Wild ein gutes Ziel. Doch es muß fallen, ehe es uns etwa angreifend erreicht; schützende Deckung für uns ist nicht vor-

handen. Aber schlafend soll es nicht gemordet werden; ein kurzer lauter Ruf von mir ausgestoßen, erschallt.

Fremdartig mutet mich die eigne Stimme in dieser weltfernen Einsamkeit an. Wie vom Blitz getroffen, mit unglaublicher Schnelligkeit springt das Nashorn auf, die Lauscher spitz nach vorn gerichtet, halb schräg mir eine gute Gelegenheit zum Blattschuß bietend.

Mein Schuß ertönt! Fauchend und schnaubend wie eine Dampfmaschine wirft sich das Tier, seinen Feind suchend, zweimal im Kreise herum, schneller wie selbst ein wendiges Pferd unter dem Reiter es vermöchte! Aber schon hat meine Büchse ein zweites Mal gesprochen, und mit dem Knall bricht das mächtige Wild zusammen; nur der schwere Schädel schlägt im Todeskampfe dröhnend noch einige Male auf den steinigen Boden der Steppe auf. Vorsichtig nähere ich mich dem Erlegten; die kleinen blinzelnden Lichter veranlassen mich zu einem Fangschuß ins Ohr, und schwache Reaktionen noch vorhandenen Lebens werden durch ihn — wie ich erwartete — ausgelöst.

Nunmehr lasse ich die Kopfhaut abziehen, die Hörner aber loslösen, eine Arbeit, bei der meine Beile und Seitengewehre gute Dienste leisten. Mindestens eine Stunde erfordert die kunstgerechte Loslösung der beiden langen, an der Basis sehr dicken Hörner.

Ich habe einen sehr bejahrten Bullen erlegt, dessen Hörner im allgemeinen niemals so lang und dünn sind, wie die einer Kuh, an Umfang dafür aber erheblich stärker und klotzartig massiver gestaltet.

Die Träger beladen sich nunmehr mit den besten Fleischstücken; dann wird der Rückmarsch zum Lager angetreten. Spät nach Mitternacht wird dieses erreicht; etwa 72000 Schritt zeigen meine Schrittmesser an, eine gute Leistung in Anbetracht des Klimas, und nur möglich für jemanden, der sich monatelang „eingegangen" hat.

* *
*

In der Morgendämmerung eines Oktobertages verlasse ich abermals mit einer Anzahl meiner Leute das Lager, um die Höhenzüge des Dönje-Erok in ihren südlichen Ausläufern zu besteigen.

Seit einiger Zeit lagerte ich am „Ngare na lalla" im Masaidistrikte Matumbato.

Lange folgen wir dem Bache. Dann führt ein pfadloser Weg durch die von vielen periodischen Regenstrombetten durchschnittene, langsam ansteigende Hochsteppe zum Fuß der Hügel, die im Süden dem finstern Dönje-Erok vorgelagert sind.

Zahlreich sind die Fährten und Spuren der Tiere, die in der Nacht ihre Tränkstellen am Bache aufgesucht haben und nun wieder in die weite Steppe zurückgewechselt sind.

Kleine Rudel von Grantgazellen, Thomsongazellen und Impallah-antilopen werden hier und da flüchtig, auch stoße ich auf zwei oder drei zierliche kleine, vollkommen rot gefärbte Antilopen. Es sind Stein-antilopen (Raphiceros neumanni Mtsch.), die, in ihrer Färbung dem roten Steppenboden vorzüglich angepaßt, uns sehr nahe heran-kommen lassen, ehe sie plötzlich — viele Haken schlagend, — flüchtig werden, um eilig im dürren Steppengrase zu verschwinden.

In wolkenloser Bläue wölbt sich das Firmament über unseren Häuptern; der Tag wird zweifellos drückend heiß werden!

Jetzt aber ist die Tierwelt noch überall rege und namentlich in der Nähe des Bachlaufes tun wir ein Paar der riesigen Hornraben (Bucorvus caffer Schleg.), ol mungúk der Masai auf, dann eine Menge von Frankolinen und auch zwei große Ketten von Perlhühnern. Letztere lassen beim Aufgehen ihrer vielköpfigen Scharen ihr schwer wiederzugebendes, eigentümlich metallisch klingendes Locken vernehmen, etwa wie rschrschek-grrrr-ek-ek-ek-ek-ik-ik-ig-ig-ig . . . lautend. Die klugen Tiere fallen nach einigen hundert Schritt wieder ein und bringen sich dann in überraschend schnellem Laufe in Sicherheit. Auch die übrige Vogelwelt ist in regster Tätigkeit begriffen, es wimmelt von Tauben in verschiedenen Arten; das Gurren der von den Masai treffend „ndur-guljú" genannten Turteltauben erfüllt die Luft; eiligst ziehen starke Ketten von Sandhühnern über unsere Köpfe zu ihren Tränkstellen oder kehren bereits getränkt in die Steppe zurück. In den Sträuchern in der Nähe des Bachlaufes surrt und schwirrt es von Legionen kleiner Prachtfinken, die hier Wasser und in den reifen Grassämereien reich gedeckten Tisch finden.

Seltsame Vögel erregen jetzt meine Aufmerksamkeit, es sind die scheuen Spotthopfe (Irrisor senegalensis somaliensis Grant), die el'gononi der Masai, deren gelles Gelächter weithin durch die Busch-steppe erklingt, um von den charakteristischen, hundegebellartigen und blökenden Tönen des Lärmvogels (Chizaerhis leucogastra Rüpp) beantwortet zu werden.

In einer Entfernung von zweihundert Schritten bemerken wir jetzt drei der riesigen Trappen (Otis kori Burch.). Scheu und vorsichtig äugen sie nach uns hinüber, sich Schritt für Schritt, in langsamem Laufe, dabei in eigentümlich steifer Haltung entfernend. Als wir jedoch schnellen Schrittes uns den Vögeln nähern, gehen sie schweren und gewichtigen Fluges auf. Dabei nehmen sie anfänglich auf dem Boden

einen Anlauf, dann aber trotz ihrer Schwere mit ihren mächtigen Schwingen mit überraschender Leichtigkeit die Luft durchsegelnd und sich in Sicherheit bringend.

Aber keine dieser Wildarten vermag mich heute in meinem Marsche aufzuhalten.

Nur hier und da verharre ich einige wenige Minuten, um irgend welche mich besonders interessierende Tiere eine kurze Weile zu beobachten. So fesseln hier und da die zierlichen Windspielantilopen

Scheu und vorsichtig ist der Kranichgeier (Serpentarius serpentarius [Miller]) nicht leicht im Bilde festzuhalten.

(Madoqua kirki Gthr.), in Sprüngen von zwei oder drei Stück vereinigt, meine Aufmerksamkeit. Meine gut eingeübten Leute — geschlossen Mann an Mann marschierend — versinken währenddessen in den Erdboden: So schnell kauern sie sich auf ein leises Zeichen nieder und verharren vollkommen regungslos, bis ein neues Zeichen von mir ihnen gestattet, sich wieder aufzurichten.

Nach zweistündiger Wanderung und Überwindung einer ganzen Anzahl der öfter mehr denn zehn Meter tief eingeschnittenen schroffen Regenstrombetten zeigen sich plötzlich im felsigen und dornigen Revier der ersten, dem Gebirgsabfall vorgelagerten Hügel zwei in eiligen Fluchten dahinhuschende, grünlich grau gefärbte Antilopen, deren Erscheinung erheblich von dem Wild der Ebene absticht.

Es sind jene prachtvollen, die Gemsen in Afrika vertretenden kleinen Bergantilopen, die Klippspringer, von den Masai „n'gnóssoirú" genannt.

Die einzige Antilopenart Europas, die Gemse, findet sich in Afrika nicht, das prächtige Steinwild dagegen in einer Steinbockart nur im Norden des Erdteils. Über weite Gebiete des schwarzen Kontinents jedoch verbreitet, belebt die Berge der in ein eigentümlich starres granenartig gebildetes Haarkleid gehüllte Klippspringer.

Den Jäger zwingt der Klippspringer zu höchst anstrengenden Pürschen in der afrikanischen Bergwelt und ist ihm daher reizvoll. Dies

In der Morgenfrühe traten die Wasserböcke, in ihrer Haltung frappant an Rotwild erinnernd, zur Äsung auf die offene Flußniederung hinaus ...

eigenartige Wild unterscheidet sich in mehreren Arten; die von mir aus der Masaisteppe mitgebrachten Klippspringer erwiesen sich als eine der Wissenschaft unbekannte Art. Oskar Neumann hat sie beschrieben und Oreotragus schillingsi genannt.

Diese Miniaturgemsen leben in kleinen Sprüngen bis zu sechs und acht Stück, auch paarweise, sowohl an den schroffen Berghängen als auch zuweilen in der zerklüfteten Hochsteppe überall da, wo Ansammlungen von Felsen und Steinen, selbst Lavablöcken ein ihnen zusagendes Revier bilden.

In Abessinien fand man den Klippspringer in Höhen von über 3000 Meter. Wie hoch er ins ostafrikanische Hochgebirge hinaufsteigt, vermag ich nicht zu sagen; aber wo schroffe Felswände von steilen

Tälern unterbrochen ſind, wo eine dornige dürftige Flora zwiſchen Felsgeſtein und Felsblöcken gedeiht, da iſt der Klippſpringer in ſeinem Reich.

Wie Gummibälle, fürs Auge mehr fliegend wie ſpringend, bewegen ſich die geſchickten und graziöſen Tiere von Felsblock zu Felsblock, plötzlich bewegungslos geraume Zeit mit dicht zuſammengeſtellten Läufen verharrend, dann wieder mit einem hellen Warnungspfiff ſchattengleich in den Berghalden verſchwindend — um nun abermals von einer neuen eilig erreichten Felswarte aus Umſchau nach dem Störer ihres Bergfriedens zu halten!

In den abgelegenſten Steppenrevieren fand ich die ſcheue ol' gamassárok der Maſai, die Oryx-Antilope.

Durch eine ſeltſame Verkettung von Umſtänden verdarben die von mir mühſam erreichten Aufnahmen dieſer lieblichen Geſellen bis auf einige, die aber immerhin noch eine Vorſtellung dieſes ſchönen Geſchöpfes inmitten freier Bergwildnis ermöglichen. — — —

Heute zeigen ſich die Klippſpringer beſonders ſcheu und entſchwinden zwiſchen den dürren Gräſern meinen Blicken. Nur ein Bock, von meinen unterhalb aufſteigenden Leuten auf ſeiner Flucht fortprellend, kreuzt plötzlich meinen Weg und gibt mir, als er einen Augenblick auf einem Felsblock nach mir hinüberäugt, Gelegenheit zum Schuſſe.

Über das uns trennende Tal hinüber erreicht ihn auf faſt zweihundert Meter meine Kugel. Ich ſende zwei zuverläſſige Träger mit der Beute ins Lager zurück, wo die Haut mit beſonderer Vorſicht prä-

pariert werden muß, da die Haare allzu locker sitzen und bei der geringsten Unvorsichtigkeit auszugehen pflegen.

Nunmehr müssen wir, oft auf Händen und Füßen, uns mühevoll im heißen Sonnenbrand an der Berglehne aufwärts arbeiten. Die Felsblöcke sind bereits von der Sonne sehr erwärmt. Neugierig beäugen uns Eidechsen und Geckonen, um gleich darauf im Grase oder in Felslöchern dicht vor uns zu verschwinden. Je höher wir steigen, um so mehr Pflanzen und Gräser finden wir, die noch nicht völlig von den Sonnenstrahlen verdorrt sind. Das Jägerauge gewahrt nun bald zwischen

Aus großer Höhe stürzten sich die Geier sausenden Fluges herab.

den Felsblöcken große Ansammlungen von kaninchenartiger Losung, welche auf das Vorhandensein von zahlreichen Klippschliefern schließen lassen.

Und in der Tat ist diese Bergwildnis aufs reichste belebt von jenen Miniaturhuftieren, deren schon die Bibel aus grauen Zeiten Erwähnung tut, und die der Zoologe seltsamerweise als Verwandte des gewaltigen Nashornes klassifizieren muß. . . .

Verschiedenartig haben sich die Schicksale dieser so verschiedenen „Verwandten" gestaltet.

Dank ihrer Größe und Kraft beherrschten die Nashörner in mehreren Arten durch Hunderttausende von Jahren ihre weiten Gebiete; lange trat ihnen kein ebenbürtiger Gegner im Kampf ums Dasein entgegen. Aber anfänglich mit Hilfe des tückischen Pfeilgiftes — jener ingeniösen

Papyruswälder in gewaltiger Ausdehnung gediehen in den westlichen Adjirisümpfen.

Selbst die schroffsten Gebirge zeigen im Gestein tief ausgetretene Wechsel von Elefanten und Nashörnern, denn beide Tierarten sind ausgezeichnete Bergsteiger ...

raffiniert erdachten Jagdart der Giftschlangen in der Hand des Menschen — und heutigentages mit Hilfe nur wenige Millimeter großer, aus weiter Entfernung in den Körper der Tiere entsandter Metallstücke

gelang und gelingt es den Menschen, diese Riesen zu dezimieren; bald wird er sie vernichtet haben.

Da haben die unscheinbaren, in unzugänglichen Felswildnissen heimatenden Vettern der Nashörner, die Klippschliefer, ein besseres Los gezogen. Kaninchenartig lebend, nach Sitte der Kaninchen sich zahlreich vermehrend, hinreichend scheu und vorsichtig, wenigstens in alten Exemplaren die Geduld des menschlichen Jägers auf harte Proben setzend, werden sie noch lange, lange Zeiträume das letzte Nashorn des Erdballes, vielleicht sogar das Menschengeschlecht überdauern. . . .

Den Jägersmann kann dieses kleine Wild nicht besonders interessieren, es sei denn, daß er einen Büchsenschuß auf einen der sich in der Morgensonne wärmenden alten Klippschliefer versucht. . . .

Will man sich, etwa zum Zwecke der zoologischen Sammlung, einer größeren Anzahl der verschiedenen Altersstufen bemächtigen, so heißt es, mit der Schrotflinte bewaffnet, sich geduldig dem Ansitze widmen, denn Stunden können verrinnen, bevor die erfahrenen alten Tiere ihre Verstecke wiederum verlassen und sich dem Schusse darbieten. Auch dann noch müssen die Getroffenen vor Erreichung ihrer Felshöhlen verenden; anderenfalls sind sie für den Jäger rettungslos verloren.

Die Jagd auf Klippschliefer scheint mir daher manche Ähnlichkeit mit der auf das Murmeltier unserer Alpen zu haben. Wie das Murmeltier in früheren Zeiten suchen heute die Klippschliefer zur Regenzeit tiefer gelegene Gebiete der Steppe auf. Zur trockenen Jahreszeit ziehen sie sich in ihre Bergreviere zurück, wo sie dann stets an Gräsern, Blattwerk und Stauden Äsung, wenn auch dürftige, finden.

Die Klippschliefer achten sehr auf den warnenden Pfiff der Klippspringer, und man beobachtet beide Tierarten in nächster Nähe nebeneinander, offenbar in Freundschaft zusammenlebend.

Häufig habe ich beobachten können, wie die Raubadler (Aquila rapax Tem.) Jagd auf junge Klippschliefer machten. Beim Erscheinen eines dieser die Berghänge abstreifenden Adler verschwinden die Klippschliefer blitzschnell und für längere Zeit in ihren Bauten. Auch haben sie gewisse, große Sicherheit bietende Felshöhlungen, in die sie sich bei nahender Gefahr gemeinschaftlich, oft in größerer Zahl, zurückzuziehen pflegen.

Weiter und weiter führte mich mein Weg bergaufwärts; die Hitze macht sich immer mehr geltend und mühsam gilt es, sich durch die dornenbewachsenen Täler bergaufwärts einen Weg zu suchen. Aber endlich haben wir den Kamm der ersten Hügelkette erreicht, und schon bietet sich eine wundervolle Fernsicht in die weite Wildnis.

Zu unseren Füßen liegt inmitten der fahlen Steppe lang dahingezogen ein grüner Streifen; es ist der Lauf des Baches, an dem ich mein Lager aufgeschlagen habe. Weit in der Ferne, in der Richtung seines unteren Laufes, künden in einer sich langgestreckt hinziehenden Senkung des Steppengebietes, nun vergilbte, trockene Schilfwälder uns jene periodischen Sumpfseen an, die zur Regenzeit von den Wassern des Baches gebildet werden. Darüber hinaus und überall, wohin unser Auge reicht, schimmert die unendliche Steppe in zitterndem Licht, aufs grellste beleuchtet von den flimmernden Sonnenstrahlen.

Die aufsteigenden, heißen Luftwellen lassen das ganze ungeheure Gebiet in ein strahlendes, das Auge blendendes Geflimmer getaucht erscheinen. Immer wieder muß die Erfahrung, muß der Verstand die vermeintliche Wahrnehmung unseres Auges korrigieren, die sich über die Entfernungen, über die Größenverhältnisse und die Plastik der unermeßlichen Steppe täuschen will.

Und in der Tat, während das Auge vermeint, dort unten Wildherden zu erblicken, vermögen wir mit bloßem Auge kaum —, fast nur mit dem Glase - - die großen Flächen unserer Zelte da unten inmitten des Lagerplatzes wahrzunehmen.

Interessant ist es, daß die mit Kupferoxyd grün gebeizten Zeltwände sich im Sonnenlicht so prägnant von ihrer Umgebung abheben.

Trotzdem ich weiß, daß die am Lager stehenden Akazien gegen neun Meter in die Höhe messen, erscheinen sie mir strauchartig klein, und von den das Lager belebenden Menschen vermag ich kaum einen einzigen mit bloßem Auge zu erfassen.

Eine Elefantenherde würde dort unten kaum sichtbar sein. —

Wie klein, unbedeutend und hilflos erscheint der Mensch wieder einmal hier oben in der freien, herrlichen, großartigen Natur, in deren stiller, erhabener Unendlichkeit er fern und abgeschnitten von allen menschlichen, modernen Verbindungen sich allein überlassen ist, — im Kampfe mit diesen unendlichen Entfernungen, die er allein durch das Spiel und die Kraft der eigenen Muskeln überwältigen muß —, im Kampfe auch vielleicht mit feindlichen, unholden und für andere Ideale in den Tod gehenden Menschenrassen, — im Kampfe endlich mit einer ursprünglichen Tierwelt, den er noch dazu herausfordert, und mit den tückischen Gefahren eines Klimas, das ihm, dem Nordländer, nicht günstig ist.

Aber wiederum löst diese weltferne Einsamkeit in ihrer furchtbar feierlichen Stille alle jene Empfindungen höchsten, befriedigendsten Genusses aus, den die kontemplative Betrachtung erhabenster und reinster Schönheit gewähren kann.

Hier oben, fern von allen nivellierenden Einflüssen der täglich nach neuen Sensationen hastenden Menschheit, wohnen noch uralte Götter, Wald- und Quellnymphen tanzen ihre Reigen . . . . . .

Nie habe ich stilleren, erhabeneren und heiligeren Waldfrieden erlebt, nie die unendliche Schönheit und ursprüngliche Harmonie unberührter Natur tiefer empfunden, wie auf den weltfernen Berggipfeln der einsamen, unendlichen Masai-Nyika.

Herrlich violett gefärbte Blumenbeete, wie ich solche im Gürtelwalde des Kilimandscharo beispielsweise von einer schönen Balsamine, einer Impatiensart gebildet fand, sah ich freilich in diesen Wäldern nicht, dafür aber bieten die mit Hymenophyllaceen, Moosen und Flechten bewachsenen und behangenen Bäume einen um so eigenartigeren Anblick. Neben den undurchdringlichen Bambuswäldern in andern Teilen Afrikas haben mir diese im geisterhaften bleichen Schmuck wallender Bartflechten vegetierenden Baumhaine den größten Eindruck gemacht.

Und sie vegetieren tatsächlich nur, denn wie Volkens ausführt, ersticken diese Kryptogamen in der Tat in vielen Fällen ihre Wirte . . . . . .

Doch nicht lange dürfen wir uns unseren Gedanken überlassen. Auf dem Kamme der Vorberge gilt es, nunmehr auf den ausgetretenen Elefanten- und Nashornwechseln mit größerer Leichtigkeit, vorwärts schreitend, in die eigentliche finstere Bergwelt des 2000 Meter hoch sich erhebenden Donje-Erok einzudringen.

Da gilt es, jede Muskel anzuspannen; Ströme von Schweiß müssen fließen, bis das Ziel erreicht ist — — Wiederum empfinde ich die Wohltat meiner eigenartigen Kleidung. Wie stets ist mein Oberkörper nur von einem seidenen Hemd bedeckt, das Arme und Brust frei läßt. Aber Bergsteigen im zerrissenen Hochgebirge unter der Äquatorsonne ist kein Kinderspiel und stellt die höchsten Anforderungen an die nordische Konstitution und den Organismus.

Kein anderer Europäer vor mir hat diese schweigenden Bergwälder aufgesucht; nur Graf Teleki und von Höhnel haben am Fuße des Berges vor langen Jahren, auf ihrem denkwürdigen Zug zum Rudolf- und Stephaniesee, gelagert. Doppelt begehrenswert, doppelt anziehend und verheißungsvoll scheint mir daher eine Erforschung dieser Bergwelt und ein Eindringen in ihre Geheimnisse.

Zu unserer rechten Seite ziehen sich langgedehnte, grasbewachsene Hügelketten hin, von steil eingeschnittenen, jetzt trockenen Bachbetten unterbrochen. Wiederum stoßen wir auf eine in der Steppe nicht vorkommende Wildart. Erst ein, dann zwei und nun ein viertes Stück Wild wird plötzlich vor uns flüchtig!

C. G. Schillings phot. *R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.*

Ein Zebrarudel, im Vordergrund der Leithengst, stand neugierig sichernd dicht am Karawanenpfad.

Alle vier Antilopen ästen offenbar in jenem Tälchen, als unser Erscheinen sie plötzlich überraschte. Es ist der schöne und eigenartig behaarte, durch außerordentlich lange Wedel ausgezeichnete, in Sonnenbeleuchtung fast weiß schimmernde Bergriedbock (Cervicapra chanleri Rothschild), diese vor mir in Ostafrika nur von dem amerikanischen Reisenden Chanler aufgefundene Wildart.

Eine Doublette auf einen Bock und ein Tier verschafft mir zwei prachtvolle Stücke für meine Sammlung: Kaum ein einziges europäisches Museum durfte sich bisher des Besitzes dieser gleichwohl in gewissen Höhenlagen der ostafrikanischen Bergwelt gar nicht seltenen Antilope rühmen.

Wiederum sondere ich zwei Leute meiner Karawane behufs Transportes des erlegten Wildes ins Lager ab. Mit den andern schreite ich nun südwärts weiter, in der Richtung der höchsten Erhebung des eigentlichen Bergmassivs. Nach einer halben Stunde zeigt mir mein Auge unterhalb unseres Standortes in einer Talmulde einige deutlich von der Grasfläche abstechende große Geschöpfe, die ich alsbald als Elenantilopen erkenne.

Doch eine Pürsche auf diese kapitalen Antilopen würde mich allzu sehr von meinem Wege abbringen. So schreiten wir vorwärts, noch einige Male auf Klippspringer und Bergriedböcke stoßend, und in einem der durchkletterten Täler auch zwei flüchtige Buschböcke einen Augenblick innerhalb der Stauden wahrnehmend.

Von einer gewissen Höhe an finde ich die Bergkuppen immer mehr vegetationsbedeckt, anfänglich mit Baumstauden, dann aber mit hochstämmigem, flechtenverhangenem Walde. Fast unvermittelt führt mich plötzlich der von mir eingehaltene, wohl seit urgrauen Tagen ausgetretene Elefanten- und Nashornwechsel in den kühlen, schattigen Hochwald.....

Überall schon auf unserem Wege fand sich die frische Losung, fanden sich frische Fährten zahlreicher Nashörner; auch Elefanten haben offenbar vor einigen Wochen hier ihren Weg genommen. Aber nun, mit dem Eintritt in den eigentlichen Hochwald, mehren sich diese Spuren allenthalben.

Sobald wir von einem der aussichtsfreien, höheren, nackten Felsgrate einen Ausblick gewonnen haben, sehen wir die Bergrücken des Donje-Erok sich vor unsern Augen hinziehend, im Süden steil nach der Steppe abfallend, nordwestlich aber in einer Anzahl flacher Hügel in die Steppe übergehend, in zahlreichen und viel verzweigten, waldbedeckten Kämmen, und von Tälern durchfurcht. Zwei Bäche ergießen sich in der Richtung nach Norden und Osten, beide jedoch um in der trockenen Zeit sehr bald am Fuße des Berges zu versiegen. Wochenlang

müßte der Wanderer das Gebirge durchklettern, um sich einigermaßen über dessen eigentlichen Aufbau zu orientieren.

Wo wir nun, einem der Bergrücken folgend, das hier und dort auftretende, dichte Unterholz durchschreiten, stoßen wir fast auf Schritt und Tritt, wie ich das früher ausgeführt, auf die zahlreichen Lagerstätten der Nashörner.

Bevor ich aber noch einen jener hier so gefährlichen Dickhäuter antreffe, werden plötzlich dicht vor mir zu meiner größten Überraschung einige riesige Tiere mitten in der Dickung flüchtig, und halblaut ruft mein Büchsenspanner hinter mir: „Umbogo Bwana!" „Büffel, Herr!"

Doch es sind keine Büffel, obwohl ich in ähnlichen Höhenlagen auf anderen Bergen der Steppe ziemlich frische Büffelschädel auffand, sondern wiederum Elenantilopen. Diesmal erlege ich einen kapitalen Bullen aus dem Sprunge von mehreren Stück. Auf meinen Blattschuß springt er steif mit allen vier Läufen in die Luft, bricht nach einigen Fluchten zusammen und gibt uns Gelegenheit, uns mit vortrefflichem Wildpret reichlich zu verproviantieren.

Acht Leute bezeichne ich, welche die Haut und die Hörner zum Lager zu schaffen haben. Es bleiben mir reichlich genug Träger, an zwölf Mann, um meinen Marsch und die Erkundung des Bergwaldes fortzusetzen, ohne mich lange mit dem erlegten Wilde aufzuhalten.

Doch seltsamerweise stoße ich nun, an der Spitze meiner Leute marschierend und vorsichtig durch Busch und Gesträuch meinen Weg suchend, bereits nach kurzer Zeit unverhofft auf das erste Nashorn, einen Bullen, den ich dreißig Schritte vor mir, eben aus seinem Lager aufstehend, wahrnehme!

Ich kann nur seinen Kopf mit den Hörnern erblicken. Das Tier steht unbeweglich und sucht sich über die Nahenden zu orientieren, da der Wind für uns günstig steht.

So unmittelbar nach meinem Schuß auf die Antilope hätte ich kein „Pharu" hier vermutet! Allerdings lag es in einer Senkung in seinem Lager, und die uns umgebende Dickung mag wohl den Knall des Büchsenschusses vollständig gedämpft haben, oder der Schall war von dem Nashorne als Donner gedeutet worden.

Instinktiv verharren meine Leute, wie die Salzsäulen, da ich außer dem blitzschnellen Griff nach meiner Büchse keine Bewegung mache. Da wirft das „Pharu" sich herum; polternd und krachend wird es den Bergabhang hinab flüchtig und unseren Blicken unsichtbar.

Ich hatte weder die Absicht gehabt, es zu erlegen, noch auch konnten mich seine nicht sehr starken Hörner besonders reizen. Aber vorsichtig geworden, setzen wir nunmehr Schritt für Schritt unseren Weg durch die

Dickung fort, auf das sorgfältigste ausspähend und unser Ohr soviel wie möglich anstrengend.

Bald stoßen wir auf eine ganze Anzahl frischer Lagerstätten von Nashörnern, in der Art von Straußennestern in den Boden ausgehöhlt und vielfach mit frischen Spuren der Benutzung.

Die meisten der Nashornlager befinden sich unter schattenspendenden Sträuchern, einige aber auch völlig im Freien; letztere werden wohl hauptsächlich bei bedecktem Himmel und kühler Temperatur benutzt.

Jetzt heißt es, ganz besonders vorsichtig Schritt für Schritt vorwärts dringen. Jedes vor uns aufgehende Wild — Buschböcke pflegen dort nicht selten zu sein — läßt uns selbstverständlich mit angehaltenem Atem stehen bleiben, bis wir uns überzeugt haben, daß es nicht Nashörner sind.

Wo der dichte Pflanzenwuchs lichter wird, können wir sorgloser voranschreiten. Aber immer wieder treffen wir auf den Kämmen der Berge auf dichtes Buschwerk, in dem, wie gesagt, Lagerplatz an Lagerplatz der Nashörner sich befindet.

Die Dickungen sind vielfach mit der von den Masai ol orianéne genannten Waldrebe (Clematis sunensis) bewachsen, deren federige, perückenartige, weiße Fruchtstände allenthalben sichtbar sind. Auch verschiedene, von Elefanten mit Vorliebe aufgenommene Kompositen und eine von den Wandorobbo „Mukuna" genannte, von Baumschliefern gern angenommene Leguminose sind besonders häufig.

Dort, wo sich freie Aussicht in die Steppe bietet, sehen wir die schweigende, gewaltige Steppe sonnenerglüht zu unseren Füßen liegen. Über uns wölben die mit phantastischen, langwallenden, weißlichen Bartflechten gezierten, hochstämmigen Bäume ihre Kronen — Ruhe und heiliger Frieden herrscht in diesen dunklen Bergwäldern. . . . . .

Selbst die Vogelwelt ist nur spärlich vertreten, und außer Buschböcken erblicken wir nur selten aus der Welt der Antilopen die kleinsten und heimlichsten Zwerge, die Duckerantilope (Sylvicapra ocularis Thos.). Bewegungslos, mit ihren fabelhaft großen Lauschern fremdartig ausschauend, äugen sie einen Augenblick im Unterholz den Eindringling an und verschwinden dann in dichtem Strauchwerk.

Jetzt ganz plötzlich, an einer ziemlich freien Stelle, schnaubt es unter uns im Tale. Zwei Rhinozerosse, die offenbar unser Nahen bereits bemerkt hatten, aber nun erst durch ihren fabelhaften Geruchssinn genau über die Ankömmlinge orientiert wurden, brechen gleich Dampfmaschinen schnaubend — anfänglich unmittelbar auf mich los stürmend, dann aber plötzlich abschwenkend — quer über unseren Pfad und verschwinden in der jenseitigen Talsenkung.

Erdboden verschlungen. Nun kriechen sie von allen Seiten wieder herbei, aber in ihren Mienen malt sich Bestürzung, und sie versuchen mir vorzustellen, daß eine Fortsetzung meines Weges unmöglich sei, da ja selbst die Wandorobbo und Wakamba nicht wagten, in dieses Dickicht einzudringen. Aber ich beharre auf meinem Plane, ich gestehe es — mit beträchtlicher Selbstüberwindung, und dringe weiter vor, nachdem die Hörner des erlegten Nashorns abgelöst worden sind.

Die Nashornfamilie bestand offenbar aus einer Kuh, einem schon erwachsenen Jungen und dem von mir erlegten Bullen.

Ich versuche nunmehr eine andere Methode, um ungefährdeter meinen Weg einhalten zu können. Durch hier und da abgefeuerte Büchsenschüsse versuche ich die Nashörner vor mir fortzutreiben. Eine Weile gelingt dies auch, aber in fernen Ländern ist jede Patrone von unberechenbarem Wert. Außerdem werde ich richtig nach zwei weiteren Stunden wieder von drei Nashörnern attackiert — diesmal jedoch in fabelhaft unangenehmer Weise. Fast bis zur körperlichen Berührung hatten die Tiere, welche vom Lager bereits aufgestanden waren, uns in der Dickung herankommen lassen. Wohl nur dem Umstande habe ich meine Rettung zuzuschreiben, daß der Wind vollkommen günstig war.

So gelang es mir im letzten Augenblicke, zwei der Angreifer durch Genickschüsse zu Boden zu strecken, während das dritte zum großen Glücke kurz an mir vorbei flüchtig wurde.

Diesmal aber habe ich nicht verhindern können, daß die vier mich begleitenden, bewaffneten Askari in ihrer Todesangst ebenfalls ihre Büchsen abfeuerten, und meine Leute sind nun nicht mehr zu bewegen, mich weiter zu begleiten.

Seltsamerweise kann ich ihnen an den erlegten Nashörnern den absoluten Nachweis führen, daß ihre Mauserkugeln das Ziel vollkommen verfehlt haben; nur eine hatte getroffen, aber viel zu weit hinten, an einer nicht tödlichen Stelle.

Ich fühle, daß mein Schilderungsvermögen nicht ausreicht, eine solche Situation dem Leser anschaulich zu machen.

Die unendlich komplizierten Stimmungen, die eigenartigen Verhältnisse, die tatsächlich mehr als tragischen Situationen innerhalb einer jeden Schritt hemmenden Vegetation, all die vielerlei sich blitzschnell abspielenden, einzelnen Phasen solcher Erlebnisse könnten vielleicht durch die Hand des Künstlers in einer ganzen Anzahl von Bildern verewigt, aber kaum mit Worten geschildert werden.

Noch mehr! Man kann Hunderte von Hindernisrennen mit angesehen haben; aber welche Fülle ungeahnter und kompliziertester Seelenstimmungen durchlebt man, wenn man sein erstes, seine ersten

Rennen über eine schwierige Bahn, vielleicht sogar auf einem schwierigen Pferde selbst reitet!

Die genaue Schilderung aller dieser Gefühle, ihre detaillierte Ausmalung könnte nur einem psychologischen Meister gelingen, und meine bescheidene Feder versagt mir hier aufs kläglichste . . . . . .

Ich gestehe offen, daß nun auch meine Nerven etwas nachließen, und daß eine gewisse Wut auf die Dickhäuter sich meiner bemächtigte.

Diese Gefühle aber paarten sich mit einer Empfindung des Mißbehagens, so nutzlos töten zu müssen, und so suchte ich denn eine Stelle in einem der bachdurchrauschten Waldtäler auf, um dort zu nächtigen.

Mehrere Tage lang ließ ich durch meine Leute die frischangelegten mörderischen Fallgruben der Eingeborenen zuschütten, und um eine Wiederherstellung seitens derselben zu erschweren, wurden Dornenzweige in das Erdreich wechselweise eingebettet, die Dornhecken aber, die das Wild zu den Gruben leiten, verbrannt . . .

Zu meiner Überraschung hatten sich schon eine ganze Weile Wolken zusammengezogen, — denn auch in der trockenen Jahreszeit hat dies hohe, gewaltige Gebirge die Fähigkeit, Feuchtigkeit zu kondensieren. Plötzlich rauscht aus finsteren Regenwolken ein kurzer, aber ergiebiger Platzregen nieder, der selbstverständlich nur auf den Höhenzügen dieser Bergwelt niedergeht, nicht aber über die durstige Steppe.

Schnell wie der Regenschauer entstand, hat er geendet. Aus angesammelten, trockenen Baumzweigen wird ein großes Feuer entfacht, und ich genieße mit Behagen ein erfrischendes Bad an einer tümpelartigen Stelle des Waldbaches. Nun aber werden zunächst die vielen, von allen Seiten das Tal durchkreuzenden Nashornwechsel einige hundert

Schritt von unserer Lagerstelle auf verschiedene Weise verwittert und überall um unser Lager machen einige mich begleitende Wandorobbo ihren Zauber, um die Nashörner und andere Tiere zur Nachtzeit von uns abzuhalten.

Ein frugales, aber nach den Anstrengungen wohlschmeckendes Abendmahl wird aus dem am Spieß gebratenen Wildpret der Elenantilope hergestellt, und erquickender Schlaf umfängt mich und die nicht Wachthabenden in kurzer Zeit.

Hier oben in der reinen Luft des Bergwaldes, die sehr absticht von der meines Lagers in der fieberschwangeren Steppe, schläft es sich doppelt gut. Aber nicht weniger als dreimal in der Nacht werden wir alle durch in der Nähe schnaubende Nashörner plötzlich geweckt, springen auf und jedesmal vergeht längere Zeit, bis die erzürnten Dickhäuter sich wieder entfernt haben, unter oft wiederholtem, prustenden, unheimlich aus dem tiefen Waldesdunkel erklingenden Schnauben. — — —

Der nächste Morgen führt mich dann auf anderen Wegen bergabwärts zum Lager zurück.

Wir klettern diesmal am Steilabfall im Süden des Gebirges talabwärts.

Mehr wie je kommt es mir bei diesem Abstiege ins Bewußtsein, welch merkwürdige klimatische Gegensätze die afrikanische Tropengegend aufweist.

Klippschliefer und Klippspringer werden sichtbar, auch zwei große Pavianherden; und jetzt, wo ich kein Verlangen mehr hege, Hochwild zu erlegen, darf mir auch die Vogeljagd einige schöne Stücke für meine Sammlung liefern.

Prachtvoll gefärbte Turakos vor allem tummeln sich in den Laubbäumen und werden erbeutet.

Als ich halbwegs an einem Felsplateau Halt mache und mit einem scharfen Glase die Steppe unter mir absuche, gewahre ich denn auch zahlreiche Pünktchen: große Wildherden. Einige hundert Meter tiefer am Fuße des Berges angelangt, ziehen um die Mittagsstunde große Rudel von Gnus, Zebras und Impallahantilopen zur Tränke und lassen mich, da ich sie nicht bejage, auf wenige hundert Schritt an sich vorübergehen.

Mehr als einmal habe ich die Höhenzüge des Donje-Erok la Matumbato durchstreift, aber endlich habe ich es abgeschworen. Allzu schmerzlich ist es für den Jäger, zu seiner Selbsterhaltung mörderisch zu verfahren, und dennoch würde er selbst fraglos heute oder morgen im Dickicht sicherem Tode entgegengehen! —

Wiederum wurde mir begreiflich, daß die Elefanten auch indirekt

Zum Unterschied von der offenen „Boga" ist das „Pori" mehr oder minder mit Büschen und Bäumen bestanden . .

XXIX.

Nächtlicher Ansitz.

An anderer Stelle habe ich bereits ausgeführt, daß der nächtliche Ansitz auf Wild im äquatorialen Afrika manches gegen sich hat, so verlockend er in Europa auch erscheinen mag.

In vielen Fällen ist es nicht möglich, einen Hochsitz auf Bäumen herzurichten. Dann aber sind viele Wildarten — unter Umständen auch Löwen — zu scheu, um sich einem unmittelbar auf der Erde befindlichen Ansitze zu nähern, und der Schütze hängt in diesem Falle allzusehr vom günstigen Winde ab.

Die Angriffe von Insekten verschiedenster Art, vor allen Dingen der Ameisen, sind ein sehr erheblicher Übelstand. Nichts aber schwächt in den Tropen den Körper mehr und disponiert ihn zu Fieberanfällen, als die Entziehung des so notwendigen Schlafes.

Immerhin rate ich jedem, der zum ersten Male das ursprüngliche Tierleben dort drüben beobachtet, einige Male die unendliche Beschwerlichkeit, aber auch den unbeschreiblichen Reiz eines Ansitzes zur Nachtzeit durchzukosten.

Ja, von größtem Reize ist solches Beginnen! Fernab vom Lager, in der mondscheindurchwebten einsamen Wildnis, inmitten von unbekanntem und neuem Tierleben unerwarteter Ereignisse und Erscheinungen harren zu dürfen, — welchem Weidmann würde das nicht anfänglich in hohem Maße verlockend dünken!

Ich habe sowohl den Hoch-Ansitz, wie auch den nächtlichen Ansitz im Dornenverhau verborgen verschiedene Male versucht. Weniger die

dabei erzielten Jagdresultate, als vielmehr die Fülle der gewonnenen Beobachtungen haben mich für alle Mühen belohnt.

Ich verweise auf die wahrheitsgetreuen und höchst bezeichnenden Schilderungen des Grafen Coudenhove über seinen nächtlichen Ansitz auf Löwen im Somallande.[1]

Wie Graf Coudenhove mit schlichten Worten zugesteht, — daß er beinahe so „das Fürchten gelernt habe" — so ist es mir ähnlich mehrfach ergangen.

Der Leser folge mir freundlich in Begleitung eines erprobten Schwarzen in mein sorglich hergerichtetes Dornenversteck, dessen Eingang von einigen Leuten durch Dornenzweige fest verschlossen wird, und in dem wir dann allein gelassen werden. Drei nach verschiedenen Seiten ausmündende Luken erlauben mir nach verschiedenen Richtungen zu feuern.

Wir machen es uns durch mitgebrachte Decken so bequem wie möglich, und sind bald allein in der großen stillen Einsamkeit.

Ich habe mein Versteck so gewählt, daß ich sowohl auf das Erscheinen von Löwen, als auch von zur Tränke ziehendem Wilde verschiedener Arten — selbst auf Rhinozerosse rechnen kann.

Nach einer Weile — die Sonne ist schon fast verschwunden — erscheinen vor uns im dürren Gras, hochaufgerichteten Hauptes, drei große gelbkehlige Frankoline; die klugen Vögel haben uns jedoch bald erspäht und verschwinden mit erstaunlicher Schnelligkeit in einiger Entfernung. Tauben, die sich in Menge in der Nähe der Tränke zur Ruhe begeben haben, flattern unaufhörlich hin und her, um geeignete Ruheplätzchen innerhalb der dornigen Äste zu suchen. Jetzt erschallt der Ruf eines kleinen Perlkauzes; fast genau der Tonleiter folgend, ruft er mit heller Stimme seine Kadenz in die Mondlandschaft hinaus.

Leider erstrahlt die Mondscheibe noch nicht in ihrem vollen Glanze. Immerhin erhellt sie uns die Umgebung in der klaren tropischen Luft derartig, wie es nur bei Vollmond in heimatlichen Breiten möglich wäre.

Die unsicheren Lichter der Mondscheinnacht tanzen nun in Bäumen und Zweigen; nächtliche Insekten schwirren umher in summendem Fluge. Ringsumher raschelt es im Laube und im dürren Holze. Gellend ertönt über unsern Köpfen das Gelächter einer nunmehr rege gewordenen Nachtaffenfamilie (Otolemur crassicaudatus Geoffr.). Die Kronen einer kleinen Baumpruppe dienen diesen Lemuren zum ständigen Aufenthalt für viele Wochen, und die ganze Nacht hindurch erklingt ihr merkwürdiger Schrei durch die Mondlandschaft. . . .

[1] Graf Hoyos „Zu den Aulihans".

Eine Weile vergeht in gespannter Aufmerksamkeit. Der in unmittelbarer Nähe angebundene große Stier hat sich nunmehr an seine Umgebung gewöhnt; er beginnt das ihm vorgeworfene Gras zu fressen, offenbar beruhigt durch unsere Nähe.

Im Anfange hat er einige Male schnaubend versucht, sich von den fesselnden Stricken zu befreien. Gelänge ihm dies, so würde er das unferne Lager und seine dort zurückgebliebenen Gefährten in gerader Linie aufsuchen; instinktive Klugheit aber läßt ihn ein Brüllen und Rufen nach seinen Genossen unterdrücken.

So vergeht eine Stunde. In verschwommenen Konturen zeichnen sich vom dunklen Hintergrunde des Schilfdickichts am Wasser ein Rudel Antilopen ab. Es scheinen Wasserböcke zu sein, die aus ihren Verstecken auf die offene Fläche zur Äsung austreten und bald im Hintergrunde verschwinden.

Eine gewisse Müdigkeit macht sich bei mir geltend, aber ich bekämpfe sie und darf auch meinem Begleiter keinen Schlaf gestatten; das unvermeidliche Schnarchen des Negers, ja selbst ein zu lautes Atemholen könnte von den feinen Sinnen nächtlicher Besucher aus dem Reiche der Tierwelt vernommen werden.

Wiederum vergeht eine gewisse Zeit. Plötzlich erblicke ich rechts von mir, ziemlich nahe, einen vorher nicht bemerkten großen dunklen Gegenstand, der sich leise, vollkommen geräuschlos, meinem Ansitze und der Wasserstelle nähert. Ohne Aufenthalt kommt die gewaltige dunkle Masse näher und näher, und gleich darauf unterscheide ich deutlich zwei solcher Gestalten, die, sich unmittelbar folgend, mir nunmehr auf etwa 150 Schritt gegenüberstehen. Längst habe ich sie im unsichern Mondlicht erkannt: es sind Nashörner, wie es scheint, zwei ausgewachsene Tiere, die hier zur Tränke wollen.

Wie gigantisch groß erscheinen die Tiere im Mondlicht! Eine alte Kindererinnerung wird urplötzlich wieder wach in mir: der Förster meines Vaters, der Hasen auf dem Anstand fehlte, weil er sie, wie er entschuldigend bemerkte, stets zu „stark", — groß wie Kamele sah.

Schräg an mir vorüber, dem Wasser zu wechselnd, sind sie mir jetzt auf höchstens hundert Schritt nahegekommen und verhoffen nochmals, dann treten sie zum Wasser, um gleich darauf im Schilf und Sumpf zu verschwinden. Eine Weile höre ich sie noch plätschern; dann kann ich nichts mehr wahrnehmen.

Für mich nicht überraschend, erstaunlicher aber für den Unkundigen muß die vollkommene Stille sein, mit der diese gewaltigen Dickhäuter auf festem Boden sich zu bewegen verstehen; auch das feinste menschliche Ohr würde ihr Nahen nicht bemerkt haben!

Unsichere Konturen eines kleinen Säugetieres, wahrscheinlich eines Schakals, heben sich nicht lange darauf in der Nähe des Wassers vom Boden der Steppe ab, und nach einiger Zeit läßt klagendes Gebell in derselben Richtung meine Vermutung gerechtfertigt erscheinen. Die erwarteten Antilopenrudel scheinen jedoch heute einen anderen Tränkplatz aufzusuchen. So vergehen einige Stunden, nur unterbrochen durch das Geräusch des immer noch gleichmäßig seine Gräser kauenden Stieres. Nun aber schnaubt er, urplötzlich zweimal kurz und erschreckt; eine graue, pfeilschnell und polternd über den Boden dahingleitende Masse schießt auf ihn zu, und Stier und Löwe, ein solcher ist es, wälzen sich im nächsten Augenblicke in eine Staubwolke gehüllt vor meinen Blicken.

Undeutlich fühle ich, daß noch ein zweiter Löwe von der anderen Seite ebenfalls in den kurzen Kampf eingreift. Dann wird ein Röcheln und Stöhnen hörbar, der Stier liegt am Boden und über ihm die beiden Raubtiere, die sofort ihre Mahlzeit beginnen.

Aber als ob ein Zauberer seine Hand im Spiele hätte, verfinstert sich der Mond nun plötzlich durch eine vor seine Sichel tretende Wolkenbank. Alles um mich her ist in tiefe Dunkelheit gehüllt; nur das Krachen der Knochen, das Zerren und Zerreißen des Fleisches unter den Zähnen der beiden Löwen ist für mich vernehmbar.

Rings umher herrscht tiefe nächtliche Stille. Unbekümmert um das Drama aus dem Tierleben, das sich da soeben abgespielt hat, schreit nun plötzlich einer der kleinen Nachtaffen gellend und lachend in die Nacht hinaus. Was kümmert ihn im Schutze seiner Baumkronen das Getriebe außerhalb seines luftigen Reiches da unten am Erdboden!

Summend und surrend benutzen die Moskitos die Gelegenheit, über mich herzufallen; unerträglich werden ihre Stiche. Nichts aber kann die Löwen in ihrer Mahlzeit stören, und mich selbst hat ein eigentümlich kompliziertes Gefühl gefangen genommen, aus Neugierde, Erwartung und tausend sich kreuzenden Ideen zusammengesetzt!

So vergeht Minute auf Minute. Endlich wird die Mondscheibe wieder sichtbar, und nun, da ich neue Beobachtungen nicht mehr machen kann, benutze ich die Gelegenheit, auf einen der Löwen Feuer zu geben.

Aber ich habe heute kein Glück. Mit dem Knall verschwinden beide Löwen in der Dunkelheit, während ich in höchst deprimierter Stimmung in meinem Verstecke zurückbleibe.

Vergeblich sind die nächsten Stunden des Wartens; es ereignet sich nichts mehr. Selbst die sonst doch überall anzutreffenden Hyänen scheinen heute abwesend zu sein, und als der Morgen anbricht, kehre ich wie zerschlagen zum Lager zurück, zerstochen von Moskitos, und

mit jenem eigentümlichen Gefühle, welches untrüglich bald herannahendes Fieber kündet.

Dies Gefühl hat mich auch nicht getäuscht, und zwei Tage bin ich durch einen heftigen Malariaanfall an mein Lager gefesselt.

Am dritten Tage wird die von mir angeschossene Löwin weitab vom Lager als Skelett gefunden; alles andere ist bereits von den Geiern und Hyänen verzehrt worden. — — —

Ähnlich werden in den Tropen häufig nächtliche Ansitze auf Löwen und anderes Wild verlaufen; so reizvoll sie auch dem Weidmanne zu Hause erscheinen, so bald wird er in afrikanischer Wildnis von ihnen abstehen müssen.

Gewiß habe ich auf diese Weise manch interessanten Einblick in das nächtliche Leben und Treiben der Tierwelt getan. Aber eine Jagd, auf wenige Schritte aus sicherem Verstecke ausgeübt, hat mir nie besonders zusagen können.

Jagdschein

für Herrn C. G. Schillings

zur ~~berufsmässigen~~ Jagd auf Elefanten und Nashorne.

Gültig vom 7ten Juli 1899 bis 7ten Juli 1900

Gebühr 500 Rp. + 3064 = 800 Rp

Tanga den 7ten Juli 1899

Der Kaiserliche [illegible]

Verboten ist die Jagd auf: Alles Jungwild, Kälber, Fohlen, auf junge Elefanten, soweit sie zahnlos sind oder das Gewicht des einzelnen Zahnes 3 kg nicht erreicht, und auf weibliches Wild, soweit es als solches erkennbar ist.

Schussgelder sind zu zahlen: 100 Rp. für jeden ersten und 250 Rp. für jeden ferneren erlegten Elefanten. 50 Rp. für jedes erste und zweite und 150 Rp. für jedes fernere erlegte Nashorn.

1 Rupie = 1 Mark 43 Pfennig.

XXX.

Feindliche Mächte.

Dem inmitten des Verkehrs lebenden, in der Brandung der Hochkultur sich wohl fühlenden Europäer muß es fremdartig und verwunderlich erscheinen, wenn ich behaupte, daß jahrelanges Reisen, unter Beförderung aller notwendigen Gepäckstücke ausschließlich auf den Schultern menschlicher Träger, weder besonders umständlich, noch auch lästig erscheint — wenn man es einmal kennen gelernt hat. —

Dies ist aber freilich nur möglich, wenn man ein so vorzügliches, durch Jahrhunderte herangebildetes Trägermaterial zur Verfügung hat, wie dies heutigentages noch manche ostafrikanische Stämme liefern.

Höchst erfahrene Reisende haben mir erklärt, daß sie lange wissenschaftliche Reisen, mit vielfältigem und kompliziertem Gepäck beschwerte Expeditionen weit lieber mit diesem Trägermaterial vollbringen, als, wenn dies angängig sein würde, Kamele zu benutzen.

C. G. Schillings phot. R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.

Meine „Kerntruppe" mit der Expeditionsfahne.

Das klingt vielleicht verwunderlich. Wer aber die vorzüglichen ostafrikanischen Träger kennen gelernt hat, die stets auf dem Posten, in kindlicher Freudigkeit und Ergebenheit ihrem Herrn gegenüber, ihre sechzig- und mehr pfündigen Lasten tagaus, tagein gern schleppen; wer diesen einfachen Transport mit der Schwierigkeit und Umständlichkeit der aus Lastkamelen bestehenden Karawanen vergleicht, wird meinen Gewährsleuten beipflichten müssen.

Wenige haben wohl eine so umfangreiche Erfahrung in bezug auf die Beförderung von Karawanenlasten durch Kamele und Maultiere machen können, als der leider so früh verstorbene Baron Carlo Erlanger, dessen kühner Zug durchs südliche Somalland einen Ehrenplatz in der afrikanischen Entdeckungsgeschichte behaupten wird, und als Oskar Neumann während seiner zweijährigen Reise in Abessinien und im Somallande. Hier machten die Reisenden die Erfahrung, daß, abgesehen von der Umständlichkeit und Beschwerlichkeit des Beladens dieser Art von Karawanen, vor allem die Hinfälligkeit des Tiermateriales beim Durchreisen verschiedenartiger Länder und dadurch bedingter verschiedenartiger Klimate, sehr gewichtig zugunsten von Trägerkarawanen spricht.

Das Kamel ist ein ideales Transportmittel namentlich in der trockenen wirklichen Wüste, nicht aber in Ländern, deren Klima in seinen verschiedenen Abstufungen dem Tiere nicht zusagt oder ihm gar erfahrungsmäßig tödlich ist. Menschliche Träger jedoch fand ich, wenn hinreichend gut verpflegt, stets in kürzester Zeit reisefertig, willig, anspruchslos und vor allen Dingen außerordentlich billig.

Nach meiner und auch anderer Reisenden Ansicht bildet daher unser ostafrikanisches Trägermaterial ein ideales Transportmittel für das ungesunde Ostafrika, ganz besonders aber, so lange dort Lasttiere wegen ihrer Hinfälligkeit nicht verwendet werden können.

Für alle Zeiten aber wird man sich wohl auf diese vorzüglich eingeschulte Trägerinstitution stützen müssen, da der Charakter des öden Steppenlandes den hochmodernen Eisenbahnprojekten wohl bald ein Ziel setzen dürfte, sobald die ersten Jahrzehnte diesbezüglicher Erfahrungen verflossen sind.

Einfach und schnell vollzieht sich die Tätigkeit der Träger auf den Karawanenstraßen, welche die Leute entweder genau kennen oder auf denen sie von anderen orientiert werden können. Fast auf den Tag genau treffen daher solche Trägerkarawanen mit ihren Lasten ein, auch an Wochen oder Monate weit entfernten Örtlichkeiten.

Anders wird es jedoch, wenn Karawanen in der Art meiner Expeditionen weit ins unbekannte und menschenleere Innere der Steppen

hinausziehen, wo eine der schwierigsten Fragen die Verpflegung der Leute bildet.

Außer seiner sechzigpfündigen Last, seinem Kochgerät und seinen wenigen Habseligkeiten vermag ein Mann bestenfalls Vegetabilien für etwa 14—20 Tage mitzuführen. In der Praxis wird er freilich schon nach zwölf oder vierzehn Tagen nichts mehr davon haben. Daher gilt es, alle Reisedispositionen so zu treffen, daß die Verpflegung stets gesichert wird.

Wasser muß selbstverständlich täglich, mindestens aber alle 48 Stunden angetroffen werden. Freilich hängt die Leistungsfähigkeit der Träger sehr von der Witterung ab, und in der heißen Zeit vermag ein Mann ohne Wasser seine Last kaum länger als einen Tag zu befördern.

In der guten alten Zeit durchzog man die Steppe, dem Vernehmen nach, unter Umständen sich lediglich auf die Verpflegung durch erlegtes Wild verlassend. Die Leute schwärmten, im Lager angelangt, nach allen Seiten in die Steppe aus, um sich Antilopen und anderes Wild zu erlegen.

Wenn ich auch in gewissem Maße meinen Trägern Fleisch zur Verfügung stellte, hielt ich dennoch stets strengstens darauf, daß jeder Mann täglich ein entsprechendes Maß von Vegetabilien erhielt. Ich habe dies — oft mit den größten Schwierigkeiten und Kosten — stets durchzuführen gewußt.

Leider tun das die Karawanenführer nicht immer, sondern es wird auf das Wild in unverantwortlicher Weise losgeknallt. . . .

Im Hungerjahre 1899/1900 freilich kostete mich mein Verfahren sehr beträchtliche Opfer, da weit und breit keine Nahrungsmittel aufzutreiben waren und ich mich daher lediglich auf die Reisverpflegung angewiesen sah, das heißt, auf von der Küste weit herbeigeschafften indischen Reis. Begreiflicherweise ist das im Innern außerordentlich kostspielig und erschwert Reisen von Privatleuten im höchsten Maße.

Sind die Feldfrüchte dagegen gediehen, so hält es nicht schwer, in erreichbarer Nähe von den Eingeborenen Mais oder Bohnen usw. gegen Tauschwaren einzuhandeln und die Leute in dieser Weise zu verpflegen. Die Ausrüstung und Formierung einer Karawane von gegen 120 Trägern bedarf stets mehrere Tage angestrengtester Arbeit. Die Lasten müssen verteilt, jedem muß seine Beschäftigung zugewiesen werden; die Askari müssen eingekleidet, einexerziert, notdürftig „eingeschossen" werden. So vergeht Tag auf Tag, bis endlich alles reisebereit erscheint. Die kleinste Nachlässigkeit in der Ausrüstung der Karawane

C. G. Schultings *phot.* *R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.*

Meine Karawane überwindet eine ſchwierige Felspaſſage.

muß sich früher oder später strafen, unterwegs und fern von aller menschlichen Hilfe. Meine komplizierten und vielfältigen Apparate, die Chemikalien, Instrumente und vieles andere mehr erheischten ein höchst sorgfältiges Disponieren bis in die geringsten Details. Mancherlei Sachen mußte ich doppelt mitführen für den Fall, daß eine Last bei dem Überschreiten eines Flusses oder bei einer anderen Gelegenheit verloren gehen würde.

Anfänglich in kleinen Märschen, um die Träger einzuüben, allmählich in größeren bis zu 30 Kilometer und mehr im Tage zieht nun endlich die „Safari" ins Innere hinaus. Aber noch sind mancherlei

Ich verhandelte mit dem Häuptling und seinen Würdenträgern in langem „Schauri" wegen Verpflegung meiner Karawane.

Schwierigkeiten zu lösen. Eine gewisse Anzahl von Trägern legt während der ersten Tage der Reise heute oder morgen ihre Last auf dem Karawanenwege nieder und schlägt sich in die Büsche unter Mitnahme des bereits erhaltenen Handgeldes. Diese „wapagazi" müssen ersetzt —, den Flüchtigen aber muß der Disziplin wegen möglichst nachgespürt werden. Endlich aber schält sich aus der großen Anzahl der Angeworbenen ein in jeder Beziehung brauchbarer und zuverlässiger Stamm von Leuten heraus, die in bewunderungswürdiger Weise den vielfältigen Strapazen der Reise sich gewachsen zeigen. Täglich mehr tritt nun der Reisende mit den einzelnen Leuten in ein näheres Verhältnis und verfügt so bald über ihm höchst ergebene und jedem Winke gehorchende Menschen. Besonders erfreulich war es für mich, daß ich immer wieder

einen Teil meines alten Trägerstammes früherer Reisen engagieren konnte und zum Mitgehen willig und bereit fand.

Eine der Hauptschwierigkeiten zoologischer Sammelreisen liegt in den mühevollen Präparierarbeiten, namentlich größerer Objekte. Viele Tage lang müssen oft alle Mann an der Zubereitung der Häute von Büffeln und Giraffen, Elefanten und Nashörnern tätig sein. Hat sich dann endlich genügendes Material aufgespeichert, ist dies alles auf das sorgfältigste etikettiert und in Lasten verpackt, so muß es endlich unter sorgfältigster Berücksichtigung etwa unterwegs eintretender Regenzeiten an die Küste gesandt werden.

Meine Träger „schlugen eine Goma" unter Gesang und um die Expeditionsfahne geschart.

Mit Reserve- und Ergänzungslasten beladen, kehren die Leute dann in die Steppe zurück — oft erst nach Wochen oder Monaten.

Bei allen diesen Dingen heißt es selbst mit Hand anlegen. Die Träger müssen, auch in den kleinsten Nebensächlichkeiten, kontrolliert und angeeifert werden. Dann aber leisten sie — namentlich bei engster Begrenzung der einem jeden im besonderen zugewiesenen Tätigkeit — sehr Zufriedenstellendes.

Der bittere Ernst, welcher Reisen in jenen Ländern begleitet, macht sich jedoch mit Sicherheit früher oder später geltend.

Die Tsetsefliege sticht und tötet die mitgenommenen Reittiere und einen Teil der Lastesel; sie und das Rindvieh erliegen allerhand Seuchen. Schlimmer aber noch ist es, wenn wir etwa Gegenden durchqueren

müssen, in denen beispielsweise die Pocken im Gefolge einer Hungersnot aufgetreten sind.

Im Jahre 1899 war ich gezwungen, Ortschaften zu durchreisen, in denen die „ndúi" geherrscht hatten. Nach etwa drei Wochen bemerkte ich im Lager an meiner linken Hand eine kleine dunkle Beule, wohl eine durch den bei der Präparation von Tierhäuten verwandten Arsenik herbeigeführte Entzündung.

Ich zeige sie meinem Präparator Orgeich.

„Dat will ich dem Herr sage, wat dat is! Dat sin die schwarze Pocke!"

Eines meiner besten Maultiere, das leider auch bald der Tsetsefliege erlag, diente häufig meinem zahmen Pavian als Reittier ...

Auf meine Frage, wie er zu dieser Ansicht komme, erklärte er mir kurz und bündig, daß seit mehreren Tagen sich ein schwerleidender, an Menschenpocken erkrankter Träger im Lager befinde.

„Ich wollt' de Herr nit bang' mache!" erklärte er mir lakonisch und begründete so, warum er mir keine Mitteilung von der Erkrankung gemacht hatte.

Diese im rheinischen Idiom erstattete Meldung wirkte auf mich wenig erfreulich.

Ich überzeugte mich denn auch, daß ein über und über mit Blattern bedeckter Träger sich mitten im Lager befand!

Selbstverständlich ließ ich ihn isolieren, ihm am Flusse eine für Raubtiere undurchdringliche Dornenumzäumung herstellen, und erstaun-

licherweise trat auch kein weiterer Pockenfall in der Karawane auf. Eine spätere ärztliche Untersuchung des geheilten Patienten ergab die Richtigkeit meiner Diagnose.

Leider machte ich mehrere Male weit schlimmere Erfahrungen mit unter den Trägern ausgebrochener Dysenterie.

Es ist etwas Unheimliches, wenn sich plötzlich, etwa nach Infizierung durch eine Wasserstelle, auf die man unbedingt angewiesen ist, diese furchtbare Krankheit im Lager verbreitet, gegen die sich auch der Europäer, durch sorgfältig kontrolliertes Abkochen des Trinkwassers, nur relativ schützen kann.

Zweimal habe ich selbst an Dysenterie gelitten und weiß aus Erfahrung, wie schwierig eine durchgreifende Heilung zu erzielen ist, und wie schwer es fällt, Diätfehler während der Rekonvaleszenz zu vermeiden. Mit Recht wird Dysenterie mehr gefürchtet als Malaria.

Bricht die Krankheit unter den Trägern aus, so kann dies unter Umständen die Weiterreise in Frage stellen. Für Wochen muß man auf die Dienste besonders brauchbarer Leute verzichten, und die oft schon in wenigen Tagen eintretenden Todesfälle bilden keine angenehmen Episoden während der Reise.

„Amekufa Bwana!" „Er ist gestorben, Herr!" meldet dann der Karawanenführer; in der Nähe wird ein Grab geschaufelt und eine eilige Bestattung, — durch die Temperaturverhältnisse dringend geboten, — findet statt.

In einem besonderen Falle habe ich einem epidemischen Umsichgreifen dieser furchtbaren Krankheit nur dadurch Einhalt tun können, daß ich schleunigst den Reiseplan änderte und eine neue Wasserstelle aufsuchte. Merkwürdige Fälle von Heilung habe ich aber auch hier erlebt. Während zufälliger Anwesenheit zweier Ärzte bei meiner Karawane wurde einer meiner brauchbarsten Leute mehrere Tage erfolglos behandelt; er verweigerte schließlich alle europäischen Medikamente und genas dennoch, sich etwa vierzehn Tage nur von schwachen Teeaufgüssen ernährend!

Neben der Dysenterie bilden natürlich die häufig auftretenden Malariaerkrankungen weitere eingreifende Hindernisse dortiger Reisen. In der Nähe der Karawanenstraße und in der Nähe der bevölkerten Gegenden trat die Malaria unter meinen Leuten häufiger und bedenklicher auf, als in der weiten, menschenleeren Steppe, obwohl auch diese sich sehr ungesund für den Europäer und die eingeborenen Bergbewohner zeigt. An gewissen Lagerplätzen erkranken plötzlich zehn, zwanzig und mehr Leute an leichteren und schwereren Malariaanfällen, deren sie jedoch im allgemeinen bald Herr werden.

In Europa ist vielfach die Ansicht verbreitet, daß die Eingeborenen nicht unter der Malaria zu leiden hätten. Dem ist jedoch nicht so, sondern namentlich die Einwohner der bergigen Gegenden unterliegen schweren Anfällen, wenn sie in die Steppe hinabsteigen. Ich habe es erlebt, daß zum Kalkbrennen in die Ebene beorderte Wadschagga der Mehrzahl nach ungemein stark an Malaria erkrankten, als sie in ihre Wohnstätten nach mehrtägigem Aufenthalte in der Niederung zurückkehrten, und daß eine sehr große Anzahl der Leute binnen wenigen Tagen dem Fieber erlag.

Zur Zeit der „Masika", der Regenzeit, bereitet das Übersetzen der Wasserläufe Schwierigkeiten.

Wapare, Einwohner des Pare-Gebirges, vermochte ich während des Hungerjahres 1899 unter keinerlei Versprechungen geneigt zu machen, meine zoologischen Sammelobjekte an die Küste zu befördern, trotzdem die Leute begierig waren, etwas zu verdienen. Sie erklärten sich vielmehr nur bereit, meine Lasten bis zu einem gewissen Punkte in der Nähe der Küste zu bringen; der Anblick des Meeres aber würde für sie Tod bedeuten! Diese Anschauung entbehrt nicht einer gewissen Begründung, denn überall, wo die Bewohner der Berge in die Niederungen herabsteigen, unterliegen sie, wie schon gesagt, vielen und schweren Fieberanfällen.

Verwundungen verschiedener Art, Fußleiden, namentlich auch Verletzungen der Schienbeine machen ab und zu die Träger unfähig,

ihre Laſten zu befördern. Im allgemeinen aber heilen Wunden bei dem ausgezeichneten „Heilfleiſche“ der Eingeborenen und bei entſprechender Behandlung ſchnell und gut. Ätzungen mit Karbolſäure erwieſen ſich namentlich wirkſam gegen die auch bei den Maſai häufig auftretenden Unterſchenkelgeſchwüre, die, von eingeborenen Heilkundigen behandelt und mit Baumrinde bedeckt, oft einen ſchlimmen Anblick bieten.

Wenn die Karawane Halt gemacht hatte und das Lager aufgeſchlagen war, nahten ſich ſtets eine Anzahl Patienten, meine Hilfe zu

Das mittelſte Verbindungsſtück des Brückenſteges wird zur Nachtzeit entfernt, um Raubtiere und Menſchen den Dörfern der Inſelbewohner fernzuhalten . . .

erbitten. Ich kann mich nicht entſinnen, jemals auch nur einen Mann abgewieſen zu haben, obwohl dabei die Geduld des Reiſenden, wenn er ſelbſt ermüdet oder leidend iſt, oft auf eine harte Probe geſetzt wird.

„Bwana kubwa, nataka daua!“

Herr, ich möchte Medizin! klang's immer und immer wieder. Da heißt es bald Aloe-, bald Dowerſche Pillen, Rizinus, Ipekakuanha, Augenſalbe oder Verbandwatte und vieles andere verteilen, und ein dazu beſtimmtes Gefäß ſteht ſtets mit Lyſollöſung bereit, um Wunden und Verletzungen zu behandeln.

Eine fernere, erſt neuerdings bis zur oſtafrikaniſchen Küſte vorgedrungene, ſchlimme Landplage ſind die Sandflöhe (Sarcopsylla penetrans L.).

Aus Südamerika wurden diese Schmarotzer vor wenigen Jahrzehnten nach der Westküste Afrikas übertragen. Sie verbreiteten sich, den Karawanenwegen folgend, allmählich bis an die zentralafrikanischen Seen, wo ich sie im Jahre 1896 schon in großen Mengen fand. Der winzig kleine Sandfloh dringt, zuerst unbeachtet, in die Zehen der Füße oder in die Glieder der Finger ein, schwillt allmählich bis zur Größe einer Erbse an und verbreitet sich, wenn nicht rechtzeitig entfernt, in zahlreichen Individuen immer weiter, bis allmählich die betroffenen Glieder in Fäulnis übergehen und abfallen.

Während der Regenzeit versinken die Träger förmlich im regennassen Hochgrase . . .

Überall, wo der Sandfloh auftritt, sieht man zahlreiche Eingeborene, denen einer oder alle Zehen des Fußes fehlen, an Stöcken umherwanken. Es ist erstaunlich, wie wenig man die Sandflöhe im Anfange empfindet, und wie schnell die nach ihrer Entfernung in den Zehen entstandenen Höhlungen wieder ausheilen. Die „Fundi ya funza", auf deutsch „Sandflohdoktoren", verstehen es ausgezeichnet, mit kleinen Hölzchen geduldig die Plagegeister ziemlich schmerzlos zu entfernen. Der Sandfloh nistet sich nicht nur in Menschen, sondern auch in Affen, Hunden und anderen Tieren ein.

Ob dieser Parasit nicht in nächster Zeit, einmal allenthalben im Lande verbreitet, vernichtend auf die Existenz mancher freilebender Tierarten einwirken wird, erscheint mir immerhin der Untersuchung wert!

Selbst mein heute im Berliner Zoologischen Garten befindliches junges Rhinozeros wurde während der Aufzucht von zahlreichen Sandflöhen befallen, und es gehörte eine nicht geringe Geduld dazu, das kleine Geschöpf während seiner Siesta von den gefährlichen Parasiten zu befreien.

Seit dem Jahre 1896 hat sich also der Sandfloh in erschreckend schneller Weise verbreitet und ist heute überall an der Ostküste und nicht selten im Innern zu finden. Lagerplätze, an denen meine Karawane längere Zeit weilte, wurden mehrere Male allmählich so stark infiziert, daß ich sie der Sandflöhe wegen verlegen mußte. — — —

Im glühenden Sonnenbrande dehnte sich die Steppe endlos vor uns aus, Wasser war erst nach 24 Stunden zu erlangen und Mann an Mann marschierte meine 135 Träger starke Karawane vorwärts, da die Eingeborenen sich unruhig gezeigt hatten . . .

Immer wieder hörte ich seltsamerweise die Ansicht aussprechen, daß Europäer sich durch hochschäftige Lederstiefel vor den Sandflöhen schützen könnten. Als ob diese winzigen Feinde nicht einfach von oben in die Stiefel hereinzukriechen vermöchten!

Hier und da habe ich trotz aller Vorsicht auch am eigenen Leibe diese Plage empfinden müssen. Am schlimmsten aber litt ich einst nach langer Bettruhe bei schwerem Fieber unter diesen Schmarotzern: nicht weniger als sieben erbsengroße Sandflöhe entfernte einer meiner schwarzen Boys aus meinen Zehen!

Hunde und in Gefangenschaft gehaltene Affen wissen sich übrigens der lästigen Plagegeister geschickt zu entledigen, werden aber immer wieder neu infiziert.

Ich habe während meiner mehrjährigen afrikanischen Reisen von Fliegen, — mit Ausnahme der Tsetsefliegen — niemals besonders zu leiden gehabt und die Fliegenplage nicht so störend empfunden, wie etwa an der Somalküste.

Immerhin machen sich gewisse Stechfliegenarten während ihrer Schwarmzeit sehr bemerkbar. Das Reich der Dipteren und Odonaten Ostafrikas im allgemeinen ist ein noch wenig durchforschtes. Ich habe während meiner letzten Reise allein zwei neue Arten von Stechfliegen, die bis dahin unbekannt waren, heimbringen können. Für den Menschen am störendsten ist unzweifelhaft die Tsetsefliege, die für Pferde, Maultiere und Esel gleich tödlich ist und zu gewissen Jahreszeiten auftritt. Ich vermag mich der Ansicht nicht anzuschließen, daß gewisse Teile der Steppe tsetsefrei sind. Mit Ausnahme der Höhenlagen, in denen die Tsetsefliege fehlt, fand ich sie bemerkenswerterweise auch an Örtlichkeiten, die bis dahin als nicht von ihnen bewohnt erachtet wurden, beispielsweise überall am Panganiflusse im März und April.

Ein mir bekannter Reisender hat mir berichtet, daß er einst zur Tageszeit mit einer offenen Armwunde in seinem Zelte schlief und in der Wunde nach einem Tage Fliegenmaden fand, eine Erfahrung jedoch, die ich niemals selbst gemacht habe.

Lästige und nicht seltene Gäste im Zelt sind Skorpione, deren Giftigkeit im allgemeinen jedoch übertrieben wird; freilich ist ihr Stich stets von unangenehmen Folgen begleitet. Einige meiner Träger machten sich ein besonderes Vergnügen daraus, große von ihnen eingefangene Skorpione auf ihren nackt rasierten Schädel zu setzen, um die Tiere dort unter dem Gelächter der übrigen Leute eine Weile umherspazieren zu lassen.

Unter den Zerstörungsversuchen der Termiten hat der Reisende besonders oft zu leiden.

Hatte ich für längere Zeit ein Lager aufgeschlagen, so fand ich oft die Unterseite meiner Lastenkisten schon nach einigen Tagen von den weißen Ameisen zerstört! Einst zerbissen mir Ameisen in einer einzigen Nacht sämtliche Schnüre der Etiketten meiner aufgestapelten, zoologischen Präparate, mir so großen Schaden und Verdruß bereitend.

Sehr unangenehm sind auch nächtliche Überfälle von Ameisen.

Durch das Moskitonetz sich durchfressend, greifen sie unter Umständen den Schläfer im Zelte an. Die Gattin eines mir bekannten Bezirksamtmannes wäre in früheren Jahren einmal beinahe von Ameisen getötet worden. Auf ihr Geschrei aber zerrten die Schwarzen ihre Herrin aus dem Bette, rissen ihr das Nachtgewand vom Leibe und befreiten die unglückliche Frau durch Wälzen im Grase von den räuberischen

berichtet; in gewissen ungesunden Gebieten können die Zecken dem Europäer in der Tat den Aufenthalt unmöglich machen.

Unter allen Hemmnissen, die dem dauernden Aufenthalt und der Arbeit des Europäers in jenen Ländern entgegenstehen, ist und bleibt jedoch die Malaria an erster Stelle zu nennen. Jeder Laie weiß, daß nur wenige begnadete Naturen längere Zeit in jenen Ländern auszuharren vermögen, ohne ernste Malariaanfälle durchmachen zu müssen. Die große Anzahl der Europäer unterliegt aber von Zeit zu Zeit heftigen Anfällen. Die heute im Schwunge befindliche Chininprophylaxe, also die regelmäßige Einnahme größerer Mengen von Chinin hat zweifellos auf das Nervensystem einen höchst schädlichen Einfluß, und die durch die vielfachen Einflüsse des tropischen Klimas gesteigerte Nervosität wird durch die Chininwirkung sehr erhöht.

Wie unter solchen Umständen von einigen Seiten eine Einwanderung von deutschen Kolonisten, — also schwer arbeitenden Leuten — empfohlen werden kann, ist mir nicht erklärlich. Auch wenn solche Kolonisten sich in relativ fieberfreien Gegenden ansiedeln, müssen sie doch häufig die Niederungen wenigstens durchreisen, wo die große Mehrzahl auch bei kurzem Aufenthalte sich mit Fieberkeimen infizieren muß.

Vor allen Dingen aber gehört nach meiner Ansicht die deutsche Frau, wenigstens heutigentags, noch unter keinen Umständen nach Ostafrika. Viele traurige Beispiele sprechen für die Richtigkeit meiner Anschauung.

Trotz aller dieser großen, den Europäer bedrängenden Schwierigkeiten möchte ich persönlich gerade die schweren und schwersten im tropischen Afrika krank durchlebten Stunden nicht aus meinem Leben streichen. —

Im Gegenteil, wenn ich auch, mehrmals dicht am Rande des Grabes, hart mit den höchsten Fiebertemperaturen habe ringen müssen; wenn ich auch, einsam und verlassen, mehr denn einmal an meiner Wiederherstellung verzweifelte, — mir scheint, daß diese dargebrachten Opfer mich mit jenen ursprünglichen, so viele Geheimnisse bergenden und dem Europäer mehr denn ein Veto zurufenden Gebieten inniger verknüpfen, als manche dort drüben verlebte Stunde schwelgenden Genusses inmitten der unsagbar weihevollen, jungfräulichen und großartigen Naturschönheiten.

Seltsam und zauberhaft zieht es Menschen der verschiedensten Anschauungen und Gesinnungen, des verschiedensten Bildungsgrades immer und immer nach dem schwarzen Erdteil hin! Die Stunden der Sehnsucht und des Verlangens der Rückkehr nach Afrika treten an jeden heran: es ist der Wunsch, sich wiederum loszulösen von den Bedrängnissen und überspannten Anforderungen, die unsere Hochkultur in so mancher Be-

ziehung in täglich steigerndem Maße an uns stellt; der Wunsch, in einfachere, natürlichere und der Einsetzung der Kraft des Individuums freieren Spielraum gebende Verhältnisse zurückzukehren.

Die tausendfältigen Mühseligkeiten und Gefahren reizen und locken nach einiger Zeit mit unwiderstehlichem Zauber. Mögen sie manchen erprobten Mann immer wieder hinüberführen, um einerseits dort mitzuwirken an der, trotz mancher Fehler, langsam aber sicher einsetzenden Entwicklung des Landes, und andererseits an der Bergung so vieler schnell unter dem Hauche der Kultur verschwindender Schätze aus allen Gebieten der Natur.

Manche eingeborene Stämme mit ihren Sprachen, Sitten, Gewohnheiten, Trachten, Waffen, Hausgeräten, ihren Sagen und Mythen, deren Erforschung vielleicht ungeahnte Rückschlüsse auf manche vielumstrittene, ethnologische Fragen zulassen, — sie schmelzen dahin mit reißender Schnelligkeit. Eine große Anzahl der hervorragendsten Vertreter der Tierwelt müssen unweigerlich den Anforderungen der Kultur Platz machen. Möge dann noch rechtzeitig gerettet werden — gerettet, um mit Wilhelm Bölsche und Ludwig Heck zu reden, solange es noch Zeit ist!

Aber freilich, um alles dies erreichen zu können, bedarf es eines eisernen Willens und eines in jeder Hinsicht gestählten Körpers!

Wie schnell aber kann beides durch die wiederholten Malariaanfälle gebrochen werden. Die Folgen des Malariafiebers machen sich vor allem durch erhebliche Abnahme der roten Blutkörperchen bemerkbar. Hand in Hand damit geht eine rapide Abnahme der Körperkräfte, namentlich wenn erhöhte Anforderungen an die Leistungsfähigkeit des Organismus gestellt werden.

Vortrefflich schildert die immensen körperlichen Anstrengungen beim Ersteigen tropischer Hochgebirge Hans Meyer; er unterstützt die Anschaulichkeit seiner Schilderung durch eine Reihe von exakten Angaben über Anzahl der Herzschläge und Atemzüge. Beides, kaum zählbare Herzschläge und fliegende Atemzüge, habe auch ich hundert und aberhundertmal bei mir und meinen Begleitern wahrgenommen, aber immer wieder habe ich mit Erstaunen beobachtet, zu welch außerordentlichen körperlichen Leistungen man befähigt ist, Leistungen, die in der Kulturwelt nur bei gewissen Arten von sportlichen Übungen gezeigt werden müssen!

Jedoch wie bei ähnlicher hochgesteigerter Inanspruchnahme des Körpers in der Heimat kann ich für den Anfang des tropischen Aufenthaltes nur warnen vor allzu großen Leistungen. Nur langsam und allmählich wird sich der Organismus solchem Ansinnen fügen und sonst allzu leicht revoltieren, wie ich das im Jahre 1902 in härtester Weise an mir selbst erfahren mußte.

Zu den hier skizzierten Schwierigkeiten und Mühsalen, die sich dem Reisenden entgegenstellen, gesellt sich jedoch als Hauptfeind der Mangel an Wasser — ein bitterer Mangel —, den der Europäer immer und immer wieder empfinden wird.

Ich habe an anderer Stelle bereits die Qualen des Durstes näher geschildert und gesagt, daß solche nur schwer dem wasserverwöhnten Nordeuropäer klargemacht werden können, der Wasser als etwas Selbstverständliches erachtet.

Vielfach findet man in weiteren Kreisen falsche Ansichten über Reisen im mehr oder weniger unbekannten Afrika verbreitet. Auch zur Zeit der völligen Unkenntnis jener Länder war es ihren Entdeckern einleuchtenderweise nicht möglich, aufs Geratewohl dem Kompasse folgend ins Unbekannte hinauszuziehen. Führer waren vielmehr stets Bedingung, es sei denn, daß man Flußläufen folgen konnte und so des Wassers sicher war.

Lange bevor unsere größten Entdeckungsreisenden Afrika durchquerten, hatten die Araber mit Sklavenkarawanen den Kontinent durchwandert. So waren längst traditionelle Karawanenstraßen entstanden, als Europäer begannen, ins dunkelste Afrika einzudringen. Diese Straßen sind auch vielfach bei jenen Unternehmungen benutzt worden.

Man findet oft Eingeborene, welche imstande sind, von der Ostküste bis zum Kongo aus dem Kopfe jede einzelne Etappe des Karawanenweges anzugeben. Sie wissen, welche Nahrungsmittel die einzelnen Distrikte und Völker zu liefern imstande sind; sie kennen die Wasserplätze und Terrainschwierigkeiten, kurz alles in Frage Kommende, auf das allergenaueste. Bei näherem Nachfragen entdeckt man dann vielleicht zu seiner größten Verwunderung, daß diese Leute schon vor langen Jahren mit arabischen Händlern oder auch auf andere Weise jene Reise zurückgelegt haben.

Ein Wandern aufs Geratewohl hinaus ins Land ist nur in wasserreichen Gegenden und während der Masika, der großen Regenzeit, möglich. Zu jeder anderen Zeit, insbesondere in der Zeit der großen Trockenheit, wäre solches gleichbedeutend mit sicherem Untergang der Karawane binnen kürzester Frist. Schon wenn ein einziges Mal die erhoffte Wasserstelle ausgetrocknet oder nicht genügend ergiebig ist, kann man in allergrößte Bedrängnis geraten; in kürzester Zeit kann ein Teil der Karawanenleute oder auch die ganze Expedition dem Durste erliegen.

Es ist daher notwendig, sich stets mit eingeborenen Führern zu versehen oder aber auf alle Fälle genaueste Erkundigungen über die Wasserverhältnisse einzuziehen. Dabei ist sorgfältig zu beachten, daß bei

C. G. Schillings phot. R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.

Undurchdringliches Sanſevierendickicht (Sanseviera cylindrica). Die dolchartigen Spitzen dieſer Pflanzen verhindern jedes Eindringen des Menſchen.

C. G. Schillings phot. R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.

Oſtafrikaniſches Dornendickicht.

Tiere der mitgeführten Herden, wie auch etwa mitgenommene Hühner ertrunken sind, die Menschen aber fröstelnd und halb erstarrt, von ihrem dürftigen Zeltchen kaum gegen den Regen geschützt, sich am Boden hinkauern; — wenn die Wut der Elemente einen Höhepunkt erreicht, der von unbeschreiblicher Großartigkeit ist, — so wirkt alles dies, wenn auch öfters erlebt, immer wieder aufs furchtbarste und großartigste auf den Menschen ein.

Ich erinnere mich solch einer tropischen Gewitternacht im britischen Ostafrika in den Ländern der Wasserscheide zwischen dem Viktoria-Nyanza und den zum indischen Ozean abwässernden Gebieten, also in einer recht beträchtlichen Höhe über dem Meere. In kurzen Minuten durchlebte ich damals so viel schaurig Gewaltiges, daß ich wohl nicht fähig bin, auch nur einen Teil davon mit Worten wiederzugeben.

Damals vereinigte sich mit der Wut der entfesselten Elemente auch noch die Spannung, welche eine prekäre von Feinden bedrohte Situation im Reisenden hervorruft. Aufständische Gebirgsbewohner bedrohten die Karawanenstraße, die seit jenen Tagen von Eisenbahnen ersetzt worden ist.

Die englische Regierung hatte damals wie heute nur die Sicherung dieses Karawanenweges im Auge und kümmerte sich gerechtfertigterweise mit Absicht wenig um das, was rechts und links im Lande geschah; wären doch zur Aufrechthaltung einer Ordnung im europäischen Sinne ungezählte Soldaten und Beamte notwendig gewesen!

Der kommandierende Offizier des Forts von Nandi konnte mir daher nur acht Sudanesenaskaris als Begleitwache für die gefährdete Strecke zur Verfügung stellen. Steten Angriffs gewärtig, lagerte ich mit nur wenigen Leuten. So erlebte ich es, während des Gewittersturmes binnen wenigen Minuten das Lager unter Wasser gesetzt zu sehen, die Kälber meiner mitgeführten Kühe aber und eine große Anzahl von Gegenständen in den Wasserfluten zu verlieren. Meine halberstarrten Leute suchten zwar, so gut sie es vermochten, Schutz im Lager; aber jene Nacht legte den Grund zu Krankheiten verschiedener Art, die bald darauf ihre Opfer heischten. Mit einer unbeschreiblichen Heftigkeit wüteten Wasserfluten im Verein mit Wirbelwinden. Im Nu war mein Zelt umgelegt, ich selbst unter der nassen Leinwand begraben, und alle meine mitgeführten zoologischen Objekte waren teils fortgeschwemmt, teils vollkommen verdorben.

Die Heftigkeit der elektrischen Erscheinungen war unbeschreiblich; Blitz auf Blitz, gefolgt von furchtbaren Donnerschlägen, wechselten in unheimlicher Schnelligkeit miteinander ab, so daß die ganze Atmosphäre mit Elektrizität geschwängert schien.

Der Verlust meiner Kälber bedeutete für mich nichts Geringes. Erst kürzlich vom schweren Siechenlager und Fieber erstanden, war es mir mit großer Diplomatie gelungen, von einem Häuptlinge in Mumia am Viktoria-Nyanza, unter Aufopferung meiner irgendwie entbehrlichen persönlichen Habseligkeiten, einige Kühe gegen alte Anzüge einzutauschen; nur so war der Häuptling zur Hergabe einigen Viehs zu bewegen gewesen. Der Verlust der Kälber nun bedeutete gleichzeitig das Versiegen der Milch meiner Kühe, denn die Zeburinder, welche sich allmählich dem seuchenreichen ostafrikanischen Klima einigermaßen angepaßt haben, — Afrika nennt keine Rinder, nur Büffel ursprünglich sein eigen, und das „afrikanische" Rindvieh stammt aus Indien — geben in den meisten Fällen nur dann Milch, wenn man die Mutter erst melkt, nachdem das Kalb eine Zeitlang getrunken hat. Das sofortige Melkenlassen, das wir von unserem hoch gezüchteten Rindvieh gewohnt sind, ist nur eine Anpassungserscheinung und eine Folge der Domestizierung seit alten Zeiten.

Müssen dann nach solchen eisig kalten Regennächten auch während des Tages Gegenden durchzogen werden, deren hoher Graswuchs von Tau und Regen durchtränkt ist und bleibt; vermögen die belebenden Sonnenstrahlen die Regenwolken nicht zu durchdringen, und folgt solches vielleicht mehrere Tage hintereinander, so schimmeln dem Reisenden mit überraschender Schnelligkeit alle Bedarfsartikel und verderben pilzdurchwuchert.

So hat man das Gefühl, in einem unendlichen Grasmeere zu versinken, dessen Halme tropfenbeschwert über den Köpfen der Karawane zusammenschlagen, während alles, Mensch und Traglasten, bis zum kleinsten Gegenstand von Wasser trieft, mit Wasser gesättigt ist. . . .

Wochenlang kommt der Reisende unter solchen Umständen nur mit feuchten Kleidern, feuchten Betten, kurz nur mit feuchtkalten Sachen in Berührung, und jetzt zeigt es sich, ob in unserm Körper Fieberkeime der Entwicklung harren: mit Sicherheit werden sie durch die unerhörten Strapazen solcher Tage und Wochen ausgelöst . . . .

So sehen wir hier ein Land der schärfsten Gegensätze: die ödesten trockensten Durstländer, die zu anderen Jahreszeiten wiederum weiten, kaum passierbaren Sümpfen gleichen!

Wie außerordentlich schwierig es unter Umständen ist, trotz noch so sorgfältig eingezogenen Erkundigungen zuverlässige Nachrichten über das Tierleben und den Standort von Wild zu erhalten; wie ergebnislos und mühselig Versuche sein können, bestimmte Tiere aufzufinden, beweist eine kleine Reise, die ich im Juni 1899 von Pangani aus unternahm, um Büffel in Useguha aufzusuchen.

Man hatte mir viel von ihnen erzählt: sie sollten im Hinterlande von Useguha leicht aufzufinden sein! Ungünstig für meine Unternehmung, wie für alle meine Reisen in diesem Jahre überhaupt, war die große Hungersnot, die in jenem Jahre in den Küstengebieten Deutsch-Ostafrikas herrschte.

Es scheint, daß solche Hungersnöte ziemlich regelmäßig, mit Unterbrechung von einigen fruchtbaren Jahren, in Gefolge von Dürren in jenen Ländern aufzutreten pflegen.

Furchtbar hatte der Notstand damals gewütet. Allein in Pangani waren weit über tausend Schwarze dem Hunger oder seinen Folgen er-

Verlassene ausgestorbene Dörfer lagen zur Zeit der Hungersnot an meinem Wege, sogar die Wedel der Kokospalmen waren von den Heuschrecken vernichtet, manche Dörfer von Feuersbrünsten zerstört . .

legen; große Opfer erforderte die Verpflegung der von allen Seiten herbeigeströmten durch Reis, der von Indien bezogen werden mußte. Nirgends gab es andere Nahrungsmittel zu kaufen; Reis bildete vielmehr auch die Verpflegung für meine Karawane, mitgeführt durch meine Träger.

Doch vor Antritt meiner großen Reise ins Innere wollte ich unter allen Umständen den Bestand an Büffeln erkunden, der mir so reich geschildert worden. Am 22. Juni setzte ich daher bei Pangani auf das südliche Flußufer nach Mbueni mit dreißig Lasten Reis, zwei Maskateseln, einer Anzahl Lastesel, 78 Trägern und mehreren Privatsoldaten — alles in allem 95 Mann — über und marschierte $3^1/_2$ Stunden am Meeresufer entlang.

Unfern der Stadt und in der Nähe meines abendlichen Lagers Uschongo bekundeten einige bereits völlig verweste Leichen den traurigen Stand der Dinge. Sogar die Kokospalmen waren überall durch Heuschreckenfraß ihrer Wedel entkleidet . . . . .

Ich lasse nun fast wörtlich die kurzen Aufzeichnungen meines Tagebuches folgen, die wohl geeignet sein werden, den Leser über meinen Marsch zu unterrichten.

24. Juni frühmorgens über Groß- und Klein-Kipumbbui nach Nguaia, Marsch von acht Stunden.

Mein Blitzlicht überraschte die Wandorobbo; an ihrem glimmenden Lagerfeuer hingekauert, schienen sie fast mit dem knorrigen Wurzelwerk ihrer Umgebung verwachsen...

25. Juni der Meeresküste entlang, Marsch von sechs Stunden.

26. Juni Marsch bis Parramakarra; dann nach Java; Weg verloren. Überall abgestorbene Moumapalmen, die behufs Gewinnung von Palmwein von den Eingeborenen angebohrt sind. Letztere ergreifen die Flucht; Führer nicht erhältlich.

27. Juni Aufbruch 4 Uhr früh, Marsch bis Quabigo, Weg verloren, Lager 4 Uhr nachmittags. Alles total durchnäßt, Weg durch Urwald und mannshohes Schilf, ganzen Tag staubartige Regen, einige Schamben von Waseguas, in denen Mtama (Negerhirse) heranreifend. Viele Hütten ausgestorben. Heuschreckenfraß noch vor kurzer Zeit alle Vegetation verwüstet.

28.—30. Juni Marsch bis zu einem Felshügel durch mannshohes Schilf. Völlig durchnäßt, staubartiger Regen. Fährten von Büffeln und Elenantilopen etwa 14 Tage alt. Gras schon viel zu hoch. Wild hat andere Gegenden aufgesucht; bis heute nur eine Meerkatze und einen Riedbock gesehen, sonst nichts. Fast anhaltender Regen.

1. Juli. Marsch nach Muega durch nasses Schilfgras. Nach $8^1/_2$ Stunden Lager in Quoamadi. Alle Hütten eingefallen, leer; einige Überlebende berichten, daß hier allein 78 Einwohner verhungert sind. Strömender Regen.

2. Juli. Marsch nach Gambo, empfangen durch den Jumben (Dorfvorsteher) Maka bin Ali, Lager in Simbirri. Gegen Reis verhandeln die Einwohner hocherfreut verschiedene Gegenstände, unter anderem schöne aus Schilfgras hergestellte Tanzschürzen (Kissambo), Jagdnetze und Ähnliches. Hier kann ich endlich wieder eine Ziege kaufen, nachdem ich bis dahin fast nur von Reis gelebt hatte.

4. Juli. Von Simbirri nach Mseko sehr langer regenkalter Marsch. Der Führer entspringt während desselben im hohen Grase; wir verlieren den Weg. Im Waldpfade ein unlängst ermordeter junger Mseguha. Marsch bis 3 Uhr nachmittags; ich erreiche mit einigen Leuten Pangani, die Träger erst am 5. Juli abends.

Das Unternehmen war also trotz großer Beschwerden resultatlos verlaufen, meine Zelte und Utensilien durch die Nässe verschimmelt. Zur Jagd im grasigen Useguha gehören eben ganz bestimmte Zeiten und schwer erhältliche eingeborene Führer. — — —

Abgesehen von allen diesen Schwierigkeiten drohen dem Reisenden selbstverständlich noch die stets möglichen — wenn ja auch seltenen — plötzlichen Aufstände der Eingeborenen, oder aber Überfälle durch sie.

Ich glaube in vieljähriger Führung größerer Privatexpeditionen bewiesen zu haben, daß man imstande ist, als mit bewaffneter Macht reisender Privatmann in Ostafrika auf das ausgezeichnetste mit den Eingeborenen auszukommen.

Schwierigkeiten irgend welcher Art sind mir persönlich auch niemals erwachsen, und Übergriffe meiner Leute pflegte ich so streng zu bestrafen, daß ihnen die Lust verging, sich ein zweites Mal am Eigentum der Eingeborenen zu vergehen.

Nichtsdestoweniger bin ich zu nächtlicher Zeit zweimal von Masai überfallen worden, welche die Absicht hegten, mein Vieh zu stehlen.

Bevor ich eine Schilderung jener Ereignisse gebe, möchte ich bemerken, daß Privatreisende und ihre Karawanen sich natürlich angesichts solcher Ereignisse in einer viel schwierigeren Situation befinden, als die das Land durchreisenden Kommandos der Schutztruppe, welche selbst-

redend und ihrer Aufgabe entsprechend immer zum Krieg gerüstet sein müssen. Das ist natürlich beim Privatreisenden nicht der Fall, und er kann in höchst mißliche Lagen kommen, weil ja selbstredend die Angriffe der Eingeborenen stets höchst plötzlich und zur Nachtzeit zu erfolgen pflegen, in Augenblicken, in denen die Karawane sie am allerwenigsten erwartet.

Während einer gewissen Ära war es Privatreisenden nicht leicht, in Ostafrika das Zugeständnis einer entsprechenden Anzahl von bewaffneten Begleitern zu erlangen. Es wurde behauptet, daß man

Mein „mpischi" in voller Tätigkeit auf den salzinkrustierten holzarmen Ebenen im Gebiet des Nguaso Nyiro.

„mit dem Spazierstocke" bewaffnet Ostafrika ohne Gefährdung durchreisen könne. Einem Herrn, der sich in dieser Weise mir gegenüber äußerte, antwortete ich damals, ich sei fest überzeugt, daß mein Tod geräcḥt würde; ich zöge es aber doch vor, mich tunlichst selbst zu schützen.

Die neuesten Ereignisse in Südwestafrika geben mir wohl recht.

Die Regierung muß selbstredend das Recht haben, zweifelhafte Elemente nicht oder doch nicht bewaffnet ins Innere zuzulassen, sondern sie sogar aus dem Lande zu entfernen. Aber erfahrenen Reisenden, welche persönliche Garantien zu geben imstande sind, eine entsprechende bewaffnete Begleitung zu verweigern, hielt und halte ich für höchst unangebracht.

Haben die Ereignisse in Südwestafrika bewiesen, wie peinlich die Eingeborenen ihre Pläne vor den Behörden zu verbergen wissen, so habe ich Gleiches schon im Jahre 1896 in Ostafrika erfahren. Oft schweifen jetzt meine Gedanken zu jenen kriegerischen Ereignissen zurück, die ich zum Teil dort mit erlebt habe.

Im Sommer jenes Jahres schienen die Eingeborenen am Kilimandscharo ruhig und friedlich; die Vermutung eines plötzlichen Aufstandes oder Überfalles der Station Moschi wäre bei den Europäern am Berge auf Unglauben gestoßen.

Im September lagerte die große und wohlbewaffnete Expedition, der ich mich damals hatte anschließen können, am Meruberge, einige Tage vom Kilimandscharo entfernt inmitten von Bananenhainen, mangels jedes anderen Platzes, an einer fraglos strategisch ungünstigen Stelle.

Ich kann nicht behaupten, daß die Eingeborenen ein besonders freundliches Benehmen zur Schau getragen hätten. Namentlich die Männer wandten sich, wenn sie speerbewaffnet zur Tageszeit ins Lager kamen und ich sie anredete, scheu und unwillig ab, um in den Bananen zu verschwinden, während die Weiber ihre Feldfrüchte an die Träger, wie dies Sitte ist, gegen Tauschwaren verhandelten.

In Abwesenheit des Expeditionsleiters befand ich mich allein im Lager mit meinem geschätzten Freunde Alfred Kaiser — einem Manne, der ein vieljähriges Leben unter den Beduinen Arabiens und auf dem Sinai hinter sich hat, — als gegen Abend eine Deputation von Greisen, geführt von dem damaligen politischen Agenten der Station Moschi, einem Neger namens „Schundi", ins Lager kam und um eine Unterredung bat.

Selbstredend wurde dieses „Schauri" gewährt, und in malerischer Gruppierung hockten die Leute im Zelte Kaisers nieder, der in arabischer Sprache — wir waren damals des Suaheli noch nicht mächtig — durch einen Dolmetscher die Beratung leitete.

Kaiser und ich erinnern uns jeder Kleinigkeit der Vorgänge jenes Abends.

Als die Eingeborenen den Vorschlag machten, eine große Anzahl ihrer jungen Speerkrieger in unser Lager zu senden, um dasselbe in Gemeinschaft mit den Bewaffneten der Karawane gegen einen eventuellen Angriff der Loitamasai zu verteidigen, lehnten wir dieses Ansinnen auf das bestimmteste ab. Die Begründung, daß nämlich die Masai sie selbst zu überfallen beabsichtigten, erschien uns allzu durchsichtig und verdächtig. Wir vermuteten beide ein Doppelspiel des politischen Agenten, der uns schon seit geraumer Zeit nicht sehr sympathisch war, und

Viele der Karawanenleute waren von ihren Frauen begleitet

über dessen zweifelhaftes Verhalten in jener Nacht uns auch später volle Gewißheit wurde.

Mein Freund Kaiser wurde bei seiner sofortigen Entschließung über das Ansinnen der Eingeborenen vor allem unterstützt durch seine vielfältigen und mannigfachen Erfahrungen unter fremden Völkern, und in mir war ein plötzlicher, durch verschiedene Beobachtungen wachgerufener Argwohn aufgestiegen.

So verfloß die Nacht ereignislos, wohl hauptsächlich deshalb, weil Herr Kaiser und ich den Posten befohlen hatten, auf jeden sich zeigenden

Eingeborenen unbedingt Feuer zu geben, und weil dieser Befehl von uns den abgesandten Greisen nachdrücklich eröffnet worden war. —

Viel später, nach Monaten, wurde es uns beiden klar, daß in jener Nacht unser Leben wohl nur an einem Faden gehangen hatte. . . .

Kurze Zeit nach dem damaligen Ereignisse erschien nämlich der Kommandant des Forts von Moschi in Begleitung zahlreicher Regierungsaskari am Meruberge, um zur Niederlassung zweier Missionare der Leipziger Missionsgesellschaft, der Herren Ovis und Seegebrock, ein Grundstück auszuwählen.

Meine Wandorobbo-Freunde erklärten: „Metis engárré!" ... Wasser sei in weitem Umkreis nicht zu finden ...

Gegen Abend warnten ein Häuptling und eine alte Frau die Europäer, es sei Gefahr im Verzuge. Ihre Warnung stieß auf Unglauben — indes nicht bei den Sudanesenaskari, die ohne besondere Befehle, die geladenen Waffen unterm Arm, schlaflos die Nacht verbrachten.

In den ersten Morgenstunden vernehmen diese kriegsgewohnten und mit kriegerischen Instinkten begabten Männer ein Rascheln in den umgebenden Bananenhainen. Es wird ihnen klar, daß etwas im Gange ist. Ohne Überlegen eröffnen sie ein Feuer. Da klirrt es von Waffen und rauscht von anstürmenden Kriegern in der Dunkelheit — in so dichten Massen hatten sich die feindlichen Krieger bereits an das Lager herangeschlichen, daß die aufgehende Sonne am nächsten Morgen über dreißig tote eingeborene Krieger in nächster Entfernung vom Lager beleuchtete. . . .

Ein oder zwei Schüsse waren gleichzeitig in dem nur einige Minuten entfernten Lager der Missionare vernommen worden. . . . .

Ein mutiger Schwarzer erbietet sich nach Abweisung des Angriffes, über einen Bach, der beide Lager trennte, ins Missionslager zu kriechen, um zu sehen, was sich ereignet habe.

Der Mann verschwindet in der Dunkelheit und nach einiger Zeit kommt er zurück. Alles dort drüben im Lager Befindliche war tot, beide Missionare von unzähligen Speerstichen durchbohrt, ihre Habseligkeiten bis aufs kleinste zertrümmert. . . .

Es folgte nun ein großer Strafzug, und lange herrschte dann wiederum scheinbarer Frieden. — — —

* * *

Etwa drei Jahre später zog ich wiederum zum Kilimandscharo und fand dort alles scheinbar im tiefsten Frieden.

Auch den Missionaren war von neuen feindseligen Absichten der Bergbewohner nicht das geringste bekannt geworden.

Ich möchte bei dieser Gelegenheit erwähnen, daß bedauerlicherweise das verhältnismäßig kleine bewohnbare Gebiet des Kilimandscharo in bunter Reihenfolge der Missionstätigkeit katholischer und evangelischer Missionare überlassen ist, so zwar, daß in viermaliger Abwechselung beide Konfessionen am Berge streifenweise verteilt sind! Das kann unmöglich auf die Eingeborenen ersprießlich einwirken, namentlich da es sich nur um ein so kleines Gebiet handelt, von dessen wirtschaftlicher Zukunft man sich übrigens in Europa auf Grund wenig kritischer Berichte immer noch viel zu optimistische Ansichten bildet. Ein so ausgezeichnetes und gründliches, aber leider wirtschaftlich wenig erfreuliches Urteil, wie Prof. Volkens es in seinem Werke „Der Kilimandscharo" ausgesprochen hat, scheint immer noch nicht genügend gewürdigt zu werden, obwohl es im großen und ganzen unterstützt wird von dem Gutachten eines so genauen Kenners des Berges, wie Prof. Hans Meyer es ist . . . .

Kurze Zeit nach meinem Abmarsche aus Moschi erlebte ich nächtlichen Alarm. Ich hatte den Abend als Gast der katholischen Mission verbracht und war, wie gewöhnlich, mit größter Liebenswürdigkeit bewirtet worden. Ins Lager zurückgekehrt, war ich kaum entschlummert, als ich unsanft geweckt wurde . . . . . Es stellte sich heraus, daß eine große Anzahl Eingeborener plötzlich und schattengleich in mein Lager eingedrungen waren, aber sich bei dem sofort gegebenen Alarmsignal ebenso schnell in die Dunkelheit geflüchtet hatten . . . .

Monate vergingen ohne Zwischenfall, nur einige Seitengewehre wurden meinen Leuten, die ich zum Einkaufe von Vegetabilien einige

Tagereisen entfernt von mir stationiert hatte, gestohlen und waren von den Eingeborenen nicht wieder zurückzuerlangen.

Als ich jedoch am Schlusse meiner damaligen Reise im Jahre 1899, von den Ndjirisümpfen kommend wiederum zum Fort Moschi zog, ahnte ich nicht, daß ich mitten aus tiefstem Frieden plötzlich in die kriegerischsten Ereignisse eintreten sollte. — In der Nacht vor meinem Einzuge hatten die Eingeborenen nämlich versucht, nächtlicherweile das Fort zu überrumpeln. Die von der Besatzung in dieser Nacht abgegebenen etwa 500 Schuß belehrten mich über den Ernst der Situation. . . .

Wir verbrachten nun, die Büchse unter dem Arm, einige höchst spannungsvolle Tage und namentlich Nächte, in denen auch meine gesamte bewaffnete Mannschaft auf dem Hofe des Hofes konsigniert und zur Verfügung des stellvertretenden Kommandanten Oberleutnant Merker gestellt wurde.

Dieser hatte in Abwesenheit des Befehlshabers mit größter Umsicht alles Notwendige veranlaßt, um fernere nächtliche Überfälle abweisen zu können.

In der Weihnachtsnacht gegen neun Uhr abends flüchtete denn auch von neuem die ganze Bewohnerschaft der Ansiedlung mit Weibern und Kindern in die schützenden Mauern des sogenannten Forts, das übrigens meines Erachtens weder günstig gelegen, noch überhaupt gegen einen energisch durchgeführten Angriff einigermaßen verteidigungsfähig, und obendrein im Ernstfalle wasserlos ist.

Es kam jedoch nicht mehr zu einem nächtlichen Angriff, da die Eingeborenen nunmehr ihre Pläne verraten wußten.

Die nachfolgende Strafexpedition, die Überziehung der Bergbewohner mit Krieg, die Exekution von neunzehn Häuptlingen an einem Tage zum warnenden Exempel werden den Ernst der Situation vollkommen darlegen . . .

Zu meinem großen Bedauern ließ sich meine Teilnahme an dem Feldzuge nicht ermöglichen, obwohl ich mich zur Verwendung in irgend einer Qualität, sei es auch als Krankenpfleger, gemeldet hatte.

Nie wird diese Weihnachtsnacht meinem Gedächtnis entschwinden. Nun wurde mir auch klar, was die nächtliche Szene zu bedeuten gehabt, welche ich in Kiboscho zur Nachtzeit bei meinem Ausmarsche erlebt hatte . . . Offenbar hatten die Eingeborenen damals schon verräterische Absichten, die nur durch die Wachsamkeit meiner Leute vereitelt worden waren.

Freilich hatten damals die Behörden, wie schon ausgeführt, solches nicht erwartet. Die plötzlichen kriegerischen Ereignisse in Südwestafrika geben ja wiederum einen Beweis, wie außerordentlich schwierig es ist,

die Stimmung der Eingeborenen genau zu erforschen, da sie es meisterhaft verstehen, gerade den Behörden gegenüber sich zu verstellen.

Typisch erscheint es mir für das Zusammenhalten und die Verschlossenheit der Eingeborenen Europäern gegenüber — ein Komplex von Erscheinungen, der fraglos einen furchtbaren Haß bekundet — daß keiner der Missionare am Berge von ihren Zöglingen vorher gewarnt worden war. Ein katholischer Missionar und ausgezeichneter Kenner der Bevölkerung hat mir erzählt, daß im Gegenteil gerade den Christen unter den Eingeborenen hervorragende Rollen bei der nach der Eroberung des Forts beabsichtigten Ermordung der Missionare zugedacht waren.

Später hat es sich nämlich herausgestellt, daß sämtliche Europäer erst dann getötet werden sollten, wenn die Überrumpelung des Forts glücklich gelungen war.

Wie dem aber auch sei, nach meiner Ansicht ist eine Exekution eingeborener Fürsten, namentlich in solchem Umfange ein schwerer Fehler, der sich unbedingt eines Tages rächen muß. Ich halte es für eine grundfalsche Ansicht, durch Aufhängen eingeborener Landesfürsten Schrecken verbreiten zu wollen. Das kann vielmehr nur geeignet sein, eine furchtbare Saat des Hasses auszusäen.

Während des sich damals abspielenden Strafzuges der Schutztruppe, die von der Küste aus wesentlich verstärkt worden war, ereigneten sich übrigens einige bemerkenswerte Fälle heldenmütigen Benehmens einzelner Aufständischer.

Ein Krieger des Meruberges antwortete lakonisch auf die Vorhaltung, ob er sich denn nicht fürchte, umsonst gegen die übermächtigen europäischen Waffen zu kämpfen: „Ich kenne keine Europäer, ich kenne nur mich, meinen Speer, meine Weiber und meine Viehherden."

Einer der hingerichteten Häuptlinge aber, Meli, ließ sich nicht erst von den Askari vom Brette am Galgen herabstoßen, sondern sprang, die Schlinge um den Hals, selbst in den Tod mit einem dem Kommandanten zugerufenen „Kwaheri Bwana!" . . .

Wiederum vier Jahre später, im Herbste des Jahres 1903, befand ich mich jenseits des Kilimandscharo weit draußen in der Steppe mit meiner gegen 120 Mann zählenden, mit gegen dreißig Hinterladern bewaffneten Karawane.

Es war mir nicht unbekannt, daß Masai El Morane vor etwa Jahresfrist unfern meiner Lagerstelle eine aus drei griechischen Händlern und einer Anzahl Schwarzer bestehende Karawane nächtlicherweile niedergemetzelt und die Viehherden dieser Karawane geraubt hatten. Nur einer dieser Griechen, ein alter Mann, hatte die Geistesgegen-

wart, sich tot zu stellen, als er einen Speerstich durch den Oberschenkel bekam. —

Im Nu hatten die Masai geschickt das Vieh in der dunklen Nacht weggetrieben. Nach einiger Zeit kroch der Verwundete, als er nichts mehr vernahm, an eines der Lagerfeuer, wärmte sich notdürftig in der kalten Nacht und wurde dann am nächsten Morgen von einigen ebenfalls dem Tode entronnenen schwarzen Begleitern zum Fort am Meruberge getragen.

Jedenfalls war hier in der Steppe dicht an der englischen Grenze, die den feindlichen Masai Gelegenheit gab, sich über dieselbe in Sicherheit zu bringen, Vorsicht geboten. Es war vielleicht allzu vertrauensselig von mir, daß ich wochenlang einer immer mehr anwachsenden Menge von Masaikriegern in meinem Lager Obdach gewährt hatte.

Die Anwesenheit der Leute war mir aber zum Studium dieses seltsamen Volkes sehr erwünscht gewesen. Erst als ihre Anzahl allzusehr anschwoll, eröffnete ich ihnen, daß ich über zehn Mann fernerhin in meiner Nähe nicht mehr dulden würde. Daraufhin waren sie plötzlich in alle Winde zerstoben und nur zwei ältere Leute hatten sich mir auch fernerhin angeschlossen.

Einige recht schwierige und weite Märsche standen mir nun bevor. Es galt „Telekesamärsche" zu machen, um wasserlose Strecken zu überwinden.

Am 20. August war ich gegen 1 Uhr mittags aufgebrochen und hatte nach forciertem Marsche bei Eintritt der Abenddämmerung inmitten einer dürftig mit Terminalien und Akazien bestandenen hügeligen Steppe das Lager aufgeschlagen. Die Lasten waren zusammengelegt und mein Vieh, einige neunzig Stück, in einen schnell hergestellten Dornenverhau — „Boma" genannt — eingeschlossen worden.

Ringsumher lagerten die sehr ermüdeten Träger, trotz ihres Durstes bald in tiefen Schlaf fallend.

Das Zelt meines Präparators und mein eigenes waren ohne Sonnensegel in der Eile notdürftig aufgestellt worden. Wie gewöhnlich schliefen meine Bewaffneten zusammen an einem der Lagerfeuer, und ein Posten patrouillierte rings ums Lager.

Auch uns Europäer hatte bald tiefer Schlummer umfangen, als mitten in der Nacht ein plötzlicher Angriff der Masai, die uns in die Einöde verfolgt hatten, erfolgte.

Die Angreifer — einige hatten bereits das Lager erreicht — wurden indes zurückgeschlagen, und blitzschnell folgte Salve auf Salve in die Dunkelheit hinaus, während die feindlichen Krieger waffenklirrend die Flucht ergriffen.

Alle meine unbewaffneten Leute hatten sich, wie dies häufig von mir eingeübt worden war, auf den Boden geworfen, wir Europäer jedoch mit den Bewaffneten ein Karree gebildet. Nun folgten spannungsvolle Stunden in völliger Dunkelheit, nur unterbrochen von hier und dort hin gerichteten Schüssen in der Richtung, wo irgend ein Geräusch den Feind vermuten ließ.

Aufs äußerste spannten wir unsere Sinne an, und seltsam kontrastierte die tiefe Stille der sich auf den Boden duckenden Leute mit dem Brüllen des geängstigten Viehes und dem Knattern der Salven.

Längst waren die Lagerfeuer, die mangels Brennholzes schon beim Überfalle sehr niedergebrannt waren, völlig ausgelöscht worden. Da vernahmen wir alle deutlich nochmals, nicht weit vom Lager, ein Klirren wie vom Ausstoßen von Speeren gegen Steine.

Sofort erfolgten einige Schüsse in der Richtung des vernommenen Geräusches.

Unter solchen Unterbrechungen verging die Nacht. -- — —

So viel ist gewiß: nur dem sehr schnellen und gelungenen Alarm hatten wir unsere Rettung zu verdanken. Während der Niederschrift dieser Zeilen, ziemlich genau ein Jahr nach jenem Erlebnis, kommt ernste Kunde aus den Masailändern: es gährt beträchtlich unter den El Moran der verschiedenen Gegenden, und auch in Britisch-Ostafrika wurden schnellstens mehrere indische Regimenter stationiert. So scheint die Vermutung nicht unbegründet, daß es schon zur Zeit meines letzterlebten Überfalles sich um die Vorläufer dieser feindlichen Bewegung gehandelt habe - - einer Bewegung, von der niemand wissen kann, ob sie sich heute oder später äußern wird und in welchem Umfange!

Am nächsten Tage wurden sehr weit von der marschierenden Karawane zahlreiche Masai wahrgenommen, die nach uns ausspähten, aber auf einige Schüsse sofort die Flucht ergriffen.

Es ist bezeichnend für die Schlauheit der Masai El Moran, daß sie gerade jene Nacht zum Überfalle benutzten, in der weder ich noch meine Leute einen solchen erwartet hätten, da in jenem Teile der Steppe wegen ihrer Wasserlosigkeit kein menschliches Wesen vermutet werden konnte.

Jedenfalls waren wir mit knappester Not dem Schicksale der vor Jahresfrist niedergemetzelten Karawane entgangen. Wir hatten um so mehr von Glück zu sagen, als die Nacht absolut dunkel und schwarz war und somit die speerbewaffneten El Moran im Nahkampf unseren wenigen Schußwaffen gegenüber sehr im Vorteile gewesen wären.

In einigen mir bekannten Fällen hatten die Masai stets versucht, geräuschlos den Viehbestand fortzutreiben, worin sie eine erstaunliche

Meisterschaft besitzen. Erst als sie Widerstand fanden, hatten sie, alles Lebende blitzschnell niederstoßend, von ihren Speeren Gebrauch gemacht. Nur mein ganz außerordentlich schnell gelungener Alarm dürfte uns gerettet haben, und mein System, mit mehreren stets absolut schußfertigen Repetierbüchsen und Mauserpistolen umgeben zu schlafen, meine Leute aber neben der geladenen Büchse schlafen zu lassen, halte ich für gut.

Ich muß gestehen, daß solche Überfälle in schwärzester Dunkelheit nicht gerade zu den ausgesuchten Vergnügungen afrikanischer Reisen zu zählen sind, zumal da beim Gebrauche von Schußwaffen gegenseitige Tötung und Verwundung der eigenen Leute kaum zu vermeiden sind.

In ähnlicher Weise verliefen wohl die meisten Überfälle der Masai, — fast ausnahmslos zur Nachtzeit.

Ich habe jedoch niemals bestätigt gefunden, was einige Reisende früherer Jahre stets erlebt haben wollen: Den mutig in offener Schlacht mit Speer und Schild europäischen Feuerwaffen gegenüber stehenden Masaikrieger!

Selbstverständlich war ich von nun an höchst vorsichtig geworden, und eine größere Anzahl eiligst vom Fort erbetener und gelieferter Mauserbüchsen mit Munition gewährleisteten meiner Karawane denn auch für die Folge eine größere Sicherheit.

Unbehaglich war auch ein Erlebnis, das ich unter eigentümlichen Umständen kurz vor jenem Überfall mit einer großen Anzahl bewaffneter Masaikrieger hatte, die plötzlich in vollem Kriegsschmuck vor mir auftauchten.

In ziemlich weiter Entfernung von meinem Lager hatte ich eine Grube aushöhlen, und mit einem bodenfarbigen, zeltartigen Dache versehen lassen, dicht daneben ein Aas ausgelegt, und nun hatte ich mutterseelenallein in dieser Vorrichtung Platz genommen, um auf dem Aase einfallende Geier photographisch festzuhalten.

Das ist je nach Umständen mit großen Schwierigkeiten verknüpft.

Mehrere Stunden hatte ich in meiner sonnendurchglühten, engen und unbequemen Behausung geharrt, als ich plötzlich etwas erlebte, das man in Europa ebenfalls hier und da erleben kann, — freilich nur in ganz entfernter Ähnlichkeit. —

Vielen Jägern nämlich wird es bekannt sein, daß beim Ansitz in der Krähenhütte plötzlich statt der erwünschten Raubvögel irgendwelche fremdartigen menschlichen Erscheinungen störend auf der Bildfläche sichtbar werden!

So geschah es auch hier! Zu meinem größten Erstaunen bemerke ich plötzlich in meiner unmittelbaren Nähe eine große Anzahl Masaikrieger

in vollem Kriegsschmucke, also auf dem Kriegspfade befindlich, die mit ihren scharfen Augen mein Versteck erspäht hatten und sich demselben höchst neugierig näherten.

Um mich nicht der Gefahr auszusetzen, daß einer der Krieger mit seinem furchtbaren Speere das lebende Geheimnis meines Versteckes ergründe, wollte ich plötzlich aus der Tiefe erscheinen und den Kriegern gegenübertreten, als sie im selben Augenblicke eiligst die Flucht ergriffen.

Rückwärts durch eine angebrachte Öffnung aus meinem Verstecke blickend, sah ich eine ganze Anzahl meiner Soldaten in größter Eile heranstürmen.

Es stellte sich heraus, daß einer meiner Leute, durch mein langes Ausbleiben beunruhigt, sich aus der Ferne vorsichtig über mein Verweilen orientieren wollte. Dabei hatte er die Krieger bemerkt und sofort das Lager alarmiert.

Leider war es nicht möglich, trotz stundenlanger Suche, die El Moran aufzufinden und mit ihnen in Verbindung zu treten. — — —

Dem Kulturmenschen muß es außerordentlich schwer fallen, sich in die hoch potenzierten Fähigkeiten hineinzuversetzen, welche der in der Steppe schweifende Mensch entwickelt hat, um all den Schwierigkeiten seines unwirtlichen Aufenthaltes siegreich entgegenzutreten, um all ihre Schrecken zu meistern und zu überwinden.

Mit welcher Gewandtheit das Masaivolk selbst mit den größten Viehherden fertig zu werden versteht, wie geschickt und schnell die Masaihirten Vieh zu treiben verstehen, davon lieferte mir einen drastischen Beweis ein Vorkommnis, das mir heute noch unerklärlich ist.

Um die Mittagsstunde kehrte ich einst in Begleitung einer ganzen Anzahl von Leuten zu meinem Lager zurück, als wir plötzlich — es war auf dem rechten Ufer des Panganiflusses — eine größere Viehherde und eine ganze Anzahl von Masai bemerkten. Sehr wahrscheinlich hatten wir Masaikrieger vor uns, denen ein Viehraub im benachbarten Useguha gelungen war, und die nun zu ihren Wohnsitzen an den Sogonoibergen zurückkehrten.

Die Entfernung zwischen uns und den Masai betrug etwa anderthalb Kilometer. Sofort eilte ich mit meinen Leuten so schnell es möglich war in der Richtung der Krieger davon.

Wir mußten eine Talsenkung durchschreiten, die uns einige Minuten die Aussicht versperrte. Als wir an Ort und Stelle angelangt waren, waren jedoch Masai und Vieh wie vom Erdboden verschlungen, und obwohl wir sofort nach allen Richtungen im allerdings ziemlich dichten Buschwerk des Flußufers ausschwärmten, gelang es uns nicht, die Gesuchten abermals zu Gesicht zu bekommen.

Erſt ſpät am Nachmittage fanden wir, daß die Flüchtlinge in einer nicht von uns vermuteten Richtung das ſämtliche Vieh — vereinzelt — flußaufwärts getrieben hatten. Die Verfolgung war ſchon deshalb ausſichtslos, weil der ſteinige Boden, der die Flüchtlinge aufgenommen hatte, keine Spuren ihres Weges aufwies.

Angeſichts ſo mancher bedauerlicher Streitigkeiten und Kämpfe von Reiſenden mit den eingeborenen Stämmen kann ich nicht umhin, meine Anſicht dahin auszuſprechen, daß viele dieſer Verwicklungen ſich wohl bei einigermaßen gutem Willen der Europäer hätten vermeiden laſſen.

Freilich wird hierdurch das Reiſen in dieſen unerforſchten Ländern bei weitem teurer.

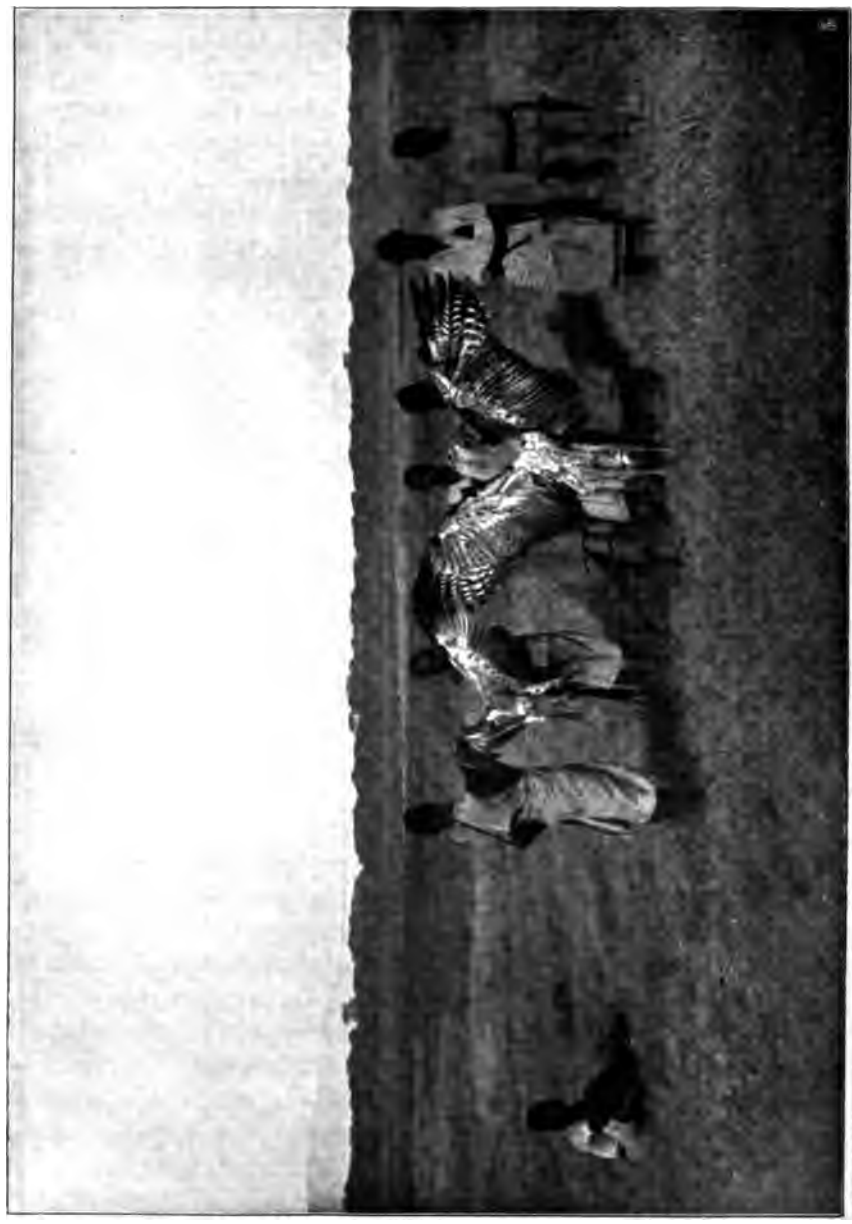
In der „guten alten Zeit" war es freilich leicht, „billig" zu reiſen, ausgerüſtet mit zahlreichen Patronen, ohne jede weiteren Vorräte!

Merkwürdigerweiſe fingen unter ſolchen Umſtänden die Eingeborenen ſtets Streitigkeiten an, — ein verräteriſcher Pfeil flog den Ankömmlingen entgegen, — Salven wurden abgegeben, — die Bewohner der Ortſchaften ergriffen die Flucht — und alle ihre Vorräte waren nun den „Siegern" bedingungslos preisgegeben.

Iſt aber der Reiſende auf friedlichen Tauſchverkehr angewieſen, ſo muß er begreiflicherweiſe eine große Menge von Tauſchwaren mit ſich führen, um die Verpflegung ſeiner Leute zu bewerkſtelligen, und in Zeiten der Dürre und Teuerung verlangen die Eingeborenen gerechtfertigterweiſe für ihre Feldfrüchte weit mehr als in normalen Zeiten, da ſie ja ſelbſt bis zur nächſten Ernte ausſchließlich auf die Erzeugniſſe ihrer Scholle angewieſen ſind.

So wurde das Hungerjahr 1899/1900 für mich ein außerordentlich teures, da ich, wie ſchon mehrfach erwähnt, meine Karawane hauptſächlich mit Vegetabilien ernährte und nur nebenbei den Leuten in Geſtalt von Wildfleiſch eine Zugabe zu ihrem täglichen „Poſcho" bewilligte.

Mit oſtafrikaniſchen Trägern zu reiſen, mit den Eingeborenen dort auf friedlichem Wege auszukommen, iſt, vorläufig noch, wahrhaftig kein ſchwieriges Unterfangen, und wenn ich auf irgend etwas mit Befriedigung zurückblicke, ſo iſt es der Umſtand, daß ich niemals perſönlich das Blut eines Schwarzen habe wiſſentlich vergießen müſſen. —



C. G. Schillings phot. R. Voigländers Verlag, Leipzig 1904.

Raubadler (Aquila rapax Tem.) und Rieſentrappe (Otis kori Burch.).

Endlos dehnten sich die bewaldeten Schluchten des über 4000 Meter hohen Gilevulkanes aus. Nirgends war ein Tropfen Wasser in unsern Herbstmonaten zu finden ...

XXXI.

Wildschutz.

Die internationale Wildschutzkonferenz, welche von den in Afrika interessierten Großmächten nach London zusammenberufen worden war, um gewisse Grundlagen zur Schonung und Erhaltung der afrikanischen Tierwelt zu schaffen, hat eine Anzahl dahin zielender Bestimmungen getroffen, welche nun je nach Lage der Verhältnisse in den einzelnen Teilen Afrikas ausgebaut und ergänzt werden sollen.

Ich muß offen gestehen, daß ich mich mit den heute vielfach geltenden Ansichten über gewisse „schädliche" und „nützliche" Tiere nicht ganz befreunden und sie vielfach nicht teilen kann.

Der Mensch greift meines Erachtens überall auf der Erde viel zu radikal in ursprüngliche, harmonische und gesetzmäßig gewordene Verhältnisse des Werdens und Vergehens ein. Er glaubt sich berechtigt, ihm im Augenblicke schädlich vorkommende Tierarten auf die Proskriptionsliste zu setzen, und verödet so die Natur in einer Weise, die heute schon vielfach den Unwillen kundiger Naturfreunde erregt!

Mußte sich doch bereits in Deutschland ein Bund zur Erhaltung der Naturdenkmäler bilden. Naturdenkmäler sind ein weiter Begriff, umfassend nicht nur Landschaften, im weitesten Sinne, sondern auch Pflanzen und Tiere.

Über die wilde Tierwelt sitzt heute der Waidmann zu Gericht, er diktiert ihr die Gesetze, ist ihr Herr über Leben und Tod. Was er traditionell in festen Normen vorgeschrieben hat, ist den Jüngern Dianas heilig und unantastbar.

C. G. Schillings phot. *R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.*

Was ich nie zu hoffen gewagt hatte, wurde hier Ereignis: Ein alter Mähnenlöwe, das königlichste Raubtier der Erde, näherte sich dem Wasser am Sumpfe und fiel mir als herrlichste photographische Trophäe zur Beute . . .

Kann sich aber unser Vaterland rühmen, in seiner „teutschen Jägerey" eine altehrwürdige Institution zu besitzen, wie sie in gleicher Weise heute in anderen Ländern kaum mehr zu finden ist, so sind — ich wage das offen und frei auszusprechen — viele Jäger in allzu rigorosen Verdammungsurteilen zahlreichen reizvollen Erscheinungen unserer deutschen Tierwelt gegenüber befangen! Mit Pulver und Blei, mit Fallen und selbst dem tückischen Gifte glauben sie sich berechtigt, dem „Raubzeug" entgegenzutreten, welches den ihnen zu Jagdzwecken genehmen Wildarten nachstellt.

Ausschaltung der Auslese der Schwächeren und darauf unerbittlich sich einstellende Degeneration ist die Folge!

Nicht nur der Jäger, auch der Fischer maßt sich dasselbe Recht an, und wenn wir so weiter gehen, müßte der Imker die ihn schädigenden Schwalben vernichten, dürfte der Weinbauer Drosseln, Grasmücken und andere Singvögel töten. Schwerlich gibt es irgend ein Lebewesen, dem sich nicht gewissen menschlichen Erwerbsquellen gegenüber eine Schädigung nachweisen läßt. Aber soll nun der Ausüber jenes Erwerbes gleich berechtigt sein, auf Vernichtung der betreffenden Tiere zu dringen?

Unsere deutschen Meere, Seen, Teiche und Flüsse bargen aber beispielsweise in alten Zeiten — in denen ungezählte Fischräuber, vom Otter bis zum Reiher und Eisvogel, ihr Wesen trieben — einen Fischreichtum, der unbeschreiblich groß war im Gegensatz zu den heutigen Verhältnissen. Aber dennoch setzen heutigentags die Fischereivereine Prämien aus auf Fischottern, Reiher, Möven, Kormorane, Taucher und selbst die lieblichen Eisvögel und Bachamseln .... So glauben sie die durch Kanalisation, gewerbliche Absperrung der Flußläufe und chemische Abwässer vergifteten Flußläufe wiederum reich mit Fischen bevölkern zu können ...

Der Jäger aber vernichtet den Fuchs, den Marder, den Iltis, das Wiesel, die wilde Katze, den Dachs, den Fischotter und im Reiche der Vögel „alles Raubzeug mit Krallen und krummen Schwingen", wie ein alter Forstmann sich mir gegenüber drastisch ausdrückte. Hand in Hand mit dem Fischer erstrebt er dabei noch die völlige Streichung der Kormorane, Fischadler und vieler anderer Tiere aus der Liste der Lebendigen.

Beide, der Jäger sowohl wie der Fischer, vergessen dabei, daß der Ackerbauer ihnen gegenüber denselben Einwurf machen könnte, dasselbe Verlangen hegen dürfte, wie sie es in ihrem Reiche zu tun belieben: schädigen doch fraglos die „Jagdtiere" manchenorts den Ackerbauer erheblich. Er könnte wohl mit gleichem Rechte verlangen, das Wild zu vertilgen, so wie er den Jäger und Fischer das vermeintlich so unendlich schädliche „Raubzeug" vernichten sieht!

Erfreulicherweise gibt es noch manchenorts Ausnahmen, so jene mecklenburgischen Herren, die lieber einige Füchse auf ihren Jagden erlegen, wie eine Anzahl Hasen mehr; so jene englischen Lords, die auf ihren Besitzungen selbst den Wanderfalken hegen mit dem stolzen Herrnbewußtsein, daß sie dem edlen Räuber eine Freistatt gewähren, obschon das Wanderfalkenpaar täglich seinen Tribut unter den „grouses" heischt!

Unser Gefühl empört sich den Südländern gegenüber, die schonungslos unter den Singvögeln aufräumen.

Aber handeln wir etwa anders?

Das langgestreckte Italien wird alljährlich zweimal von den Fluten der in nordischen Ländern brütenden Singvögel durchwandert. Aus den Millionen dieser Sänger verschafft sich das dichtbevölkerte Land seinen Tribut, — leider neuerdings selbst Elektrizität und raffinierteste moderne Technik anwendend.

Aus urgrauen Tagen stammt dieser Brauch, aus Tagen, in denen der Mensch noch nicht gewohnt war, das Für und Wider kritisch abzuwägen, in denen er dem Vorteil des nächsten Tages — so wie heute noch der Neger — alle anderen Erwägungen aufopferte. . . . . .

Bei uns in Deutschland hat sich die Erkenntnis Bahn gebrochen, daß wir wenigstens der Welt der Singvögel Schutz angedeihen lassen müssen: das stark entwickelte Gemüt des deutschen Volkes sprach dabei zugunsten der lieblichen Sänger ein gewichtiges Wort!

Aber um dem Südländer gegenüber vollberechtigt allmählich unsere ängstlich gehegten Sänger mit einem schützenden Freipaß für ihre ferne Reise ins Winterquartier ausstatten zu dürfen, müßten wir selbst konsequenter sein in unserem eigenen Verhalten der immer seltener werdenden heimischen Tierwelt gegenüber!

Nach wie vor erlegen wir die Waldschnepfe auf dem Frühlingsstrich; nach wie vor fallen die Drosseln, die sich im Herbste plötzlich in „Krammetsvögel" verwandeln, der tückischen, sonst in deutschen Gauen dem Waidmanne verächtlichen und allgemein verpönten Schlinge zum Opfer!

Dort aber, wo wir glauben, bestimmte Interessen vertreten zu müssen, berauben wir, rücksichtslos gegenüber der überwiegenden Welt der Nichtjäger und gegenüber den vielen naturfreudigen und naturverständigen Menschen unsere Fauna und Avifauna ihrer hervorragendsten Zierden!

Tausenden von Menschen kann ein Storchpaar Freude und Anregung verschaffen: Tötet es aber einige junge Hasen, so vernichtet der Jäger den heiligen und von der Volksgunst getragenen Storch rücksichtslos!

Sein Schicksal teilen zahlreiche andere, die Natur belebende prächtige Erscheinungen aus der Vogelwelt: Fischadler, Bussard, die Königsweih, der liebliche Turmfalk, unsere prächtigen Eulen, die herrlichen Haubentaucher, die den Ruderer im Kahn auf wenige Meter an sich heranlassen, die unsere Seen aufs prächtigste belebenden Reiher, sie alle verfallen dem tödlichen Blei.

Wie kann man unter solchen Umständen erwarten und verlangen, daß in fernen wilden Ländern, wo auch der Europäer meist im härtesten Kampfe ums Dasein, im Ringen um die täglichen, selbst stündlichen Bedürfnisse des Lebens begriffen ist, Vorschrift und Gesetz beachtet werden — während man sich im eigenen Vaterlande so rücksichtslos von kleinen, ephemeren Interessen leiten läßt?!

Genügen schon im Vaterlande die Jagdgesetze kaum, ein Revier von Wilderern frei zu halten, bedarf es vielmehr überall des Tag und Nacht wachenden Aufsehers —, wie denkt man sich da das Verhalten vielfach weder jagd-, noch tierkundiger und auf diesem Gebiete ganz interesseloser, aber fast immer mordlustiger Europäer in Afrikas tiefster Wildnis, gegenüber den unermeßlichen Schätzen der dortigen Tierwelt?

Drücke ich in diesen Worten nicht allzu viel Hoffnung aus auf die Erhaltung der mir so am Herzen hängenden ursprünglichen afrikanischen Fauna, so begrüße ich's dennoch aufs freudigste, daß neben der englischen auch unsere Regierung mit allen Mitteln versucht, verlangsamend auf den Prozeß der Vernichtung einzuwirken.

Allmählich gelangt man immer mehr zu der Erkenntnis, daß der Sache nicht gedient ist mit Vorschriften und Verordnungen, die für die weiten unbekannten Länder des wilden Afrikas bestimmt sind.

Praktisch vielmehr gehen uns die Briten mit dem Beispiel voran, in der Nähe von Stationen, unter dem Schutze ihrer Beamten, und namentlich in der Nähe und längs der von ihnen errichteten Eisenbahnlinien einen Schutz einzuführen, der sich aufs beste in den letzten Jahren bewährt hat.

Es hat lange gedauert, bis der böse in allen Zeitungen und vielen Büchern spukende, vielfach nur in der Phantasie existierende „Sportjäger" als vermeintlich alleinige Ursache des Verschwindens afrikanischer Fauna in den Hintergrund trat vor den wirklichen Wildvernichtern, den Händlern, den sich „ansiedelnwollenden", das Land durchstreifenden Buren, Askari, mit Gewehren jagenden Eingeborenen — dem Vordringen dessen, was wir Kultur nennen — und vielem andern.

Lange Jahre war freilich ein Sammelreisender, der mit größten Opfern selbstlos für deutsche Museen arbeitete und an 100000 Mark allein in der Kolonie in Umlauf brachte, etwas höchst Unbequemes und

Unerwünschtes. Das Wild war ja für ganz andere Jäger reserviert, so in Deutsch- wie in Britisch-Ostafrika. Kamen mit einer Elfenbeinkarawane 500 oder mehr Elefantenzähne mit einemmal an die Küste, so waren dies „Pembe" — Handelsware. Hatte aber ein Privatreisender einige Elefanten erlegt, so hatte er natürlich plötzlich Elefanten geschossen — lebende Tiere vernichtet ..... Dem ließe sich noch viel hinzufügen — bis zu den auf Elefantenherden knallenden Abteilungen schwarzer Askari unter europäischer Führung .....

Vollkommenes auf dem Gebiete des Wildschutzes zu erreichen, ist nach Lage der Sache ebenso schwierig wie unmöglich. Aber dankbar ist zu begrüßen, daß die Regierung sich aufs eifrigste dieser Materie angenommen hat und die schwierig zu erkundenden einschlägigen Verhältnisse, wo es immer angeht, der Prüfung und Untersuchung unterzieht. —

Wo auch der Europäer seinen Fuß in ursprüngliche Länder setzte, fand er die eingeborenen Menschen, solange sie noch nicht über Pulver und Blei verfügten, inmitten einer unsäglich reichen Tierwelt. Wer mit aufmerksamem Auge solch ursprüngliche Verhältnisse beobachtet, findet Friedtiere und Raubtiere in großen Mengen zusammen. Namentlich die Steppen beherbergen neben ungezählten Rudeln von Antilopen eine Zahl von großen Raubtieren, die ans Unglaubliche grenzt.

Wo der Mensch sich nicht niedergelassen hat, wo er nur als nomadischer Jäger zuzeiten erscheint, finden wir einen Reichtum an Säugetieren, Vögeln und Fischen, der aller Beschreibung spottet. Hier sollten wir lernen, daß diese paradiesischen Zustände sich entwickelt haben in harmonischem Ineinandergreifen, und daß es nicht notwendig, nein, unrichtig ist, einzelne, anscheinend schädliche Arten zu verdammen und auszurotten.

Wie schwer übrigens die Entscheidung in bezug auf Fragen der „Schädlichkeit" ist, beweist der in unserem Vaterlande jedem Jäger und Landwirt bekannte „Krähenstreit", in welchem die Gutachten anerkannter Autoritäten auf das krasseste sich gegenüberstehen — während es doch ziemlich klar auf der Hand liegt, wer hierin recht hat.

Eine der hervorstechendsten Verordnungen der internationalen Konferenz war das Verbot der Ausfuhr von Elefantenzähnen unter zehn Pfund Gewicht pro Stück.

Noch aber klingt mir in den Ohren das lakonische „On y mettra du plomb!" eines Kongostaatlers, den ich in Afrika sprach, der also lakonisch sagte, daß durch Eingießen von Blei in die Zahnhöhlungen und ähnliche Manipulationen die Verordnung ja leicht umgangen werden könnte.

Wenn es zu erreichen gewesen wäre, die Ausfuhr von Elfenbein, das von weiblichen Elefanten herstammt und an der Kürze der Hohlräume leicht erkennbar ist, vollkommen zu unterbinden; wenn in dem ungeheuren, schwarzen Kontinent überhaupt irgend eine Kontrolle in dieser Hinsicht sich durchführen lassen würde — Hunderttausende von Wildhütern aber wären dazu notwendig — so ließ sich vielleicht die Hoffnung auf einen wirksamen Schutz des afrikanischen Elefanten hegen. Wie aber die Dinge heute liegen, ist es namentlich in den Dickungen, je nach den Verhältnissen unmöglich, die vor dem Jäger befindlichen Elefanten auf ihr Zahngewicht zu prüfen. Will er wirklich untergewichtige Elefanten schonen, so muß er sich auf die Erlegung nur sehr stark gezahnter Exemplare beschränken. Das aber kann ein Kenner der Verhältnisse den ums liebe tägliche Brot, oft unter den schwierigsten Verhältnissen jagenden Elefantenjägern nicht zumuten, und die verschlagenen indischen und griechischen Händler wissen auch untergewichtiges Elfenbein immer noch an den Mann und außer Landes zu bringen.

Mit der Anlage von Plantagen und mit der Ansiedlung von Europäern, gleichzeitig aber mit der Bestimmung gewisser Gegenden zu Schonrevieren, in welchen teils überhaupt kein Wild, teils aber wenigstens gewisse Wildarten nicht erlegt werden dürfen, tritt die Frage der Schädlichkeit einzelner Tierarten mehr und mehr in den Vordergrund.

Zweifellos schädlich und mit der Anlage europäischer Kulturen schwer vereinbar, ist nun beispielsweise die Anwesenheit von Flußpferden und Elefanten.

Und dennoch haben die toleranten Indier sich in ihrem Vaterlande stets mit den wilden Elefantenherden abzufinden gewußt . . . . . .

Namentlich Flußpferde verüben nächtlicherweile durch Zertreten, Zerstampfen und Vernichtung junger Anpflanzungen so erheblichen Schaden, daß ihre Ausrottung stets und überall von Europäern veranlaßt worden ist, wo auch solche sich niederließen.

Elefanten hingegen erscheinen heutigentages in Deutsch-Ostafrika in fruchtbaren Gegenden nur noch sporadisch, können aber immerhin selbst dann erheblichen Schaden tun. Legt beispielsweise ein Ansiedler irgendwo Pflanzungen an, so dürfte deren Zerstörung durch Elefanten immerhin möglich sein. Ebenso dringen die klugen Tiere hier und da nachts in die Pflanzungen der Eingeborenen und Missionare ein, selbstverständlich erheblichen Schaden anrichtend.

Zweifellos ist in den für Elefanten eingerichteten Schonrevieren eine Entschädigung der Europäer nicht von der Hand zu weisen; deren Verweigerung wäre unbillig. Wie überall in der Welt, wird der Schutz einer gewissen Wildart Interessen von Ansiedlern kreuzen.

Auch die Paviane, deren Erlegung jedermann erlaubt ist, werden den Pflanzungen der Menschen höchst schädlich; die Kulturen von Hirse und anderen Getreidearten müssen während ihrer allerdings nur sehr kurzen Reifezeit allerorten durch lärmende Wächter vor Affen und Kleinvögeln geschützt werden. Die Eingeborenen errichten vielfach auf vier Pfählen erhöhte Hütten, überziehen die Felder mit Schnüren, an denen Federn und andere Scheuchen befestigt sind, und verjagen von hier aus auch nächtlicherweile vor allen Dingen die wilden Schweine. Diese werden ja auch europäischen Anpflanzungen aller Art ganz besonders lästig und sind schwer zu erlegen und zu vertreiben.

Außer den genannten Tieren, einer Anzahl von Schädlingen aus dem Reiche der Nagetiere und den zahlreichen Meerkatzen, werden hier und da kleine Antilopen den Ansiedlern in allerdings beschränktem Maße lästig.

Alle anderen Tierarten fliehen die Nähe der Menschen und halten sich in den Steppen auf, wo sie in keiner Weise Schaden verursachen. Insbesondere nahen sich die Nashörner nur höchst selten menschlichen Niederlassungen und fügen dem Menschen keinerlei wirtschaftlichen Schaden zu; ebenso verhalten sich die Giraffen und alle großen Antilopenarten.

Ich möchte dies hier ausdrücklich hervorheben, da dem Prinzen Löwenstein und mir gegenüber zu unserer größten Verwunderung gelegentlich die Ansicht vertreten wurde, daß im besonderen die Giraffen die Vernichter und Zerstörer der Waldbestände Ostafrikas seien! Derartige im höchsten Maße laienhafte Anschauungen finden leider in der Heimat hier und da Glauben.

Eine Verfolgung der Tierwelt wegen wirtschaftlicher Schädigung des Menschen ist deshalb — mit den genannten Ausnahmen — in Ostafrika durchaus nicht erforderlich. Aber dringend notwendig ist die Anspannung aller Kräfte, um wirksame Mittel gegen die Schädlinge im Reiche der Insekten und niederen Tiere zu finden, die auf Schritt und Tritt dem Europäer und seinen Unternehmungen entgegentreten und sich immer mehr als kaum zu bekämpfende Gegner erweisen. So sind die Kaffeeplantagen beispielsweise durch Schädlinge aufs äußerste in ihrem Bestand in Frage gestellt.

Aber es hieße fraglos das Kind mit dem Bade ausschütten, wenn man, was leider schon hier und da geschehen, die Vernichtung der einheimischen Tierwelt etwa aus dem Grunde verlangte, um mit ihnen gleichzeitig die sie bewohnenden Zecken auszurotten, weil diese Zecken Ansteckungsstoffe von Krankheiten übertragen.

Soweit mir bekannt, treten solche Infektionskrankheiten auch in

jenen Gegenden Südafrikas auf, in denen längst der gesamte Wildstand vom Menschen radikal vertilgt worden ist.

Was die Verfolgung der großen Raubtiere anbelangt, so werden seit längerer Zeit für die Erlegung von Löwen und Leoparden Prämien bezahlt, über deren Zweckmäßigkeit sich streiten läßt. Gewiß wird auch ohne Prämien niemand die Gelegenheit vorübergehen lassen, Löwen und Leoparden zu töten, wann und wo es auch immer möglich ist; die Prämie aber dürfte wohl niemand veranlassen, sich speziell mit der Erlegung dieser Raubtiere zu beschäftigen. Die Höhe der Prämien ist denn auch in den letzten Jahren erheblich herabgesetzt worden.

Ebenso wird es niemand unterlassen, gegebenenfalls Giftschlangen und Krokodile zu vernichten.

Ich vermag mich der von anderer Seite geäußerten Ansicht, daß der Fischreichtum afrikanischer Flüsse durch Vernichtung der Krokodile wesentlich zu heben sei, nicht anzuschließen. Fischreichere Gewässer, wie ich dort drüben fand, vermag ich mir nicht vorzustellen.

Das bewiesen mir mehr denn einmal Europäer, die mit Dynamitpatronen fischten, ein Verfahren, das zwar verboten, aber kaum zu verhindern ist!

Nichts ist lehrreicher und interessanter als die Tatsache, daß die von Fischfeinden jeder Art, Krokodilen, Wasserschildkröten, Fischottern und einem Heer von fischfressenden Vögeln belebten Sümpfe, Flüsse und Seen förmlich von Fischen wimmeln. Oft war es unmöglich, Badewasser zu schöpfen, ohne daß junge Fische sich in den Gefäßen vorfanden, und sehr häufig fand ich in meinem Zelte, photographischen Arbeiten obliegend, Fischbrut in den zum Entwickeln bestimmten Gefäßen!

Nur da also, wo der Mensch unmittelbar von gewissen Tieren geschädigt wird, dürfte deren Vernichtung nötig und erlaubt sein. Im großen und ganzen aber findet die schöne ostafrikanische Fauna in weiter Steppe so viel erwünschte Äsung, daß sie den Menschen gar nicht schädigen kann.

Das „Steinhaus" Nyumba ya mawe der Küstenleute, eine isolierte krystallinische Schieferfelsmasse am linken Mittellaufe des Rufuflusses

XXXII.

Die Jagden der Eingeborenen.

Über die angeblich den Wildstand so sehr dezimierenden Jagden der eingeborenen Völker Ostafrikas sind mancherlei Meinungen laut geworden, und häufig kamen Reisende zu ganz verschiedenen Ansichten über diesen strittigen Punkt. Im Gedankenaustausch mit dem Kaiserlichen Gouverneur Grafen Götzen fand ich unsere Ansichten dahin übereinstimmend, daß die Schädlichkeit der Jagden Eingeborener vielfach übertrieben worden sei, so lange diese nicht mit Feuerwaffen jagen. Ebenderselben Meinung fand ich vor Jahren den stellvertretenden Gouverneur von Bennigsen, der dieser Materie größtes Interesse und Sachverständnis entgegenbrachte.

Ist uns doch der in Ostafrika von uns angetroffene Reichtum an tierischem Leben gewissermaßen aus ihren Händen überkommen, und haben sie doch schon in grauer Vorzeit die dortigen Wildarten gejagt, ohne ihre Reihen allzu sehr zu lichten. Bevor die Europäer direkt oder indirekt in den Wildbestand eingriffen, ist — soweit mir bekannt — keine einzige Tierart nicht in reichlicher Menge vorhanden gewesen.

Die Eingeborenen Ostafrikas jagen das Wild auf verschiedene Weise. Jagdbetreibende Stämme wenden Pfeil und Bogen an, hauptsächlich auch in Verbindung mit schnell wirkenden Pfeilgiften, auch den Wurfspeer, diesen namentlich auf Elefanten.

Geräuschlos schnellt der vergiftete Pfeil mit großer Kraft vom Bogen. Das gut getroffene Tier, durch keinen Knall erschreckt, verendet nach kürzerer oder längerer Zeit und wird von dem Jäger,

C. G. Schillings phot. R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.

Mit weit ausgreifenden Schritten gingen meine Wandorobbofreunde der Karawane voran . . . Freie Kinder der Nyika sind sie unabhängig von irgend welchem Gepäck — bedürfnislos und enthaltsam liefert ihnen die Steppe alles, was sie zum Leben benötigen, in reicher Fülle . . .

der seine Fährte aufgenommen und verfolgt hat, aufgefunden. Nur ein kleines Stück Wildpret schneidet der Schütze rings um die Pfeilwunde aus; das übrige Fleisch ist unschädlich für den Genuß des Menschen. Die Pfeile werden in starken ledernen Köchern getragen. Sie sind mit zwei oder mehreren Widerhaken versehen; die klebrige schwarze Giftmasse wird auf das sorgfältigste mit einem dünnen, weichen Lederstreifen umwickelt, der unmittelbar vor dem Gebrauch von der Pfeilspitze entfernt werden muß.

Die Eingeborenen selbst bekunden vor der Wirkung des Pfeilgiftes die größte Angst und gehen mit ihren Pfeilen höchst vorsichtig um.

Das Pfeilgift, welches, soweit mir bekannt, von dem Acocanthera abyssinica genannten Baume gewonnen wird, wird namentlich in der von den Wakamba bereiteten Qualität besonders geschätzt; dieser werden die schnellsten und tödlichsten Wirkungen, namentlich auf Elefanten, zugeschrieben.

Die Wandorobbo versehen ihre Pfeile und Wurfspeere mit eingekerbten Eigentumsmarken, an denen jeder ol dorobbo den Schützen erkennt, der den tödlichen Schuß tat oder den Wurfspeer schleuderte.

Bei Versuchen, die ich anstellte, tötete das Pfeilgift ein Huhn in sieben, zwei Mönchgeier in zehn und elf Minuten. Der Ndorobbo, dem ich dieses Pfeilgift verdankte, wurde von mir mit zwei eben erlegten Giraffen angetroffen, wohl ein Beweis der Wirksamkeit seiner Giftpfeile. Großes Wild, vor allem Nashörner und Elefanten, wird jedoch oft lange Zeit verfolgt, ehe es dem Gifte erliegt.

Wild aller Art fangen die Eingeborenen auch in kunstreich hergestellten Fallgruben. Diese werden oft beträchtlich tief, selbstredend nur in geeignetem Boden ausgegraben; sie ziehen sich oft in großer Anzahl über gewisse Stellen der Steppe und werden untereinander durch Dornenzäune verbunden. Für großes Wild, Elefanten und Nashörner, werden sie oft so angelegt, daß ihr Inneres von einer gewissen Tiefe ab eine Scheidewand besitzt, die spitz verlaufend, Vorder- und Hinterläufe des hereinfallenden Tieres trennt. Durch das schwere Eigengewicht des Wildes wird so ein Druck auf den Bauch ausgeübt, der schnelltötend wirkt und die Tiere vollkommen hilflos macht. Löwen und Leoparden, die auch zuweilen in die Fallgruben fallen, entspringen diesen regelmäßig, wie ich mich sehr oft überzeugen konnte. Die Fallgruben werden mit dünnen Reisern, über welche trockenes Steppengras gebreitet wird, äußerst geschickt verblendet. In den Bergwäldern des Kilimandscharo, wie in Nandi am Viktoria-Nyanza, fand ich die Elefantengruben oft so geschickt verdeckt, daß auch das kundige Auge Eingeborener die trügerische Decke nicht vom umgebenden Erdboden

Der ol dorobbo erzählte mir, wie er mit seinen Freunden den Elefanten mittelst Giftpfeiles erlegt hatte ... „Ol janitu sabug" — das große Ding — lautet eine ursprüngliche Bezeichnung der Elefanten in der Masaisprache ...

zu unterscheiden vermochte. Durch die Feuchtigkeit der Atmosphäre hat sich auf ihnen ein Moospolster entwickelt, und nur so vermögen es die Eingeborenen die durch Generationen immer mißtrauischer gewordenen Elefanten hier und da zu überlisten.

Durch meine Streifereien in den Steppen habe ich in mehreren Fällen den Stationen Bericht über derartige Anlagen der Eingeborenen geben, und so deren Zuschüttung veranlassen können. Nichtsdestoweniger legen die Eingeborenen auch heute noch hier und da an abgelegenen

Örtlichkeiten neue Fallgruben an, deren Auffindung bei der großen Verschwiegenheit der Schwarzen Sache des Zufalles ist und bleibt.

Verderblich wirken diese Fallgruben hauptsächlich deshalb, weil sie auch weibliche, von Jungen begleitete Stücke Wild fangen, wie ich dies öfters selbst gefunden habe; selbstredend kommen auch die jungen Tiere auf diese Weise ums Leben. Es gewährt einen eigentümlichen Anblick, beispielsweise eine so gefangene und halb über den Erdboden hervorragende Giraffe zu erblicken. Weiße Schädel dieser Tiere in der Nähe von Fallgrubenanlagen bewiesen mir, daß Giraffen sich leider nicht selten darin fangen.

Sehr beliebt bei den Schwarzen sind Schlingen, mit denen sie sowohl Säugetiere wie auch Vögel geschickt zu überlisten pflegen. Die Baumschliefer, Klippschliefer, Zwergantilopen, aber auch größere Wildarten bis zu den stärksten Antilopen werden auf diese Weise erbeutet. Die Schlingen werden sowohl allein, wie auch in Verbindung mit aufschnellenden Bäumen und Baumzweigen angewandt.

Auch die Jagd mit Netzen habe ich ausüben sehen, namentlich auf kleine Antilopen. Hierbei pflegen eine größere Anzahl Schwarzer vereint größere Treibjagden zu veranstalten.

Alles dies jedoch geschah seit Urzeiten. Die nur für ihren unmittelbaren Bedarf jagenden Eingeborenen hinterließen allerorten dem die Herrschaft des Landes antretenden Europäer reichste Jagdgründe, so wie ja auch die fast ausschließlich von den Büffelherden Nordamerikas lebenden Indianerstämme den Bleichgesichtern Millionen von Bisons überliefert haben.

Verderblich einzugreifen in die Bestände an Wild vermag der Eingeborene erst dann, wenn er mit dem Feuergewehr bewaffnet wird.

Das ist ein trauriges Kapitel, traurig und zeitgemäß heute, wo beim Niederschreiben dieser Zeilen in Südwestafrika auch denen, die den kolonialen Dingen fernstehen, vor Augen geführt wird, was mit der Feuerwaffe vertraute Eingeborene bedeuten.

Seit Jahren befürworte ich die völlige Entwaffnung der Eingeborenen.

Mir gegenüber ist geltend gemacht worden, daß Neger viel weniger gefährlich mit Vorderladern seien, als mit ihren tückischen Giftpfeilen. Ich will dies gern zugeben in bezug auf gewisse vereinzelte Fälle und Situationen. Aber der Eingeborene verwendet, auch wenn ihm Feuerwaffen gegeben werden, ja doch noch immer seine Giftpfeile. Vor allen Dingen lernt er durch die Vorderlader mit Feuerwaffen umzugehen, und sein Wunsch nach Hinterladern ist dann ebenso begreiflich wie unerwünscht.

Nach mir von maßgebendster Seite gewordenen Mitteilungen sollen sich allein im Lande der Wanyamwesi, in Unyamwesi, an 50000 Vorderlader befinden, und die Regierung zieht ja leider seit Jahrzehnten Vorteile aus dem Pulverhandel. Ich habe dies niemals begreifen können, sondern halte das Verhandeln von Feuerwaffen, auch von Vorderladern an die Eingeborenen für falsch und kurzsichtig. Ist einmal durch die Kongo-Akte das internationale Übereinkommen getroffen worden, daß Eingeborene Hinterlader nicht besitzen und verwenden dürfen, weil nur so der ungeheure Kontinent von einer minimalen Anzahl dort befindlicher Europäer beherrscht werden kann, so möchte ich weitergehend auch die Vorderlader nicht mehr zugelassen sehen.

Man denke an Abessinien, und seine — vielleicht noch wenig bekannte — machtvolle Stellung und Bewaffnung!

In den Kämpfen am Kilimandscharo wurden immer und immer wieder große Mengen von Gewehren konfisziert. Auch bei Niederschrift dieser Zeilen sind dort, wie wohl überall in Ostafrika, noch eine Anzahl von Hinterladern versteckt, und selbstredend große Bestände der leider noch erlaubten Vorderlader vorhanden. Wie ungeheuer schwierig aber eine völlige Konfiskation der Waffen ist, beweist ein mir bekannter Fall, in dem ein Häuptling wiederholt aufgefordert worden war, die Gewehre seiner Untertanen der Station abzuliefern. Er behauptete, es seien in seiner Landschaft keine Schußwaffen mehr vorhanden; gelegentlich einer Gerichtsverhandlung jedoch, in der er eine höchst zweifelhafte Rolle spielte, wurde er nochmals nachdrücklichst befragt, ob nicht noch einige Waffen in seinem Besitze seien. Der Erfolg dieser Nachfrage waren vier mit der ausdrücklichen Versicherung abgelieferte Vorderlader, daß er nun bestimmt keinerlei Gewehre mehr besitze. Die Station wurde indessen unter der Hand benachrichtigt, daß diese Angaben unwahr seien.

Der Häuptling wurde daraufhin abermals auf die Station zitiert, wo man ihm eine fingierte Liste von Leuten vorlas, die in seiner Landschaft Gewehre versteckt hätten. Über hundert Leute dieses Häuptlings erschienen tags darauf mit abermals drei Vorderladern, nunmehr schwörend und versichernd, daß kein einziges Gewehr mehr im ganzen Lande zu finden sei.

Energisch abgewiesen, wurden sie indes heimgesandt mit dem Auftrage, abermals zu suchen, wenn ihr Häuptling seine Freiheit erhalten solle. Darauf erschienen sie mit 75 weiteren Gewehren!! Nichtsdestoweniger vermutete der Kommandant der Station, daß noch sehr viel mehr in der Landschaft versteckt seien.

Diese kleine Begebenheit illustriert zur Genüge die Schwierigkeit

der völligen Entwaffnung der Eingeborenen. Sie ist aber meines Erachtens dringend erforderlich, soll nicht mit unerschwinglichen Kosten in absehbarer Zeit auch in Ostafrika ein große Opfer erheischender Feldzug geführt und ein neues Netz von Stationen und Militärposten in den ungesunden Ländern errichtet werden.

Hat der Eingeborene Schußwaffen, so vermag er bei seiner großen Geduld Wild jeder Art ohne Gefahr für ihn selbst auf dem Anstand zu erlegen; er vermag die sonst von ihm gefürchteten Elefanten und Nashörner anzugreifen, und vor allen Dingen als Jäger in den Dienst

Eine Höhlung im uralten Stamme eines mächtigen Ficus-Baumes mochte wohl schon seit Generationen den Wapares als Unterkunft gedient haben. Auch jetzt wieder loderten bald die Lagerfeuer meiner Begleiter um den riesigen Stamm empor ...

europäischer und indischer Händler zu treten, die ihn beauftragen, um der Häute willen Tiere für sie zu erlegen.

Aus diesen Tatsachen ergibt sich die ungemeine Schwierigkeit, auf friedlichem Wege die Eingeborenen — hier allerdings Angehörige einer streitbaren Bergbevölkerung — zur Ablieferung ihrer Feuerwaffen zu veranlassen.

Dies kann auch nicht Wunder nehmen. Seit Menschengedenken bekriegen sich die einzelnen Stämme untereinander; ihre gesamte staatliche und soziale Organisation ist auf diesen permanenten Kriegszustand zugeschnitten. Und nun verlangen plötzlich die ins Land dringenden Europäer, daß die Schwarzen mit den ihnen lieb gewordenen Sitten und Gewohnheiten brechen und sich einer neuen und ihnen nicht sympathischen Ordnung der Dinge unterwerfen sollen.

Den Häuptlingen wird die Macht über Leben und Tod, die unbedingte Autorität genommen. So kann es niemanden wundern, daß eine disziplinlose Horde herangezogen wird, deren ursprüngliche Instinkte sich in Aufständen und Revolten äußern.

Das umgekehrte Verfahren, möglichste Stärkung der Autorität der angestammten eingeborenen Herrscher, wäre vielleicht in für Europäer so unbewohnbaren Ländern wie Ostafrika sehr viel empfehlenswerter, fraglos aber einfacher und kostenloser. Durch sie wären die eingeborenen Stämme ohne komplizierte Verwaltungsapparate zu be-

Schnell hatten die Masaikrieger ein Lager aus frischen Baumzweigen errichtet, und ich verbrachte, da ich das Lager nicht mehr erreichen konnte, die Nacht in ihrer Mitte ...

herrschen, denn die Häuptlinge würden ihrerseits der Regierung, — aber auch nur dieser, verantwortlich sein.

Wenn hingegen fortgefahren wird, auch in den weitestabgelegenen Ländern die gouvernementalen Funktionen ausschließlich durch beamtete Europäer versehen zu lassen, so muß das im immer weiteren Ausbau dieses Systems einen so ausgedehnten Verwaltungsapparat zur Folge haben, daß er in keiner Weise dem extensiven und wenig fruchtbaren Charakter jener Länder entspricht.

Ich bin der Ansicht, daß die völlige Entwaffnung der Eingeborenen anzustreben ist; geschieht dies nicht, so wird bei künftigen, ganz unvermeidlichen Aufständen teures Lehrgeld bezahlt werden müssen.

Bei den großen Aufständen am Kilimandscharo in den Jahren 1896 und 1899 habe ich erlebt, daß nicht nur die Station in keiner

Weise solche erwartete, sondern daß auch die Missionare völlig sorglos waren. Die Eingeborenen halten außerordentlich zusammen, und in dieser Verschwiegenheit zeichnen sich besonders die sogenannten schwarzen Christen und Katechumenen aus, die in diesem Falle gerade dazu ausersehen waren, nach Fall des Forts die Missionare zu erschießen, da sie mit deren Sitten und Gewohnheiten genau vertraut waren. — — — —

Gegen Raubtiere schützen sich die Eingeborenen durch starke Umzäunungen . . .

Die immer mehr eindringende Kultur und das Vortreten der Interessen der Weißen muß aber folgerichtig, auch ohne jeden Mißgriff des Gouvernements Aufstände veranlassen.

Die englische Regierung gibt seit einer Reihe von Jahren den Beamten, Reisenden und Ansiedlern nur für eine ganz bestimmte Anzahl von Patronen Einfuhr-Erlaubnis. Dies ist auch das einzig wirksame Mittel, um dem Hinschlachten der Tierwelt durch gewinnsüchtige gewerbsmäßige Jäger vorzubeugen. Ich halte dies Verfahren für außerordentlich empfehlenswert, da ja geeigneten Persönlichkeiten gegen-

über Ausnahmen für die Zwecke wissenschaftlicher Sammlungen gemacht werden können und gemacht werden.

Die Regierung würde es bei diesem Verfahren vollkommen in der Hand haben, jedem Ansiedler, Missionar oder Reisenden eine bestimmte Anzahl Patronen für seinen persönlichen Schutz in verlöteten Kisten käuflich abzulassen oder auch deren Einführung zu gestatten mit der Bedingung, daß diese Patronen, deren Bestand ja leicht kontrolliert werden könnte, nur im Falle eines Aufstandes oder Krieges verwendet werden dürften. Eine solche Kontrolle würde sich gewiß leichter durchführen lassen, als beispielsweise die sogenannte „Absperrung" der Landesgrenzen gegen Viehschmuggel, deren wirkliche Durchführung viele Tausende von Grenzwächtern erfordern würde.

Nach dem hier Angeführten muß ich meine Ansicht über die Jagd und das Jagdrecht der Eingeborenen dahin zusammenfassen, daß ich ihre Tätigkeit in dieser Hinsicht erst dann als schädlich erachten kann, wenn sie im Besitze von Feuerwaffen sind. In Südafrika wurde — vollkommen nachweislich — durch im Auftrage weißer Händler schießende Eingeborene eine Reihe der hervorragendsten Mitglieder der schönen afrikanischen Tierwelt schnellstens vernichtet.

Es wäre zu hoffen, daß Gleiches in Deutsch-Ostafrika durch geeignete und durchführbare Maßnahmen noch lange Zeit verhindert werde. Unsere überseeischen Besitzungen könnten ebenso vorbildlich in jagdlicher Beziehung für die ganze Welt sein, als unser Vaterland, in dem erfreulicherweise auch heute noch der Wahlspruch in voller Kraft steht:

„Hie gut Waidwerk allewege!"

Orgeich phot.

Meine schüchternen Versuche, einen der gefährlichen Masaispeere zu handhaben, fanden nicht den Beifall meiner Masaifreunde. .

XXXIII.

Ein kriegerisches Hirtenvolk: Die Masai.

Schon im Jahre 1896 sah ich mich im Gedankenaustausch mit meinem Freunde Merker, dem jetzigen Hauptmann in der Kaiserl. Schutztruppe, einig in der Ansicht, daß die Masai, jenes die Steppenländer Deutsch- und Britisch-Ostafrikas bewohnende kriegerische Hirtenvolk, das bis dahin zu den „Hamiten" gerechnet wurde, in ihren Physiognomien einen ganz überraschend deutlichen und unverkennbaren semitischen Ausdruck zeigen.

In einem stattlichen Werke[1] hat mein Freund mittlerweile die Ergebnisse langjährigen Studiums niedergelegt und seine Ansicht dahin ausgesprochen, daß die Masai lange vor der Zeit, aus der wir die ältesten ägyptischen Urkunden besitzen, aus Arabien nach Afrika gezogen sind, um sich schließlich endgültig in den ostafrikanischen Steppen festzusetzen.

Ferner hat er es unternommen, zu beweisen, daß die Masai — Anhänger einer streng monotheistischen Religion — Nachkommen desjenigen nomadisierenden Semitenvolkes sind, dem das Hirtenvolk der ältesten Ebräer angehörte und, daß dieses Volk bereits lange Zeit im Besitze der biblischen Urzeitmythen war, bevor diese Mythen nach Babylon gelangten.

Die Masai weisen durchweg feingeschnittene Gesichtszüge auf, haben hohe schlanke Gestalten und oft geradezu zierliche Füße und Hände.

---

[1] „Die Masai. Ethnographische Monographie eines ostafrikanischen Semitenvolkes." Berlin 1904, Dietrich Reimer.

Merker tritt in seinem Werke dem noch ziemlich allgemeinen Irrtum entgegen, demzufolge Semiten mit den heutigen Juden als identisch erachtet werden; tatsächlich aber scheinen die Merkmale, welche die

Unter den El Moran befanden sich stattliche Gestalten ....

heutigen Juden auszeichnen, sich erst durch Vermischung ursprünglicher Semiten mit der Hethiter-Rasse herausgebildet zu haben. Über solche Vermischungen, welche bereits lange vor Seßhaftwerdung der Ebräer begannen, enthält die Bibel vielfache Beläge.

Es kann hier meine Aufgabe nicht sein, näher auf diese Punkte einzugehen. Jedenfalls haben wir es in dem Merkerschen Werke mit der aufopferungsvollen Arbeit eines Mannes zu tun, der wie kein Zweiter es vermocht hat, sich in die Psyche des von ihm durchforschten Volksstammes einzuleben; der mit unermüdlicher Arbeitskraft unentwegt eine lange Reihe von Jahren jede dienstfreie Stunde geopfert hat, um eine Fülle von Material zusammenzutragen, das wohl geeignet erscheinen muß, auch bei denen Bewunderung hervorzurufen, die als

Masaifrauen im Kraale.

Fachgelehrte etwa die Merkerschen Anschauungen nicht völlig zu teilen geneigt sind.

Bevor Merker sich der Erforschung der Masai annahm, gestützt auf ein bedeutendes wissenschaftliches Rüstzeug und in einer, wie mir Fachleute versichern, bewundernswerten Beherrschung der schwierigen in Frage kommenden Materien, war unsere Kenntnis über dieses interessante Volk höchst dürftig. Keiner ist so wie Merker in Sprache, Denken, Sitten und Gewohnheiten dieses räuberischen Steppenvolkes eingedrungen. Ich glaube einigermaßen imstande zu sein, die ungeheuren Schwierigkeiten zu beurteilen, die er bewältigen mußte, um sein Ziel zu erreichen. Waren doch die wenigsten bis dahin imstande gewesen, auch nur einige Worte aus der Sprache der Masai zu verstehen!

Merker ist der Ansicht, daß die Masai vor vielen tausend Jahren aus Asien nach Ostafrika eingewandert sind. Durch Jahrtausende haben sie sich ihre Traditionen, ihre Urzeitmythen, erhalten, gipfelnd in den Anschauungen, die uns im alten Testamente vermittelt sind.

Es ist hier nicht der Ort, näher auf die Einzelheiten des Merkerschen Werkes einzugehen; das Für und Wider müssen die Fachgelehrten kritisch abwägen. Aber soviel ist gewiß: seit unendlicher Zeit beherrscht der ol morani, der Speerkrieger des Masaivolkes, die Steppenländer!

Der Ol Morani erweiterte das Flugloch der Bienen, die ihr Nest in einem Termitenhügel gebaut hatten, und ohne von den Tieren verletzt zu werden, entnahm er ihm die goldgelben Honigwaben in reichlicher Menge . . .

Mit Schild und Speer bewaffnet schweiften die Kriegerhorden weit umher, immer wieder ihre Viehherden ergänzend durch Viehraub aus dem Bestande der ansässigen Völkerschaften.

Ähnlich dem Indianer Nordamerikas sahen die Masai in der schrankenlosen Freiheit ihr höchstes Gut. Militärisch straff in ihrer Art organisiert, hielten sie alle ansässigen Volksstämme im Schach. So führten sie Tausende von Jahren ein herrliches, freies Kriegerleben, bis endlich das Eindringen des weißen Mannes ihrer Herrschaft ein Ziel setzte und sie als Volk zweifellos bald dem Untergang entgegenführen wird.

So wie den nordamerikanischen Indianern das Zusammentreffen mit den Bleichgesichtern verderbenbringend gewesen ist, so auch dem kriegerischen Volke der Masai.

In der Tat, ihr Leben und Treiben in den Steppen ist nicht vereinbar mit der eindringenden Kultur.

Aber so wie es kaum einen heranwachsenden Jüngling in Europa gegeben hat, der nicht in seinen Mußestunden sich an den Lederstrumpf-Erzählungen begeistert hat; wie ich bedeutende Männer gekannt habe, die selbst im höheren Alter noch in dieser Lektüre Erholung von den allzu komplizierten Einflüssen eines hochgespannten Kulturlebens suchten, — so können wir auch dem Masaivolke eine gewisse verständnisvolle Sympathie nicht versagen.

Sehen wir doch ein Volk vor uns, das viele tausende Meilen weit aus seiner Urheimat ausgewandert, sich mühsam durch viele fremde Völker unter den Unbilden eines fremdartigen Klimas hat durchkämpfen müssen; — ein Volk, das unter Einsetzung des Lebens jedes einzelnen männlichen Individuums in schrankenloser Freiheit ein ideales Kriegerdasein geführt hat. Finden wir doch heute noch in dem maßlosen Stolze der Masaikrieger und in ihrer Verachtung des nicht wehrkräftigen Gegners das Zeichen, das uns sagt, wie hoch männliche Tugend, Einsetzung des Lebens und Verachtung der Gefahr durch Jahrtausende von diesem in seiner Art ritterlichen Steppenvolke geschätzt worden ist.

Und wie sehr sind die Masai mit der Nyika verwachsen! Hätte ich nicht erlebt, daß ein kaum sechsjähriges Masaikind, von meinem Lager aus sich verirrend, mutterseelenallein den zwei Tagereisen entfernten Kraal, mitten durch pfadloses Dornenpori — in ihm ohne Unfall übernachtend — aufgefunden und glücklich erreicht hätte — ich würde solches schwerlich glauben!

Und nun muß dieses Volk, wie auch die Tierwelt der Steppe, an einer ihm unverständlichen, unsympathischen höheren Kultur oder an ihren Wirkungen zerschellen!

Die weittragenden Feuerwaffen gaben dem eindringenden Europäer auch den Masai gegenüber eine solche Überlegenheit, daß deren ursprüngliche Waffen, Speer und Schwert, versagten. Aber mehr noch brachen furchtbare Seuchen ihre Macht und gaben das Volk dem Verderben preis.

Die Rinderpest, die vor etwa zwei Jahrzehnten die ostafrikanischen Steppen durchwütete, vernichtete in kürzester Zeit fast den gesamten Viehbestand des Masaivolkes; Männer, Frauen und Kinder starben oft in wenigen Tagen den Hungertod. Wenige hunderttausend Masai sind erhalten geblieben; unfähig, sich irgend einer anderen Lebensweise von heute auf morgen anzubequemen, werden auch sie in absehbarer Zeit erlöschen.

C. G. Schillings phot. *R. Voigländers Verlag, Leipzig 1904.*

Ein Reigentanz — „os singólio“ der Masai — wurde zu meinen Ehren aufgeführt. Bemerkenswert ist die Kraft und Gewandtheit, mit der die El Moran es verstehen, ihren Körper in die Höhe zu schnellen . . .

Wir haben hier ein Beispiel, wie schnell ein Volk vom Erdboden verschwinden kann. Erlebten doch die Masai vor kaum hundert Jahren noch eine Ära höchsten Gedeihens unter ihrem mächtigen, bereits sagenumwobenen Häuptling Mbatyan.

Es hat etwas unendlich Wehmütiges für den Reisenden, heute beobachten zu müssen, wie die Reste dieses Heldenvolkes, — denn ein solches waren sie, solange nicht das Schießgewehr ihrem Treiben ein Ziel setzte — den Verzweiflungskampf um ihr Dasein führen.

Masai El Morane mit Speer und Schild besuchten mein Lager in immer steigender Zahl, bis ich mir diese Besuche verbat . .

Kein Einsichtiger, der dieses Volk näher kennen gelernt, wird ohne Interesse an ihm vorübergehen können. Wir haben es nicht zu tun mit einem bereits durch Kultureinflüsse in seinen Lebensgewohnheiten veränderten und ein im höchsten Grade unsympathisches Mischgepräge zur Schau tragenden Volksstamme wie beispielsweise es manche Stämme in Süd- und Südwestafrika geworden sind, — sondern mit einem mit zäher Urwüchsigkeit an seinen althergebrachten Gewohnheiten hängenden vornehmen Kriegervolke.

Tage- und wochenlang habe ich inmitten der Masai in der Nähe ihrer Kraale zugebracht und das Volk in seiner Eigenart in vieler Beziehung schätzen gelernt. Ihre Gesänge, ihre Tänze, ihr Leben und Treiben bot immer wieder eine Fülle von Neuem und Anziehendem.

Oft beſchlich mich, ich wiederhole es, ein wehmütiges Gefühl, wenn ich zur Abendſtunde die herrlichen, ariſtokratiſchen Kriegergeſtalten an meinen Lagerfeuern beobachten konnte, uralte Melodien, kriegeriſche Geſänge vor ſich hinſummend. Schild und Speer ſtets zur Hand, hockten die bronzefarbenen ſehnigen Krieger im magiſchen Scheine meiner Lagerfeuer. Mehr als einmal mußte ich mir ſagen,

Die Maſai impfen ſeit langer Zeit ihr Vieh gegen Lungenſeuche auf der Vorderſeite des Kopfes ... ihr großer Häuptling „Mbatyan" ſoll nach Hauptmann Merkers Forſchungen zuerſt dies Verfahren angewandt haben . . .

was ich wohl mit meinen Leuten gegen ſie hätte ausrichten können, wenn ich mit gleichen Waffen ſie hätte bekämpfen müſſen! Und ſelbſt inmitten kriegeriſcher Situationen, bedroht von den El Moran, hat mich niemals ein Gefühl der Abneigung gegen dies Volk erfüllt. Kämpften ſie doch für ihre Ideale, ſo wie wir Europäer dies täglich für die unſrigen tun, und warten ſie doch, wie ich von meinem Freunde Merker erfahren, mit Inbrunſt auf den Tag, wo nach einer Prophezeiung ihres großen Häuptlings Mbatyan, ein Held, ein großer Häupt-

ling in ihrer Mitte wieder entstehen würde, sie zu befreien vom Joche der Fremdherrschaft . . . .

Wie sehr die Masai an ihren uraltererbten Gewohnheiten hängen, beweist aufs schlagendste folgender Fall.

Ein Masaiknabe war als Diener eines Beamten mit seinem Herrn mehrmals in Deutschland gewesen, und beherrschte die deutsche Sprache und sogar den Berliner Jargon in staunenswerter Vollkommenheit.

Als aus dem ol aijoni dem Knaben, ein ol barnoti geworden war und der junge Mann längst seinen Dienst verlassen hatte, fand ein Euro-

Neugierig näherten sich die Masaifrauen meinem Zelte . . .

päer ihn eines Tages statt in europäischer Kleidung über und über mit rotem Ocker beschmiert, das wieder langgetragene und gesträhnte Haar mit dem „ol daiga"-Zopf von Fett triefend, in Gesellschaft anderer Masai im Schmuck seiner Kriegertracht. Auf die erstaunte Frage des Herrn, was das bedeute, erwiderte der Masai im reinsten Berliner Deutsch: „Ick habe et vorjezogen, wieder mang meene Landsleute zu leben!"

Nie werde ich vergessen, was einer meiner Masaifreunde meinen Trägern zur Antwort gab, als er furchtlos und geschickt mit seinen nackten Armen die Schätze eines Bienennestes aus einem Termitenhügel hervorholte und die goldklaren Honigwaben freigiebig unter meine Träger verteilte.

„Warum ſtechen dich die Bienen nicht?“ fragte einer meiner Leute den Krieger.

„Eure Sache iſt es, Laſten zu tragen,“ antwortete der ol Morani, „meine iſt es, in der Steppe zu ſchweifen. Dich ſtechen Bienen, mich aber lieben ſie.“

Dabei traf den neugierigen Träger ein Blick unendlicher Verachtung.

Die Maſai kennen die Inſtitution der Sklaverei nicht. Vor Jahren dienten mir zwei Maſaimänner namens „Loumbardié“ und „Kipueto“ als Führer während eines Jahres, und ich zahlte ihnen, da ſie mir bis zur Küſte folgten, dort ihren Lohn aus. Die ganze Summe benutzten ſie jedoch ſofort zum Freikaufen einer in Pangani im Beſitze eines Negers lebenden, ſchon recht bejahrten Maſaiſklavin. Sie gehörte zum Stamme meiner Führer; das genügte ihnen als Antrieb zu einer Handlungsweiſe, die eine ſelbſtlos vornehme Geſinnung beweiſt. Ich brauche dem wohl nicht hinzuzufügen, daß ich nicht nur Sorge trug, daß der Freibrief der Sklavin für eine entſprechend billige Summe ausgeſtellt wurde, ſondern daß ich auch die Leute für ihren Edelmut noch anſehnlich belohnte.

Hier ſei noch bemerkt, daß ich in einer ähnlichen Sache auf entſchiedenſten Widerſtand ſtieß. Mein alter Karawanenführer „Maftar“, ein Suaheli, weigerte ſich, ſich von mir in Anerkennung ſeiner treuen vieljährigen Dienſte freikaufen zu laſſen: Den Kummer, ihn verlieren zu müſſen, wolle er ſeinem alten arabiſchen Herrn nicht antun! Andere Völker, andere Sitten!

Ähnliche Züge vornehmer Denkungsweiſe habe ich noch mehrfach erfahren und auch von Miſſionaren, bei denen ich Gaſtfreundſchaft genoß, beſtätigen hören . . . . . .

Selbſt in den Nächten, in denen Maſaihorden mich überfielen, und ich mit knapper Not mit meinen Leuten dem Verderben entging, ſelbſt da habe ich ihnen keinen Augenblick jenen Groll entgegenbringen können, den man für einen unvornehmen Gegner fühlt. Und ein mir ſehr naheſtehender Freund hat mir einſt aus dem Herzen geſprochen, als er ſagte: „Wäre ich nicht ich, ich möchte wohl ein Maſai Ol Morani der guten alten Zeit ſein.“

Die Erforſchung des Maſaivolkes durch Merker, die Monographie, die er über dieſen Volksſtamm veröffentlicht hat, dürfte wohl eine der gründlichſten Studien darſtellen, die bis heute über ein oſtafrikaniſches Volk gemacht worden ſind. Männer wie Graf Götzen, Stuhlmann, Merker, Richard Kandt, Fülleborn, Paul Reichard, endlich Paſſarge und Kraemer — letztere beiden in Kamerun bezw. Samoa — dürften

durch ihre sorgfältigen, mühevollen und sachkundigen Forschungen unserer kolonialen Sache ungleich größere Dienste geleistet haben, als viele andere, die in komplizierten, häufig dort drüben nicht durchführbaren Verwaltungsmaßregeln das Heil erblicken!

Zuerst heißt es doch, Völker, die man beherrschen will, genau in ihrer Eigenart kennen lernen!

So allein können unheilvolle Fehler vermieden werden, die Verzweiflungskämpfe heraufbeschwören und unendlich viel Blut und das Leben von Tausenden Europäern und Eingeborenen verschlingen.

Dazu aber ist das System des Wechselns unserer Beamten von Posten zu Posten nun und nimmer geeignet. Männer, die sich eingelebt und bewährt haben, sollte man in ihren Stellungen möglichst lange belassen, unbeschadet ihrer Rangverhältnisse. Es ist unmöglich, unsere heimischen Verhältnisse fast unverändert in fremde Länder und unter fremde Völker zu verpflanzen; vielmehr muß man den Anschauungen, Sitten und Gewohnheiten derer, die man beherrschen will, Rechnung tragen.

Nur so wird man Eingeborene gerecht und sachlich behandeln und das wertvollste Gut unserer afrikanischen Besitzungen, die eingeborenen Stämme, kultivieren und erziehen lernen. Europäischer Einwanderung werden diese Länder größtenteils für immer verschlossen bleiben. Den eingeborenen Menschen aber allmählich zu modeln und in seiner dem Lande angepaßten Eigenart für das Große, Ganze nützlich zu machen, wäre nicht nur das einzig durchführbare, sondern auch ein hohes und schönes Ziel!

In einer höchst typischen, eigentümlich stöckrichten Haltung pflegen die Zwerggazellen (Gazella Thomsoni Gthr.) flüchtig zu werden ...

Endwort.

Langsam und sicher schreitet die Erforschung, schreitet die Aufschließung der entlegensten Länder des Erdballes fort. Vor wenigen Monden ist auch das letzte Bollwerk gefallen, das altehrwürdige Institutionen aufgerichtet hatten und das keinem Angehörigen der modernen Kulturwelt zugänglich war: das sagenumwobene Tibet mußte den Briten seine Pforten öffnen.

So wußte das seit uralten Zeiten kulturdurchflutete Asien länger noch einen der eindringenden modernen Kultur gegenüber unzugänglichen Hort sich zu bewahren, wie der noch vor kurzen Jahrzehnten so undurchforschte schwarze Erdteil, und beide Kontinente überraschten die zoologische Wissenschaft mit je einem erst in unseren Tagen bekannt gewordenen, großen Säugetier, von dessen Existenz niemand etwas ahnte: Asien mit dem eigentümlichen Budorcas taxicolor Hodgs. — Afrika aber mit dem Okapi!

Giebt es aber im schwarzen Erdteil große Rätsel nicht mehr zu lösen, so harren dafür der Forschung ungezählte und schwierigste Fragen auf allen Gebieten der Wissenschaft. Um ein Beispiel anzuführen: Über zweihundert noch unentdeckte Vogelarten vermutet Professor Reichenow im ganzen ungeheuren afrikanischen Kontinente! Für uns Deutsche bietet sich in Afrika ein weites Arbeitsfeld, das wir täglich — mit zunehmender kolonialer Erfahrung — besser beackern lernen werden.

Niemand vermag dies besser zu verstehen und zu begreifen, als der Wanderer, der jahrelang dort drüben in der Wildnis lebte und, wenn auch mit bescheidenen Kräften, so doch mit Hingebung bestrebt war, den weiten, verschwiegenen Steppen, den Sümpfen und Urwäldern Geheimnisse abzuringen, die bis dahin menschlichen Augen verborgen waren .....

Eile tut not, hier zu erforschen und für die Nachwelt zu retten: denn unter dem Hauche der Kultur schwinden manche eingeborene Völker, schwindet ihre Sitte und Eigenart, schwindet die ursprüngliche Tierwelt mit unheimlicher Schnelle.

Es drängt mich, an dieser Stelle der Getreuen zu gedenken, die als meine Begleiter Freud und Leid tausendfach mit mir geteilt haben. Kaum einen einzigen Mann fand ich nicht immer wieder mit Freuden bereit, mit mir eine neue Reise ins ferne Innere anzutreten, und die große Mehrzahl waren mir treu ergebene und dankbare Diener und Gehilfen. —

Auch derer möchte ich gedenken, die in meinem Dienst ihr Leben ließen und deren Gebeine unter der Äquatorsonne bleichen . . . . .

Die Jahre aber, die ich drüben verlebte, tauchen vor meinem Geiste auf als Tausende von Stunden höchsten, freudigsten Genusses, weil höchster und größter Anspannung aller Kräfte. Durchflutet von Licht und Sonnenschein, — geheimnisvoll von Mondschein durchwebt, liegt die Steppe vor meinen inneren Blicken, erfüllt vom Leben und Weben ursprünglicher Natur. Seine besten Kräfte hat der Wanderer vielleicht der Nyika und ihrem Klima — wie so viele andere — geopfert.

Mit magischer Kraft zieht es und lockt es aber den in die Kulturwelt Zurückgekehrten täglich und stündlich zurück in die herrliche, unendliche, unvergeßliche — deutsche — Masai-Nyika!

Anhang.

Einige Worte über die von Herrn C. G. Schillings in Ostafrika gesammelten Säugetiere.

Von

Professor Paul Matschie,

Kustos am Königlichen Zoologischen Museum zu Berlin.

Unter den Deutschen, die in Ostafrika gelebt haben oder noch leben, gibt es nicht wenige, die fest davon überzeugt sind, daß die mehr und mehr fühlbare Abnahme des Wildbestandes im wesentlichen durch die Jagdexpeditionen und die wissenschaftlichen Sammler verursacht worden sei. Man hat ihnen erzählt, welche große Mengen von Antilopenfellen und Gehörnen in der Ausbeute dieser Reisenden enthalten waren, und in ehrlicher Entrüstung gaben sie ihrem Erstaunen darüber Ausdruck, daß solche Menschen im Bereich des Schutzgebietes geduldet werden konnten.

So ist es auch C. G. Schillings gegangen, weil er es gewagt hat, eine Anzahl von Fellen, Gehörnen usw. an die Küste und von dort nach Europa zu schaffen. Man sagte ihm sogar auf Grund völlig verständnisloser Urteile nach, er habe in den von ihm besuchten Gegenden das Wild so ziemlich ausgerottet!

Schillings gilt als vorzüglicher Schütze, er ist in den Kreisen der Naturforscher als ein hervorragender Kenner des ostafrikanischen Wildes und seiner Lebensgewohnheiten bewährt, und die von ihm heimgebrachten Sammlungen haben bewiesen, daß er es verstanden hat, in wissenschaftlicher Weise die Tierwelt zu erforschen. Wer seine Aufgabe so ernst auffaßt, wird nicht zwecklos den Wildbestand schädigen und unnötigerweise mehr Tiere erlegen, als er dringend nötig hat.

Schillings hat einige vierzig Löwen und gegen drei Dutzend Leoparden, sowie zahlreiche Hyänen, Schakale und anderes Raubzeug zur Strecke gebracht; dieses Raubzeug würde innerhalb eines einzigen Jahres mehr Wild vernichtet haben, als er für seine Sammlungen abgeschossen hat.

Es soll ja nicht geleugnet werden, daß in vielen Gegenden der Wildbestand in bedrohlicher Weise abnimmt. In erster Reihe werden aber davon solche Gebiete betroffen, die der Kultur erschlossen werden. In der Nähe derjenigen Orte, wo sich Europäer in größerer Zahl angesiedelt haben, verschwindet selbstverständlich das Schalenwild verhältnismäßig schnell, weil man ihm seine Zufluchtstätten nimmt und weil es dort zu sehr beunruhigt wird. Auch die von regelmäßig besuchten Karawanenstraßen durchschnittenen Gebiete erleiden eine merkbare Einbuße in ihrem Wildbestande, zumal da, wo die Expeditionsführer so viele Antilopen abschießen lassen, daß mit dem Fleisch ein schwunghafter Tauschhandel zur Erlangung der für die Träger nötigen Vegetabilien getrieben werden kann. Dazu kommt das törichte Vorgehen schießwütiger Unholde, die aus dem Verkauf von Elefantenzähnen und von Rhinozeroshörnern, von Gehörnen und Fellen sich Einnahmequellen zu verschaffen suchen oder in unsinniger Mordlust ganze Herden von edlem Wilde durch Schnellfeuer zwecklos vernichten.

Man hat nun eingesehen, daß es so nicht weiter gehen kann. Ein Wildschutzgesetz ist erlassen worden und weite Landstrecken sind zu Reservationen erklärt worden, in denen überhaupt nicht gejagt werden darf.

Das Gesetz schreibt für viele Arten Schonzeiten vor. Nun sind aber die Satzzeiten in den verschiedenen Teilen von Deutsch-Ostafrika sehr verschieden. Es hat sich herausgestellt, daß zwischen dem Rowuma und Wami, zwischen der Küste und den großen Seen mindestens acht kleinere Gebiete unterschieden werden müssen, deren jedes besondere klimatische Verhältnisse zeigt und eine ihm eigentümliche Tierwelt aufweist. In jedem sind der Büffel, die Giraffe, der Elefant und sämtliche Antilopen durch besondere Merkmale ausgezeichnet. Im Masailande sieht z. B. jede Art von Schalenwild etwas anders aus als im Süden des Schutzgebietes. Man kann aus der Gestalt eines Büffelgehörns mit Sicherheit erkennen, ob der Büffel vom Rowuma, vom Pangani, aus dem Masailande, vom Nyassa oder Nyanza herstammt. Auch von vielen Antilopen kennt man schon solche sogenannten geographischen Formen, deren Merkmale nicht nur in der Färbung und im Aufbau des Gehörns hervortreten, sondern sich auch in der Gestalt, im Knochenbau, im Schädel und in der Lebensweise ausprägen.

Wer bestrebt ist, die Naturdenkmäler — und dazu gehört auch das Wild — zu erhalten und die für den Haushalt des Menschen wertvollen Fleischtiere für die wirtschaftliche Verwertung zu be-

wahren, der muß zunächst einmal sicher wissen, welche Arten er schützen will und wie diese Arten leben, damit er einen möglichst wirksamen Schutz darbieten kann. Dazu ist es nötig, daß Zoologen sich mit der Erforschung der Tierwelt beschäftigen; auf ihren Untersuchungen muß weitergebaut werden, damit die Hege des Wildes in die rechten Bahnen geleitet werden kann.

Derartige Arbeiten sind nur in großen Museen möglich, wo die Gelegenheit geboten wird, die in fernen Ländern zusammengebrachten Tiere mit vielen ähnlichen in anderen Gegenden gesammelten zu vergleichen und ihre besonderen Merkmale festzustellen.

Erst dann kann man ergründen, wie weit eine jede Art verbreitet ist, wie sie lebt und welche Bedeutung sie vielleicht für den Menschen gewinnen wird; erst dann kann man die nötigen Hinweise für eine planmäßige Fortsetzung der begonnenen Durchforschung des Landes den draußen wirkenden Sammlern geben, um die vorhandenen Lücken unserer Kenntnis auszufüllen.

Schillings hat seine Ausbeute in großherziger Weise der wissenschaftlichen Bearbeitung zur Verfügung gestellt und dafür gesorgt, daß der beträchtlichste Teil seiner Sammlungen in großen Museen aufbewahrt bleibt. Namentlich das Berliner Zoologische Museum, aber auch die Museen in Stuttgart, München, Wien, Karlsruhe u. a. sind reichlich beschenkt worden, haben eine sehr bedeutende Vermehrung durch diese wertvollen Schätze erfahren und sind um eine ganze Reihe großer afrikanischer Säugetiere bereichert worden.

Wer vor einer ausgestopften Giraffe oder einem ausgestopften Nashorn in einem solchen Museum steht, kann sich nur schwer einen Begriff davon machen, welche Schwierigkeiten besiegt werden mußten, ehe ein solches Riesentier seinen Platz in einer öffentlichen Sammlung einnehmen konnte. Weit im Innern von Ostafrika, zwischen dem Kilimandscharo und den zum Victoria Nyanza abwässernden Gebieten gelang es dem Sammler nach mühevoller, oft sehr gefährlicher Jagd das Wild zur Strecke zu bringen. Nun werden die Träger und Präparatoren herbeigeholt; sie mußten mehrere Stunden laufen, um zu dem erlegten Wilde zu gelangen. Zahlreiche Neger waren tätig, um das Fell abzuziehen, um es vom Fett zu reinigen, so dünn zu schneiden, daß es fortgeschafft werden konnte, und mit den jede Fäulnis verhindernden Mitteln zu behandeln. Auch der Schädel und das Knochengerüst müssen von den Fleischteilen möglichst gereinigt werden. Mit diesen Arbeiten ist die ganze Karawane mehrere Tage hindurch beschäftigt. Dann tritt eine ebenso schwere

Sorge an den Sammler heran, die Versendung der Beute nach Europa. Die gewaltige Last muß durch Menschenhände auf schlechten Wegen, oft durch Sümpfe und unwegsames Dickicht, über zahlreiche Wasserläufe hinweg zur Küste geschafft werden. Feuchtigkeit und schädliche Kerbtiere bedrohen täglich die kostbare Beute. Mehrere Wochen vergehen unter beständiger Unruhe und Sorge, bis endlich das Ziel erreicht ist. So werden wir begreifen, daß jede große Haut eines Huftieres, ehe sie den kunstfertigen Präparatoren eines Museums überliefert wird, eine gewaltige Menge an Mühen und Gefahren und einen beträchtlichen Kostenaufwand erfordert.

Schillings hat nun nicht nur ein einziges solches großes Tier nach Europa gebracht, sondern es ist ihm gelungen, mehrere Giraffen, Büffel, Nashörner, Elefanten, eine ganze Anzahl großer Antilopen und ein nach vielen Hunderten zählendes Material von Fellen und Bälgen, wie auch Skeletten aller Art, in gut konservierten Stücken den Museen zu übergeben.

Durch seine Tätigkeit ist es möglich geworden, festzustellen, daß diese großen Huftiere im Masailande und am Kilimandscharo wesentlich anders aussehen, als in anderen Gegenden Afrikas, daß alle diese Gattungen nicht in einer einzigen Art vom Kap bis zur Sahara verbreitet sind, sondern daß sie Merkmale zeigen, die nur den in einer bestimmten Gegend lebenden Exemplaren eigentümlich sind.

Ich habe feststellen können, daß sogar innerhalb Deutsch-Ostafrika die Giraffe in mehreren Arten auftritt. Schillings hat zwei verschiedene Formen gesammelt; die eine lebt östlich vom Kilimandscharo, die andere bewohnt das Gebiet des Pangani. Eine von ihnen trägt jetzt den Namen des Entdeckers, Giraffa schillingsi.

Noch ist die sorgfältige Durcharbeitung der von Schillings gemachten Sammlungen nicht vollendet. Es läßt sich aber jetzt schon voraussehen, daß alle im Panganigebiet erbeuteten Tiere von denen des Masaigebietes unterschieden werden können. Zwischen dem Kilimandscharo und der Küste lebt ein anderer Pavian, ein anderer Löwe, ein anderes Zebra, ein anderer Büffel usw. als in den Masailändern. Diese Feststellung ist von großer Wichtigkeit, und Schillings hat sich dadurch ein erhebliches Verdienst um die Wissenschaft erworben.

Außerdem muß man es sehr anerkennen, daß er auch den Mageninhalt, die an dem Wilde schmarotzenden Parasiten, Zecken, Milben, Maden, auch Eingeweidewürmer sorgfältig gesammelt

hat. Wir verdanken ihm eine ganze Menge wertvoller Embryonen, die über die Entwicklung und die Saßzeit vieler Huftiere wichtige Schlüsse gestatten, insbesondere weil jedes Präparat mit ausführlichen Angaben über die Zeit und die begleitenden Umstände ausgestattet ist.

Wenn man die Liste der von dem Reisenden gesammelten Säugetiere betrachtet, so fällt sofort die ansehnliche Zahl der erbeuteten Arten auf. Schillings hat mehr verschiedene Formen gesammelt als irgend ein anderer Reisender vor ihm. Es ist ihm gelungen, drei Viertel derjenigen Arten zu sammeln, die für das Gebiet zu erwarten waren.

Durch seine Forschungen sind mehrere Gattungen in Deutsch-Ostafrika und in seiner nächsten Umgebung festgestellt worden, die bis dahin dort nicht vermutet worden sind. Großes Aufsehen erregte die Erlangung einer gestreiften Hyäne, die zwar schon von mehreren Reisenden vermutet, aber noch niemals gesammelt worden war. Es ist die von mir beschriebene Hyaena schillingsi. Schon im Jahre 1896 in einem einzigen, leider damals nicht konservierten Exemplare von Schillings erbeutet, besitzt das Museum für Naturkunde heute eine ganze Reihe Felle und Schädel dieses Tieres, die der Reisende in den Jahren 1899/1900 in den Masaihochländern einsammelte. Auch eine neue Bergantilope, ein Klippspringer, befindet sich unter den Sammlungen; Oscar Neumann gab diesem Tiere den Namen Oreotragus schillingsi. Unter den Nagetieren werden sich mehrere noch als neu erweisen, unter den Huftieren harren ebenfalls einige, nachdem ihre Untersuchung beendigt sein wird, einer wissenschaftlichen Beschreibung. So bieten die Sammlungen des Herrn Schillings eine Fülle der interessantesten Entdeckungen. Ich wünschte nur, daß auch in anderen Teilen von Deutsch-Ostafrika in ähnlicher Weise gesammelt würde! Dann würde die Kenntnis der dortigen Säugetierwelt bald soweit gefördert sein, daß es möglich wäre, eine zusammenfassende Übersicht zu geben und das längst veraltete, vor erst 9 Jahren erschienene Werk: „Säugetiere Deutsch-Ostafrikas“ in einer verbesserten Auflage erscheinen zu lassen.

Liſte der von Herrn C. G. Schillings geſammelten Säugetier-Arten.

(Mit Ausnahme der Nr. 109 und 115 von dem Reiſenden ſelbſt erlegt bezw. gefangen.)

Zuſammengeſtellt von Profeſſor **P. Matſchie,**
Kuſtos am Königlichen Muſeum für Naturkunde in Berlin.

Affen.

1. Guereza, Colobus caudatus Thos.
2. Seidenaffe, Colobus palliatus Ptrs.
3. Schwarzgrüne Meerkatze, Cercopithecus erythrarchus Ptrs.
4. Rotgrüne Meerkatze, Cercopithecus rufoviridis Is. Geoffr.
5. Graue Meerkatze, Cercopithecus centralis Neumann.
6. Küſtenpavian, Papio ibeanus Thos.
7. Maſaipavian, Papio neumanni Mtsch.

Halbaffen.

8. Dunkler Ohrenmaki, Otolemur agisymbanus Coqu.
9. Weißſchwanz-Maki, Otolemur lasiotis Ptrs.
10. Heller Großohrmaki, Otogale kirki Gray.
11. Zwergmaki, Galago zanzibaricus Mtsch.

Fledermäuſe.

12. Flughund, Epomophorus stuhlmanni Mtsch.
13. Große Hohlnaſe, Nycteris macrotis Gray.
14. Kleine Hohlnaſe, Nycteris luteola Thos.
15. Ziernaſe, Megaderma frons Geoffr.
16 Herznaſe. Megaderma cor Ptrs.
17. Zwergfledermaus, Myotis nanus Ptrs.
18. Bunte Fledermaus, Myotis tricolor Temm.
19. Schwirrfledermaus, Nycticejus borbonicus Geoffr.
20. Flattermaus, Vespertilio somalicus Thos.
21. Zwergflatterer, Kerivvula nidicola Kirk.
22 Grämler, Nyctinomus pumilus Cretzschm.
23. Hellbauch-Grämler, Nyctinomus limbatus Ptrs.

Kerbtierfreſſer.

24. Rüſſelratte, Petrodromus sultani Thos.
25. Rüſſelhündchen, Rhynchocyon usambara Neumann.
26. Rüſſelſpringer, Macroscelides rufescens Ptrs.
27. Zimmetbraune Spitzmaus, Crocidura gracilipes Ptrs.
28. Dunkelgraue Spitzmaus, Crocidura fumosa Thos.
29. Weißbauchige Spitzmaus, Crocidura fischeri Pagenst.
30. Schwarze Spitzmaus, Crocidura aff. nigrofusca Mtsch.
31. Igel, Erinaceus albiventris Wagn.

Raubtiere.

32. Fleckenhyäne, Crocotta germinans Mtsch.
33.*) Streifenhyäne, Hyaena schillingsi Mtsch.
34. Jagdhyäne Lycaon pictus Temm.
35. Löffelhund, Otocyon megalotis Desm. aff.
36. Schabrackenſchakal, Thos schmidti Noack.
37. Streifenſchakal, Canis holubi Lorenz.
38. Maſai-Löwe, Uncia masaica Neum.

*) Vom Verfaſſer entdeckte Arten.

39. **Ukamba-Löwe**, Uncia somaliensis Noack?
40. **Kleinfleckiger Suaheli-Leopard**, Leopardus suahelicus Neum.
41. **Großfleckiger Masai-Leopard**, Leopardus spec.
42. **Serval**, Zibethailurus capensis Gm. **vielleicht in 2 Formen. Auch in melanistischen Stücken gesammelt.**
43. **Wildkatze**, Felis aff. libyca Oliv.
44. **Karakal**, Caracal aff. nubicus Fitz.
45. **Zibetkatze**, Viverra orientalis Mtsch.
46. **Buschginsterkatze**, Genetta suahelica Mtsch. **Auch in zwei melanistischen Stücken gesammelt.**
47. **Steppenginsterkatze**, Genetta neumanni Mtsch.
48. **Fleckenroller**, Nandinia gerrardi Thos.
49. **Kurzschwanz-Ichneumon**, Galara robusta Gray.
50. **Großer Ichneumon**, Herpestes aff. caffer Gm.
51. **Hermelin-Manguste**, Herpestes aff. badius A. Sm.
52. **Weißschwanz-Ichneumon**, Ichneumia aff. albicaudus G. Cuv.
53. **Zwergmanguste**, Helogale varia Thos.
54. **Zebra-Manguste**, Crossarchus fasciatus Desm.
55. **Honigdachs**, Mellivora ratel Sparrm.

Nagetiere.

56. **Hase**, Lepus victoriae Thos.
57. **Erdeichhörnchen**, Xerus fuscus Huet.
58. **Großes Eichhörnchen**, Sciurus jacksoni Thos.
59. **Grünes Eichhörnchen**, Sciurus ganana Rhoads.
60. **Ockerfuß-Eichhörnchen**, Sciurus ochraceus Huet.
61. **Graues Eichhörnchen**, Sciurus aruscensis Pagenst.
62. **Siebenschläfer**, Graphiurus johnstoni Thos.
63. **Zwergschläfer**, Graphiurus nanus True.
64. **Klettermaus**, Dendromys nigrifrons True.
65. **Zebramaus**, Arvicanthis masaica Pagenst.
66. **Borstenmaus**, Arvicanthis neumanni Mtsch.
67. **Roststeißratte**, Arvicanthis fallax Ptrs.
68. **Graue Maus**, Mus chrysophilus Thos.
69. **Graue Ratte**, Mus hildebrandti Ptrs.
70. **Rote Maus**, Mus dolichurus A. Sm. aff.
71. **Zwergmaus**, Mus minimus Ptrs.
72. **Rennratte**, Tatera böhmi Noack.
73. **Große Rennmaus**, Dipodillus vicinus Ptrs.
74. **Kleine Rennmaus**, Dipodillus pusillus Ptrs.
75.*) **Fettmaus**, Steatomys spec. nov.
76. **Erdbohrer**, Georhychus johnstoni Thos.

Huftiere.

77. **Elefant**, Elephas Knochenhauer Mtsch.
78. **Gelbbäuchiger Baumschliefer**, Dendrohyrax validus True.
79. **Weißbäuchiger Baumschliefer**, Dendrohyrax neumanni Mtsch.
80. **Großer Klippschliefer**, Procavia matschiei Neumann.
81. **Kleiner Klippschliefer**, Procavia johnstoni Thos.
82. **Steppenschliefer**, Heterohyrax mossambicus Ptrs.
83. **Böhms-Zebra**, Hippotigris böhmi Mtsch.
84. **Grants Zebra**, Hippotigris granti De Winton.
85. **Nashorn**, Ceratorhinus aff. cucullatus Wagn.
86. **Flußpferd**, Hippopotamus aff. abyssinicus Less.
87. **Warzenschwein**, Phacochoerus aff. aethiopicus Schreb.
88.*) **Küsten-Giraffe**, Giraffa schillingsi Mtsch.
89. **Masai-Giraffe**, Giraffa tippelskirchi Mtsch
90. **Pangani-Büffel**, Buffelus suahelicus Mtsch., **noch unbeschrieben.**
91 **Weißschwanzgnu**, Connochaetes albojubatus Thos.
92. **Masai-Kuhantilope**, Bubalis cokei Gthr.

*) **Vom Verfasser entdeckte Arten.**

93. **Neumanns Kuhantilope,** Bubalis neumanni Rothsch.
94. **Leierantilope,** Damaliscus jimela Mtsch.
95. **RoteSchopfantilope,**Cephalolophus harveyi Thos.
96. **Ducker,** Sylvicapra ocularis Ptrs.
97. **Windſpiel-Antilope,** Madoqua kirki Gthr.
98. **Moſchusböckchen,** Nesotragus moschatus von Dub.
99. **Zierböckchen,** Rhaphiceros neumanni Mtsch.
100. **Bleichböckchen,** Ourebia hastata Ptrs.
101.*) **Klippſpringer,** Oreotragus schillingsi Neum.
102. **Waſſerbock,** Cobus aff. ellipsiprymnus Ogilb.
103. **Großer Riedbock,** Cervicapra wardi Thos.
104. **Kleiner Riedbock,** Cervicapra chanleri Rothsch.
105. **Swalla-Antilope,**(Impallah-)Aepyceros suara Mtsch.
106. **Große Gazelle,** Gazella granti Brooks.
107. **Kleine Gazelle,** Gazella thomsoni Gthr.
108. **Giraffengazelle,** Lithocranius walleri Brooke.
109.[1]) **Lamagazelle,** Ammodorcas clarkei Thos.
110. **Spießbock,** Oryx callotis Thos.
111. **Großes Kudu,** Strepsiceros strepsiceros (Pall.).
112. **Kleine Schraubenantilope,** Strepsiceros imberbis Blyth.
113. **Buſchbock,** Tragelaphus masaicus Neum.
114. **Elenantilope,** Oreas livingstoni Sclat.

Zahnarme.

115.[2]) **Erdferkel,** Orycteropus wertheri Mtsch.

---

*) Vom Verfaſſer entdeckte Arten.

[1]) Nur die Hörner eines Exemplares gejammelt, angeblich von einem Schutztruppenaskari in der Nähe von Maſinde erlegt, vom Verfaſſer nicht für das Gebiet feſtgeſtellt und wohl auf dem Tauſchwege aus dem Sommallande importiert.

[2]) Vom Verfaſſer aus der Rombozone des Kilimandſcharo durch Feldwebel a. D. Merkl geſammelt.

Übersicht der von Herrn C. G. Schillings gesammelten Vogelarten.

Zusammengestellt von

Prof. Dr. A. Reichenow.

Mit Bemerkungen über Verbreitung und Lebensweise vom Verfasser.

(Die Bezeichnungen der Örtlichkeiten mit beigefügten Ziffern geben die Fundorte und Data an, an denen die betreffenden Belegstücke eingesammelt wurden.)

Die von Herrn C. G. Schillings hauptsächlich gelegentlich seiner drei letzten nach Ostafrika unternommenen Reisen zusammengebrachte und bereits teilweise dem Königlichen Museum für Naturkunde in Berlin geschenkweise überlassene Vogelsammlung umfaßt weit über 1000 Bälge in 355 Arten und ist eine der umfangreichsten, die jemals in jenen Ländern veranstaltet worden ist. Leider gingen dem Reisenden außer den hier aufgeführten noch eine Anzahl von Bälgen — gegen 350 Stück — während des Versandes nach Europa verloren.

Außer fünf neuentdeckten Arten, nämlich: Pseudogyps africanus schillingsi Erl., Ploceus schillingsi Rchw., Erythropygia plebeia Rchw., Cisticola schillingsi Rchw. und Calamocichla schillingsi Rchw., ist eine größere Anzahl zum erstenmal für das bereiste Gebiet nachgewiesen, wie Recurvirostra avocetta, der Säbelschnabel, der als Brutvogel festgestellt wurde, Otis gindiana, Accipiter nisus, der europäische Sperber, der südlich von Kordofan bisher noch nicht gefunden ist, Irrisor senegalensis somaliensis, Apus aequatorialis, Anthus caffer, bisher nur aus Südafrika bekannt, Anthoscopus musculus u. a.

Andere Arten, wie Parus fringillinus und Calandrella athensis, waren bisher nur in einem oder wenigen Stücken bekannt.

Wissenschaftlich sehr wertvoll sind ferner Reihen verschiedener Altersstufen mancher Arten, namentlich mehrerer Frankoline und Anatiden.

Struthionidae.

1. Struthio masaicus Neum. — Masaisteppe. Kibaya Masai IV., ol Donje l'Engai X., Kitumbin X., Njiri V.

Vielfach in den Steppen beobachtet. Im August 18 junge, aber ausgewachsene Vögel zusammen in einer Herde am linken Ufer des Panganiflusses am Masimani-

gebirge; eben dort im März etwa 64 alte Tiere zusammen, worunter 12 Hähne. Während des ganzen Jahres einzelne Männchen, ferner einzelne Paare, dann auch Männchen mit zwei Weibchen oder zwei Männchen mit zwei Weibchen zusammen gefunden, ebenso größere Herden bis zu 15 Stück. — Nester mit 8, 12, 17, bis zu 25 Eiern im September, Oktober. Am Tage meistens scheinen die Weibchen zu brüten, der Hahn war häufig nicht allzu weit vom Neste zu finden. Junge, eben aus den Eiern kriechende Vögel fand ich im November (Ngaptukberg); einige Tage alte im Oktober und November. Einmal im September 22 Strauße zusammen, beide Geschlechter gemischt in der Ngarukasteppe beobachtet. Fernere Fundorte Buiko am Pangani, Arusha Chini, Meruberg, Ngaruka, Kitumbinvulkan, Geleivulkan, Matiomebene, Nakurosee, Ukambani, Naiwashasee, (östlich desselben) Ukamba, Mto simba, zwischen Kibwesi und Taveta. Ende Februar ein ausgebildetes legreifes Ei bei reichlicher Aufnahme von Grassamen als Nahrung seitens des Vogels bei sonst ruhendem Eierstock. Stets beträchtliche Mengen von Quarzstücken und Kieseln — meist sehr abgeschliffen — im Magen gefunden. Zweimal badend in Tümpeln beobachtet. Leiden von schmarotzenden Lausfliegen (Hippobosca struthionis Olf.)?

Colymbidae.

2. Colymbus capensis ([Lcht.] Salvad.). — Ndjiri II. VI., Nakurosee I.

Mit etwa zwei Tage alten Jungen am 15. Februar auf kleinem im Walde versteckten Regenteiche, zwischen Kibwesi und Kilimandscharo. Häufig auf den Ndjirisee n, Merkersee n. Besonders häufig Nakurosee und Naivashasee im Januar.

Laridae.

3. Gelochelidon nilotica (Hasselq.) — Masailand. Panganisümpfe, Heckinsel VIII.

Nur auf der Heckinsel im Pangani im August zahlreich beobachtet.

4. Hydrochelidon leucoptera (Schinz) — Ndjiri II. VI, Panganisümpfe, Heckinsel VIII, Natronsee IX.

Häufig an den Ndjirisee n und am Natronsee gesehen.

Phalacrocoracidae.

5. Phalacrocorax lucidus lugubris Rüpp. — Merkersee n XI.

Dieser große Kormoran wurde von mir nur an den Merkersee n, am Natronsee und an den Ndjirisee n beobachtet. Beim Fliegen ließ er einige Male ein eigentümlich klagendes pfeifendes Geschrei vernehmen.

6. Phalacrocorax africanus (Gm.) — Bagamoyo VII.

Überall häufig beobachtet, sowohl im Küstengebiet zwischen Dar-es-Salaam und Tanga, als auch an Flüssen und Seen.

7. Anhinga rufa (Lacèp. Daud.) — Mittlerer Pangani III. Brütend.

Den seltsamen Schlangenhalsvogel fand ich im Februar am Mittellaufe des Panganiflusses brütend. Seine Nester waren auf über den Wasserspiegel ragenden Ästen von Akazien etwa 4 Meter über der Oberfläche des Stromes angebracht. Ich fand die Nester nur auf kleinen Inseln mitten im Flusse. Die Eier sind bläulich und mit einem starken Kalküberzug bedeckt.

Pelecanidae.

8. Pelecanus roseus Gm.

Am Viktoria-Nyanza, Merkersee n XI., Naivashasee I., häufig. Seltner an den Ndjirisümpfen VI.

Anatidae.

9. Nyroca capensis ([Cuv.] Less.) — Merkersee n am Meruberg XI.

Diese schöne Tauchente ist auf den Seen des Masaigebietes recht häufig. Völlig erwachsene Junge fand ich im Juli.

Drei vom Verfaſſer entdeckte Vogelarten.
Calamocichla schillingsi Rchw. Erythropygia plebeia Rchw.
Ploceus schillingsi Rchw.

10. Spatula clypeata (L.) — Maſailand, öſtl. Ndjiriſümpfe XII.

Die europäiſche Löffelente habe ich nur einmal in drei Exemplaren an den öſtlichen Ndjiriſümpfen beobachten und erlegen können.

11. Anas erythrorhyncha Gm. — Ndjiri II, VI. Merkerſeen X.

Im Juni und Juli waren halb ausgewachſene Junge dieſer Ente an den Ndjiriſümpfen nicht ſelten.

12. Anas punctata Burch. — Merkerſeen XI. Ndjiri II, VI.

13. Dendrocygna viduata (L.) — Weſtl. Ndjiri II. Natronſee X. Viktoria-Nyanza X.

Im Maſaigebiet verhältnismäßig ſelten beobachtet.

14. Nettapus auritus (Bodd.) — Weſtl. Ndjiri VII.

Auch dieſe ſchöne Ente habe ich nicht häufig beobachten können.

15. Sarkidornis melanotus (Penn.) — Viktoria-Nyanza XI.

16. Chenalopex aegyptiacus (L.) — Mittlerer Pangani IV. Dunenjunge.

Überall an kleineren und größeren Gewäſſern im Maſaigebiet. Ihr warnendes Schnattern laſſen ſie auch, auf trockenen Baumzweigen aufgebaumt, vernehmen, ebenſo beſonders eifrig im Fluge. Am 27. Auguſt 1899 fand ich ein Pärchen Nilgänſe mit etwa vierzehn Tage alten Jungen in der Nähe des Panganiflusſes. Die alte Gans ließ mich bis auf fünfzehn Schritt herankommen, ehe ſie davonflog. Beſonders häufig auf Wieſen in der Nähe des Waſſers zu finden, und nicht ſehr ſcheu. Mitte Juli mehrfach noch nicht flugfähige Junge angetroffen.

17. Plectropterus gambensis (L.) — Panganifluß III.

In großen Flügen im März 1903 am mittleren Rufuflusſe in der Nähe der Lafittiberge. Im Süden des Kilimandſcharo auf kleinen Teichen in der Steppe im September. Häufig an den Ndjiriſümpfen. Streichen nicht ſelten gegen Abend aus den Sümpfen aufs Feſtland in die Grasſteppe zur Aſung.

Charadriidae.

18. Glareola fusca (L.) — Maſailand. Heckinſel VIII. Ndjiriſümpfe VI.

Die Brachſchwalbe fand ich auf der Heckinſel im Rufuflusſe im Auguſt 1899 ſehr zahlreich. Ebenſo an den Ndjiriſümpfen im Juli. Im Anfang Auguſt trugen die Vögel auf der Heckinſel Halme im Schnabel.

19. Cursorius temmincki Sw. — Mittlerer Pangani III.

20. Rhinoptilus bisignatus (Hartl.) — Yumbe ya Mawe am mittleren Pangani IV.

21. Rhinoptilus cinctus (Hengl.) — Dönje Erok IX.

22. Charadrius geoffroyi Wagl. — Maſailand.

23. Charadrius asiaticus Pall. — Merkerſeen XI.

24. Charadrius marginatus tenellus Hartl. — Maſailand.

25. Charadrius varius Vieill. — Ndjiri II, VI. Yumbe ya Mawe IV.

26. Charadrius tricollaris Vieill. — Maſailand VI.

Aus größerem Fluge abends bei Sadaani an ſandiger Stelle unfern vom Meere erlegt.

27. Stephanibyx coronatus (Bodd.) — Ndjiri II, VI.

Überall in der trockenen Steppe häufig. Sein alle Tiere warnendes Geſchrei läßt er auch in hellen Mondnächten, nicht ſelten dabei die Lagerſtelle überfliegend, lebhaft ertönen.

28. Hoplopterus speciosus ([Lcht.] Wagl.) — Ndjiri II, VI.

Kleine Dunenjunge am 12. Juni 1903; paarweiſe Juni, Juli bis Oktober beobachtet. Sein Ruf iſt eigentümlich ſchwach und nicht weit vernehmbar. Sein Benehmen ſehr von vorgenannter Art abſtechend, ruhig und melancholiſch. Meiſt innerhalb feuchter Örtlichkeiten in der Nähe des Waſſers anzutreffen.

29. Oedicnemus capensis Lcht. — Ndjiri II, VI.

Nicht ſelten fand ich dieſen Triel in der trockenſten Steppe unter Akaziengebüſch,

wo er laufend geſchickt verſteht, ſich in Sicherheit zu bringen. Dicht unterhalb der Station Moſchi im Wege in einer Höhe von etwa 1600 m erlegte ich ein Exemplar.

30. Oedicnemus vermiculatus Cab. — Ndjiri III. Moſchi VIII.

Dieſen Charaktervogel der oſtafrikaniſchen Flüſſe fand ich Ende Februar am Rufufluſſe brütend und pärchenweiſe. Gegen Abend ſtrichen die Vögel über die Gewäſſer, ihre eigentümlichen hellen und ſchnell aufeinander folgenden Töne ausſtoßend, die allmählich leiſer und langſamer werdend verhallen.

Dromadidae.

31. Dromas ardeola (Payk.) — Sadaani, Bagamoyo Meeresküſte IV, VI.

In Geſellſchaft verſchiedener Reiherarten häufig an der Meeresküſte.

Scolopacidae.

32. Recurvirostra avocetta L. — Ndjiri V, VI. Junge; Merkerſeen XI.

Die ſchöne an den deutſchen Meeresküſten als Brutvogel kaum noch vorhandene Avocette fand ich in zahlreichen Paaren als Brutvogel an den weſtlichen Ndjiriſümpfen im Juni des Jahres 1903. In der Nähe der ſalzigen und alkaliſchen Ausläufer der Ndjiriſümpfe, welche zur Trockenzeit vollkommen waſſerleer öden Steppenboden bilden, im Inundationsgebiete der weſtlichen Ndjiriſümpfe nicht ſelten. Höchſt anziehend und eigentümlich iſt ſein Gebaren, wenn der Vogel Neſt oder Junge in Gefahr weiß; unter fortwährendem hellen Locken fliegt er hin und her, läßt ſich in ſeichtem Waſſer nieder, bückt ſich dort platt auf den Waſſerſpiegel und läuft in dieſer Stellung von einem der ausſchließlich mit dichten Binſen beſtandenen Inſelchen zum anderen; zuletzt geht er ſo weit in das offene Waſſer hinaus, als es die Tiefe erlaubt. Dann wieder erhebt er ſich in die Lüfte. Die herabhängend getragenen Ständer ſind beſonders charakteriſtiſch.

33. Himantopus himantopus (L.) — Yumbe ya Mawe IV. Merkerſeen XI.

Der „Black winged stilt" der Engländer wurde von mir recht häufig beobachtet. Im Juli ſah ich an der Meeresküſte zwiſchen Bagamoyo und Pangani drei Exemplare, fand ihn zahlreich im Oktober am Natronſee, ebenſo am Viktoria-Nyanza. Am Nakuroſee, Elmentaita- und Neiwaſhaſee ebenfalls ſehr häufig im Januar, wie auch im November an den Merkerſeen.

34. Totanus pugnax (L.) — Merkerſeen XI.

35. Totanus littoreus (L.) — Yumbe ya Mawe IX. Nguaſſo Nyiro X.

36. Totanus ochropus (L.) — Oberer Pangani V. Merkerſeen XI.

37. Totanus glareola (L.) — Maſailand.

Den Bruchwaſſerläufer habe ich nur einige Male in den Wintermonaten beobachtet.

38. Tringoides hypoleucos (L.) — Maſailand. Kibaya Maſai III.

Der liebliche Flußuferläufer wurde von mir an Gewäſſern aller Art das ganze Jahr über gefunden.

39. Tringa ferruginea (Brünn.) — Ndjiri VI.

40. Tringa minuta Leisl. — Maſailand XI.

Ein Zwergſtrandläufer hielt ſich im November einen ganzen Tag lang faſt inmitten meines Lagers an einem kleinen Tümpel auf.

41. Calidris arenaria (L.) — Tanga XII.

42. Numenius arquatus (L.) — Meeresküſte bei Pangani. An der Meeresküſte zeigten ſich die Brachvögel wie gewöhnlich ſehr ſcheu, und ihre Erlegung erforderte große Mühe.

43. Gallinago media (Frisch) — Kahesteppe IV.

Dieſe Sumpfſchnepfe fand ich paarweiſe in der Kahesteppe im April.

44. Gallinago nigripennis Bp. — Merkerſeen XI.

Dieſe Bekaſſine war im Herbſte am Viktoria-Nyanza ſo zahlreich, daß ich 26 Stück an einem Abend während der Strichzeit erlegen konnte, hingegen einige Hunderte dabei beobachtete.

45. Rostratula bengalensis (L.) — Ndjiri IV. Masimanisteppe II.

Die seltsame Rallenschnepfe wurde von mir nur einige Male, meist an kleinen periodischen dicht umbuschten Sumpflachen, die mit übelriechendem Wasser gefüllt waren, gefunden. Aufgescheucht ließ sie sich bald wieder nieder. Ihr Flug ist flatternd und die herabhängenden Ständer sind höchst charakteristisch.

Otididae.

46. Otis kori Burch. — Ngaptuk XI. Dönje Erok IX. Dönje Ngai VIII.

Diese riesenhafte Trappe ist im ganzen Gebiete in der trocknen Steppe heimisch. Um die Mittagsstunde ist sie unschwer zu erlegen, morgens und abends hingegen sehr scheu. Angeschossene Riesentrappen lassen beim Ergreifen überraschend tiefe rauhe Töne hören. Um die Mittagsstunde pflegt dieser Vogel im Schatten von Büschen zu rasten.

47. Otis canicollis Rchw. — Ndjiri III. Dönje Erok IX. Ngaptuk X.

Ein frisches Ei dieser Art, matt gelbbraun mit rotbraunen und blau mattvioletten Flecken im Juli gefunden. Es hat rundliche Form und mißt 59× 54 mm.

48. Otis gindiana (Oust). — Marago Ranga V.

Im Juli wurde mir ein frisch gelegtes Ei dieser Art gebracht, es mißt 52 ×42 mm. Höchst eigentümlich sind die seltsamen Flugspiele dieser Trappe und ihre geradezu burlesken Flugkunststücke.

Gruidae.

49. Balearica regulorum gibbericeps Rchw. — Merkersee.

Im Juli sah ich diesen Vogel paarweise. Im September bemerkte ich sie am Kilimandscharo in großen Flügen, ebenso im Januar. In Kavirondo, am Nguasso-Nyirofluß und am Neiwashasee recht zahlreich. Der Kronenkranich läßt auch zur Nachtzeit seine eigentümlich knarrende Stimme vernehmen.

Jacanidae.

50. Actophilus africanus (Gm.) — Rufufluß VI. Ndjirisümpfe VII, VIII.

An geeigneten Örtlichkeiten ist die Parra nicht selten, ihr schwimmendes Nest fand ich auf einer Wasserblänke des Inundationsgebietes der Ndjirisümpfe im Juli, die wundervoll gezeichneten Eier waren nur wenig angebrütet.

51. Microparra capensis (A. Sm) — Westliche Ndjirisümpfe VII.

Das liebliche Zwergblatthühnchen erlegte ich nur einmal in einem Paare am 6. Juli in den westlichen Ndjirisümpfen, sie zeigten sich weitab vom Ufer wenig scheu.

Rallidae.

52. Crex crex (L.) — Mittlerer Pangani III.

Unseren Wachtelkönig habe ich nur selten aus dem Ried aufstöbern können.

53. Limnocorax niger (Gm.) — Dönje Erok VIII. Rufufluß III. Ndjirisümpfe VII. Kibaya Masai III.

Dieses niedliche Teichhuhn läßt seine charakteristische Stimme überall an geeigneten Örtlichkeiten vernehmen.

54. Ortygometra pusilla obscura (Neum.) — Ndjirisümpfe VI.

Das Zwergsumpfhuhn habe ich nur dreimal beobachten und einmal erlegen können.

55. Gallinula chloropus (L.) — Ndjirisümpfe VII.

Das grünfüßige Teichhuhn fand ich namentlich auch im Januar auf dem Neivashasee sehr zahlreich.

56. Fulica cristata Gm. — Nakurosee, Naivashasee, Westl. Ndjiri VII.

Außerordentliche Mengen dieses Wasserhuhns zeigten sich auf dem Neivashasee im Januar. Ich kann mich der Ansicht O. Neumanns nicht anschließen, daß diese Art wärmere Gewässer scheue. —

Turnicidae.

57. Turnix lepurana (A. Sm.) — Ngaptuk X. Ndjiri VI. Dunenjunges.

Brütend fand ich das Laufhühnchen im Mai, Junge etwas später. Bemer-

kenswert ist sein schwirrender Flug, wobei das Hühnchen, das meist sehr bald wieder einfällt, sich vor dem Niederlassen deutlich in der Luft kerzengerade stellt, — mit ausgebreiteten Flügeln, — und in diesem Augenblicke niedergeht. Für den Hühnerhund haben angeschossene Stücke vortrefflich starke Witterung. Wenn aufgestoßen ohne Hund schwer wieder aufzufinden.

Pteroclidae.

58. Pterocles gutturalis saturatior Hart. — Dönje Erok VIII. Ndjiri V. Westlich des Kilimandscharo. VIII.

59. Pterocles decoratus Cab. — Ndjiri VI. Yumbe ya Mawe IV.

60. Pteroclurus exustus (Tem.) — Dönje Erok VIII. Ndjiri VI.

Die vorgenannten drei Arten Sandhühner sind nicht eigentlich zutraulich. Zur trockenen Zeit im Juli, August, September kamen sie in Flügen und auch einzeln an ganz bestimmte Wasserplätze morgens einige Zeit nach Sonnenaufgang. Die Flüge zählten bis zu 30 und mehr Stück, und der Vogel zieht sehr hoch und von weitem her unter lebhaftem Locken zum Wasser. Der Flug des Sandhuhns ist schnell und reißend, das Flugbild namentlich von Pt. gutturalis gleicht entfernt dem der Waldschnepfe. Die Stimme dieser Art klingt wie glé-glé-glé lágak (das é dumpf) ága ága glé-glé-glé ága ága und die von Pt. exustus djödjödjö-wieh.

Ibidae.

61. Ibis aethiopica (Lath.) — Masimani III. Nguasso Nyiro X.

Der heilige Ibis wurde von mir verhältnismäßig scheu und vorsichtig gefunden.

62. Theristicus hagedash (Lath.) — Masimani III.

Kaum eine Vogelstimme ist für das Masaigebiet charakteristischer als die des Hagedasch. Sein gellendes Haheia haheia macheia läßt er namentlich gegen Abend mit Vorliebe ertönen.

63. Plegadis autumnalis (Hasselq.) — Viktoria-Nyanzasee IX.

Ciconiidae.

64. Leptoptilos crumenifer ([Cuv.] Less — Masailand.

Überall im ganzen Gebiete. Auf großen Uferbäumen an Flüssen zu Hunderten und mehr Stück übernachtend. Große Ansammlungen dieser Vögel stellen den Heuschrecken nach. Seiner Federn wegen leider neuerdings außerordentlich verfolgt. Auch alt eingefangene Exemplare werden überraschend zahm und anhänglich.

65. Abdimia abdimi (Lcht.) — Panganisümpfe III

In Gesellschaft unseres Hausstorches der Heuschreckenjagd obliegend.

66. Tantalus ibis L. — Brutkolonie VII. Panganifluß.

Eine große Brutkolonie auf den Bäumen einer Flußinsel im Rufufluß. Im Juli große Junge. Im nächsten Jahre war die Kolonie unbesetzt.

67. Ciconia ciconia (L.) — Panganisümpfe III. Kikuyu I.

Unser weißer Storch überwintert in großen Mengen im äquatorialen Ostafrika. Im März und noch Anfang April große Flüge, den Heuschrecken der Steppe nachstellend. Im Januar 1896 über 200 Stück am Naivashasee.

68. Anastomus lamelligerus Tem. — III. Panganifluß.

Den seltsamen und wenig scheuen Klaffschnabel fand ich 1896 und 1900 am Rufuflusse, wo ihn auch Prinz Johannes Löwenstein gelegentlich unserer Reise 1903 im März erlegte. Im Gebiete des Mangasees nicht selten.

69. Ephippiorhynchus senegalensis (Shaw) — Masailand.

Den herrlichen Sattelstorch bemerkte ich in wenigen Paaren während meiner Reisen. Sein Flug ist prachtvoll, leicht dahinschwebend. Im August pärchenweise.

Phoenicopteridae.

70. Phoenicopterus roseus Pall. — Steppe zwischen Kilimandscharo und Meruberg XI. Nguasso Nyiro X.

71. Phoenicopterus minor Geoff. — desgl. desgl.

In ungeheuren Mengen, nach vielen Tausenden zählend, zeigten sich die Flamingos am Natronsee. An kleinen flachen Steppenseen, die von Krebstieren wimmelten, waren beide Flamingoarten im November zahlreich. Die alten Vögel zeigten sich prachtvoll rot gefärbt.

Scopidae.

72. Scopus umbretta Gm. — Masailand. Eier X.

Die Eier des Schattenvogels fand ich im Oktober, drei an der Zahl. Das Nest steht niemals allzuhoch über dem Boden in gabeligen Ästen starker Bäume.

Ardeidae.

73. Nycticorax nycticorax (L.) — Panganisümpfe III.

Nur einmal an der Heckinsel im März erlegt.

74. Nycticorax leuconotus (Wagl.) — Mittlerer Pangani III.

75. Butorides atricapillus (Afzel.) — Mittlerer Pangani III.

76. Ardetta sturmi (Wagl.) — Massangoleni II. Kibaya Masai III.

77. Bubulcus ibis (L.) — Pangani.

Den Kuhreiher fand ich im März in einzelnen Exemplaren am Pangani brütend.

78. Ardea melanocephala Vig. Childr. — Masimani III.

Die Eier des schwarzköpfigen Reihers fand ich Ende März. Die Gelege bestanden aus drei bis vier Stück, und die Nester waren denen des europäischen Fischreihers sehr ähnlich.

79. Ardea goliath Cretzschm. — Rufufluß, Athifluß Kikuyu I, IV.

Den Riesenreiher habe ich verhältnismäßig selten an Flüssen und Seen aufgefunden.

80. Melanophoyx ardesiaca (Wagl.) — Dar-es-Salaam VI. Tanga VI

81. Herodias alba (L.) — Mittlerer Pangani III. Ndjiri VII.

82. Herodias gularis (Bosc.) — Sadaani. Meeresküste V.

83. Herodias garzetta (L.) — Panganifluß V. Ndjiri VII.

Die Edelreiher zeigen sich verhältnismäßig scheu und vorsichtig. Ein gewerbsmäßiger Jäger vernichtete u. a. viele Tausende an ihren Brutplätzen in der Nähe von Tanga. Schutzmaßregeln wären für die Edelreiher sehr zu wünschen.

Columbidae.

84. Vinago calva nudirostris Sw. — Dönje Erok X. Buiko VI.

Diese Papageitaube habe ich nur selten und relativ scheu gefunden.

85. Columba aquatrix Tem. — Westlich des Kilimandscharo VII. Halberwachsene Junge im Nest.

Diese schöne große, unserer Ringeltaube sehr ähnliche Art war unter anderem im Gebiete des westlichen Kilimandscharo in etwa 2000 m Höhe im Juli ganz außerordentlich zahlreich. Um diese Zeiten nährte sie sich hauptsächlich von den Beeren einer den Masai unter dem Namen „Leurién" bekannten Euclea-Art.

Junge fand ich um diese Zeit im Nest. In der Ebene habe ich diese Taube nur ein einziges Mal in einem kleinen Fluge beobachtet.

86. Turtur senegalensis (L.) — Ndjiri VI. Ngaptuk X Westlich des Kilimandscharo VIII.

87. Turtur lugens (Rüpp.) — Ndjiri VIII. Westlich des Kilimandscharo VIII.

88. Turtur semitorquatus (Rüpp.[— Moschi IV, XII. Westlich des Kilimandscharo VIII.

89. Turtur capicola tropica Rchw. — Ndjiri VIII. Ngaptuk X. Moschi XI Westlich des Kilimandscharo VIII.

90. Turtur ambiguus perspicillatus Fsch. Rchw. — Ndjiri V, VIII. Westlich des Kilimandscharo VIII.

Der eigentümliche, schon von Fischer wie „Krrau" beschriebene Ruf dieser Taube ist höchst charakteristisch für diese Art.

91. Tympanistria tympanistria (Tem.) — Moschi IV, XII.

92. Chalcopelia chalcospilos (Wagl.) — Dönje Erok VIII. Ngaptuk X. Moschi XII.

93. Chalcopelia afra (L.) — Moschi XI, XII.

94. Oena capensis (L.) — Mittlerer Pangani III. Ngaptuk X.

Diese langschwänzige Zwergtaube schwirrt wie ein vom Bogen abgeschossener Pfeil, der die Richtung verloren hat, blitzschnellen unregelmäßigen Fluges einher

Phasianidae.

95. Numida reichenowi Grant — Njiri V.

96. Acryllium vulturinum (Hardw.) — Pangani III. Ndjiri V. Moschi IV.

Die Perlhühner vermögen durch Scharren den Erdboden dermaßen aufzuwühlen, daß es mir in einem Falle unmöglich war, die Fährte eines Rhinozerosses weiter zu verfolgen, da die Vögel innerhalb eines Gebietes von bedeutender Ausdehnung in der Nähe eines Wasserplatzes die Steppe dermaßen verscharrt und zerwühlt hatten, daß sie vollkommen einer Reitbahn oder einem Exerzierplatz — wie dies Reichenow schon treffend bemerkt — glich.*)

97. Pternistes leucoscepus infuscatus Cab. — Pangani VII. Dönje Erok IX. Westlich des Kilimandscharo VII. Marago Kanga V, IX.

Das gelbkehlige Frankolin pflegt in der Morgenfrühe besonders gern auf den Ästen dürrer, durch die Steppenbrände abgestorbener und umgestürzter Bäume niedrig über der Erde aufzubaumen. Bei Annäherung des Menschen läßt es sich dann schleunigst in das Gras niederplumpsen. Ich glaube bemerkt zu haben, daß sehr alte Hähne besonders dunkel gefärbt sind. Der durchdringende Lockton lautet: qqrruaei qqrruaei djrruäi!

98. Francolinus schütti Cab. — Kilimandscharo VIII.

Dies schön gefärbte Frankolin ist ein ausgesprochener Bewohner der Bergwälder, wo es mit Vorliebe in der Nähe kleiner Lichtungen am und im Gürtelwalde häufig ist.

Eben ausgekrochene Junge fand ich Ende Juni. Ein einziges Mal tat ich es im Grase der Hochsteppe in etwa 1600 Meter Höhe auf. Beim Aufgehen lassen sie ein erschrecktes helles Locken, ähnlich wie "terrrr" vernehmen.

99. Francolinus hildebrandti Cab. — Dönje Erok, IX. Ngaptuk X.

Niemals in der freien Steppe, sondern in buschigem und bergigem deckungsreichen Gelände.

100. Francolinus uluensis Grant. — Dönje Erok IX. Ngaptuk X. Westlich des Kilimandscharo VII, VIII.

Dieses Frankolin ist ein Bewohner der Hochsteppe, wo es beispielsweise auf den grasigen, hügligen und mit Steinen übersäten Flächen an den Abhängen des westlichen Kilimandscharo nicht selten ist. Hier fand ich es — in Aussehen und Benehmen entschieden unserem Feldhuhn am ähnlichsten — in kleinen Ketten in den Sommermonaten unserer Jahreszeit. Das Gelock, ähnlich dem von Francolinus granti, aber mit ganz anderem Rhythmus, ist besonders dem von Perdrix cinerea ähnlich. Gegen Abend läßt es hingegen ein wie: grüdjitjidjidje grüdjitjidjidje klingendes mehr ineinander gezogenes und nicht so scharf akzentuiertes Locken, weithin klingend, ertönen.

101. Francolinus granti Hartl. — Dönje Erok VIII. IX. Yumbe ya Mawe IV. Kimiishira, Westlicher Teil des Kilimandscharo VII, VII.

Das schmetternde laut, hell und weithin klingende Locken dieser kleinen Frankoline lautet wie: kü djidji kü djidje kü djidje und beim Aufgehen, wenn erschreckt, wie: kidjirédjirédjirédjire.

102. Coturnix delegorguei Deleg. — Ndjiri II, VI.

Im Juni an der Meeresküste, wenige Kilometer landeinwärts zwischen Pangani und Sadaani besonders häufig; in Sotiko von den Eingebornen in geflochtenen kleinen Binsenkäfigen, mit einer kleinen Muschel als Trinkgefäß einzeln zum Verkauf gebracht.

*) Dr. Ant. Reichenow „Die Vögel Deutsch-Ost-Afrikas".

Vulturidae.

103. Otogyps auricularis (Daud.) — Dönje Erok VII.

Dieſen großen Geier konnte ich 1897 zum erſtenmal für das Maſaigebiet nachweiſen. Gelegentlich größerer Anſammlungen von Geiern wird man zuweilen ein oder einige wenige Exemplare dieſer Art bemerken.

104. Lophogyps occipitalis (Burch.) — Dönje Erok VIII, IX. Ndjiri VII.

*)105. Pseudogyps africanus schillingsi Erl. — Dönje Erok VIII, IX. Ndjiri VII.

Dieſen von mir entdeckten und durch meinen leider ſo früh aus dem Leben geſchiedenen Freund Baron Carlo von Erlanger beſchriebenen und benannten Geier ſammelte ich in 10 weiteren Exemplaren weſtwärts vom Kilimandſcharo, leider büßte ich dieſelben durch Verluſt einer ganzen nach Europa abgeſandten Vogelſendung ein. Brütend fand ich dieſe Art auf ſehr hohen Akazien Anfang Mai; Ende Auguſt entnahm ich den Horſten faſt flugfähige Junge. Ein vermutlich dieſer Art zugehöriges Ei ſammelte ich am 26. 5. 03. an den weſtlichen Ndjiriſümpfen. Es iſt weiß mit wenigen kleinen rotbraunen Flecken am ſtumpfen Ende und mißt 87×65 mm.

106. Gyps rüppelli Bp. — Ndjiri VI.

Recht zahlreich im Gebiet; ſehr alte Vögel heben ſich durch ihre ſehr helle Färbung ab, wie Baron Carlo von Erlanger dies bereits angab.

107. Neophron monachus (Tem.) — Ndjiri V.

Außerſt gemein. Nimmt meiſt mit menſchlichen Exkrementen vorlieb. Erſcheint am Morgen ſtets früher als die großen Geier am Aaſe und iſt äußerſt zutraulich.

108. Neophron pcernopterus (L.) — Maſailand IV, VII. ol'Donje l'Eng-ai VIII.

Dieſen Aasgeier habe ich nur ganz vereinzelt bemerkt.

Falconidae.

109. Serpentarius serpentarius (Miller) — Dönje Erok VIII.

Der Sekretär verſteht es meiſterhaft, ſich außerhalb des Bereiches eines Schrotſchuſſes zu halten. Rückt man ihm zu nahe auf den Leib, ſo entfaltet der Vogel eine bewundernswerte Schnelligkeit im Laufen; die Art ſeiner Fortbewegung hat dabei etwas Säugetierähnliches und Schwerfälliges. Im ganzen muß er als ſelten bezeichnet werden: kann man den auffallenden Vogel doch kaum überſehen!

110. Melierax poliopterus Cab. — Maſailand.

111. Circus pygargus (L.) — Mittlerer Pangani II'.

In den Steppen im Gebiete der Naivaſha-, Elmentaita- und Nakurroſeen im Januar beſonders zahlreich.

112. Circus macrourus (Gm.) — Ngaptut X. Kirarágua.

113. Circus ranivorus (Daud.) — Zwiſchen Kilimandſcharo und Meruberg XI.

114. Astur tachiro (Daud.) — Moſchi VIII.

115. Astur melanoleucus (A. Sm.) — Aruſha Djou IX.

116. Accipiter nisus (L.) — Zwiſchen Kilimandſcharo und Meruberg XI.

War noch niemals ſo weit ſüdlich nachgewieſen. Im November 1903 erlegte ich ein an mir vorüberſtreichendes Weibchen dieſer Art.

117. Accipiter minullus tropicalis Rchw. — Dönje Erok IX.

118. Kaupifalco monogrammicus (Tem.) — Korrogwe VII.

119. Lophoaetus occipitalis (Daud.) — Viktoria-Nyanza XI.

Zwiſchen Sotiko und Lumbwa bemerkt und erlegt.

120. Aquila rapax (Tem.) — Maſaiſteppe X, IX, XII.

Sehr häufig. Geht Aas an.

121. Haliaetus vocifer (Daud.) — Maſailand.

Überall an Seen und Flüſſen, wo er ſich durch ſeine helle Stimme bemerkbar macht.

122. Pandion haliaetus (L.) — Bagamoyo VI.

Unfern der Meeresküſte; ſonſt nicht beobachtet.

*) Vom Verfaſſer entdeckte Arten.

123. Buteo desertorum (Daud.) — Naivaſhaſee I.

124. Buteo augur Rüpp. — Dönje Erok XI.

125. Milvus aegyptius (Gm.) — Maſailand.

Der Schmarotzermilan wird, namentlich wenn man ihn nicht verfolgt, ganz außerordentlich zutraulich und gewährt durch ſeine Flugkünſte erfreuliche Unterhaltung im monotonen Lagerleben. Er nimmt dabei Fleiſchſtücke unmittelbar in der Nähe der Träger, aus der Luft herabſtoßend auf und ſogar ſolche, die man ihm zuwirft. Zum Trocknen ausgelegte kleine Vogelbälge muß man freilich vor ihm ſchützen.

126. Helotarsus ecaudatus (Daud.) — Maſailand V, XI, XII.

In ſeltenen Fällen geht der Gaukler-Adler auch Aas an. Ich habe ihn ſtets ſcheu und vorſichtig gefunden und konnte mehrfach beobachten, wie er Schlangen in die Lüfte hob. Einen mitten im Walde auf dem Erdboden zur Mittagſtunde ſchlafenden Vogel habe ich beinahe mit einem Stocke erſchlagen. Seine Flugkünſte ſind außerordentlich!

127. Falco biarmicus Tem. — Eldoma Ravine I. Britiſch-Oſtafrika.

Inmitten eines gewaltigen ſchneegeſtöberartigen Heuſchreckenſchwarmes, auf den viele Raubvögel Jagd machten, beteiligte ſich dieſer Edelfalk reißenden Fluges an der Jagd. Der erlegte hatte eine große Anzahl Heuſchrecken im Magen.

128. Falco minor Bp. — Ngaptuk X.

Ein Pärchen dieſes Edelfalken hielt ſich in der Nähe meines Lagers am Ngaptukuberge im Oktober auf. Sein Erſcheinen erregte ſtets größten Schrecken in der Vogelwelt.

129. Cerchneis vespertina (L.) — Mittlerer Pangani III, Yumbe ya Mawe IV.

In großen Scharen betrieb ſowohl der Abendfalk wie auch der Rötelfalk gemeinſam die Heuſchreckenjagd im April.

130. Cerchnesis tinnunclues (L.) — Maſailand. Panganifluß II.

Den Turmfalken habe ich nur einmal im Februar erlegt.

131. Cerchneis naumanni (Fleiſch.) — Mittlerer Pangani III.

Strigidae.

132. Bubo lacteus (Tem.) — Yumbe ya Mawe IV., Ndjiri VI.

Dieſen Uhu habe ich während meiner Reiſen in nicht mehr als höchſtens zehn Exemplaren geſehen.

133. Pisorhina capensis (A. Sm.) — Paregebirge III.

Am 18. März traf ich dieſe Eule im Innern eines dichtbelaubten Strauchbaumes, von kleinen Vögeln bedrängt, an. Angeſchoſſen, ließ ſie ein ganz eigentümliches fauchendes Knurren hören.

134. Asio nisuella (Daud.) — Ngare Rongai V.

Dieſe Eule habe ich im Hochgraſe der Steppe aufgefunden. Mehrfach aufgeſtöbert, zeigte ſie ſich ſcheu, und ich konnte ſie erſt nach wiederholten Verſuchen erlegen.

135. Asio leucotis (Tem.) — Dönje Erok X, XI., ol Donio l'Eng-ai XI, X.

136. Glaucidium perlatum (Vieill.) — Dönje Erok VIII., Ngaptuk X.

Höchſt charakteriſtiſch für dieſen niedlichen Kauz iſt ſein um die Mittagsſtunde bei größter Hitze nicht ſelten hörbares Rufen. Faſt genau in chromatiſcher Tonleiter aufſteigend, klingt dieſer Eulenruf wie: höhöhöhöhöhu-i-u. Nachts gibt der Vogel einen unſerem europäiſchen Käuzchenrufe ähnlich klingenden Ton — nur etwas leiſer — von ſich. In den Kronen mächtiger Akazienbäume fühlt er ſich beſonders heimiſch.

137. Syrnium woodfordi (A. Sm.) — Sadaaniſteppe VI.

138. Strix flammea maculata Brehm. — Panganiwald VIII. Brütend.

Im verlaſſenen Neſte eines Schattenvogels fand ich am 9. Auguſt dieſe Eule zwei friſch gelegte Eier bebrütend.

Psittacidae.

139. Poiocephalus rufiventris (Rüpp.) — Taveta II. Ngaptuk X. Djipesee XII. Mittl. Pangani III, IV. Kiniaroksee III.

Mit durchdringendem, hellem Schreien segeln diese Papageien mit eigentümlich kurzen Flügelschlägen durch die Lüfte. Sie nisten mit Vorliebe in Affenbrotbäumen.

140. Poiocephalus masaicus (Fschr. Rchw.) — Naivasha see I.

Musophagidae.

141. Chizaerhis leucogastra Rüpp. — Dönje Erok VIII, IX. Ngaptuk X.

Der Lärmvogel führt seinen Namen mit vollem Recht. Der Unerfahrene wird durch seine täuschend das Blöken eines Schafes nachahmende Stimme gewiß getäuscht werden; aber auch mit dem Bellen eines jungen Hundes läßt sich sein Ruf treffend vergleichen. Unter Umständen zeigen sich diese Vögel sehr zutraulich, im allgemeinen aber scheu und unruhig. Rätselhaft erscheint es, wie sie es verstehen, durch das furchtbar stachlig bewehrte Akaziengebüsch hindurchzuschlüpfen. Sie lassen sich mit derselben Sicherheit in den Kronen der Dornbäume nieder, wie andere Vögel auf nicht mit Dornen bewehrtem Buschwerk, und fühlen sich Raubvögeln gegenüber in diesen Baumkronen anscheinend vollkommen sicher. In den Mägen fand ich nur körnige grüne Früchte.

142. Turacus hartlaubi (Fschr. Rchw.) — Dönje Erok VIII.

Cuculidae.

143. Centropus superciliosus Hempr. Ehr. — Merkersee XI. Ndjiri VI. Moschi IV.

Der markante Ruf dieses Kuckucks, der auch zur Nachtzeit ausgestoßen wird, ist für die ostafrikanischen Steppen von höchster Charakteristik, seine unordentlich aufgehäuften losen Nester baut er nicht hoch vom Boden, ins Buschwerk, wo ich seine weißen Eier im März fand.

144. Clamator glandarius (L.) — Victoria-Nyanza XII.

145. Clamator jacobinus (Bodd.) — Yumbe ya Mawe IV., Lafittiberge III., Mittlerer Pangani III., Moschi XII.

146. Cuculus solitarius Step. — Mittlerer Pangani III., Merkersee XI., Djipesee XII., Moschi XII.

Der aus drei Tönen bestehende eigentümliche Ruf des Kuckucks erschallt auch häufig zur Nachtzeit und ist dem einer kleinen Eule nicht unähnlich. Dieser Kuckuck ist außerordentlich scheu.

147. Cuculus canorus L. — Mittlerer Pangani III., Moschi IV.

148. Chrysococcyx cupreus (Bodd.) — Mittlerer Pangani III., Mittlerer Rufu III. (Junge im Webernest).

Der Goldkuckuck benutzt u. a. mit Vorliebe die über dem Wasser angebrachten Hängenester von Ploceus schillingsi Rchw. zur Ablage seiner Eier. Im März fand ich zahlreiche fast ausgewachsene junge Goldkuckucke, welche die jungen Webervögel aus dem Neste verdrängt hatten.

149. Chrysococyx klaasi (Steph.) — Moschi IV, XII.

Im Gegensatz zu O. Neumann habe ich den kleinen Goldkuckuck mehrfach in der Umgebung von Moschi das ganze Jahr über gefunden. Neumann fand damals dort nur Ch. cupreus, und klaasi erst am Victoria-Nyanza.

Indicatoridae.

150. Indicator indicator (Gm.) — Dönje Erok IX., Ngaptuk X.

Ich habe nie beobachten können, daß der Honiganzeiger, nach erfolgtem Ausnehmen des Bienennestes durch die von ihm zu den Bienen geführten Menschen etwa Honigreste oder Bienen verzehrt hat.

151. Indicator maior Steph. — Kilimandscharo VIII., Geleï-Vulkansteppe X.

152. Indicator minor Steph. — Merkersee XI.

Capitonidae.

153. Lybius melanopterus (Ptrs.) — Kirarágua XI., Moſchi XI.

154. Tricholaema lacrymosum Cab.— Dönje Erok XI., Ngaptuk X., Moſchi XII.

155. Buccanodon kilimense (Shell.) — Kilimandſcharo XI.

U. a. junger Vogel mit teilweiſe weißem Schnabel, in dieſem Zuſtande noch unbekannt geweſen.

156. Barbatula affinis Rchw. — Ngaptuk X., Matiomgebirge X.

157. Trachyphonus erythrocephalus Cab. — Dönje Erok VIII.

158. Trachyphonus boehmi Fsch. Rchw. — Mombo II. (Eier im Erdloche). Dönje Erok IX., Djipeſee.

Im Februar fand ich ein Neſt dieſes Vogels in einem Mauſeloch mitten im ausgetretenen Karawananweg.

Picidae.

159. Dendromus chrysurus suahelicus Rchw. — Moſchi IV.

160. Dendromus nubicus (Gm.) — Mittlerer Pangani III., Ngaptuk X, Dönje Erok VIII., Moſchi IV.

161. Mesopicos spodocephalus rhodeogaster (Fschr. Rchw.) — Njdiri V, VI, VII. Dönje Erok VIII. Mittlerer Pangani III., ol Donjo l'Eng-ai X.

162. Mesopicos namaquus (A. Lcht.) — Ndjiri II, VI.

163. Dendropicos hartlaubi Malh. — Ndjiri V. Yumbe ya Mawe IV Dönje Erok VIII, IX. Ngaptuk X. Moſchi IV. Weſtl. d. Kilimandſcharo VII.

Ich habe zuweilen Spechte auf Zweigen ſitzend beobachten können, leider gingen mir die betreffenden Notizen mit einer nach Europa beſtimmten Vogelſendung verloren.

Dendromus nubicus, Mesopicos spodocephalus und Dendropicos hartlaubi fand ich im September gemeinſchaftlich in Flügen auf Termitenhügeln.

Coliidae.

164. Colius leucotis affinis Shell. — Moſchi IV, XII, XII.

Fliegen zuerſt ſurrend mit vielen Flügelſchlägen, dann ein Stück ohne Flügelbewegung mit ausgebreiteten Schwingen, dann wieder, kurz vor dem Niederſetzen, mit einigen ſchnellen Flügelſchlägen. Sitzen ſtets in dichten grünen Büſchen, mit Vorliebe in ſolchen, die mit Ranken bewachſen ſind.

Trogonidae.

165. Heterotrogon vittatum (Shell.) — W. Kilimandſcharo VIII. 1800 Meter Höhe.

Dieſen, in allen Farben wundervoll ſchimmernden Nageſchnäbler fand ich im Gürtelwalde. Ohne große Scheu ſchwirrte er ſitzend in eigentümlicher Weiſe mit den Flügeln, dabei einen leiſen Ton ausſtoßend.

Coraciidae.

166. Coracias garrulus L. — Maſailand.

167. Coracias caudatus L. — Dönje Erok VIII, IX. Ngaptuk X.

168. Eurystomus afer (Lath.) — Moſchi XII.

Bucerotidae.

169. Bucorvus cafer (Schleg.) — Paregebirge III. Öſtl. Ndjiriſümpfe V.

170. Bycanistes cristatus (Rüpp.) — Pare-ya-Peſa III. Meruberg VIII.

171. Lophoceros melanoleucos (A. Lcht.) — Maſailand.

172. Lophoceros erythorrhynchus (Tem.) — Ndjiri VIII. Dönje Erok VIII.

Die Klugheit und Scheu der Nashornvögel ist in der Tat erstaunlich. Selbst auf den Schützen zustreichend, wissen sie noch im letzten Augenblicke ihren Flug so zu ändern, daß ein Schrotschuß ihnen nichts anzuhaben vermag. Der großen Zahmheit und Klugheit Gefangener entspricht ihre Scheu in der Freiheit — es sind geistig hochstehende Vögel. An Fruchtbäumen auf dem Anstand leichter zu erlangen.

Alledinidae.

173. Ceryle rudis (L.) — Panganifluß III.

174. Halcyon chelicuti (Stanl.) — Korrongo (Mittl. Rufu) III. Ngaptuk X.

175. Halcyon albiventris orientalis Ptrs. — Moschi IV.

176. Halcyon semicaeruleus hyacinthinus Rchw. — Korrongo III.

Ende Oktober kehrte ein von mir aus einer Kandelabereuphorbie gegen Abend aufgescheuchtes Exemplar immer wieder zu derselben zurück; ein Nest konnte ich jedoch nicht entdecken.

177. Ispidina picta (Bodd.) — Moschi IV.

Meropidae.

178. Melittophagus meridionalis Sharpe. — Ndjiri V, VIII. Dönje Erok VIII.

179. Melittophagus cyanostictus (Cab.) — Ngaptuk I. Geleï-Vulkansteppe X. Moschi IV.

180. Melittophagus bullockoides (A. Sm.) — Kirarágua XI. Naturosee I.

181. Aerops albicollis (Vieill.) — Djippesee XII.

182. Merops persicus Pall. — Masailand.

Upupidae.

183. Upupa africana Bchst. — Mittlerer Pangani III.

184. Irrisor senegalensis somaliensis Grant. — Ndjiri VI. Matiom XI.

185. Rhinopomastus cabanisi (Fil.) — Ngaptuk X. Kitumbin Vulkan IX.

Die Baumhopfe fand ich scheu. Nach Art der Spechte klammert sich der Spotthopf an die Rinde dicker Baumstämme. Auch kopfabwärts habe ich ihn so beobachtet, und das gellende Geschrei der Vögel, begleitet von eigentümlichen Verbeugungen, ist höchst charakteristisch.

Caprimulgidae.

186. Caprimulgus fraenatus Salvad. — N.-W. Kilimandscharo VIII.

187. Caprimulgus fossei [Verr.] Hartl. — Dönje Erok VIII.

Brütend im März gefunden. Beim Aufgehen läßt er einen unendlich weichen kaum hörbaren Ton vernehmen. Kaum flugbare Junge im November am Meruberge.

Macropterygidae.

188. Apus apus (L.) — Dönje Erok XI. Kilimandscharo XII.

189. Apus aequatorialis (v. Müll.) — Dönje Erok XI. Pare VIII.

Unter dem Einflusse gewisser atmosphärischer Verhältnisse schwärmen diese beiden Seglerarten zuweilen auch im Gebiet der Steppe an bestimmten Stellen tief über den Erdboden einher.

190. Apus streubeli (Hartl.) — Marangu V.

191. Apus affinis (Gr. Hardw.) — Masailand.

192. Tachornis parvus myochrous (Rchw.) — Mruasi Pangani 22. VII.

Hirundinidae.

193. Riparia cincta (Bodd.) — Masailand.

An den steilabfallenden Ufern eines trockenen Regenstrombettes im Dezember beobachtet.

194. Riparia rufigula (Fschr. Rchw.) — Ngaputk X. Dönje Erok IX. Kilimandscharo VII.

195. Hirundo griseopyga Sund. — Ndjiri VI.

196. Hirundo rustica L. — Oberer Pangani IV.

197. Hirundo smithi Leach. — Moschi IV.

198. Hirundo puella Tem. Schl. Masailand.

199. Hirundo monteiri Hartl. — Ngaptuk X. Dönje Erok IX.

200. Hirundo emini Rchw. — Ndjiri V. Dönje Erok IX. Kilimandscharo.

Hirundo monteiri, rustica, emiini und puella abends scharenweise auf dem 2000 m hohen Ngaptukberge jagend im November.

201. Psalidoprocne holomelaena (Sund.) — Dönje Erok IX. Masinde.

Musicapidae.

202. Bradornis pallidus murinus Finsch Hartl. — Moschi IV.

Dieser liebliche Vogel ist außerordentlich zutraulich.

203. Bradornis griseus Rchw. — Ndjiri VII. Ngaptuk X. Dönje Erok VIII. Kilimandscharo VII.

204. Melaenornis ater tropicails (Cab.) — Ndjiri VI. Moschi IV.

205. Muscicapa grisola L. — Ndjiri VII. Moschi XII.

206. Alseonax infulatus (Hartl.) — Victoria-Nyanza Kitoto XI.

207. Alseonax murinus Fschr. Rchw. — Dönje Erok IX. Moschi IV. Kilimandscharo VII. Nguasso Nyiro X. Gelei-Vulkan X.

208. Chloropeta natalensis masaica Fschr. Rchw. — Kirarágua, W. Kilimandscharo.

209. Bias musicus (Vieill.) — Masailand. Pare ya Mabogo III.

210. Batis puella Rchw. — Dönje Erok. Ngaptuk X. Matiom X. Gelei-Vulkan X. Kilimandscharo VII. Moschi IV.

211. Tchitrea perspicillata suahelica (Rchw.) — Merkersee XI. Dönje Erok IX, XI. Moschi IV, XII.

Gegen Abend auf den trockenen Ästen von Baumspitzen im dichten undurchdringlichen Pori mit Vorliebe sich aufhaltend.

Laniidae.

212. Eurocephalus rüppelli Bp. — Ndjiri VI. Mittlerer Pangani III. Dönje Erok VIII. Yumbe ya Mawe IV.

Dieser Würger zeigt sich stets auffallend scheu und vorsichtig.

213. Prionops talacoma A. Sm. — Moschi IV, XII.

214. Nilaus afer minor Sharpe. — Ndjiri VII. Ngaptuk X. Dönje Erok VII, IX.

215. Pomatorhynchus australis minor (Rchw.) — Ndjiri VI. Dönje Erok. Moschi IV, XII.

216. Chlorophoneus sulphureopectus chrysogaster (Sw.) — Ngaptuk X. Dönje Erok XI.

Sein der chromatischen Tonleiter folgender wie: c d g g g klingender Pfiff wird von dem in dichtbelaubten Büschen versteckten Vogel häufig wiederholt.

217. Chlorophoneus quadricolor (Cass.) — Moschi IV.

218. Pelicinius cathemagmenus (Rchw.) — Dönje Erok. IX Yumbe ya Mawe IV.

219. Laniarius funebris (Hartl.) — Ngaptuk X. Kilimandscharo VII. Moschi IV.

Die glockenartig metallisch klingenden Gesangsstrophen des Trauer-Würgers sind von höchster Charakteristik.

220. Laniarius aethiopicus (Gm.) — Moschi IV, XII.

Die schönen Flötentöne des Orgel-Würgers zeigen stets in der Nähe befindliches Wasser an.

221. Dryoscopus cubla hamatus (Hartl.) — Dönje Erok IX. Moschi IV.

222. Urolestes aequatorialis Rchw. Maſailand.

223. Lanius humeralis Stanl. — Moſchi IV, XII.

224. Lanius caudatus Cab. — Mittlerer Pangani. Ndjiri VI.

225. Lanius minor Gm. — Yumbe ya Mawe IV. Moſchi IV.

Dieſen europäiſchen Würger fand ich als Wintergaſt im April.

226. Lanius collurio L. — Moſchi IV. Mumias Viktoria-Nyanza XII, I.

Der rotrückige Würger dehnt ſeine Winterwanderung weit nach Süden aus. Mr. F. C. Jackſon erzählte mir von zahlreichen im Frühjahre nordwärts ziehenden Vögeln dieſer Art, welche am Naivaſhaſee, von Süden kommend, beobachtet wurden.

227. Sigmodus tricolor (Gray.) — Aruſha Djou IX.

Hauptſächlich auf hohen Bäumen in der Nähe von Lichtungen im Hochwald bemerkt.

Corvidae.

228. Corvus scapulatus Daud. — Dönje Erok XI.

229. Corvultur albicollis (Lath.) — Maſailand.

230. Heterocorax capensis minor (Heugl.) — Mumias. Viktoria-Nyanza XII.

Im Januar dort nicht ſelten.

Dicruridae.

231. Dicrurus afer (A. Lcht.) — Dönje Erok IX. Ngaptuk X. Moſchi IV. Kilimandſcharo VII.

Oriolidae.

232. Oriolus oriolus (L.) — Ngaptuk X.

Den europäiſchen Pirol habe ich im ganzen Gebiet in den Wintermonaten nicht ſelten beobachtet.

233. Oriolus larvatus rolleti Salvad. — Dönje Erok IX. Moſchi XII. Kibweſi II.

Seine Stimme ähnelt außerordentlich der des europäiſchen Pirols, könnte jedoch mit derſelben niemals verwechſelt werden.

Sturnidae.

234. Buphagus erythrorhynchus (Stanl.) — Dönje Erok IX. Auf Nashörnern, wilden Büffeln und zahmem Vieh beobachtet. So zutraulich dieſer Vogel als Begleiter zahmen Viehes dem Menſchen gegenüber iſt, ſo ſcheu und vorſichtig iſt er, wenn er in Symbioſe mit den verſchiedenen Wildarten auftritt.

235. Perissornis carunculatus (Gm.) — Ndjiri V. Dönje Erok IX. Yumbe ya Mawe IV. Laſittiberge III.

Im November beſonders zahlreich im Süden des Viktoria-Nyanza, wo er ſich auf Viehweiden und Matten ganz nach Art des europäiſchen Stares, haſtig hin- und herſchwirrend, häufig auf kahlen Büſchen einfallend, in Geſellſchaft anderer Kleinvögel umhertrieb.

236. Spreo superbus (Rüpp.) — Ndjiri V, VI, VIII. Dönje Erok IX.

Im innigen Zuſammenleben, ausgeſprochenſter Symbioſe mit Dinemellia dinemelli vielfach beobachtet. Was Böhm über die Freundſchaft zwiſchen Elſterwürger und letztgenanntem Weber berichtet hat, trifft in jeder Beziehung auch auf das freundſchaftliche Verhältnis von Spreo superbus und Dinemellia zu. Schmetterlingsartig verfolgen dieſelben ſich ſpielend in den Lüften, dicht aneinander gedrängt, auf Zweigen dabei Platz nehmend, kurz, ihr Verhalten iſt ein im höchſten Grade und in ausgeſprochenſter Weiſe freundſchaftliches.

237. Cinnyricinelus verreauxi ([Boc.] Finsch Hartl.) — Mittlerer Pangani III. Moſchi IV, XII.

238. Stilbopsar stuhlmanni Rchw. — Weſtl. des Kilimandſcharo II.

239. Cosmopsarus regius Rchw. — Paregebirge I.

Ploceidae.

240. Textor albirostris intermedius Cab. — Mittlerer Pangani III. Ndjiri V. Ngaptuk X. Dönje Erok IX. Korongo III. Lafittiberge III.

Im März fand ich dieſen Weber brütend. Die auf weißem oder grünlichweißem Grunde fein grau und ölbräunlich gefleckten Eier meſſen 26—30×19—20 mm.

241. Dinemellia dinemelli ([Hort.] Rüpp.) — Ndjiri V, VI. Dönje Erok VIII Yumbe ya Mawe IV.

242. Sporopipes frontalis (Daud.) — Ndjiri VI. Dönje Erok IX.

243. Ploceus reichenowi (Fschr.) — Moſchi IV, XII.

244. Ploceus melanoxanthus (Cab.) — Mittlerer Pangani III. Pare II. Dönje Erok XI.

245. Ploceus ocularius croactus (Hartl.) — Moſchi IV, XIII.

246. Ploceus rubiginosus Rüpp. — Ndjiri VIII. Dönje Erok IX. Ngaptuk X. Merkerſeen XI.

Am 28. Februar brütend gefunden. Die Eier, die bisher noch unbekannt waren, ſind einfarbig blau und meſſen 12—14×5—6,5 mm.

247. Ploceus nigriceps (Lay.) — Campi ya Simba XII. Moſchi IV, XII. Kilimandſcharo VIII.

Große Kolonien dieſes Webers bei Maſſongoleni (bei Kibwezi) im Februar mit friſch gebauten Neſtern und auf blaßblauem Grunde fein rotbraun gefleckten Eiern. Die Neſter waren ohne Röhrenanſatz aus breitem Riedgras geflochten und innen ausſchließlich mit (nun vertrocknetem) jungem Grün des großen hohen Akazienbaumes ausgepolſtert.

248. Ploceus spekei (Heugl.) — Merkerſeen XI.

249. Ploceus jacksoni Shell. — Campi ya Simba (Djipeſee) XII.

250. Ploceus cabanisi (Ptrs.) — Maſimani III.

251. Ploceus aureoflavus A. Sm. — Maſailand.

*)252. Ploceus schillingsi Rchw. — Ndjiri VII, VIII. Ngaptuk X. Mittlerer Pangani III. Maſimani (Mittl. Rufu) III.

Motsb. 1902, S. 158:

Dieſe von Herrn Schillings entdeckte Art iſt dem P. bojeri ſehr ähnlich, namentlich wie dieſer durch ein goldigrotbraunes, die Kehle umgebendes Band ausgezeichnet, aber der Oberkörper iſt viel dunkler olivengelb, der Oberkörper nicht gleichmäßig goldigorangegelb, ſondern an der Stirn goldgelb und geht nach dem Genick allmählich in ein tieferes Goldbraun über; Schwingen und Flügeldecken ſind nicht olivengelblich verwaſchen, ſondern ſchwarzbraun mit ſcharf abgeſetzten breiten olivengelben Säumen. Lg. etwa 155, Fl. 75, Schw. 60, Schn. 16, L. 22 mm. Dieſer ſchöne Weber niſtet ausſchließlich über dem Waſſer. Im März fand ich die Neſter zahlreich von jungen Goldkuckucken (Chrysokoccyx cupreus [Bodd.]) beſetzt.

253. Amblyospiza unicolor (Fschr. Rchw.) — Moſchi XII.

254. Plocepasser melanorhynchus (Rüpp.) — Nguaſſo Nyiro X.

Die Stimme dieſes Vogels ähnelt in gewiſſer Beziehung dem Schlage von Fringilla coelebs.

255. Quelea sanguinirostris aethiopica (Sund.) — Ndjiri V. Dönje Erok IX. Ngaptuk XI. Yumbe ya Mawe IV. Kirarágua XI.

256. Pyromelana nigroventris (Cass.) — Ndjiri V. Singiwi XII.

257. Euplectes xanthomelas Rüpp. — Moſchi IV. Kilimandſcharo VIII.

258. Coliuspasser laticauda (Lcht.) — Dönje Erok IX. Kirarágua XI. Moſchi IV.

259. Coliuspasser albenotatus (Cass.) — Dönje Erok IX.

260. Coliuspasser eques (Hartl.) — Dönje Erok IX. Ngaptuk X.

261. Amadina fasciata (Gm.) — Dönje Erok VIII, IX. Ndjiri VI. Ngaptuk X. Kilimandſcharo VIII.

262. Spermestes nigriceps Cass. — Campi ya Simba XII. Kilimandſcharo VII.

*) Vom Verfaſſer entdeckte Arten.

263. Spermestes caniceps (Rchw.) — Dönje Erok VIII. Ngaptuk VII.

264. Aidemosyne cantans orientalis Lz. Hellm. — Dönje Erok VIII. Kilimandſcharo VIII.

265. Pytilia melba (L.) — Ndjiri VI. Dönje Erok IX. Kilimandſcharo VIII. Ngaptuk X, XI.

266. Pseudonigrita arnaudi [(Puch.] Bp.) — Ndjiri V. Dönje Erok VIII, IX. Marago Ranga V.

Ihre zur Brutzeit an einem Ende verſchloſſenen, ſonſt aber an beiden Enden offenen Neſter fand ich in kleinen Kolonien mit Vorliebe auf jungen Akazien angebracht.

267. Pseudonigrita cabanisi (Fschr. Rchw.) — Yumbe ya Mawe IV. Lafittiberge III.

268. Estrilda astrild minor (Cab.) — Ndjiri VI, VIII. Campi ya Simba XII.

269. Estrilda rhodopyga Sund. — Ndjiri II. Dönje Erok VIII. Ngaptuk X, I. Mittlerer Pangani III.

270. Estrilda erythronotos (Vieill.) — Ngaptuk X.

271. Lagonosticta bruneiceps Sharpe. — Dönje Erok IX. Ngaptuk X, I. Moſchi IV, XII.

272. Ortygospiza polyzona (Tem.) — Kilimandſcharo VIII.

273. Uraeginthus bengalus (L.) — Oberer Pangani IV.

274. Uraeginthus cyanocephalus (Richm.) — Ndjiri V. Ngaptuk X.

275. Uraeginthus ianthinogaster Rchw. — Dönje Erok VIII. Ngaptuk X, XI. Kitumbin-Vulkanſteppe X.

276. Hypochera amauropteryx Sharpe. — Moſchi XII.

277. Vidua hypocherina Verr. — Ngaptuk X.

278. Vidua serena (L.) — Ndjiri VI. Ngaptuk X. Rombo V. Kilimandſcharo VIII. Campi ya Simba XII.

Fringillidae.

279. Passer gongonensis (Oust.) — Ndjiri VI, VIII. Ngaptuk X.

Dieſer große Sperling iſt im Weſten des Kilimandſcharo in den Steppen nicht ſelten, ſeine Stimme ähnelt der unſeres Hausſperlings.

280. Passer rufocinctus Fschr. Rchw. — Kilimandſcharo VIII.

Auch dieſer Vogel zeigt große Ähnlichkeit mit unſerem Hausſperling.

281. Petronia pyrgita (Heugl.) — Dönje Erok VIII. Kilimandſcharo VIII.

282. Auripasser emini (Hartl.) — Ngaptuk X.

283. Poliospiza reichenowi (Salvad.) — Nordweſtl. des Kilimandſcharo VII, VIII.

284. Poliospiza striolata (Rüpp.) — Kirarágua XI.

285. Serinus dorsostriatus Rchw. — Dönje Erok XI.

286. Serinus icterus madarászi Rchw. — Moſchi IV, XII.

287. Spinus citrinelloides hypostictus Rchw. — Maſailand.

288. Emberiza flaviventris Steph. — Ngaptuk X.

289. Fringillaria tahapisi (A. Sm.) — Dönje Erok XI. Yumbe ya Mawe Nordweſtl. des Kilimandſcharo VII, VIII.

Zur Trockenzeit häufig an den Felstümpeln, die in den Hochſteppen im Weſten des Kilimandſcharo noch Waſſer enthalten. Der Vogel benimmt ſich hier ſcheu und vorſichtig.

Motacillidae.

290. Anthus caffer Sund. — Dönje Erok VIII, IX.

Zum erſten Male in Oſtafrika nachgewieſen.

291. Anthus rufulus cinnamomeus Rüpp. — Kirarágua XI.

292. Anthus nicholsoni Sharpe. — Kilimandſcharo VII.

293. Budytes flavus (L.) — Kavirondo XI. Merubergſteppe XI.

Die europäiſche Kuhſtelze fand ich im November zahlreich in Kavirondo am Viktoriaſee, im Januar überall zwiſchen Viktoriaſee und dem Lande Kikuyu.

294. Motacilla vidua Sund. — Maſailand III, VI.

295. Macronyx croceus (Vieill.) — Maſailand.

Die wundervoll gelbe Färbung der Unterſeite dieſes Vogels iſt im Freileben nur ſelten — und bei beſonders günſtiger Beleuchtung — ins Auge ſtechend.

296. Macronyx aurantiigula Rchw. — Ndjiri VI. Dönje Erok VIII. Ngaptuk X. Ngare Nyuki XI. Yumbe ya Mawe IV.

297. Tmetothylacus tenellus (Cab.) — Mittlerer Pangani II. Yumbe ya Mawe IV.

Dieſer, im Männchen herrlich ſchwarzgelb gefärbte Vogel führte in der Steppe bei Pare ya Mabogo im März nach Pieperart einen wundervollen Balzflug in die Lüfte aufſteigend und ſich dann wieder auf die Baumſpitzen niederlaſſend, auf. Unwillkürlich hatte man den Eindruck, einen entflogenen Kanarienvogel wahrzunehmen. In der Eile und infolge der damaligen hohen friſchen Begraſung der Steppe gelang es mir nicht, das Neſt aufzufinden, ſo daß ich vermute, daß die Niſtperiode des Vogels damals erſt begann. Waſſer war, von den Standorten der Vögel an gerechnet, erſt in Entfernung von gegen eineinhalb Stunden anzutreffen.

Alaudidae.

298. Mirafra poecilosterna (Rchw.) — Yumbe ya Mawe II.

299. Mirafra intercedens Rchw. — Ndjiri VI. Ngaptuk X. Dönje Erok VIII, IX. Matiom XI. Kilimandſcharo VIII.

300. Mirafra cantillans (Jerd.) Blyth. — Gonjaſteppe XII.

301. Mirafra albicauda Rchw. — Dönje Erok IX.

302. Mirafra fischeri (Rchw.) — Kahe IV. Mirwani Kibwezi II.

Das Schnarren dieſer Lerche iſt höchſt eigentümlich und weithin vernehmbar. Im Januar, Februar und März habe ich es vernommen; wenn der Vogel 200 Meter weit vom Zelte entfernt ſchnarrt, ſo glaubt man häufig, er ſei in unmittelbarſter Nähe. Das Geräuſch wird, wie ich mit Gewißheit feſtſtellen konnte, durch ſehr ſchnelles Bewegen der Flügel erzeugt, aber nur, wenn der Vogel ein wenig — etwa einige Fuß — in die Höhe ſteigt. Dies Schnarren klingt, als wenn Fiſchbeinſtäbe auf ein dünnes Brett aufgeſchlagen werden. Häufig fällt der Vogel auf den dürren Äſten der Bäume ein.

303. Mirafra africana athi Hartl. — Kirarágua Matiom XI. Kilimandſcharo VIII.

304. Pyrrhulauda leucotis (Stanl.) — Kilimandſcharo VIII.

305. Pyrrhulauda leucopareia (Fschr. Rchw.) — Ndjiri V. Yumbe ya Mawe IV. Kilimandſcharo VIII.

306. Calandrella athensis (Sharpe.) — Matiom XI.

Pycnonotidae.

307. Phyllastrephus nigriceps (Shell.) — Weſtl. des Kilimandſcharo VII.

308. Phyllastrephus striifacies (Rchw. Neum.) — Dönje Erok IX.

309. Andropadus insularis Hartl. — Mittlerer Pangani III.

310. Pycnonotus tricolor (Hartl.) — Dönje Erok IX. Matiom X. Moſchi IV, XI, XII.

311. Pycnonotus layardi Gurn. — Kilimandſcharo.

Überall geradezu immens häufig zu finden; außer ſeinem bekannten „Vierſchaller" läßt er öfter auch einen abgebrochenen Lockton zwiſchendurch hören.

Zosteropidae.

312. Zosterops flavilateralis Rchw. — Mittlerer Pangani III. Dönje Erok VIII, IX. Meruberg.

Nectariniidae.

313. Anthreptes collaris hypodilus (Jard.) — Moſchi IV.

314. Chalcomitra obscura ragazzii (Salvad.) — Moſchi IV.

315. Chalcomitra kirki (Shell.) — Moſchi IV. XII.

316. Chalcomitra aequatorialis (Rchw.) — Ngaptuk X. Moſchi IV.

317. Cinnyris venustus falkensteini Fschr, Rchw. — Ndjiri V, VI. Ngaptuk X, XI. Kirarágua XI. Moſchi IV, XI.

318. Cinnyris mariquensis microrhynchus Shell. — Maſailand.

319. Nectarinia kilimensis Shell. — Moſchi IV, XII.

Paridae.

320. Parisoma boehmi Rchw. — Dönje Erok VIII. Ngaptuk X.

321. Parus fringillinus Fschr. Rchw. — Ngaptuk X.

Dieſe von Dr. Fiſcher bisher nur einmal in einem Exemplare am Meruberg aufgefundene Meiſe wurde in 3 Exemplaren im Oktober am Ngaptukberg, wo ſie in kleinen Schwärmen während größter Trockenheit zur Tränke kam, geſammelt.

322. Anthoscopus musculus (Hartl.) — Ndjiri VI.

Sylviidae.

323. Crateropus jardinei kirki Sharpe. — Moſchi IV.

324. Crateropus hypoleucus Cab. — Dönje Erok IX. Rombo V.

Zu mehreren auf demſelben Zweige ſitzend vereint, läßt dieſer Vogel plötzlich ein eigentümlich klingendes ſcharfes Geſchrei ertönen, in das ſämtliche Mitglieder einſtimmen, und das ebenſo plötzlich wieder verſtummt. Dieſes Geſchrei wird von Schwanzwippen und tiefen Verbeugungen begleitet.

325.*) Erythropygia plebeia Rchw.

Orn. Mutsb. 1904, S. 27—28:

Dritte von Herrn Schillings entdeckte Art. Der E. paena am nächſten, Oberſeite dunkler, Oberkopf wie der Rücken braun, ins Rotbräunliche ziehend; Unterſeite ebenfalls dunkler; Kropf und Körperſeiten braun verwaſchen; ſchwarze Schwanzbinde viel ſchmaler, kaum 10 mm breit; mittelſte Schwanzfedern einfarbig braun, an den Seitenſäumen rotbraun verwaſchen, am Endſaume weißlich. Lg. etwa 145, Fl. 85, Schn. 15, L. 24—24 mm.

326. Erythropygia brunneiceps Rchw. — Kilimandſcharo VII.

327. Tarsiger orientalis Fschr. Rchw. — Kilimandſcharo VII.

328. Cichladusa guttata rufipennis Sharpe. — Dönje Erok XI.

Der lebhaft und melodiſch klingende ſchöne Geſang dieſer Art übertrifft bei weitem die mir bekannten oſtafrikaniſchen Vogelweiſen.

329. Cossypha subrufescens Boc. — Dönje Erok IX. Kilimandſcharo XIIV.

330. Argya rubiginosa Rüpp. — Maſailand.

331. Melocichla mentalis orientalis (Sharpe.) — Kirarágua XI.

332. Cisticola chiniana (A. Sm.) — Dönje Erok VIII, IX. Ndjiri VII.

Ein Exemplar dieſer Art fing ich mit der Hand. Die ſcharf geänderten Grannen einer Grasart hatten die Schwungfedern des Vogels vollſtändig miteinander verklebt.

333.*) Cisticola schillingsi Rchw. n. ſp.

Der C. chiniana ähnlich, aber der Oberkopf nicht rotbräunlich, ſondern ebenſo wie der Rücken dunkel geſtrichelt, die Strichelung ſchärfer als bei C. chiniana; Enden der äußeren Schwanzfedern reinweiß.

Oberſeits auf blaß graubraunem Grunde dicht und ſcharf ſchwarzbraun geſtrichelt, Bürzel eintönig graubraun, Zügel, Wangen und Unterſeite weiß, Kropf Körperſeiten, Unterflügel und Unterſchwanzdecken blaß roſtgelblich verwaſchen, Schenkel roſtgelblich, Schwanzfedern graubraun mit ſchwarzer Binde vor dem weißen Ende, die mittelſten mit matter, verwaſchener ſchwarzer Binde vor dem blaßbraunen Endſaume. Lg. etwa 125, Fl. 63—66, Schw. 57, Schn. 11—12, L. 22 mm.

Von Herrn Schillings am Ngaptuk X und Dönje Erok IX entdeckt.

334. Cisticola terrestris (A. Sm.) — Dönje Erok VIII. Kilimandſcharo VII.

*) Vom Verfaſſer entdeckte Arten.

335. Cisticola nana Fschr. Rchw. — Dönje Erok IX.

336. Cisticola rufopileata Rchw. — Kilimandſcharo VII.

337. Bradypterus bradypterus (Vieill.) — Ndjiri VI.

338.*) Calamocichla schillingsi Rchw. — Ndjiri VI. Maſimani IX. Korrongo III (am mittl. Rufufluſſe).

Orn. Mutsb. 1904, S. 95.

Dieſe, ebenfalls nach dem Entdecker benannte Art ſteht der C. plebeia von Kamerun am nächſten, iſt von dieſer aber durch viel kürzere Läufe unterſchieden. Oberſeits rotbräunlich, roter auf dem Bürzel und den Oberſchwanzdecken ein heller Strich oberhalb des Zügels; Kehle und Mitte des Unterkörpers weiß; Kropf, Körperſeiten und Unterſchwanzdecken fahlbräunlich; Unterflügeldecken blaßbräunlich; Schwingen dunkelbraun, außen rotbräunlich, innen blaß iſabellfarben geſäumt; Schwanzfedern dunkelbraun ins Rotbraune ziehend, ſeitlich rot, bräunlich geſäumt. Lg etwa 170—190, Fl. 77—82, Schw. 77—85, Schn. 15—16, L. 21—22 mm.

339. Camaroptera griseoviridis (v. Müll.) — Mittlerer Pangani III. Dönje Erok IX. Moſchi IV.

340. Sylvietta jacksoni Sharpe. — Ngaptuk X. Moſchi IV, XII.

341. Apalis golzi (Fschr. Rchw.) — Ngaptuk X. Moſchi XII.

342. Orthotomus erythropterus (Jard.) — Maſailand.

343. Prinia mystacea Rüpp. — Ngaptuk X. Ndjiri V. Dönje Erok VIII. Moſchi XI.

344. Phylloscopus trochilus (L.) — Moſchi XII.

Dieſen europäiſchen Laubſänger beobachtete ich mehrere Male am Kilimandſcharo.

345. Acrocephalus streperus (Vieill.) — Dönje Erok XI. Ndjiriſümpfe.

Der Teichrohrſänger war an den Ndjiriſümpfen häufig.

346. Sylvia nisoria (Bchst.) — Nguaſſo Ebor X.

347. Sylvia simplex Lath. — Ngaptuk X.

348. Monticola saxatilis (L.) — Maſailand. Steppe an den Ndjiriſümpfen zahlreich XI. Kiboſhoſteppe XI.

Die europäiſche Steindroſſel traf ich im Dezember 1899 in einem Teil der Steppe, nahe der engliſchen Grenze in der Richtung auf die Djóuluberge zu ungemein häufig, ſo daß ich mindeſtens 70 Stück an einem Tage wahrnahm. Ich konnte nur 2 Exemplare erlegen, da ich keine Schrotflinte mit mir führte, ſondern nur eine Kugelbüchſe, mittelſt welcher die Erlegung des kleinen Vogels — ohne ihn allzu ſehr zu beſchädigen — nicht leicht war. In der Steppe bei Kiboſcho erlegte ich im November ein Exemplar.

349. Monticola cyana (L.) — Ngaptuk XI.

350. Turdus deckeni Cab. — Ngaptuk 2000 Meter hoch X. Soeben ausgeflogener Vogel.

Von der Deckens Droſſel fand ich nur auf dem Ngaptukberge und am Geleï-Vulkan in 2000 Meter Höhe. Im Dezember erlegte ich an erſterem Ort einen eben ausgeflogenen jungen Vogel.

351. Saxicola pleschanka (Lepech.) — Matiomgebirge XI.

Dieſen Bewohner der aſiatiſchen Steppen fand ich wiederholt im Gebiete der Maſaiſteppe, wo er Wintergaſt iſt.

352. Saxicola isabellina Rüpp. — Maſailand.

353. Saxicola pileata (Gm.) — Oberer Pangani W. Yumbe ya Mawe IV. Ndjiri V.

354. Pratincola salax Verr. — Kilimandſcharo IX.

355. Erithacus africanus (Fschr, Rchw.) — Kibwezi II. Djipeſee XII. zahlreich. Ngare Nyuſſi am Meruberg IX. Kiziwani (Kiſuani) am Paregebirge XII.

Anfang Februar 1897 vernahm ich zwei Stunden vor Kibwezi, vom Viktoriaſee zum Kilimandſcharo ziehend, zum erſten Male den herrlichen Schlag dieſer Nachti-

*) Vom Verfaſſer entdeckte Arten.

gall. Von dort bis Massongoleni und etwas darüber hinaus, also in einem nur kleinen Bezirk, war der Vogel sehr häufig, so daß ich Gelegenheit hatte, damals schon den Gesang von etwa 25 Männchen zu hören. Derselbe gleicht, wie ich mich später vielfach überzeugen konnte, dem einer schlechten, oder vielmehr noch nicht „durchschlagenden" europäischen Nachtigall, wenngleich die Tonlage mir im ganzen tiefer, mehr dem Sprosser nahekommend schien. Im März 1903 hörte ich die Nachtigall vielfach am Rufuflusse singen; außerordentlich zahlreich aber war sie an der Karawanenstraße zwischen Jipesee und dem Lagerplatz Kiziwani (Kisuani) vertreten. Hier in einem Gebiet, welches auch der europäischen Nachtigall zusagen würde, hörte ich tagelang im Dezember eine große Anzahl singender Männchen. Auch am Meruberge, und am Mto-Nyuki in der Nähe desselben habe ich diese Art gefunden.

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.

Die Schillings'schen Natururkunden als Wandbilder

Zum Zimmerschmuck, zu wissenschaftlichen und zu Lehrzwecken besorgt die Verlagshandlung **Vergrößerungen** der in diesem Buche wiedergegebenen, zur Vergrößerung geeigneten Original-Aufnahmen als

Wandbilder

Bild-Größe etwa 75×55 cm . . 15 Mark
„ „ 41×30 cm . . 7½ Mark

Genau diese Größen können wegen der verschiedenen Maßverhältnisse der Original-Negative nicht immer eingehalten werden. Andere etwa gewünschte Größen werden nach Vereinbarung berechnet.

Die Vergrößerungen werden auf Bromarytpapier gefertigt, einem milde glänzenden Bromsilber-Gelatinepapier, auf dem das Bild den Eindruck einer schwarzen Photographie macht. Die Bilder sollen durchaus Natur-Urkunden bleiben; es werden daher an ihnen nur rein technische Mängel beseitigt, aber keinerlei sonstige Retouchen vorgenommen, ebensowenig wie die Abbildungen dieses Buches retouchiert worden sind (vgl. Vorrede).

Die Wandbilder werden nur auf feste Bestellung angefertigt; Lieferzeit in der Regel 3—8 Tage nach Eingang der Bestellung.

Jedes Wandbild trägt auf der Vorderseite den Namenszug „C. G. Schillings", die Firma des Verlages und die Jahreszahl 1904; auf der Rückseite einen Zettel mit der laufenden Bildnummer, mit der genauen Benennung und wissenschaftlichen Bezeichnung der betreffenden Tierarten.

Bestellungen sind erbeten an R. Voigtländers Verlag in Leipzig. Die Zusendung erfolgt unter Nachnahme durch die Photographische Lehranstalt des Lettevereins in Berlin, welche die urkundtreue Herstellung der Vergrößerungen freundlichst übernommen hat. Zu den oben angegebenen Bildpreisen treten noch die Kosten der Packung und das Postgeld.

R. Voigtländers Verlag in Leipzig.

5334

DT 12 .S334
Mit Blitzlicht und BuchAPK4838
Hoover Institution Library
3 6105 083 081 922

Julius Hager, Buchbinder